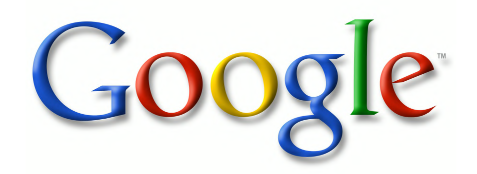





Ger 44,1.20
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
MRS. HARRIET J. G. DENNY,
OF BOSTON.
24 April, 1889.



JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXV.

MIT 6 TAFELN UND 4 HOLZSCHNITTEN.

BONN.

GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.

BONN, BEI ADOLPH MARCUS.

1888.

59

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

Seite

1. Eisernes Dolchmesser aus dem Gardasee. Von J. Naue. Hierzu Taf. I. 1
2. Römerbad Bertrich und seine alten Wege. Von v. Veith. Hierzu Tafel II. 6
3. Die Ueberlieferung der germanischen Kriege des Augustus. Von J. Asbach.
   I. Die Feldzüge des Nero Claudius Drusus. 14
   II. Die Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 und 5 n. Chr. . . . 30
   III. Die Varusschlacht. 34
4. Eine in Köln gefundene römische Terra-cotta-Büste. Von H. Schaaffhausen. Hierzu Tafel III. 55
5. Die römische Grabkammer zu Köln unter der Casinostrasse. Von H. Düntzer. 74
6. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn. Von Josef Klein. Hierzu 1 Holzschnitt. 85
7. Römisches aus Rheinhessen. Von Jakob Keller. 96
8. Ein Bischofsgrab des XII. Jahrh. im Wormser Dom. Von Friedrich Schneider. Hierzu Tafel IV—VI. 106

II. Litteratur.

1. Wilhelm Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Angez. von Schaaffhausen. 116
2. Hermann Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit, zweiter Band. Von Diokletian bis zum Tode Theodosius des Grossen. Angez. von Wiedemann. 120
3. Dr. W. Harfter, Katalog der historischen Abtheilung des Museums in Speier. Angez. von Mehlis. 123
4. Dr. August Weckerling, Die römische Abtheilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. Zweiter Theil. Angez. von Ihm. 125
5. Hermann Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen. Angez. von Ihm. 127
6. Feu Paul-Emile Giraud et Ulysse Chevalier, Le mystère des trois doms. Angez. von Hauptmann. 129
7. Dr. Julius Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Mit 1 Karte und 59 Tafeln Abbildungen. Angez. von Schaaffhausen. 130

III. Miscellen.

Seite
1. Altbabylonische Nekropolen. 136
2. Altscheid. Münzfund. Von van Vleuten. 137
3. Inschriften vom Grossen St. Bernhard. Von Ihm. 138
4. Bonn. Interessante Handschrift betr. die Münsterkirche. Von Wiedemann. 139
5. Bubastis. Ausgrabung des grossen Tempels. Von Wiedemann. . . 140
6. Einige Statuetten von Thiergestalten in Bronze. Mit Abbildung. Von Herstatt. 142
7. Eine untergegangene Burg bei Dürkheim und die Klosterburgen der Abtei Limburg. Mit 2 Abbildungen. Von Mehlis. 144
8. Zur älteren Geschichte der Düsseldorfer Gemarkung. Von Koenen. 147
9. Entdeckung eines etruskischen Tempels. 154
10. Ueber Glasspiegel im Alterthum. 156
11. Gondorfer Thurm an der Mosel. Von v. Veith. 157
12. Zum Isiskult. Von Wiedemann. 158
13. Germanische Votivdative in Matronen- und Nymphennamen. Von Christ. 159
14. Mehlem. Römische Ziegel. Von Wiedemann. 161
15. Gräberfeld zwischen Nieder- und Oberbieber. Von Düssel. 162
16. Zur Erforschung von Nouaesium. Von Koenen. 165
17. Alte Mainbrücke bei Seligenstadt. Von Kofler. 169
18. Bestattung in grossen Krügen. Von B. 170
19. Der angebliche Sarkophag Alexander des Grossen. Von Sch. 171
20. Zu Frontinus. Von Wolf. 172
21. Zu Frontinus I, 3. Von Wolf. 175
22. Römische Terracotten. Von Sch. 176
23. Tell el Amarna. Thontafelnfund. Von Wiedemann. 177

IV. Berichte.

General-Versammlung des Vereins Bonnensia. 178
Die Winckelmannsfeier in Bonn. Von Sch. 181

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Eisernes Dolchmesser aus dem Gardasee.

Hierzu Tafel I.

Dieses hochinteressante und wegen der vortrefflichen Erhaltung der reich mit Eisenbeschlag verzierten Holzscheide bis jetzt einzig dastehende Messer aus der jüngeren Hallstattperiode (abgebildet Taf. I, Fig. 1, 2 u. 4 in $^1/_2$ natürlicher Grösse) wurde im Spätherbste 1886 in der Nähe von Peschiera aus dem Gardasee gefischt und mir ganz kurz darauf zum Ankaufe für meine Sammlung angeboten, der ich es denn auch einverleiben konnte.

Messer dieser Gattung mit nach vorn geschwungener Klinge, breitem Rücken und ähnlichen oder gleichen Griffen sind in Gräbern der jüngeren Hallstattperiode nördlich von den Alpen bis jetzt nicht allzuhäufig gefunden worden; mehrere derselben zeichnen sich durch besondere Grösse und Schwere aus (so u. a. ein von mir in einem Grabhügel bei Fischen — in Oberbayern — gefundenes; abgebildet in meinem Buche: „Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffel-See". Taf. XVII, 8, wo auch auf Taf. XVII, 9, noch ein zweites, weniger grosses Messer mit fragmentirter Klinge, aber mit vortrefflich erhaltenem Griffe, publicirt ist), weshalb sie auch von v. Sacken[1]) als „Hackmesser" bezeichnet werden, „die wohl beim Opfern gebraucht worden seien"; Tischler nennt sie „Säbelmesser"; eine Bezeichnung, die für die grossen, schweren und stark gekrümmten Messer richtiger erscheint. Aber für die etwas kleineren Eisenmesser mit beinahe ganz geraden oder mit weniger, als die vorerwähnten, geschweiften Klingen passt der Name „Säbelmesser" doch nicht ganz und habe ich es des-

1) Das Grabfeld von Hallstatt S. 88.

halb vorgezogen, sie „Dolchmesser“ zu benennen, womit ihr Gebrauch als Stosswaffe zugleich bezeichnet würde. Denn wenn man ein derartiges Messer in die Hand nimmt, fühlt man sofort, dass es als eigentliches Messer nicht recht zu verwenden ist; legt man aber den mittleren Grifftheil in die innere Handfläche, indem man ihn mit den vier Fingern fest umschliesst und den Daumen auf den Griff hält, so wird die Verwendung des Messers als Stosswaffe, und zwar als sehr gefährliche, sofort klar; dazu waren denn auch diese Messer fast ausschliesslich bestimmt. Einen weiteren Stützpunkt erhält diese Annahme noch dadurch, dass wir mehrere geradklingige eiserne Dolchmesser kennen, deren Griffknäufe nur in vorbezeichneter Weise gefasst werden konnten; einige derselben hatten noch die Ueberreste von Bronzescheiden. Lindenschmit bezeichnet derartige einschneidige Messer als Dolche, was wohl nicht ganz richtig sein dürfte, da man unter Dolch eine kurze, zweischneidige Stosswaffe versteht.

Schon in der älteren Hallstattzeit treten kurze Eisenmesser mit leicht geschweiften Klingen auf; sie gehören meisten zu dem Inventare der Frauengräber. In der jüngeren Hallstattszeit, in welcher diese so merkwürdige Culturepoche ihren Höhepunkt erreicht, wird dann die Klingenform geschwungener und das Messer immer grösser; zum ersten Male treten nun auch die eigenthümlichen Eisenplattenbelege der Griffzungen auf. Diese aussen abgerundeten Eisenplatten sind aber auf die Griffzunge nicht durch von aussen eingeschlagene Nägel festgenietet, sondern müssen auf eine sinnreiche Weise durch kurze Stifte befestigt worden sein, welche durch die Griffzunge gingen und die in correspondirende eingebohrte Löcher der Griffplatten eingelassen wurden. Da auf diesen keine Vernietung wahrzunehmen ist, auch das Löthen in jener frühen Zeit unbekannt war, so kann nur an eine solche Art der Befestigung gedacht werden.

Die in unseren Grabhügeln gefundenen Eisenmesser haben keine Scheiden gehabt; wäre dies der Fall gewesen, so würden sich bei einigen doch Ueberreste des Holzes erhalten haben, wie wir solches bei den Eisenschwertern aus dieser Periode immer antrafen. Dagegen besitzen die Dolchmesser häufig Scheiden von Holz mit dünnem Bronzeblech überzogen oder nur von Bronzeblech.

Lindenschmit bildet in seinem Werke: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“, Band III, Heft IV, Taf, 1, Fig. 2 u. 3, Band IV, Heft I, Taf. 2, Fig. 1 und in: „Die vaterländischen Alterthümer der Fürstl. Hohenzollernschen Sammlungen“, Taf. XV, Fig. 23 und

Taf. XVIII, Fig. 1 dergleichen Dolchmesser ab, ebenso v. Sacken, a. a. O. zwei Exemplare auf Taf. VI, Fig. 10 u. 11.

Geschweifte grössere Säbelmesser ohne Scheiden, aber mit ähnlichen Griffen wie unseres, finden wir bei Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Band II, Heft VI, Taf. 4, Fig. 2, 3, 5, dagegen ist Fig. 4 mit Bronzegriff und Bronzescheide wohl schon als Dolchmesser zu bezeichnen; ebenso auch das schöne Exemplar von Este (abgebildet in den „Notizie degli scavi di antichità etc.; Gennaio 1882.“ Tav. VI, 20), dessen Bronzescheide mit einer Krieger- und zwei Thier-Figuren u. s. w. verziert ist[1]). Aber unter den bis jetzt bekannten gerad- oder krummklingigen Dolchmessern befindet sich keines in Holzscheide mit reich ornamentirtem Eisenbeschlage verziert, in Folge dessen unserem Messer eine ganz besondere Bedeutung zugesprochen werden muss.

Die vortreffliche Erhaltung der Holzscheide desselben haben wir dem glücklichen Umstand zu verdanken, dass es in der Nähe von Peschiera von Fischern aus dem Gardasee gezogen wurde. Die Totallänge des Messers mit der Scheide beträgt 36,2 cm, die Länge der Scheide 25 cm, die Breite derselben oben 6,6 cm, in der Mitte 6,4 cm, unten vor der Ausschweifung 3,6 cm, die Breite des ausgeschweiften Endes 6,9 cm. Die Totallänge des Messers ist 34,9 cm; davon treffen auf den Griff 11,4 cm und auf die Klinge 23,5 cm, indess die Breite dieser oben am Griffansatze 3,8 cm beträgt. Wenn wir das Messer mit der Scheide der Länge nach vor uns hinlegen, so erscheint die Form einem Fische ähnlich, was sich hauptsächlich in der Profilirung der Scheide ausspricht.

Betrachten wir zuerst das Messer selbst Fig. 2, so sehen wir den Griff auf der Vorderseite mit drei Bronzenägeln besetzt und den unteren Griffabschluss mit einem bandartigen, an beiden Seiten durch je zwei erhabene Horizontalrippen verzierten Streifen umgeben, wodurch der Griff in organischer Weise mit der Scheide, resp. deren Beschläge verbunden wird. Dieser Griffabschluss besteht aus einer Eisenhülse, die über einen hölzernen Kern geschoben ist.

Fast unmittelbar unter dem Griffabschlusse beginnt die leise Schwingung des Klingenrückens, und zwar zuerst nach oben, resp. nach

1) Ein sehr ähnliches Eisenmesser, dessen Griffzunge jedoch mit Holzschaalen belegt war, habe ich im vergangenen Jahre aus einem Grabhügel der jüngeren Hallstattzeit zwischen Aidling und Riegsee — Oberbayern — gefunden.

aussen, dann mehr nach innen, um endlich kurz vor der Spitze in feiner Linie wieder etwas nach auswärts emporzusteigen. Der oben 8 und unten (an der Spitze) 4 mm starke Klingenrücken ist nach aussen abgerundet, nach innen jedoch abgeschrägt (siehe den Durchschnitt der Klinge Fig 3) und wird hier auf jeder Klingenseite durch drei mit dem Rücken parallel laufende, vertiefte Linien und drei dazwischen liegende Rippen abgeschlossen. Die vertieften Linien sind sicher als schmale Blutrinnen aufzufassen.

Die Scheide, Fig. 1 u. 4, besteht aus zwei aufeinandergefügten Holzplatten, über welche eine Eisenhülse geschoben ist, die auf der Vorderseite mit durchbrochen gearbeiteten Ornamenten verziert wird, indess die Rückseite nur fünf flache Bänder hat. Die Seiten der Eisenhülsen sind abgerundet.

Allem Anscheine nach war das Holz der Rückseite mit einem feinen Leder überzogen, die Farbe auf dieser Seite ist ein gesättigtes Rothbraun, dagegen zeigt das Holz in Folge des langen Liegens im Wasser ein glänzendes Schwarz.

Aus der Zeichnung Fig. 1 ersieht man am besten, in welch' vortrefflicher Weise die Vorderseite der Scheide ornamentirt ist und möchte ich deshalb zur Vergleichung mit dem Nachfolgenden darauf hinweisen. Die fünf runden Knöpfe bestehen aus Bronze, und sind die am Ende befindlichen zwei, da sie als Abschlüsse dienen, grösser als die drei mittleren angefertigt worden, auch ragen diese weniger wie jene aus der Oberfläche hervor. Schon diese Anordnung ist wesentlich, da sie von grossem Verständniss zeigt; ebenso richtig sind die Ornamente angeordnet; hauptsächlich das achtspeichige Rad, dessen Centrum mit feinem Takte nicht in die Mitte der Scheidenlänge, sondern etwas mehr nach oben gelegt wurde. Auch das obere kurze und stark erhabene Band mit den leider jetzt fehlenden zwei rosettenförmigen Seitenknöpfen, und der ebenfalls starke untere Mittelstab sind vortrefflich angeordnet. Aus der schwanzförmigen Basis erhebt sich der eben erwähnte Mittelstab und ist mit einem Bronzeknopf an der Kreuzungsstelle des von der Rückseite herumgehenden Eisenbandes verziert; von dieser Basis entwickeln sich nun nach oben die Ornamente in ganz organischer Weise und zwar so, dass das Rad sowohl nach unten als nach oben von dem Mittelstabe gefasst wird.

So unscheinbar dieses ist, so sehr muss es doch hervorgehoben werden; denn durch das richtige Eingreifen aller Theile in einander erhalten wir den Beweis für die wohldurchdachte und mit grossem Ver-

ständnisse ausgeführte Ornamentirung der Scheide, die vor allem sich streng an die gegebene Form hält und durch eine stilvolle Decorirung mit verhältnissmässig wenig Mitteln den Eindruck des Reichen und Prächtigen erzielt. Gerade in jener Bethätigung liegt der Schwerpunkt der so hochentwickelten Hallstattcultur. Sowohl die Scheidenbeschläge, als auch die Messerklinge sind vortrefflich gearbeitet und beweisen recht schlagend, auf welch hoher Stufe in so früher Zeit schon die Kunst des Eisenschmiedens gestanden hat.

Wahrscheinlich gehörte das Dolchmesser zur Ausrüstung eines Anführers und war mit Hülfe der jetzt fehlenden Rosetten an einem Wehrgehänge oder an dem Leibgürtel befestigt. Wenn wir nach der schön verzierten Waffe auf die übrigen Rüstungstheile des ehemaligen Besitzers schliessen dürfen, so ist wohl anzunehmen, dass auch diese mit den weiteren Schmuckstücken in gleicher Weise ausgeführt waren. Wie sehr wäre es deshalb zu wünschen, wenn im Laufe der Zeit noch einige derselben aus der Tiefe des Sees gehoben werden könnten!

Dr. J. Naue.

Erklärung der Tafel I.

Figur 1. Das Dolchmesser in der Scheide, Vorderseite. 1/2 natürl. Grösse. S. 3 u. 4.

Figur 2. Das Dolchmesser aus der Scheide gezogen. 1/2 natürl. Grösse. S. 4.

Figur 3. Klingendurchschnitt, natürl. Grösse. S. 4.

Figur 4. Die Scheide, Rückseite. 1/2 natürl. Grösse. S. 4.

---

2. Römerbad Bertrich und seine alten Wege.

Hierzu Tafel II.

1) Das schöne Bertricher Thal, welches bei Alf in die Mosel mündet, zog durch seine heilkräftigen warmen Quellen schon vor anderthalb Jahrtausenden die römischen Welteroberer zu festen Ansiedlungen in diese Gegend. Von den Höhen der vulkanischen Eifel bei Kelberg (527 m über dem Meeresspiegel) durchströmt der rauschende, von Forellen belebte Uessbach sein oft 200 m tief eingeschnittenes, gewundenes Felsenbett, und bildet bei Bertrich einen Thalkessel von 1000 m Länge, 200 m Sohlbreite, 150 m über der Nordsee, von 200 m hohen Felshängen umschlossen, dessen Palmberg mit seinen immergrünen Buxbaumbüschen das freundliche Wiesenthal gegen die rauhen Nordwinde des Eifelgebirges schützt.

Am Fuss des Palmberges, wo sich im Parkwalde zwischen Kurhaus und Bonsbeurer Brücke die scharfen Felsvorsprünge des Thales enger zusammenschliessen, entspringen dem steilen Hange, an dessen Fuss die Reste eines ehemaligen Lavastroms zwischen den Basaltblöcken des Uessbach erkennbar sind, zwei reiche Mineralquellen von 20^{0} Reaumur, 60 m über dem Moselthal bei Alf. Die warmen Quellen sind von mineralischen Salzen gesättigt, welche für Trink- und Badekur im Sinne eines milderen Carlsbader Sprudel vielen Tausenden gichtischen und nervösen Kranken Gesundheit und körperliche Frische wiedergaben. Die oft überraschende Wirkung dieser Thermen wird durch die milde schöne Luft des Bertricher Thals erhöht, dessen schattige, abwechselnde Spaziergänge zur lieblichen Elfen-Mühle, zum Wiesenthal des Römerkessel, durch die prachtvollen Hochwaldungen der Försterei Bonsbeuren und zu den wunderbaren Kratern führen, während der gegen etwaige Unbilden des Wetters geschützte freundliche Kurgarten mit seinen Promenaden an den dabei gelegenen guten Hotels Pitz, Klerings etc. allen Anforderungen eines angenehmen Aufenthalts entspricht.

Aus dem Moselthal (+ 90 m) führt von der Eisenbahnstation Bullay über Alf eine schattige Chaussee, den wechselnden Krümmungen

des Uessbach folgend, in einer Stunde nach Bertrich, geht von hier und von der Elfen-Mühle in künstlichen Serpentinen an jenen alten Vulkanen vorbei über Kenfus nach Lutzerath zur Römerstrasse Trier-Andernach-Coblenz, auf die wir später zurückkommen. In einer hübschen Beschreibung[1]) des Bades Bertrich findet so das Dichterwort des alten Horaz seine hier zutreffende Anwendung:

„Ille terrarum mihi praeter omnes Angulus ridet".

2. Römische Alterthümer.

Die Römer wussten, wo es hübsch war, heimathliche Stätten zu bauen, und so fanden sich im heutigen Kurgarten von Bertrich neben dem Felsbrunnen des Palmberg in neuester Zeit die Reste einer Brunnenfassung, Wasserleitungen und bequem eingerichtete römische Bäder[2]). Eine kleine Sammlung römischer Alterthümer in der Wandelbahn des Kurgartens bekundet, dass die Römer jene Bäder durch einen Säulentempel schmückten. Skulpturen aller Art wurden in dessen Nähe gefunden, auch römische Ziegel, leider ohne Stempel. Zweifelhaften Herkommens ist die schöne Marmorvase, von Delphinen getragen, 1 m hoch, nach Angabe der Bade-Inspektion im vorigen Jahrhundert tief im Schutt gefunden, früher am Trinkbrunnen, jetzt am Rondel aufgestellt. Die künstlerische Ausführung der Details, vom Quellensinter überzogen und theilweise verdeckt, deutet auf ehemalige Verwendung am Brunnen.

Dem römischen Brunnentempel entsprach ein zweiter Tempel, dessen Säulenreste auf der Höhe der 300 m entfernten jetzigen Pfarrkirche gefunden wurden, und in derselben Entfernung kamen auf der inselartigen Höhe des sogenannten Römerkessels, an der romantisch gelegenen Stelle der kleinen evangelischen Kirche die Säulenreste und Kapitäle eines dritten Tempels zu Tage. Die Insel des Römerkessels wurde früher im weiten Bogen des Wiesenthals vom Uessbach an dessen Felsrändern umflossen, bis diesem neben der Alfer Chaussee ein neues Bett für kürzeren Lauf angewiesen wurde, ohne die Mühlen zu stören, deren Betrieb das starke Gefälle des Baches benutzen.

Zwischen dem Römerkessel und dem Kurgarten deuten neben der

---

1) Bad Bertrich und seine Heilquellen von Sanitätsrath Dr. Cüppers, Neuwied 1884.

2) Bonner Jahrb. für Alterthumsfr. im Rheinlande 7, 28, 29, 31, 50, 58, 64, 70, 72, 77.

alten Strasse gefundene römische Fundamente und Alterthümer auf ehemalige römische Wohnstätten hin, so beim Neubau des Hotel Klering, an der Bierhalle, am Mühlbach, bei Schmitz, überall mit hier gefundenen römischen Münzen. Von letzteren wurden ausserdem im Jahre 1876 am rechten Thalhange des Uessbach auf einer kleinen Feldparcelle des Igelkopf, 500 m südlich vom Schweizerhäuschen mehrere Tausende gefunden, in zusammengebackenen Rollen und in meist zerstörten Resten von Sackleinwand verpackt[1]).

Herr Klerings, Mitglied unseres Vereins, Hotelbesitzer in Bertrich, der seit vielen Jahrzehnten lebhaftes Interesse für die dortigen römischen Alterthümer Bertrichs und seiner Umgebung gezeigt hat, bewahrt zahlreiche Münzen jenes Fundes, vorherrschend dem dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. angehörend, zu welcher Zeit demnach vermuthlich das Römerbad Bertrich bestand.

Das heutige Dorf hat seine Ackerfelder auf dem bis 200 m über dem Uessbach liegenden Bonsbeurer Plateau, und einige kleine Parcellen im Thal, so am rechten Ufer des Bachs zwischen der Bonsbeurer Brücke und der weissen Kapelle das sogenannte Kuheck, etwa 4 ha gross, wohl seit ältester Zeit kultivirt. Dafür sprechen die 1 bis 2 m hohen Terrassen, auf denen im Jahr 1858 die Fundamente einer römischen Villa mit Alterthümern, Münzen etc. gefunden wurden, ebenso wie die Marmorstatuette der Diana, $^1/_2$ m hoch, jetzt im Berliner Museum[2]), ferner ein Votivaltar des L. Taccitus, den Heilgöttinnen Devercana und Meduna geweiht[3]), deren alte Namen vielleicht einst die heutige Bezeichnung des christlichen Bertrich ersetzten.

Neben dem Römerwege, der dort von der Bonsbeurer Brücke auf den Heinzenberg führt, wurden von Hrn. Klerings Römergräber aufgedeckt, von Ziegelsteinen und Platten quadratisch 40 cm hoch zusammengestellt, mit Urnen, Krügen, Lampen, Münzen Domitian's, Statuette einer sitzenden Minerva, 20 cm hoch[4]). Eine vierseitige, $5^1/_2$ cm hohe broncene Sternfibula, jetzt im Besitz des Sanitätsrath Cüppers, zeigt in ihren Feldern und in der Mitte Reste von blauem und weissem Email. Beim Bau der hübschen Villa Concordia des Hrn. Cüppers

---

1) Bonner Jahrbücher 58, S. 159.

2) Bonner Jahrbücher 29, S. 78.

3) Bonner Jahrbücher 29, S. 170 und 50, S. 172.

4) Bonner Jahrbücher 64, S. 185 und 77, S. 213.

an der Bonsbeurer Brücke wurden ebenfalls römische Alterthümer, namentlich starke römische Mauern gefunden.

3. Wege aus der Römerzeit.

A. Alf—Bertrich—Bonsbeuren—Reil.

Aus dem Moselthal von Alf und Reil her führte im Uessbachthal ein alter Weg theils neben, theils unter der heutigen Chaussee nach Bertrich, als dieser Ort, wie wir oben sahen, an der hier 6 m breiten Strasse mit römischen Wohnhäusern besetzt, und am höheren Thalrande mit jenen drei Tempeln geschmückt war.

Während die heutige Chaussee vom jetzigen Kurgarten thalaufwärts, auf dem linken Ufer des Uessbach bleibt, ging der alte Weg über die Bonsbeurer Brücke durch den Kuheck in Serpentinen neben der jetzigen Communalstrasse auf den Heinzenberg, und zeigt noch jetzt neben den oben erwähnten Terrassen und Römergräbern den theilweise wohl erhaltenen, $1/2$ m hohen Damm mit Kies und Steinen, 1,20 m = 4 römischen Fuss, stellenweise 1,48 m = 5 römischen Fuss = 1 passus breit. Auch an andern Wegen auf Hontheim und Kenfus finden wir diese geringen Breiten, nach Varro und Ulpian das Maass des römischen actus, für ein Wagengeleise gerade noch ausreichend, während die via (voie) gesetzlich „duo capit actus", das sind 8 römische Fuss, die Staatsstrasse dagegen, wie wir sehen werden, mindestens 15 römische Fuss breit war.

Unser Weg führt vor Erreichung der Heinzenberger Höhe in die jetzige Communalstrasse und lässt sich über Bonsbeuren, und quer über den markirten Höhenrücken des Kondelwald auf Reil und Alf im Moselthal verfolgen. Auf jenem langgestreckten Rücken des Kondelwald durchschneidet ihn bei Rödelheck, ca. 500 m über der Nordsee, ein in neuerer Zeit gebauter Forstweg von 6 m Breite, der nach Aussage des dortigen Försters von jeher diese Breite hatte, und gleich dem alten Bertricher Wege von Hontheim, die Trier-Coblenzer Römerstrasse von Wispelt her über Rödelheck an der Fabrik im Uessbachthal vorbei mit Alf verbindet.

B. Bertrich—Elfen-Mühle—Hontheim.

Aus der ebenbeschriebenen Bertricher Strasse führt an der weissen Kapelle von der Heinzenberger Communalstrasse ein alter Weg über den Linnigbach und durch einen Hohlweg des Sesenwaldes, hier und an andern engen Felddurchgängen nur 1,20 m breit, zum oberen Theil

des Wasserfalles am Elbesbach beim Käsekeller der Elfen-Mühle. Der Weg ging nördlich vom Wasserfall in einem deutlich erkennbaren Wiesenstreifen zum Uessbach thalaufwärts, überschritt diesen etwa beim Meterstein 9 der jetzigen Chaussee, erstieg den Thalrand an der Müllischwiese, ging auf Kenfus, wie wir bei der Trier-Andernacher Römerstrasse sehen werden.

Die seit 1865 chaussirte Communalstrasse zwischen Bertrich und Hontheim verlässt die Hauptstrasse an der Elfen-Mühle beim Meterstein 9,5, ist 5 bis 6 m breit, und während der alte Weg von der Brücke über den Elbesbach die Thalsohle des Elbes- und Kardelbaches auf Hontheim verfolgt, geht die Communalstrasse parallel damit am linken Thalhange beider Bäche bis zur Vereinigung der Wege auf Hontheim, und erreicht hier die Römerstrasse Trier—Andernach—Coblenz.

C. Die Römerstrasse Trier—Andernach—Coblenz

wird weder im Itinerar noch in der Peutinger'schen Tafel genannt, zeigt nur stellenweise ihren dammartigen Bau, ähnlich ihrer Schwesterstrasse über den Hunsrück von Trier über Noviomagus (Neumagen) nach Bingen, welche in allen Itinerarien genannt wird. Letztere Strasse gehört wahrscheinlich der Zeit des Kaisers Augustus[1]), unsere Moselstrasse wohl erst dem 4. Jahrhundert n. Chr. an. Ihr Bau über Kaiseresch hinaus auf Andernach und Coblenz scheint, nach den schwachen Spuren derselben, gar nicht vollendet zu sein, als die Franken zu Anfang des 5. Jahrhunderts auf dem linken Rheinufer von Köln her nach Westen vordrangen. Kriege, spätere Bodenkultur, namentlich aber das stets wiederholte Anschwellen der vielen tiefeingeschnittenen Bäche und spätere Strassenbauten zerstörten diese Römerstrassen stellenweise bis zur Unkenntlichkeit, so dass oft selbst die Richtungslinien gänzlich verschwunden sind, beispielsweise am Uessbach oberhalb der Entersburg, ähnlich wie am Fuss des Idarwaldes zwischen dem stumpfen Turm und Kirchberg. Bei der topographischen Aufnahme der Generalstabsblätter Cochem und Simmern im Jahre 1850 konnte ich hier die schnurgerade Linie der Strasse durch das Fernrohr des Instrumentes nur nach einzelnen schmalen kurzen Heckenabsätzen in den Wiesenthälern feststellen, wo dann Ausgrabungen die Steine der Römerstrasse unter dem sonst ebenen Boden nachwiesen.

Die römische Moselstrasse, die uns bei Bertrich vorzugsweise

---

1) Bonner Jahrbücher 68. S. 8.

interessirt, geht von der Moselbrücke bei Trier über Biewer, unterhalb Ehrang, mehr oder weniger deutlich sichtbar an der Quint über Föhren, Hetzerath, Esch, Wispelt, Hontheim in zwei Strängen über den Uessbach auf Kenfus, Driesch, Kaiseresch, theilt sich von hier über Mayen auf Andernach, über Polch nach Coblenz.

Zwischen Wispelt und Hontheim zeigt sie deutlich die ursprüngliche, vom Major Schmidt vor 50 Jahren beschriebene und durch ein Profil erläuterte [1]) Bauart. Der 2 m hohe Damm hat eine 1 m starke Steinlage, unten Bruchsteine mit grösseren Randsteinen (margines), darüber Schichten von Kieseln, Lehm, Kies und Sand, mit flach gewölbter oberen Breite von 6 m = 20 römische Fuss, die Seitenböschungen mit ganzer Anlage [2]).

Bei Hontheim ist der Damm dieser Strasse verschwunden, deren Nebenstrasse sich nordwärts über Strotzbüsch, Mehren, Daun, Dockweiler, Hillesheim zur Trier—Kölner Römerstrasse fortsetzt, während die Hauptstrasse am nördlichen Ausgange von Hontheim beim Metersteine 34,1 ihre Richtung auf Driesch und Kaiseresch verfolgt, als erste nördliche Transversale über den Uessbach.

a) Erste Transversale Hontheim, Entersburg, Driesch.

Wir sehen hier nur noch den 2 bis 3 m breiten Feldweg, zweckmässig zum Uessbach geführt. 400 m oberhalb der Entersburg ist die Strasse kaum noch erkennbar. Ebenso undeutlich ist sie im tiefeingeschnittenen Ummersbach, in welchem sie, durch Regengüsse zerstört, die Höhe halbwegs Kenfus—Lutzerath, und nahe einem ehemaligen Signalhügel die jetzige Bertrich - Lutzerather Chausee erreicht. Jener Hügel, welcher ohne nachweisbaren Grund oft als Grabhügel bezeichnet wird, deutet um so mehr auf solchen Signalhügel hin, als an den ältesten Wegen dieser Gegend sich ein ganzes System derselben in ziemlich gleichmässigen Entfernungen von 2 bis 3 römischen millien nachweisen lässt, die höchsten, markirtesten Punkte bezeichnend, so südlich bei Strotzbüsch (Hontheim), zwischen Wispelt und Olkenbach, Rödelheck, Facherberg, nördlich bei Driesch und an der Strasse auf Kaiseresch entlang, ebenso wie in südlicher Richtung über Esch auf Trier.

1) Bonner Jahrbücher 31. Heft, S. 62.

2) Ganz ähnliche Profile zeigte nach Romberg's Zeitschrift Nr. 19 vom Jahre 1879 die Römerstrasse im Hunsrück, welche der Kreisbaumeister von Nehus bei Raversbeuren östlich von Trarbach an mehreren Stellen sorgfältig untersuchte und mass, 1 m hohe Steinschicht, obere Breite 6 m.

Zwischen Kenfus und Driesch vereinigten sich die beiden Transversalen, und die Römerstrasse führte auf Kaiseresch, meist von der Chaussee überdeckt, nur stellenweise seitwärts derselben erkennbar.

Die Römerstrasse ging also nicht über die heutige Lutzerather Kehr.

Die bereits erwähnte Entersburg ist ein von Natur vertheidigungsfähiger Inselberg, in einer engen Schleife des Uessbach gelegen, von Bertrich und der Elfen-Mühle her durch einen Fussweg im Thal erreichbar. Baureste einer ehemaligen Befestigung sind an der Entersburg nicht zu erkennen, welche eine terrassirte, bewaldete Felskuppe 50 bis 60 m über dem Bach bildet. Herr Klerings versichert, auf einem Felsabsatz römischen Mörtel einer 6 m langen Mauerlinie gefunden zu haben und gab mir einige Kalkproben mit Ziegelbrocken gemischt. Eine Römerwarte oder ein Sperrpunkt der Strasse hätte hier bei der tiefen Lage zwischen den dominirenden Felshöhen von Hontheim und Kenfus freilich nicht zweckmässig gelegen, wo man bisher einen Schlupfwinkel für Wegelagerer annahm.

b) Eine zweite Transversale Hontheim, Elfen-Mühle, Kenfus, Driesch über den Uessbach

geht aus der Gegend der Hontheimer Kirche in der Richtung der Bertricher Communalstrasse nach Osten hin. Sie verlässt diese Strasse am Kardelbachthal, verfolgt in $1^1/_2$ m Breite, vielfach überwachsen, die Sohle des Bachs und dann des Elbesbachs während die Communalstrasse am höheren Thalrande angelegt ist, und die Römerstrasse an der Elbesbach-Brücke wieder erreicht. Die Strasse ging oberhalb der 10 m hohen Wasserfälle, an der interessanten Käsegrotte bei der Elfen-Mühle, auf einer Wiesenrampe, welche deutlich den ehemaligen Lauf des Weges bezeichnet, zum Uessbach, überschritt denselben an der Müllischwiese beim Chaussee-Meterstein 9. Beim Meterstein 9,1 zweigt sich am Buchenwalde von der Chaussee der ehemalige Communalweg auf Kenfus ab, der wegen seiner starken Steigung, stellenweise 1 : 10, verlassen, und im Jahre 1860/61 durch die Chaussee mit ihren künstlichen Serpentinen an der Entersburg vorbei, ersetzt wurde.

Nördlich seitwärts neben dem Communalweg ist der Römerweg am Wald- und Wiesenrande erkennbar, stellenweise nur 2 bis 3 m breit. Er führt zur Maischquelle, dem Tränkeplatz der Kenfuser Heerden, von wo ein Seitenweg zu den schönen Fels- und Kraterresten der Falkenley geht. Von Kenfus her geht nach Süden hin am Facherberg vorbei ein gut geführter 4 m breiter Weg, den Erdenbach auf seinem rechten Thalufer begleitend, über Uessbacher Mühle nach Alf.

Nördlich bei Kenfus (Ken=Kem=Kim) sollen, nach Angabe glaubwürdiger Bewohner, in der Richtung auf Driesch Reste eines Basaltpflasters der Strasse gefunden sein, als man dort Abwässerungsgräben anlegte. Von Driesch auf Kaiseresch liegt die Römerstrasse meist unter der heutigen Chaussee oder ist links neben derselben, namentlich am tiefen Einschnitt des Marterthales zu erkennen, wobei hier wie anderwärts die richtige Führung derselben durch das schwierige Terrain unsere Aufmerksamkeit verdient.

Die beiden Transversalen unserer Römerstrasse über den 200 m tief eingeschnittenen Uessbach erinnern an die Doppelwege der Trier—Kölner Römerstrasse, von der Mosel her bei Trier und Biewer, vom Rhein her am Thalrande der Ville bei Roesberg[1]), um in den steilen Engwegen solcher schwierigen Uebergänge jede Kreuzung der Kolonnen vermeiden zu können, indem am Theilpunkte der Doppelwege jeder Kolonne eine nur für sie allein bestimmte Strasse angewiesen wird.

Vorstehender Beitrag über Bertrich und dessen Umgebungen in der Römerzeit sollte die bisherigen Studien und Angaben[2]) über unsere heimathliche Moselgegend ergänzen helfen, deren Land und Leute Ausonius und Venantius Fortunatus schon vor anderthalb Jahrtausenden in so anziehenden werthvollen Bildern schilderten. Auch in militärischer Beziehung wurde die Wichtigkeit des starken Mosel-Abschnitts von jeher gewürdigt, und im Laufe der Zeiten oft benutzt. Es sprechen dafür die zahlreichen Uebergangstrassen der Römer über die Mosel bei Neumagen, Trarbach, Reil und Alf, Cochem, sowie die vom Professor Klein durch Ausgrabungen jetzt näher untersuchten Vorberge von Treis zwischen Pommern und Carden[3]). Weiter unterhalb nach Coblenz hin bedürfen die Uebergänge bei Moselkern, Gondorf (Contrua des Venantius), Lay und Gülz noch künftiger Aufklärung, so dass sich dort überall ein weites Feld für lokale und historische Forschungen bietet, die bei ihrer Ausdehnung und Schwierigkeit nur mittelst vereinigter Kräfte von Alterthumsfreunden durch Studien an Ort und Stelle zu lösen sind.

1) Bonner Jahrb. 78, S. 12 und 79, S. 21.

2) Major Schmidt, 31. Heft der Bonner Jahrb. S. 62 und 170. — Postverwalter Wirtzfeld aus Trarbach im Post-Archiv 1883, Nr. 7 u. 20. — Professor Schneider, 67. Heft der Bonner Jahrb. S. 26.

3) Bonner Jahrbücher 81, S. 240.

von Veith.

3. Die Ueberlieferung der germanischen Kriege des Augustus.

I.
Die Feldzüge des Nero Claudius Drusus.

Der Entschluss des Kaisers Augustus, das rechtsrheinische Gebiet dem Reiche einzuverleiben, geht in die Jahre zurück, in denen die Bedrohung des unteren Rheines die Anlegung eines grossen Waffenplatzes nöthig machte. Die Geschichte der Angriffskriege der Römer auf das freie Germanien ist so oft dargestellt worden, dass es gestattet ist, hier das von Andern Gesagte nur so weit zu wiederholen, als es zum Verständniss dessen, was ich als meine eigene Ansicht vorbringe, nothwendig ist.

Wir schöpfen bekanntlich unsere Kenntniss jener für die Anfänge der deutschen Geschichte entscheidenden Jahre aus Tacitus, Dio Cassius und Sueton, deren Berichte durch einzelne Notizen des Strabo und Plinius ergänzt werden. Ueber das bellum Germanicum des Augustus besitzen wir ein ziemlich ausgiebiges Kapitel des Florus. Es wird sich als schliessliches Ergebniss dieser Untersuchungen herausstellen, dass Florus aus gleichzeitigen Quellen schöpft, Cassius Dio dagegen, dessen Darstellung durchweg zum Ausgangspunkte der Forschung genommen wird, weniger glaubwürdig ist[1]).

Aus den Resten der Usipeter und Tenkterer, die dem Schwerte der Legionen Caesars und den Fluthen der Maas im J. 55 entronnen waren, war ein neuer Volksstamm erwachsen, der sich in Verbindung mit den Sigambern den Römern furchtbar machte. Einige römische

1) Die Litteratur über die germanischen Kriege des Augustus und Tiberius hat L. Abraham in der tüchtigen Programmabhandlung des Falkrealgymnasiums von 1875 S. 1 zusammengestellt. Noch weitere Nachweise finden sich in der ebenso gelehrten wie gründlichen Untersuchung von Jos. Pohl: Verona und Caesoriacum, die ältesten Namen für Bonn und Mainz, Münstereifel 1886 S. 17. Es bleiben in unserer Untersuchung wichtige Fragen unerörtert, weil es uns nur um eine Controle der Ueberlieferung zu thun ist.

Bürger, die ihr Gebiet betreten hatten, wurden ans Kreuz geschlagen[1]). Dieser Gewaltthat folgten neue Angriffe der verbündeten Stämme auf das römische Provinzialgebiet. Als ihnen der Statthalter Lollius entgegenzog, erlitt dieser in der Nähe des Rheines eine empfindliche Niederlage. Die römische Reiterei hatte sich auch diesmal nicht bewährt; sie gerieth in einen Hinterhalt und nach ihrer Flucht konnten sich auch die Legionen unter dem Legaten selbst nicht mehr halten und liessen fliehend den Adler der V. Legion[2]) in den Händen der Germanen.

Die Unzuverlässigkeit der chronologischen Anordnung der Ereignisse bei Cassius Dio zeigt sich gleich im Anfange unserer Untersuchung. Denn die Schlappe, die M. Lollius erlitt, wird unter dem J. 16 erzählt, während sie nach dem Zeugniss des Julius Obsequens c. 71, der ein sie begleitendes Prodigium verzeichnet, unter das Consulat des C. Silanus und C. Furnius ins J. 17 zu setzen ist[3]).

Unter dem Eindruck der schlimmen Nachrichten aus Gallien begab sich Augustus noch im J. 16 selbst an den Rhein (Dio 54, 19) und nöthigte die Sigambrer, die auf die Kunde von seinem Herannahen über den Grenzstrom zurückgegangen waren, zur Stellung von Geiseln. Dio gedenkt sowohl dieser Thatsache wie der anderen, dass er auch das folgende Jahr mit der Abwehr der Germanen beschäftigt am Rhein blieb. Aber das Wichtigste bleibt ungesagt, die von Tacitus

---

1) Der Vorgang, den der Scholiast zu Horaz 4, 2, 34 bezeugt: quia autem centuriones Romanos, qui ad stipendia missi erant, circumventos cruci affixere ist in das Jahr 11 zu setzen und identisch mit der Notiz des Florus 2, 30: viginti centurionibus in crucem actis hoc velut sacramento sumpserant bellum. Im J. 16 waren eben die Sigambrer nicht unterworfen, konnten also auch nicht tributpflichtig sein. Anders lagen die Dinge nach dem ersten Feldzuge des Drusus. Dies bemerke ich gegen Bergk, Zur Geschichte u. Topographie der röm. Rheinlande S. 22 Anm. 2.

2) Ich folge in diesem Punkte Th. Bergk, Zur Geschichte etc. S. 22 Anm. Er bezieht auch das Epigramm des Krinagoras Anthol. Pal. 741 auf die „clades Lolliana". Die von Mommsen, Die Oertlichkeit der Varusschlacht vorgeschlagene Beziehung auf die Teutoburgerschlacht, scheint mir wegen *παρὰ χεύμασι Ῥήνου* nicht statthaft (vgl. Velleius 2, 97).

3) Gaio Silano et Gaio Furnio cos. insidiis Germanorum Romani circumventi sub M. Lollio legato graviter vexati. Die irrige Zahl 16 ist auch in die Geschichtsbücher eingedrungen. Auch bei Mommsen, Röm. Gesch. V S. 23 findet sich der Irrthum.

hist. 4, 23[1]) bezeugte Anlegung eines neuen festen Lagers. Gegenüber der Mündung der Lippe, 60 Milien entfernt von dem Hauptorte der Ubier gelegen, sollte dieser Platz in der Folgezeit als Hauptausfallsthor gegen die Germanen dienen. Nachdem etwa 4 n. Chr. ein neues Lager nördlich von der mittleren Lippe entstanden war, dessen Umrisse und Profile jüngst Herr v. Veith festzustellen versucht hat, empfing es den Namen Vetera Castra[2]).

Ebensowenig wie die Anlegung des grossen Castells am Niederrhein wird von Dio der Ausbau des von Agrippa begonnenen gallischen Strassennetzes erwähnt; damals muss nämlich der Heerweg gebaut worden sein, der die beiden Standlager am Niederrhein miteinander verband. Noch auffallender ist es, dass er auch von der Anlegung des grossen Kanals, durch welchen die Serpentinen des östlichen Rheinarmes (Flevus), die die Schifffahrt erschwerten und verlängerten, abgekürzt wurden, nichts zu melden weiss. Ausser der Anlegung von Gräben, die 15 bis 20 m breit, 2 bis 3 m tief waren, wurden die Wassermassen der Waal durch den Drususdamm hineingeleitet, um einen gleichmässigen Wasserstand zu erhalten. Dies Werk, das die Ingenieure unserer Tage bewundern und das nur durch die unbedingte Verfügung über das ganze Land und die Arme der Legionen zum Ziele zu führen war[3]), kann unmöglich in einem Jahre errichtet worden sein. Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, dass die Kanäle gleichzeitig mit dem festen Lager bei Xanten auf Veranlassung des Augustus in Angriff genommen und von Drusus, der schon im J. 13 am Rheine erscheint, vollendet wurden.

Im J. 13 war Augustus nach Rom zurückgekehrt. So lange er anwesend war, hatten die Germanen und Gallier Ruhe gehalten. Kaum hatte er den Rücken gewandt, als die Sigambrer und ihre Verbündeten, d. h. die Usipeter und Tenkterer, von Neuem losschlugen. Dio 54, 32

---

1) Quippe illis hibernis obsideri premique Germanias Augustus crediderat kann nur auf diesen Aufenthalt bezogen werden (vgl. v. Veith, Vetera castra S. 1). Die Züge des Drusus haben die Existenz eines solchen Lagers am Niederrhein zur Voraussetzung.

2) Wie Th. Bergk a. a. O. S. 23 A. 2, meines Wissens zuerst, vermuthet hat. Nach Mommsen, Röm. Gesch. V S. 29 soll der Gegensatz gegen Vetera Castra „Mainz“ gebildet haben, eine Schöpfung des Drusus. Aber der Ursprung des Mainzer Lagers geht in die Jahre zurück, in denen Agrippa Gallien verwaltete (Bergk, Westdeutsche Zeitschrift I S. 499).

3) v. Veith, Vetera Castra.

erzählt zwar den Anfang des Krieges unter dem J. 12, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass er hier wie an anderen Stellen in verschiedenen Jahren Geschehenes zusammenfasst und der Beginn der Feindseligkeiten noch in das vorhergehende Jahr gehört. Drusus begegnete der Gefahr mit grosser Klugheit: er versicherte sich der angesehensten Gallier und überfiel die verbündeten Germanen bei ihrem Versuche, über den Rhein zu gehen. Dann lässt ihn Dio einen verheerenden Zug in das Gebiet der Usipeter und der Sigambrer unternehmen. Nachdem er sich also den Rücken gesichert hatte, sei er auf einem Rheinarme in den Ocean gefahren, wo seine Schiffe bei dem Lande der Chauken in Gefahr kamen, aber von den Friesen gerettet wurden. Dass er auf dieser Fahrt die Insel Burkana einnahm und auf der Ems eine Flotille der Brukterer schlug, erfahren wir aus Strabo (VII p. 291).

Die Unrichtigkeit der Erzählung des Dio ist in einem Punkte zu erweisen. Aus dem Zeugniss des Kaisers Claudius in seiner Rede über das ius honorum der Gallier (Tacitus Annalen 2 ed. Nipperdey S. 317) wissen wir, was Dio verschweigt, dass Drusus von dem Geschäfte des Census[1]) sich zum Kriege gegen die Germanen wandte. Nach Dio beschied er die Häuptlinge der Gallier, die mit den Germanen im Einverständniss waren, zu sich nach Lugdunum „wegen des Festes, welches noch jetzt beim Altar des Augustus gefeiert wird.“ Offenbar hat Dio die Einweihung der Ara im Sinne, die am 1. August dieses Jahres vollzogen wurde (Sueton Claud. c. 2). Sollen die von Dio mitgetheilten Begebenheiten, die Abwehr der Germanen am Rheine, die Fahrt auf der Nordsee im Herbste geschehen sein? Richtig wird in der Epitome des Livius die Einweihung des Augustusaltares nach Erwähnung des Krieges dieses Jahres verzeichnet (Civitates Germaniae cis Rhenum et trans Rhenum positae oppugnantur a Druso et tumultus qui ob censum exortus in Gallia erat componitur. Ara Caesari ad confluentem Araris et Rhodani dedicata, sacerdote creato C. Julio Vercondaridubno Aeduo). Wir haben demnach anzunehmen, dass Drusus am 1. August in Lyon zurück war. Und was soll man da sagen, wenn man bei Dio liest, dass die Rückfahrt auf dem Ocean angetreten wurde, weil der Winter nahe war!

Nun ist es auffällig, dass die Epitome des Livius, der die vier

1) Illi patri meo Germaniam subigenti tutam quiete sua securamque a tergo pacem praestiterunt, et quidem cum ab census novo tum opere et inadsueto Gallis ad bellum advocatus esset.

letzten Bücher seines grossen Geschichtswerkes den Feldzügen des Drusus widmete, dies maritime Unternehmen nicht verzeichnet, sondern nur von der Unterwerfung germanischer Stämme dies- und jenseits des Rheines spricht. Die diesseitigen Völker können nicht verschieden sein von den Bundesgenossen der Sigambrer, die den Krieg gegen Rom eröffneten.

Auch Florus 2, 30 schweigt von der Erschliessung des Oceans. Er lässt den Drusus nach seiner Ankunft in der Provinz zuerst die Usipeter, dann die Tenkterer unterwerfen, durch das Land der Chatten einen Streifzug machen. Die Forscher sind meines Wissens darin einig, dass Florus die Feldzüge des Drusus durcheinander geworfen hat. Ich glaube, es steht etwas günstiger um seine Zuverlässigkeit. Von den Ereignissen des ersten Feldzuges wird jedenfalls die Bezwingung der Usipeter verzeichnet. Die folgenden Notizen (primos — inde — inde sollen die Zeitfolge andeuten) gehen allem Anscheine nach auf Ereignisse desselben Jahres (13 oder 12).

Man könnte auf den Gedanken kommen, dass statt Catthos im Texte des Florus Cauchos zu lesen sei, zwei Namen die in den Handschriften häufiger verwechselt werden. Jene Lesung wird aber durch die Uebereinstimmung mit Orosius geschützt. Catthos ist Object zu percurrit, d. h. er machte einen Streifzug durch das Land der Chatten. Dann folgt wahrscheinlich eine Lücke im Texte. Denn der Satz: „nam Marcomannorum spoliis et insignibus quendam editum tumulum in tropaei modum excoluit" steht ausser Zusammenhang mit dem vorhergehenden Gedanken. Wir sind in der Lage das vor „nam" fehlende Glied aus Orosius zu ergänzen. Von diesem wird 6, 21 [1]) in derselben Reihen-

---

1) Orosius 6, 21: Drusus in Germania primum Usipetes, deinde Tencteros et Cattos perdomuit. Marcomannos paene ad internecionem cecidit, postea fortissimas nationes et quibus natura vires, consuetudo experientiam virium dabat, Cheruscos, Suebos et Sygambros pariter uno bello sed etiam suis asperis saepe vicit. quorum ex eo considerari virtus ac feritas potest, quod mulieres quoque eorum, si quando praeventu Romanorum inter plaustra sua concludebantur deficientibus telis vel qualibet re, qua velut telo uti furor possit, parvos filios conlisos humi in hostium ora iaciebant. — Dass Orosius den Florus nicht ausgeschrieben hat, lässt sich schlagend beweisen. Denselben Zug der Wildheit germanischer Weiber berichtet Florus unter dem Norischen Kriege kurz also: quae fuerit Alpinarum gentium feritas, facile est vel per mulieres ostendere, quae deficientibus telis infantes suos adflictos humi in ora militum adversa miserunt.

folge die Unterwerfung der Usipeter, Tenkterer und Chatten berichtet. Dann fährt er fort: Die Marcomannen vernichtete er fast gänzlich; nachher überwand er die tapfersten Stämme auf einmal in einem Kriege: Cherusker, Sueven und Sigambrer. Statt uns aber die von den Verbündeten geplante Vertheilung der Beute zu erzählen, berichtet er einen Zug der Wildheit germanischer Weiber. Die einfachste Erklärung dieser Uebereinstimmung und Verschiedenheit liegt in der Annahme der Benutzung einer Livianischen Epitome, die mit der uns noch erhaltenen Periocha die Auslassung der maritimen Unternehmung des Drusus gemeinsam hatte. Florus wird wohl geschrieben haben: perdomiti etiam Marcomanni, quorum etc., vielleicht nur et Marcomannos (abhängig von percurrit), quorum etc.

Soweit uns der Bericht des Dio einen Schluss erlaubt, ist Drusus nicht vor dem dritten Feldzuge mit den Marcomannen am oberen Main in Berührung gekommen; aber soll uns das Schweigen eines unzuverlässigen Berichterstatters hindern, eine Nachricht anzunehmen, die mit anderweitig bekannten Thatsachen nicht im Widerspruche steht? Im Gegentheil wird dieselbe noch dadurch bestätigt, dass nach Florus und Orosius im J. 11 Sueben im Bunde mit den Cheruskern und Sigambrern stehen. Drusus kann sehr wohl schon im J. 13 oder 12 einen Krieg gegen Tenkterer, Chatten und Marcomannen unternommen haben und über Mainz zurückgekehrt sein. Ich meine, man müsse, wo unsere Quellen so dürftig fliessen, sehr vorsichtig sein im Verwerfen bestimmt auftretender Nachrichten.

Was Dio unter dem Jahre 11 erzählt, ist nachweislich lückenhaft und in wichtigen Punkten verkehrt. Zwar hört man von einer neuen Unterwerfung der Usipeter, von dem Uebergang über die Lippe, von dem Vordringen durch das Land der Sigambrer bis ins Land der Cherusker zur Weser. Aber wenn uns die dürftige Notiz der Epitome nicht erhalten wäre: Cherusci, Tencteri, Chauci aliaeque gentes Germanorum trans Rhenum subactae a Druso referuntur (dass vom J. 11 die Rede ist, zeigt die folgende Erwähnung von Octavias Tode), so würden wir von den Tenkterern nur aus Florus wissen und diesem nicht glauben. Die Unterwerfung der Chauken wäre uns ganz unbekannt geblieben.

In diesem Falle wurden die Chauken wie in einem der vorhergehenden Jahre von der Flotte, so jetzt von der Landmacht des Drusus angegriffen. Dieser ist, was aus Dio nicht ersichtlich ist, jedenfalls an die untere Weser gelangt. Es ist nicht unmöglich, dass in diesem Jahre die Le-

gionen durch eine neue Fahrt der Flotte unterstützt wurden. Denn nachdem einmal die Kanäle am Rheine hergestellt waren, konnten unter günstigen Verhältnissen die Schiffe in drei Tagen bis zur Emsmündung, in acht weiteren Tagen bis zur Weser gelangen. Dederich hat sogar angenommen, dass auf dieser zweiten Fahrt die Elbmündung erreicht ward, aber die Stelle im Rechenschaftsbericht des Augustus ist auf das von Tiberius angeordnete Unternehmen zu beziehen und die Notiz des Velleius 2, 106, dass seine Flotte von einem unbekannten und nie besuchten Meere her in die Elbe einfuhr, schliesst es aus, dass schon Drusus dieses Ziel erreicht hat. Aber wie gesagt, eine Fahrt bis zur Ems- und Wesermündung liegt gar nicht ausser dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit, weil die Wohnsitze der Chauken bis zur See reichten.

Dio hat also jedenfalls wichtige Ereignisse des grossen Feldzuges vom J. 11 verschwiegen; an einer Stelle, wo wir seinen Bericht zu prüfen in der Lage sind, stellt sich dieser wiederum als unrichtig heraus. Die Erscheinung eines Bienenschwarmes habe ihn nächst der schlechten Jahreszeit und dem Mangel an Lebensmitteln bewogen ohne die Weser überzuschreiten den Rückzug anzutreten. Abgesehen davon, dass die Erscheinung eines Bienenschwarmes — die Bienen schwärmen heute im Wesergebiet im Sommer — zum „nahen Winter" nicht stimmen will, wissen wir aus Plinius nat. hist. 11, 17, 18, dass jenes Prodigium im Lager von Arbalo beobachtet war, während mit höchstem Glücke gefochten wurde. Damit ist Julius Obsequens, der das Wahrzeichen unter den Consuln des J. 11 berichtet, insofern in Uebereinstimmung, als er dasselbe in einem Lager eintreten lässt. Der Hinterhalt, in den eine Anzahl Römer gerieth, entspricht der Verlegenheit, in der sich Drusus anfangs bei Arbalo befand. Dio hat also einen Vorgang, der sich auf dem Rückzuge zutrug, zu einem Motive des Rückmarsches gemacht. Die Erzählung ist dürftig und unklar.

Die Legionen werden in einer engen Thalschlucht eingeschlossen An dieser Stelle treten die Nachrichten des Florus über den Bund der Cherusker, Sueben und Sigambrer ein, den nach dem Vorgange von Dederich zuletzt Ranke[1]) unter dem gewaltigen Eindrucke der In-

1) Weltgeschichte III 1 S. 14. Dederich, Die Feldzüge des Drusus und Tiberius S. 53 fg. — Mommsen, Römische Geschichte V S. 25 hat die Nachricht des Florus auf den Angriff der Sigambrer und ihrer Verbündeten im J. 12 bezogen. Aber weder sind damals die Cherusker am Rhein erschienen, noch nimmt

vasion des Drusus geschlossen sein lässt. Die Verbündeten hatten wie zur Bekräftigung ihres Bundes 20 Centurionen ans Kreuz geschlagen. Nicht im Zweifel darüber, dass sie die Legionen überwältigen würden, hatten sie die Beute vertragsmässig getheilt. Die Cherusker nahmen für sich die Pferde, die Sueben Gold und Silber, die Sigambrer die Gefangenen in Anspruch. Dies muss geschehen sein, als die Römer, „die durch Hinterhalte manchen Schaden erlitten hatten, in einer engen Thalschlucht eingeschlossen waren".

Aber Drusus hielt seine Truppen in der Hand, vertheidigte die von ihm eingenommene feste Stellung und wies die mit Hast und ohne Ordnung unternommenen Angriffe der Germanen ab. Die Nachrichten des Florus füllen vortrefflich die Lücken in der Darstellung des Dio aus. Auch dieser betont „die Siegeszuversicht der Feinde, die ihrer Sache so gewiss waren, als wären die Römer schon in ihrer Gewalt und bedürfte es nur noch eines Schwertstreiches zu ihrer Vernichtung". Denselben Sinn haben des Florus Worte: „Et omnia retrorsum! Denn der siegreiche Drusus vertheilte ihre Pferde, ihre Heerden, ihre Halsketten und sie selbst unter die Römer als Beute."

Die Römer erkämpften nicht nur ihren Rückzug, sondern konnten auch einen festen Platz in der Mitte des Lippegebietes anlegen[1]), von wo aus ein ungehindertes Vordringen gegen das Land der Sigambrer und weiterhin der Cherusker möglich war. Durch die Forschung von Essellen, Böttger und Knoke[2]) ist es ausser Zweifel gestellt, dass dieser Ort bei dem heutigen Hamm zu suchen und der von Dio erwähnte Elison mit der daselbst mündenden Ahse identisch ist. Dass man noch in diesem Jahre wieder in feindliche Berührung mit den Chatten kam, die im Anfange des Jahres im Kriege mit Sigambrern lagen, zeigt die Erwähnung der Anlage eines Castells „in ihrem Lande hart am

---

diese Combination Rücksicht auf die Reihenfolge der Ereignisse bei Florus und in der Epitome.

1) Ranke S. 14: „Dabei blieb es dann auch, dass die Römer von ihren Invasionen abstanden. Sie begnügten sich, das Castell Aliso zu errichten, welches für spätere Unternehmungen einen Stützpunkt zu bilden im Stande war." Den späteren Bericht, dass Drusus bis an die Elbe vorgerückt und hier durch eine übermenschliche Erscheinung an weiterem Vorrücken abgehalten worden sei, will R. daraus erklären, dass sich das Andenken an die grossen Unternehmungen des Drusus erhielt, welche aber gescheitert waren.

2) Vgl. Knoke, Die Kriegszüge des Germanicus S. 297—317.

Rheine". Wie steht es um die Zeitangaben Dios? Weil der Winter vor der Thüre gewesen (ὁ χειμὼν ἐνέστη), habe er sich zur Umkehr entschlossen. Noch in demselben Jahre besteht er den siegreichen Kampf mit den Verbündeten, legt Aliso und das Castell im Chattenlande an. Ein Determinativ wird aus der Angabe des Sueton gewonnen, dass Ti. Claudius, des Drusus Sohn, im J. 10 v. Chr. zu Lugdunum am 1. August geboren wurde. Also ist Drusus neun Monate vorher, im Oktober oder spätestens November, bei seiner Antonia gewesen. Er wird die Weser im Anfang des Sommers erreicht haben. Die Erfolge des Drusus in den beiden ersten Jahren waren grossartig; es schien der Widerstand der Germanen erloschen zu sein. Der Senat in Rom fasste den Beschluss, den Janustempel zu schliessen, aber ehe derselbe ausgeführt wurde, waren an der Donau und am Rheine die Feindseligkeiten wieder eröffnet worden.

„Die Germanen, namentlich die Chatten, welche sich mit den Sigambrern verbündet und das ihnen angewiesene Land verlassen hatten, wurden von Drusus theils schwer heimgesucht, theils unterworfen" (Dio). Die Livianische Epitome lässt uns im Stich, da sie lediglich die Bekriegung rechtsrheinischer Stämme erwähnt. Unter den andern Germanen, denen Drusus Wohnsitze angewiesen hatte, sind wohl die Marcomannen zu verstehen. Man könnte auch hierin eine Bestätigung der von Florus berichteten, in ein früheres Jahr fallenden Bekämpfung der Chatten und Marcomannen sehen. Wie mangelhaft aber Dios Erzählung ist, empfindet man besonders lebhaft bei diesem Abschnitte. Er hat kein Wort von der Anlegung von Castellen und Brücken am Rheine. Diese wichtige Thatsache ist einzig aus Florus bekannt. Es soll seine viel besprochene Nachricht hier nicht wieder erörtert werden. Man kann um so eher darauf verzichten, als Joseph Pohl[1]) in seiner gründlichen Art diese Aufgabe gelöst hat, ich glaube aber Th. Bergk gegen den Vorwurf des willkürlichen Conjicirens in Schutz nehmen zu müssen. Bergk vermisste in Uebereinstimmung mit Dederich die Erwähnung von Stationen an der Ems (Amisia), auf der Drusus die Brukterer schlug; die er wiederholt auf seinen Zügen berührt hat. Andererseits wollte Bergk die Mosa nicht missen, offenbar weil Drusus auch mit den linksrheinischen Stämmen Krieg geführt hat und Stationen an der unteren Maas im Rheindelta das System seiner Befestigungen abschlossen. Nachdem „per Mosam" einmal verloren gegangen war, konnte „Amisiam" leicht als „Mosam" gelesen werden. Wäre es

1) a. a. O. S. 10.

Bergk vergönnt gewesen, seine in dem ersten Aufsatz zur Geschichte und Topographie S. 6 gelegentlich geäusserte Meinung zu vertheidigen, so würde er auf die Lücken im Texte des Florus hingewiesen haben. Dass er eine solche vor „in Rheni quidem ripa“ annahm, hat eine von mir in diesem Jahrbuch LXXXI, S. 117 veröffentlichte Notiz gezeigt, die „ripa(m)“ als Objekt zu pontibus iunxit gezogen wissen wollte und in Borman den Rest von (apud U)biorum aram erkannte. Die Erörterung der Streitfrage, auf welche Orte diese alten Namen zu beziehen sind, liegt ausserhalb des Rahmens dieser Quellenprüfung. Die Worte des Florus „et praeterea in tutelam provinciae praesidia atque custodias ubique disposuit per Amisiam flumen, per Albin, per Visurgin, (per Mosam) sind aber bei der Lösung der wichtigen Frage von Bedeutung, ob Drusus, wie es von Dio bezeugt wird, die Elbe erreicht hat. Ranke (S. 12) war der Ansicht, dass Drusus auf seiner Nordseefahrt die Elbmündung erreicht habe, und dass bei dieser Gelegenheit an Weser und Elbe Militärstationen angelegt wurden. Aber durch das Zeugniss des Velleius ist die Erreichung dieser Regionen durch Drusus ausgeschlossen, wenn auch Tacitus sagen mag, dass nach Drusus niemand mehr den Ocean befahren habe. Die Verkehrtheit dieser Angabe ist ausser Zweifel, da auch die Flotte des Germanicus an der Elbe gewesen ist, die Angabe des Velleius aber, dass die Flotte des Tiberius die erste war, die in die Elbmündung einfuhr, als unrichtig noch zu erweisen ist.

Dass Drusus aber an den Ufern der Elbe geweilt hat, wird in der Quelle des Florus berichtet gewesen sein. Vorausgesetzt wird es von Eutropius 7, 9: Germanorum ingentes copias cecidit, ipsos quoque trans Albin fluvium submovit, qui in barbarico longe ultra Rhenum est. Hoc tamen bellum per Drusum privignum administravit, sicut per Tiberium privignum alterum Pannonicum bellum. Damit stimmt sachlich und wörtlich Sueton Aug. 21 überein: „Germanos ultra Albim fluvium summovit, ex quibus Suebos et Sigambros dedentes se traduxit in Galliam atque in proximis Rheno agris collocavit.“ Denn die Verpflanzung der Sigambrer, die nach der Erweiterung des Reiches bis zur Elbe erwähnt wird, erfolgte nach dem Tode des Drusus im J. 9. Offenbar gehen Sueton und Eutrop auf eine gemeinsame Quelle zurück, auf einen Auszug aus Livius, dem jedenfalls der letztere seine Nachrichten durchweg verdankt[1]).

1) Vgl. M. Köhler, qua ratione T. Livi annalibus usi sint veteres scriptores p. 38.

Die näheren Umstände, unter denen Drusus an die Elbe gelangte, werden nur von Dio mitgetheilt. In Rom trat Drusus am 1. Januar des Jahres 9 mit Quinctius Crispinus zusammen das Consulat an und nahm dann den unterbrochenen Feldzug wieder auf. Wir sehen ihn siegreich das Land der Chatten und Sueben durchziehen, von da durch das Gebiet der Cherusker an die Weser und Elbe vordringen. Von weiterem Vorrücken wurde er durch eine übermenschliche Erscheinung abgehalten: „Wohin willst du, unersättlicher Drusus? das Geschick hat dir nicht bestimmt, alles dies zu schauen. Das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist erschienen.“ So sprach die Stimme der Gottheit, die sich in die Gestalt eines Weibes gehüllt hatte. Und die Erfüllung folgte auf dem Fusse. Drusus kehrte eilends um und starb auf dem Wege, noch ehe er den Rhein erreichte, an einer Krankheit. Den Schluss der Erzählung macht wiederum die Aufzählung von Prodigien, wie er mit denselben begonnen hatte. Es ist eine etwas wunderliche Mischung von mythischen, sagenhaften und geschichtlichen Einzelheiten.

Im Widerspruche mit dieser Darstellung ist zunächst die Perioche des letzten Buches des Livius, nach der Drusus an den Folgen eines Schenkelbruches verschieden ist. Noch bedeutsamer für das Verständniss dieser Ueberlieferung sind die Mittheilungen des Sueton. „Drusus“, heisst es (vita Claudii 1), „verfolgte den Feind in seine innersten Wildnisse und liess nicht eher ab von der Verfolgung, bis ein Barbarenweib von übermenschlicher Grösse erschien und in lateinischer Sprache dem Sieger verbot, weiter vorzudringen.“ Da Sueton im Folgenden die ihm für diese Erfolge zu Theil gewordene Auszeichnung, die Ovation und die Triumphalabzeichen erwähnt, so ist sicher, dass er einen Vorgang des J. 11 im Auge hatte.

Diesen Widerspruch zwischen Sueton und Dio hat L. Abraham a. a. O. des Näheren erörtert. Er zeigt, dass die Erzählung des Sueton zu der Situation passt, in die Drusus bei Arbalo gerieth. „Dass die deutsche Frau die bevorstehenden Gefahren, die aus einem Bündnisse mehrerer Völker hervorgingen, dem römischen Feldherrn voraussagen konnte, ist klar und ebenso leicht zu erklären, wie in der volksthümlichen Ueberlieferung und bei mehr auf Effekt als auf Genauigkeit sehenden Schriftstellern das Ereigniss von der Weser an die Elbe aus dem J. 743 bis 745 der Stadt verlegt wurde. Einmal nämlich liebt das Wunderbare den Reiz der nur halb bekannten, in unsicheren Umrissen verschwimmenden Ferne, und diesen Charakter ver-

lor die Weser für die Römer sehr bald, während die Elbe ihn immer bewahrte; dann aber war die Prophezeiung im J. 11 nicht eingetroffen, während der Tod des Drusus um zwei Jahre später eine gewaltige Erfüllung darbot.“ Zu diesen durchschlagenden Gründen, die Abraham bestimmten, Dio's Erzählung zu verwerfen, hätte noch ein weiterer Grund hinzugefügt werden können, dass die Trübung einer echten Ueberlieferung auch darin kenntlich ist, dass Dio geradezu von der Stimme einer Gottheit den Drusus gewarnt sein lässt.

Wenn wir also in diesem Theile der Erzählung mit Abraham den Niederschlag einer dichtenden Volkssage sehen, so gehen wir aber doch in unserem Zweifel an dem Werthe dieser Ueberlieferung nicht so weit, wie Ranke, dem dieselbe nur beweist, dass sich das Andenken an grosse Unternehmungen des Drusus, die aber gescheitert waren, in der Folgezeit erhalten habe.

Wenn Drusus überhaupt die Elbe gesehen hat, dann ist es in diesem Jahre geschehen. An der Thatsache selbst kann nach dem oben Gesagten nicht gezweifelt werden. Allerdings hat Abraham S. 5 mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass Strabo von seinen Kriegsthaten an der Elbe nichts weiss. Mit demselben Rechte könnte man sein Schweigen gegen die Nachricht des Velleius von den Erfolgen des Tiberius an der Elbe im J. 5 n. Chr. geltend machen. Aber ist Strabo 7, 1 p. 290 nicht sogar im Widerspruch mit Dio? Zunächst muss bemerkt werden, dass die ganze Stelle schwer verstümmelt und verderbt überliefert ist. Th. Bergk hat dieselbe im Rhein. Mus. 1882 S. 297 in folgende Fassung gebracht: *πρὸς δὲ τῷ Ὠκεανῷ Σούγαμβροι . . καὶ Ἀμψιανοί ⟨παρ' οἷς ἐκδίδωσιν ὁ Ἀμασίας⟩ διέχων Ῥήνου περὶ ἑξακοσίους σταδίους. ἐπὶ ταὐτὰ τῷ Ἀμασίᾳ φέρονται Βίσουργίς τε καὶ ἄλλοι πλείους. ἔστι δὲ καὶ Λουπίας ποταμὸς ῥέων διὰ Βρουκτέρων τῶν ἐλαττόνων. ἔστι δὲ καὶ Σάλας ποταμός, οὗ μεταξὺ καὶ τοῦ Ῥήνου πολεμῶν καὶ κατορθῶν Δροῦσος ἐτελεύτησεν ὁ Γερμανικός. ἐχειρώσατο δ' οὐ μόνον τῶν ἐθνῶν τὰ πλεῖστα ἀλλὰ καὶ τὰς ἐν τῷ παράπλῳ νήσους, ὧν ἔστι καὶ ἡ Βυρχανίς, ἣν ἐκ πολιορκίας εἷλεν.*

Nach der geläufigsten Auffassung der gesperrten Worte, die noch Mommsen in dem 5. Bande der römischen Geschichte S. 7 Anm. vertritt, ist Drusus auf seinem Rückzug, der von der Elbe zur Saale, von diesem Flusse zur Weser führte, in der Nähe der Saale mit seinem Pferde gestürzt und zwischen Saale und Weser seinen Leiden erlegen. Schiller (röm. Kaisergeschichte I S. 219) lässt ihn auf dem Rück-

zuge durch das Saalethal sich nach Süden wenden und auf der alten grossen Strasse über Naumburg, Kösen, Gelnhausen auf den Rhein zu marschiren und an der Saale stürzen. Eine ältere Ansicht hat neuerdings Herr v. Veith[1]) wiederholt. Drusus habe im J. 9 zwei Feldzüge unternommen, den einen in die Gegend der Kinzig, dann von Vetera die Lippe aufwärts bis zur Elbe. Nach dem verhängnissvollen Sturze sei er auf dem Eltenberg zwischen Rhein und Salas, der nach dem Vorgange älterer Forscher mit der Yssel gleichgestellt wird, nach dreissigtägiger Krankheit in den Armen seines Bruders Tiberius gestorben.

Diese Aufstellungen des um die topograpische Forschung hoch verdienten Herrn v. Veith sind willkürlich und befinden sich in unlösbarem Widerspruch mit feststehenden Thatsachen. Die schon von Mommsen a. a. O. richtig gewürdigten Zeugnisse schliessen eine in der Nähe des Rheins gelegene Sterbestätte geradezu aus. Denn einmal lag das Sommerlager, in dem Drusus verschied, nach Valerius Maximus 5, 5, 3 tief im Barbarenlande, andererseits die von Tacitus annal. 2, 7 bezeugte „vetus ara Druso sita", die mit Recht allgemein auf dessen Sterbestätte bezogen worden, nicht zu weit von dem Teutoburger Schlachtfeld. Denn als Germanicus im J. 16 mit sechs Legionen erschien, um ein Castell an der Lippe zu entsetzen, hatten sich die Belagerer zerstreut, nachdem sie den jüngst den Varianischen Legionen errichteten Hügel und die alte dem Drusus errichtete ara zerstört. Weiter aber wird der Σάλας ποταμός[2]), der nur aus Strabo bekannt ist, ohne Beweis mit der Yssel identificirt. Nach dem Zusammenhange kann von Strabo allerdings an einen norddeutschen Fluss gedacht sein, denn nach Aufzählung der Flüsse, die in die Nordsee fliessen, wendet er sich zu den Flüssen des Binnenlandes, der Lippe und dem Salas. Die Gleichstellung beruht nur auf der Namensähnlichkeit. Allerdings heisst noch heute ein Theil der niederländischen Provinz Overyssel das Salland, aber durch die mittelalterliche

---

1) Das römische Köln S. 22. Wiederholt Vetera castra S. 26. Bonner Jahrb. LXXXIV S. 26: „Der Eltenberg trug einst das befestigte Hauptquartier, aber auch das Sterbelager des Drusus, dessen Namen der von ihm angelegte Brunnen und die weithin bekannten Sagen vom dort verstorbenen König Drusus bewahren."

2) Schon Casaubonus hat Σάλας verändert in Ἴσαλας. Das Nähere darüber bei Dederich a. a. O. S. 99. Ein Theil seiner Ausführungen wird durch die von Bergk vorgenommene Textverbesserung erledigt.

Namensform des Flusses Isla und Ysla [1]) wird jene Vermuthung ausgeschlossen.

Man wird zwar bei der alten Auffassung bleiben, dass der Salas, die Richtigkeit der Lesung vorausgesetzt, die thüringische Saale ist, aber davon absehen müssen, dass Drusus in der Nähe derselben gestürzt oder gar gestorben sei. Denn es ist einfach undenkbar, dass ein Schwerverletzter, wie Drusus war, von diesem Flusse bis in die Osnabrücker Gegend oder in den Teutoburger Wald gebracht werden konnte, durch ein Land, in dem es keine gebahnten Strassen, keine vorbereiteten Flussübergänge gab.

Abraham hat darauf hingewiesen, dass an jener Stelle *οὗ μεταξὺ καὶ Ῥήνου* auf die Participia *πολεμῶν καὶ κατορθῶν* zu beziehen, also zu übersetzen ist „zwischen dem und dem Rhein Drusus eben Krieg führte und die Verhältnisse ordnete, als er starb". Wenn wir uns auch für diese Erklärung entscheiden, so können wir doch einen Widerspruch mit Dio nicht erkennen. Denn Strabo sagt nur, dass das Land zwischen Rhein und Saale der Schauplatz des Krieges war, mit dessen Führung beschäftigt, Drusus starb. Er sagt aber nicht dass die Saale der äusserste Punkt war, an den er gekommen. Man muss also um so eher an dieser Nachricht des Dio festhalten, als durch die richtige Bestimmung des Elblaufs eine Verwechslung mit der Saale ausgeschlossen ist, und wenn die Saale einmal erreicht war, auch die mittlere Elbe in wenigen Tagemärschen erreicht werden konnte. Auch mag die Saale, wie Dederich sagt, auf dem Feldzuge des Drusus eine besonders bedeutende Rolle gespielt haben. Nachdem er an der Elbe ein Siegeszeichen errichtet hatte, kehrte er zur Saale, von dieser an die Weser zurück. Hat Drusus an der Weser wirklich Stationen errichtet, so kann es nur in dem Gebiete einer verbündeten Nation geschehen sein.

Da des Drusus Sterbetag, wie im Antiatischen Kalender verzeichnet ist, der 14. September war [2]), so ist er 30 Tage früher (Livi epitome), also am 14. August, gestürzt, spätestens Ende Juli an der Elbe gewesen.

Drusus war durch das Gebiet der Chatten in das der Sueben vorgedrungen. Die Sueben sind die Marcomannen, deren Besiegung auch in anderen Berichten besonders betont wird. Ihre Wohnsitze hatten

---

1) Dederich S. 102.

2) J. Klein, fasti consulares S. 12.

sie damals noch im Gebiete des obern Mains, wo schon in einem der vorhergehenden Jahre mit ihnen gekämpft worden war[1]). Das von Florus erwähnte Siegesdenkmal hat sich ohne Frage in Mainz befunden, welches bei einem Kriege gegen Chatten und Marcomannen die bequemste Operationsbasis bot. Auch den letzten Kriegszug wird er von Mainz aus[2]) unternommen haben. Das grosse Ergebniss dieser Kämpfe wird von Florus durchaus richtig angegeben, dass er den unbesuchten und unzugänglichen Hercynischen Wald erschlossen habe (invisum ⟨lies invisitatum⟩ atque inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit). Florus hat den letzten Feldzug des Drusus im Auge, denn im folgenden Satz wird sein Tod, im vorhergehenden die Befestigung der Rheingrenze durch die Anlegung von 50 Castellen erwähnt, deren Abschluss spätestens im J. 10 erfolgte[3]).

Dieser Schriftsteller hat also nach dem oben Gesagten die wichtigsten Begebenheiten in chronologischer Folge verzeichnet. Von der Saale wandten sich die Legionen zur Weser in das Land der Cherusker, die nach der Epitome auf dem Feldzuge vom J. 11 unterworfen worden waren. Zwischen Weser und Ems hatte er dann das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen. Man schaffte ihn in das nächst gelegene Sommerlager.[4]) Dass es Aliso war, wie Abraham annimmt,

1) Das Gedicht über den Tod des Drusus hebt von seinen Erfolgen hervor, „dass er der Sueven kampfesmuthiges Geschlecht und die unbesiegten Sigambrer zu Boden schlug.“

2) J. Pohl, a. a. O. S. 17 fg.

3) Florus 2, 30 berichtet mit den oben vorgeschlagenen oder angenommenen Verbesserungen also: Missus in eam provinciam Drusus primos domuit Usipetes, inde Tencteros; percurrit et Catthos, (perdomiti et)iam Marcomanni, quorum spoliis et insignibus quendam editum tumulum in tropaei modum excoluit. Inde validissimas nationes Cheruscos Suebosque et Sigambros pariter adgressus est, qui viginti centurionibus in crucem actis hoc velut sacramento sumpserant bellum adeo certa victoriae spe, ut praedam ante pactione diviserint. Cherusci equos, Suebi aurum et argentum, Sicambri captivos elegerant. sed omnia retrorsum! victor namque Drusus equos, pecora, torques eorum ipsosque praedam divisit et vendidit. et praeterea in tutelam provinciae praesidia atque custodias ubique disposuit per (A)misiam flumen, per Albin, per Visurgin, (per Mosam). Rheni quidem ripa(m), (in qua) quinquaginta amplius castella direxit, (apud U)biorum aram et Caesoriacum pontibus iunxit classibusque firmavit. invis(itat)um et inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit.

4) Seneca ad Marciam c. 3: ipsis illum hostibus aegrum cum veneratione et pace mutua prosequentibus nec optare quod expediebat audentibus.

ist gar nicht zu erweisen. Die 200,000 Schritt, die Tiberius zurücklegte, als er von Pavia aus an das Krankenbett seines Bruders eilte[1]), sollen der Entfernung von Mainz bis Aliso entsprechen, wenn er den Limes (?) entlang rheinabwärts reiste bis zur Lippemündung und von dort aus die Lippe aufwärts. Aber Zangemeister zeigt in der Westdeutschen Zeitschrift 1887, S. 238, dass diese Angabe der Entfernung auf das Wesergebiet führt, wenn Tiberius bei Mainz über den Rhein ging, und den Weg durch das Chattenland nahm. Er hält es für möglich, dass die castra aestiva, in denen Drusus starb, mit dem Sommerlager des Varus identisch sind. Wenn es dasselbe Lager ist, in welchem im J. 9 n. Chr. die Germanen den Varus angriffen, so würde sich damit ein weiterer Grund für die Bezeichnung dieser Stätte als des Unglückslagers ergeben haben[2]).

---

1) Die Notiz des Sueton, dass Drusus im Sommerlager an einer Krankheit gestorben sei und diese den Verdacht der Vergiftung nahe gelegt habe, beruht auf demselben Gerüchte, das ihm auch die Absicht zugeschrieben hatte, die Republik wieder herzustellen. Von einer blossen Krankheit reden auch Dio 55, 1, Valerius Maximus 5, 5, 3 (gravi illum et periculosa valetudine in Germania fluctuare) und Plinius 7, 84 (ad fratrem aegrotum) haben die Zeit nach dem Sturze im Auge. Diesen bezeugt die Epitome aus Livius 142. Diese Todesart hat auch Velleius im Sinne, wenn er sagt: „fatorum iniquitas agentem annos XXX rapuit".

2) Mit der Frage nach der Sterbestätte des Drusus hängt eine andere zusammen, wo das von den Soldaten ihm errichtete Grabmal gestanden hat. Mit Rücksicht auf Eutrop 7, 13: Drusi qui apud Moguntiacum monumentum habet, wird dasselbe gewöhnlich bei Mainz gesucht. Wahrscheinlich ist dieses identisch mit dem Denkmal, das den Sieg über die Marcomannen verherrlichte und aus Florus bekannt ist. Entschieden irrig ist die Annahme von Abraham S. 7, dass die ara Tac. ann. 2, 7 und das κενοτάφιον Dio 55, 2 sich auf dasselbe Denkmal beziehen. Denn Dio sagt ausdrücklich, dass letzteres am Rheine lag (vgl. J. Pohl S. 18, daselbst die Litteratur). Mommsen (Röm. Gesch. V 27 A. 1) entschied sich für Xanten, weil die Leiche daselbst verbrannt worden sei und diese Stätte nach römischem Brauche als Sterbestätte galt. O. Hirschfeld zeigt aber in den Sitzungsberichten der preussischen Akademie der Wissenschaften LI 1886, S. 1152, dass die Leiche in Rom auf dem Marsfelde und nicht, wie es der Wunsch der Soldaten war, in dem Winterlager verbrannt worden ist. Hirschfeld selbst möchte das Grabdenkmal bei der ara Ubiorum suchen, deren Stiftung allem Anscheine nach auf Drusus zurückgehe. Die Angabe Suetons Claud. c. 1, dass Jahr für Jahr bei dem Denkmal eine militärische Parade abgehalten wurde, und die gallischen Staaten publice ein Todtenopfer darbrachten, scheint auch uns auf den Altar des Augustus hinzuweisen.

Es bleibt in der Untersuchung der Feldzüge des Drusus noch manche Frage, die mit voller Sicherheit nicht zu entscheiden war, aber zwei Ergebnisse scheinen uns unumstösslich, dass die Nachrichten des Florus allen Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben, dass Cassius Dio aber eine sehr späte, durch die Volkssage getrübte Quelle benützt hat.

II.

Die Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 und 5 n. Chr.

Die Unternehmungen des Drusus hatten den Zweck, das rechtsrheinische Germanien dem Reiche einzuverleiben. Dies beweisen zur Genüge die grossen Vorbereitungen, die noch von Augustus selbst getroffen wurden und die ununterbrochene Führung des Krieges während sechs Jahren. Die Kriege in den Alpen, die Kämpfe in Pannonien deuten an, dass man von verschiedenen Grundlagen aus die Eroberung des Nordens in die Hand nahm [1]). Dio lässt uns über die Absichten des Augustus im Unklaren, aber der Sache durchaus entsprechend wird von Florus bezeugt, dass der Gedanke an seinen Vater, an Cäsar es war, der Augustus bestimmte, Germanien zur Provinz zu machen und Drusus mit der Lösung dieser Aufgabe zu betrauen. Dem entspricht es, dass Velleius den Drusus den „Bezwinger des grössten Theiles von Germanien“ nennt und der Kaiser Claudius in seiner Rede über das ius honorum der Gallier von ihm den Ausdruck gebraucht ‚subigenti Germaniam‘.

Wenn Florus sagt, dass durch die Kriegführung des Drusus Germanien ein anderes Land geworden sei, so hat man darin eine rhetorische Uebertreibung zu sehen. Aber das Ergebniss liegt deutlich zu Tage: die Unterwerfung eines grossen Theiles von Germanien: „Was ich gewähren konnte, habe ich gewährt: der Sieg ist errungen. Der Vollbringer des Werkes schied, aber das Werk bleibt“ [2]). Dies zu vollenden war seinem Bruder Tiberius vorbehalten.

Ueber die erfolgreichsten Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 u. 5 n. Chr. besitzen wir den eingehenden Bericht eines Augenzeugen, des

---

1) Diese Ansicht hat Mommsen in der schönen Abhandlung, die germanischen Kriege des Augustus in grossen Zügen entwickelt (vgl. Röm. Gesch V S. 261 fg.). Damit stimmen die Erwägungen von Horkel, Geschichtschreiber der deutschen Urzeit überein S. 315. Abraham hat dieselben ohne Grund bestritten a. a. O. S. 7.

2) Aus dem Klagelied auf den Tod des Drusus v. 287.

Velleius Paterculus, der als Stabsoffizier den Tiberius begleitet hat. Dieser Bericht ist zwar in dem Tone der Bewunderung gehalten, aber bietet doch eine Fülle von bestimmten Thatsachen, dass man um so weniger an ihrer Richtigkeit zweifeln darf, als sie durch anderweitig Bekanntes bestätigt werden. Nachdem er den Jubel der Veteranen aus den rhätischen, vindelicischen, pannonischen, germanischen und armenischen Feldzügen geschildert hat, verzeichnet er eine Kette der glänzendsten Erfolge, die um so schwerer wogen, als sie mit den denkbar geringsten Opfern erkauft waren. Denn Tiberius pflegte nur den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen, den die Kunst der Verhandlung nicht zu lösen vermochte.

Im Ganzen genommen bewegen sich die Feldzüge des Tiberius von castra Vetera aus auf den Bahnen, die Drusus eingeschlagen: das äusserste Ziel, das er auf dem ersteren von jenem Punkte aus erreichte, war die Weser, auf dem zweiten gelangte Tiberius bis zur Elbe. Die im Münsterlande wohnenden Brukterer, einst von Drusus auf der Ems bewältigt, unterliegen von neuem, nachdem vorher die Chamaven und Chattuarier, die hier in die Geschichte eintreten, die römische Herrschaft anerkannt hatten[1]. Jetzt war der Weg gesichert, der zu den Cheruskern führte. Vor den grossen Streitkräften, die Tiberius entfaltete, zu denen die Kontingente der Friesen hinzukamen, und gleichzeitig in der Seite gefasst von einer starken Flotte, welche die früher gemachten Erfahrungen verwerthen konnte, verstanden sich die Cherusker, bei denen es seit den Tagen des Drusus eine römische Partei gab, zu einem Bündnisse mit den Römern, auf das zum guten Theile die Erfolge der nächsten Jahre zurückzuführen sind. Als Vermittler hatte er sich der Person des Segestes bedient, der mit Bezug auf diesen Vorgang Germanicus gegenüber seine ununterbrochene Freundschaft mit den Römern betonte und sich selbst als passenden Vermittler für das Volk der Germanen bezeichnet. Der Häuptling wurde noch tiefer in das römische Interesse gezogen; sein Sohn Segimund wurde für das Priesteramt am Altare des Augustus[2] in Aussicht ge-

---

1) Deppe S. 4 will für „faciat ruari“ fracti Angrivari lesen, was nicht glaublich ist. Er setzt dieselben zwischen Osning und Süntel.

2) Th. Bergk, a. a. O. S. 140. Bergk vermuthet mit gewohntem Scharfsinn, dass der erste Priester am Altar des Augustus ein Ubier war: „gerade so wie in Lyon der erste Flamen aus dem Canton der Aeduer erwählt wurde: denn wie in Gallien die Aeduer, so waren in Germanien die Ubier von Anfang an die gefügigsten Werkzeuge der Fremdherrschaft“.

nommen, um in dem Sohne den Vater zu ehren und die Berechtigung der rechtsrheinischen Stämme anzuerkennen. Damals war auch Arminius trotz seines jugendlichen Alters — er war erst 22 Jahre alt — mit einem kleinen Commando betraut und so dessen Vater, der einflussreiche Segimer, verpflichtet. Dem Beispiele der Cherusker folgten die Ampsivarier. Einer ihrer Häuptlinge, Boiocal, ward nach Tacitus bei der Erhebung der Cherusker im J. 9 wegen seiner römischen Gesinnung verdächtig und gefesselt[1]).

So gelangte Tiberius ohne Widerstand über die Weser hinaus. Einen wesentlichen Antheil an diesen Erfolgen wird C. Sentius Saturninus, der schon unter Drusus ein Commando gehabt hatte, von Velleius zugeschrieben. Erst im Dezember wurde das Winterlager bezogen[2]). Zum erstenmal blieben, so weit unsere Kunde reicht, die Legionen im Innern von Germanien. Es war nicht allein die Milde des Winters, die es ermöglichte: das Land galt für beruhigt. Während das Heer an den Quellen der Vilia lagerte, eilte Tiberius über die schneebedeckten Alpen nach Italien.

Dies Winterlager wurde noch neuerdings von Knoke in der Nähe der Lippequelle bei Paderborn gesucht. Es scheint mir aber ausgemacht, dass es innerhalb der jetzt nachgewiesenen Grenzwehren, die Tiberius errichtet hat, gesucht werden muss.

Nach der ausdrücklichen Angabe des Tacitus (1, 150) durchschneidet Germanicus im J. 15 den Caesischen Wald und die von Tiberius angelegte Grenzwehr und schlug an dieser selbst sein Lager auf. Diese Anlagen waren im J. 10 schon vorhanden, da Tiberius die rechtsrheinischen Grenzwälle wiederherstellt[3]), um durch Verheerung des Landes an den Germanen für die Ereignisse des Vorjahres Rache zu nehmen. Schon Th. Bergk[4]) hat die Anlegung desselben auf den Feldzug des Tiberius vom J. 4 zurückgeführt. Innerhalb derselben

1) Velleius 2, 118 Tac. ann. 2, 7, 10.

2) Velleius 2, 105: Anni eius aestiva usque in mensem Decembrem perducta, immanis emolumentum fecere victoriae. Deppe, die Feldzüge des Tiberius, übersetzt „Das Sommerlager dieses Jahres bis in den Monat Dezember gehalten, machte den Schluss eines ungeheuren Sieges!“ Deppe sucht nun dies aus einer falschen Uebersetzung entstandene Sommerlager am Südostende des Tönsberges bei Oerlinghausen: es sei identisch mit dem Sommerlager des Varus. So ist man unermüdlich, in das Fass der Danaiden zu schöpfen!

3) Vell. 2, 120: aperit limites.

4) Zur rhein. Geschichte und Topographie S. 23 A. 2.

habe vom J. 4 auf 5 und regelmässig bis zum J. 9 ein Theil des Heeres überwintert. Nach den Untersuchungen des Generals v. Veith[1]) sind die Wälle des Tiberius in ihren mächtigen Profilen zwischen der unteren Lippe und der oberen Aa, zwischen Borken, Haltern und Dülmen, noch deutlich erkennbar. In der Nähe liegt die Quelle der Aa, die sehr wohl, wie das in der Nähe gelegene Velen schliessen lässt, mit der Vilia, bezw. Julia des Velleius identisch sein kann. Dort hat also, an einem strategisch und taktisch wichtig gelegenen Terrainabschnitt das Heer des Tiberius im J. 4 überwintert. „Nur dort in der Nähe des Rheins war die schwierige Verpflegung zu sichern." Denn im Süden durch die 20 bis 30 m breite, 2 m tiefe Lippe, nördlich von Borken über Gemen und Velen durch die Niederung der Aa geschützt, decken ihn im Osten die sumpfigen Moorbäche und Brüche, welche bei Velen, Haus Dülmen und Haltern sich an die Niederungen der Aa, Stever und Lippe anschliessen. Der Nachweis dieser Grenzwehr lässt die Erfolge des Tiberius in einem noch günstigeren Lichte erscheinen, als der Bericht des Velleius. Der Feldzug des folgenden Sommers brachte neue Triumphe. Die Langobarden und Chauken wurden unterworfen. — Das Heer gelangt an die Elbe, wo es auf die Flotte traf, die ohne Unfall die Seefahrt zurückgelegt hatte. Von der Elbmündung aus ward eine Entdeckungsfahrt unternommen, die die römischen Schiffe zu den dänischen Inseln und zum Eingange des Sundes führte, „wohin weder zu Lande noch zu Wasser ein Römer vor dieser Zeit gekommen". Die Cimbern, Chauken, Semnonen und andere Stämme dieses Theiles von Germanien, sagt Augustus im Ancyranischen Denkmal, „baten durch Gesandte um meine und des römischen Volkes Freundschaft".

Es ist ausserordentlich lehrreich, mit diesen lautsprechenden Thatsachen den Wortlaut der Dionischen Darstellung zusammen zu halten:

„Zu dieser Zeit stand, wie mehrere andere Feldherren, so auch Tiberius gegen die Germanen zu Felde. Er drang zuerst bis an die Weser, dann auch bis an die Elbe vor; jedoch ward damals eben nichts bemerkenswerthes vollführt, obwohl nicht Augustus allein, sondern auch Tiberius dieser Thaten wegen Imperator genannt ward, und Gaius Sentius, der Präfekt von Germanien, die Triumphalehren erhielt. Denn nicht einmal nur, sondern zweimal schlossen die Germanen aus

1) Bonner Jahrbuch 1884, S. 1 ff.

Furcht mit ihnen Bündnisse. Der Grund aber, obwohl sie den ersten Vertrag bald gebrochen hatten, ihnen dennoch wiederum Frieden zu gewähren, war, dass bei den Dalmatern und Pannoniern ein bedeutender Aufstand losbrach, der eine nachdrückliche Ahndung erforderte."

Die Dürftigkeit dieses Berichtes haben schon J. Horkel[1]) und noch eingehender L. Abraham hervorgehoben. Letzterer weist treffend darauf hin, dass Dio zwei Friedensschlüsse verwirrt, von denen der eine mit den norddeutschen Völkern, der andere mit Marbod abgeschlossen wurde. „Dio sieht die beiden mit den Römern Verhandelnden für dieselben an, hat also von den damals in Deutschland bestehenden Verhältnissen keine Anschauung." Da liest man kein Wort von Marbod und seiner Reichsgründung, kein Wort von dem grossen Unternehmen der Flotte, kein Wort von der Anlegung der Grenzwehr.

Es ist in der That so, er ist entweder äusserst flüchtig verfahren, oder hat eine sehr schlechte Darstellung der germanischen Kriege benutzt. Mit dem denkbar ungünstigsten Eindruck wird man in die Prüfung der Berichte über die Teutoburger Schlacht eintreten.

III.
Die Varusschlacht.

Seit Jahrhunderten ist die Forschung unermüdlich beschäftigt, den Verlauf der grossen Begebenheiten festzustellen, welche zur Abwehr der römischen Herrschaft geführt haben und die Schlachtfelder nachzuweisen, auf denen unsere Ahnen ihre Unabhängigkeit erkämpften. Die einschlagende Litteratur ist schier unübersehbar geworden. Die Lösung dieser Aufgabe hatte eben einen besonderen Reiz, einmal weil der Schauplatz der kriegerischen Unternehmungen sich auf einen verhältnissmässig kleinen Raum beschränkt, andererseits weil dieselben für die älteste Geschichte unseres Volkes von der grössten Bedeutung sind. Die Forschung hatte aber mit einer grossen Schwierigkeit zu kämpfen. Die aus dem Alterthum überkommenen Terrainbeschreibungen

1) Die Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit S. 315: „Was Dio bewogen haben kann, von den erfolgreichen Jahren mit einer Kürze zu sprechen, die man auch dem vielerlei umfassenden Geschichtschreiber kaum verzeihen mag, ist schwer zu errathen."

und Schlachtenberichte sind höchst mangelhaft. Die Geschichtsschreiber betrachteten nämlich, mit wenigen Ausnahmen, ihre Aufgabe als ein opus oratorium und legen es dementsprechend darauf an, durch glänzende Darstellung den Leser zu fesseln, wobei sie an nichts weniger dachten, als an genaue örtliche Ermittlungen. Die Menge widersprechender Lösungsversuche der einschlagenden Fragen liess sogar die Frage berechtigt erscheinen, ob die aufgewandte Arbeitszeit in richtigem Verhältniss zum Werthe der Ergebnisse stehe, ob nicht den meisten Räthseln gegenüber ein Verzicht auf deren Lösung gerathen sei.

Wie es aber neuerdings Th. Mommsen mit Hülfe urkundlicher Funde, wenn nicht alles täuscht, gelungen ist, die Oertlichkeit nachzuweisen[1]), in der die schliessliche Katastrophe des Heeres eintrat, so wird sich durch eine scharfe Prüfung der Ueberlieferung eine besser begründete Ansicht von dem Verlaufe derselben gewinnen lassen. Denn bei der Durchsicht der zahlreichen, jüngst erschienenen Abhandlungen, die sich mit der Varusschlacht beschäftigen, macht sich der Mangel einer sorgfältigen und methodischen Sichtung der gesammten Ueberlieferung über die germanische Urzeit, wie sie schon in Horkels trefflicher Zusammenstellung vorliegt, besonders fühlbar. Man bedauert fast die Fülle von Scharfsinn und Fleiss, die auf die Lösung einschlagender Fragen verwandt wird, ohne dass das Verhältniss, in dem die Quellenberichte zu einander stehen, des näheren untersucht worden ist.

Wenn wir nun diesen Versuch im folgenden wagen, so sind wir uns der Schwierigkeiten, welche mit demselben verbunden sind, wohl bewusst. Das Ergebniss dieser Prüfung wird die Richtigkeit der von L. von Ranke vertretenen Ansicht bestätigten, dass die bei Velleius, Tacitus und Florus vorliegenden Mittheilungen aus einer guten Quelle geflossen sind. Diese ältere Ueberlieferung steht wiederum im Gegensatze zu Cassius Dio 56, 18 fg., der den Varus von seinem Lager an der Weser zur Unterdrückung eines Aufruhrs, dessen Ausbruch ihm gemeldet wurde, tiefer in das Land vorrücken und in einer unwegsamen Landschaft unter anhaltenden Regengüssen den Angriffen der Germanen erliegen lässt.

Ranke[2]) legt Dio's Erzählung einen grossartigen Charakter bei, bedauert aber, dass dieselbe mit einem Umstande schliesse, dessen Un-

---

1) Vgl. den Excurs unten S. 51.

2) Weltgeschichte III, 1 S. 26 fg. Vgl. die Analecten, III, 2, 273 fg.

richtigkeit ausser Zweifel steht. Wie Varus sollen sich alle Befehlshaber seines Heeres selbst getödtet haben — ein Ereigniss, das auf keinen Fall die der Zeit nahe stehenden Autoren verschwiegen hätten. „Ihnen zufolge ist das römische Lager in seinem ruhigen Bestand in einem Augenblick angegriffen worden, in welchem Varus auf seinem Tribunal zu Gericht sass; die militärischen Vorkehrungen hatte er so sehr vernachlässigt, dass die eindringenden Germanen keinen Widerstand fanden, die Truppen, die sich zu widersetzen versuchten, niedermachten und dann einen vollkommenen Sieg errangen. Nur die Reitercohorten konnten entkommen."

„Die beiden Berichte," fährt Ranke fort, „sind grundverschieden und ich wage keinen Versuch, sie zu einem Ganzen zu gestalten. Darf ich eine Meinung über die Differenz aussprechen, so würde sie dahingehen, dass der letzterwähnte Bericht in der Hauptsache wahrheitsgetreu ist. Es ist wahrscheinlich derselbe, welcher an Tiberius erstattet wurde und hierbei zur Kunde des Velleius kam. Im Allgemeinen stimmt er auch mit der Schilderung überein, welche Tacitus von dem Wiederauffinden des Lagers in etwas späterer Zeit gegeben hat; man glaubte damals dieses selbst in seiner ursprünglichen Gestalt und in den Vorkehrungen, die zur weiteren Vertheidigung getroffen wurden, zu erkennen. Von dem Bericht Dio's sollte ich meinen, dass er ein partielles Ereigniss, welches bei dem Durchzug einer Abtheilung römischer Truppen durch die germanischen Urwälder vorkam, richtig schildert — nur insofern irrig, dass er die Anwesenheit des Varus bei derselben voraussetzt und die partielle Niederlage für eine allgemeine erklärt. Sollte sich Varus wirklich, um einen Aufruhr in einer entfernten Landschaft zu bekämpfen, mit seinem ganzen Heere in Bewegung gesetzt haben und zwar mit dem ungeheuren Tross, der ihm zugeschrieben wird" [1])?

1) In den Analecten wird betont, dass der Bericht des Dio sich mit der Nachricht, die Tacitus von der Auffindung des Lagers gibt, nur schwer vereinigen lasse; hier wird nochmals hervorgehoben, dass mit seinem Lager, seinem ganzen Gepäck in unwegsame Gegenden sich locken zu lassen, trotz der socordia, die man ihm Schuld gibt, die äusserste Verwegenheit war. Die Nachricht, dass sich alle Offiziere umbrachten, widerspreche besonders Velleius, der erzählt, dass sich der Präfect Ceionius ergeben, der Legat des Varus Numonius Vala geflohen sei. Dio's Schilderung sei unvereinbar mit den andern Berichten: sie beziehe sich wahrscheinlich auf die Unfälle einer besonderen Heeresabtheilung, bei der man irrthümlich die Anwesenheit des Varus voraussetzte. Vielleicht stamme er

Ranke hat die von ihm dargelegte Ansicht, die für die richtige Auffassung eines der wichtigsten Vorgänge der deutschen Urgeschichte von entscheidender Bedeutung ist, nicht weiter begründet. Darum war es leicht, dieselbe durch den Hinweis auf den rhetorischen Charakter des Florus zu widerlegen[1]). Eine eingehendere Prüfung der angeregten Frage wird zu dem Ergebniss führen, dass der Bericht des Florus über das bellum Germanicum des Augustus auf originale, d. h. demselben gleichzeitige Ueberlieferung zurückgeht. Einer späteren Darstellung bleibt es vorbehalten, die anscheinend unvereinbaren Nachrichten zu einem Gesammtbilde zu gestalten.

Wir knüpfen an die Beobachtung Horkel's[2]), dass aus deutlichen Spuren zu erkennen sei, wie Florus sich an einen Schriftsteller der Augusteischen Zeit anschloss, andererseits an Rankes Bemerkung an, dass eben diese Nachrichten sich mit den Notizen des Velleius und Tacitus leicht vereinigen lassen.

Eine Spur des dem erzählten Ereignisse gleichzeitigen Berichterstatters hat sich in der Nachricht des Florus erhalten, dass Varus dem Vorgange des Aemilius Paulus folgte, der den Tag von Cannae nicht überleben wollte. Dem Scharfsinn Zangemeisters[3]) ist es kürzlich gelungen, das Datum der Teutoburger Schlacht ganz unabhängig von Florus zu ermitteln. Nach dem Zeugniss des Velleius 2,

---

von Asprenas, der mit zwei Legionen am Rheine stand und der später beschuldigt wurde, die Besitzthümer der Gefallenen sich angeeignet zu haben.

1) Mommsen, Römische Geschichte V S. 41 Anm.: „Der Bericht des Florus beruht keineswegs auf ursprünglich andern Quellen, sondern lediglich auf dem dramatischen Zusammenrücken der Motive, wie es allen Historikern dieses Schlages eigen ist. Die friedliche Rechtspflege des Varus und die Erstürmung des Lagers kennt die bessere Ueberlieferung beide auch und in ihrem ursprünglichen Zusammenhang; die lächerliche Schilderung, dass, während Varus auf dem Gerichtsstuhl sitzt und der Herold die Parteien vorladet, die Germanen zu allen Thoren in das Lager einbrechen, ist nicht Ueberlieferung, sondern aus dieser verfertigtes Tableau. Dass dieses ausser mit der gesunden Vernunft auch mit Tacitus' Schilderung der drei Marschlager in unlösbarem Widerspruch steht, leuchtet ein." Knoke a. a. O. S. 113 ist damit einverstanden, sucht aber die Mittheilung des Florus also zu retten, dass er ihn von dem zuletzt auf dem Teutoburger Schlachtfeld errichteten Lager sprechen lässt. Der Ausdruck „während er sie vor seinen Richterstuhl rief", soll von dem allgemeinen Charakter der Thätigkeit des Varus im Lande der Deutschen zu verstehen sein!!

2) Horkel, Die Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit S. 338.

3) Westdeutsche Zeitschrift 1887, S. 239.

117 gelangte die Nachricht von der Niederlage in Germanien fünf Tage nach Beendigung des pannonisch-dalmatischen Krieges bei Tiberius an[1]). In den Antiatischen Fasten wird unter dem 3. August der Sieg des Tiberius in Illyricum notirt, also traf die Nachricht etwa am 8. August ein. Dies Ergebniss ist mit Dio 56, 17, dass die Unglücksbotschaft nach Rom gelangte, als die Beschlüsse betreffend die Feier des illyrischen Sieges eben gefasst waren, im besten Einklang. Beides führt auf die Thatsache, dass die Varusschlacht in den ersten Tagen des August geschlagen wurde. Wenn nun Florus das Datum, das den übrigen Berichten unbekannt ist, in seiner Quelle verzeichnet fand, so hat diese doch gewiss allen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Schon Beroaldus hatte angenommen, dass der Vergleich 2, 30: Varus perdicastra eodem quo Cannensem diem Paulus et fato est et animo secutus die Identität des Datums für beide Niederlagen, des 2. August, voraussetzt. Zangemeister betont mit Recht, dass der Ausdruck nicht gerade zu dieser Annahme nöthigt, dass dieselbe aber, wenn einmal erwiesen worden, dass die Varusschlacht in den Anfang des Monats fällt, nach den Grundsätzen einer gesunden Methode nicht von der Hand gewiesen werden kann. Er vermuthet weiter, dass in den Worten, aus denen die beste Lesung in B per dicastra[2]) verderbt ist, ein Hinweis auf die ins Auge gefasste Beziehung lag. Die Conjektur perdita castra muthe dem Schriftsteller einen stark hinkenden Vergleich zu, da Paulus nicht nur starb, ehe das Lager verloren war, sondern es war auch der Verlust der zwei Lager bei Cannae für die Niederlage selbst bedeutungslos und wird von Florus 1, 12 gar nicht erwähnt. Mit Rücksicht auf die Florus geläufigen Ausrufe möchte Zangemeister am liebsten pro dies atra! emendiren. Es ist eben eine Eigenheit des rhetorischen Stils sich in Staunen und Verwunderung aufzulösen[3]). Aber noch näher liegt es pro dira astra! zu lesen, eine Deutung, die sowohl der

1) Noch Horkel S. 351 setzt den Beginn der Schlacht auf den 11. Sept. Die Germanen hätten mit Vorliebe die Zeit des Neumonds zum Schlagen bestimmt.

2) Zangemeister a. a. O. S. 242 Anm. 27 zeigt, dass in dem perdicastra des Bambergensis die Ueberlieferung reiner erhalten ist als in perditas res des Nazarianus.

3) Derartige Floskeln hat L. Spengel, „Ueber die Geschichtsbücher des Florus", Abh. d. Bayerische Akademie der Wissenschaften 1860 (XI. Bd. S. 327) zusammengestellt.

Ueberlieferung des Textes als auch dem Glauben des Florus an die Wahrzeichen, durch welche den Menschen die Zukunft kundgethan oder der Zorn der Götter offenbart wird, durchaus entspricht[1]). Der Autor lässt sich ja keine Phrase entgehen, wodurch er auf das Gemüth des Lesers Eindruck zu machen glaubt. Dieser Ausruf hat aber eine ganz besondere Bedeutung, weil er auf einem Zeugniss beruht, welches den Monatstag der Schlacht kannte.

Es soll gewiss nicht geleugnet werden, dass Florus in der Erzählung der Begebenheiten manchmal ungenau und sorglos ist, dass er Ueberraschendes absichtlich hervorsucht und steigert, um das Gemüth seines Lesers zu erschüttern. Die Herausgeber haben genug der historischen Verstösse aufgezeichnet. Aber man muss doch davon Fälle unterscheiden, wo er positive Thatsachen mittheilt, die aus verlorenen Quellen herrühren und bei anscheinender Verkehrtheit für eine gewisse Zeit ihre Richtigkeit gehabt haben können. Im Verlaufe der Untersuchung haben sich seine Nachrichten über die Züge des Drusus als werthvoll herausgestellt. Besonders bemerkenswerth schien es, dass er allein Kenntniss hat von dem mit Beutestücken aus dem Marcomannenfeldzuge geschmückten Siegesdenkmal, von dem Bunde der Cherusker, Sueben und Sigambrer, von der Anlegung der Castelle am Rheine und der Brücken bei Borma und Caesoriacum. Mag man nun mit J. Pohl hier die ältesten Namen von Bonn und Mainz finden oder mit Th. Bergk Ubiorum ara lesen und Caesoriacum auf Vetera castra beziehen, auf jeden Fall haben wir es mit älteren Namen zu thun, die jedenfalls vor dem Bataverkriege durch andere Benennungen verdrängt wurden.

Unmittelbar in die letzten Jahre des Augustus führt die Stelle am Schluss des Kapitels über den genannten Krieg, die schon Lipsius und Horkel a. a. O. in ihrer ganzen Bedeutung richtig erkannt haben: „Feldzeichen und zwei Adler sind noch jetzt im Besitz der Barbaren; den dritten riss der Fahnenträger, bevor er in die Hände der Feinde gerieth, von der Stange und versteckte ihn unter seinen Gürtel: so verbarg er sich in dem blutigen Sumpfe“[2]).

1) Als Objekt zu secutus est ist aus dem Vorhergehenden legiones zu ergänzen. Uebrigens kann auch per dira astra bedeuten auf dem Wege „grässlicher Sterne“. Dieses ist bekanntlich der technische Ausdruck für unheilverkündende Wahrzeichen (vgl. dirae alites).

2) Signa et aquilas adhuc duas barbari possident, tertiam signifer evolsit mersamque intra baltei sui latebras gerens in cruenta palude sic latuit.

Es ist von vorne herein festzuhalten, dass der Wortlaut nicht ausschliesst, dass auch der dritte Adler später aufgefunden wurde und in die Hände der Feinde fiel.

Von den verlorenen Adlern hat nach Tacitus L. Stertinius im J. 15 denjenigen der XIX. Legion im Kampfe gegen die Brukterer zurückgewonnen. Der zweite wurde unter besonders auffälligen Umständen im Gebiete der Marsen gefunden[1]). Als Germanicus erfahren hatte, dass in einem Haine der Adler einer der Legionen des Varus vergraben sei und von einem nicht sonderlich starken Posten bewacht werde, schickte er eine Mannschaft ab, um die Feinde von vorn herauszulocken, andere sollten dieselben umgehen und den Boden aufgraben. Die List gelang vollkommen. Den dritten Adler, „der noch allein von der Niederlage des Varus her in den Händen der Germanen war", erbeutete P. Gabinius im J. 41 bei den Chauken. Die Erbeutung der verlorenen Adler im J. 15 war ein Ereigniss, dem Tiberius die grösste Bedeutung beilegte, von dem auch die Münzen Kunde geben. Die Fassung der Nachricht bei Florus zwingt aber zu der Annahme, dass seine Quelle vor dem Eintritt desselben geschrieben ist. Es ist gewiss, dass die furchtbare Katastrophe und ihre Urheber von den Zeitgenossen mit Vorliebe geschildert worden sind. Denn Velleius bezeugt, dass er selbst das grauenvolle Unglück, wie andere gethan haben, in einem grösseren Werke darzustellen versuchen werde. — Alle diese gleichzeitigen Berichte sind bis auf die Reste bei Velleius und Florus verloren gegangen. Auch in der Darstellung des Tacitus werden wir noch manchen Anklängen an die echte Ueberlieferung begegnen, die in Aufidius Bassus, der eine Geschichte seiner Zeit des Augustus und Tiberius als Fortsetzer des Livius schrieb, und darin die germanischen Kriege besonders ausführlich behandelte, gewiss verarbeitet war. Warum soll einem Rhetor der Hadrianischen Zeit, welchem die besten

1) 1, 60: Bructeros ... expedita cum manu L. Stertinium missu Germanici fudit. Interque caedem et praedam repperit undevicesimae legionis aquilam cum Varo amissam. 2, 25: quorum dux Mallovendus nuper in deditionem acceptus propinquo loco defossam Varianae legionis aquilam praesidio servari indicat, missa extemplo manus, quae hostem a fronte eliceret, alii, qui terga circumgressi recluderent humum; et utrisque adfuit fortuna. Dio 60, 8: *Πόπλιος Γαβίνιος Χαύχους νικήσας τάτε ἄλλα εὐδοκίμησε καὶ ἀετὸν στρατιωτικὸν, ὃς μόνος ἔτι παρ' αὐτοῖς ἐκ τῆς Οὐάρου συμφορᾶς ἦν, ἐκομίσατο.* vgl. Sueton Claud. 24: Gabinio Secundo, Cauchis, gente Germanica, superatis cognomen Cauchius usurpare concessit.

Quellen zur Verfügung standen, nicht ein aus der Augustischen Zeit herrührender Bericht vorgelegen haben? Seinen Stoff hat er vorwiegend aus Livius entnommen, wie denn auch sein Buch geradezu als „epitome de T. Livio bellorum omnium" bezeichnet wird. Wo dieser ihn im Stiche liess, griff er ohne Frage zu einem Autor, der den darzustellenden Ereignissen näher stand und nicht zu einem Berichte aus später Zeit. Es wäre gewiss interessant zu wissen, woher das inhaltreiche „bellum Germanicum" und andere Nachrichten, für die er der einzige Gewährsmann ist, herrühren. Wie wenig Florus geneigt ist, seine Vorlagen willkürlich abzuändern, zeigt die Stelle 1, 16, 6. Wo er Campanien beschreibt, werden auch Herculaneum und Pompeji aufgeführt, als wenn er den Ausbruch des Vesuvs vom J. 79 nicht gekannt hätte. Welche Rücksicht soll aber vollends den Autor bestimmt haben, die Mittheilungen, dass Segestes den bevorstehenden Angriff ankündigte, dass die pietas seiner Soldaten den Varus eines ehrlichen Begräbnisses würdigte, dass die Leichen der Sachwalter verstümmelt wurden, zu erfinden? Ebensowenig kann die Nachricht, auf die es hier besonders ankommt, dass Varus im Lager angegriffen worden, als er zu Gerichte sass, erfunden sein.

Wenn man nun den Versuch machen wollte, Ursprung und Verlauf der grossen Erhebung zu begreifen, so würde man ohne Velleius und Tacitus übel berathen sein. Sie bilden in ihrer Uebereinstimmung mit Florus nicht nur eine Stütze dieser Ueberlieferung, sondern machen die denkbar werthvollste Ergänzung derselben aus.

Bei Tacitus rühmt sich Segestes vor Germanicus seiner Verdienste um Rom. Er habe den Arminius bei Varus, der damals das Heer befehligte, angeklagt. Als ihn des Feldherrn Saumseligkeit auf weiteres vertröstete, habe er, weil bei den Gesetzen kein Schutz zu finden war, verlangt, man solle ihn selbst, Arminius und die übrigen Mitverschworenen binden. „Zeuge ist mir jene Nacht — o wäre es meine letzte gewesen. Was weiter erfolgte, ist eher zu beweinen als zu vertheidigen." Ich bin weit entfernt daran zu glauben, dass Segestes diese Worte wirklich gesprochen hat, aber der Inhalt stimmt genau mit der Erzählung überein von dem Zerwürfnisse zwischen Arminius und Segestes[1]). Dieser hatte sowohl oft-

1) 1, 55 (vom J. 15 n. Chr.): Arminius turbator Germaniae, Segestes parari rebellionem saepe alias et supremo convivio, post quod in arma itum, aperuit suasitque Varo, ut se et Arminium et ceteros proceres vinciret. nihil ausuram plebem principibus amotis, atque ipsi tempus fore, quo crimina et innoxios dis-

mals bei anderer Gelegenheit dem Varus eröffnet, dass eine Empörung angezettelt sei und noch bei dem letzten Gastmahle, nach welchem es zum Kampfe kam; dabei rieth er dem Varus, ihn, Arminius und die übrigen Vornehmen zu fesseln. Die Masse werde nichts wagen, wenn die Häuptlinge entfernt seien; er selbst werde also Zeit gewinnen, Verbrechen und Unschuld zu unterscheiden. Doch Varus fiel durch das Schicksal und die Wucht des Arminius." Damit ist noch zu verbinden, was Tacitus den Marbod sagen lässt, dass er der Dinge unkundig, fremden Ruhm sich zu eigen mache, da er drei unbeschäftigte (vacuas) Legionen und ihren Führer, der vom Betruge keine Ahnung hatte, treulos getäuscht habe[1]).

Aus diesen Mittheilungen ist wie aus Florus dreierlei mit Bestimmtheit zu entnehmen: 1) dass die Verschwörung von langer Hand vorbereitet war, da Segestes wiederholt davon Anzeige machte, 2) dass der Angriff auf einen Ort, d. h. ein Lager gerichtet wurde, wo Varus sich in Ruhe aufhielt, denn noch am Abend vor dem Tage, an dem es zum Kampfe kam, haben die Häuptlinge der Germanen im Feldherrnzelt des Varus gespeist und Segestes diesem den bevorstehenden Ausbruch des Aufstandes angekündigt, 3) dass die Schuld an dem Unglück nächst dem Schicksal der Saumseligkeit des Varus zugeschrieben wird. Mit diesen Punkten befindet sich Velleius in voller Uebereinstimmung: 1) Arminius weiht erst wenige, bald mehrere Genossen in seine Pläne ein. Im Voraus wird eine Zeit zum Losschlagen bestimmt (tempus insidiarum constituit). 2) Der unerwartete Ueberfall im Lager wird als dem Leser bekannt vorausgesetzt. Denn die Pläne der Verschworenen wurden von Segestes enthüllt, aber „nach der ersten Anzeige blieb zu einer zweiten schon keine Zeit mehr" (nec diutius, post primum indicem, secundo relictus locus). Der Ausdruck „cum ne egrediendi quidem occasio iis — data esset" erklärt sich von dem Verlassen

---

cerneret. Sed Varus fato et vi Armini cecidit. Segestes, quamquam consensu gentis in bellum tractus, discors manebat.

1) Ann. 2, 46: Vecordem Arminium et rerum nescium alienam gloriam in se trahere, quoniam tres vacuas legiones et ducem fraudis ignarum perfidia deceperit, magna cum clade Germaniae et ignominia sua, cum coniunx, cum filius servitium adhuc tolerent (im J. 17); „vacuas" wird von Zangemeister a. a. O. richtig erklärt als inertes, daher bei plötzlichem Angriff leicht zu überwältigen. Er verweist auf Tac. hist. 4, 1). Vacuae waren die Legionen im Lager mehr als auf dem Marsche.

des Lagers[1]; ebenso die an das Ende des Varus anknüpfende Erzählung des Verhaltens der beiden Lagerpäfekten. 3) Wie Tacitus betont Velleius auf's Nachdrücklichste die Tücke des Geschickes, „das sich der menschlichen Ueberlegung in den Weg stellte und des Varus geistiges Auge blendete. Denn wohl geschieht es so, dass die Gottheit, wenn sie jemandes Loos wenden will, dessen Gedanken irre führt und bewirkt, was das jammervollste ist, dass was ihn trifft, ihn mit Recht getroffen zu haben scheint und das Unglück zur Schuld wird." So ward das tapferste aller Heere . . . durch die Mattherzigkeit des Anführers, die Treulosigkeit der Feinde, die Ungunst des Geschickes in das Verderben geführt[2] (marcore ducis, perfidia hostis, iniquitate fortunae circumventus, cum ne pugnandi quidem aut egrediendi occasio iis in quantum voluerant, data esset immunis). Es ist für diese ältere Ueberlieferung charakteristisch, dass sie die Saumseligkeit des Varus (socordia, securitas) und das Schicksal (fatum) für das Unheil verantwortlich macht, während die Erzählung des Dio den Feldherrn die äusserste Verwegenheit an den Tag legen lässt.

Man beachte auch die frappante Uebereinstimmung von Nebenumständen: Nach Florus ist der Legat noch im Augenblick des Angriffs mit der Schlichtung von Rechtshändeln beschäftigt, Velleius lässt die Germanen ihm eine ganze Reihe von ersonnenen Rechtshändeln vorspiegeln. Nach Florus haben die Germanen den Leichnam des Varus wieder ausgegraben und verstümmelt; Velleius überliefert, dass sie den halbverbrannten Körper in wilder Wuth zerfleischten (Vari corpus semiustum hostilis laceraverat feritas).

Ich theile vollkommen die Werthschätzung, die der Bericht des Velleius bei einem so bedeutenden Kenner der Ueberlieferung, wie Horkel war, gefunden hat. Der römische Offizier, der das grosse Unglück, von dem das tapferste aller Heere betroffen worden, beweinte, hat kein einziges Wort, das den Befreier Deutschlands zu beschimpfen versuchte. Er weiss richtig die Lage der Dinge zu beurtheilen. Kein leidenschaftlicher Fluch unterbricht die Klage, kein Schmähwort auf

1) Vgl. den Commentar von Kritz: milites Romani, cum in rebus tam desperatis vel pugnare postularent vel egredi i. e. egressum tentare et perrumpere neutrius rei potestatem ab imperito et vecorde duce acceperunt. qui nonnulli etiam, qui indignitate rei incensi et animo, antiquae virtutis memoria abrepti sponte hostem aggredi ausi erant, gravi poena castigati sunt. Wollten die Soldaten den Varus zum Schlagen zwingen, so lange es noch Zeit war?

2) Velleius 118—119.

die grosse That, die ein Volk befreite. Ich nehme keinen Anstand zu wiederholen, was Horkel sagte: „Da ist es ungerecht, von einem feindseligen Berichte zu reden, der überall den Stempel der Lüge trage". Kurz, es sind Velleius, Tacitus und Florus in bester Uebereinstimmung.

Wenn diese Berichte also für ursprünglich zu gelten haben, so ist damit noch lange nicht die Frage gelöst, in welchem Verhältniss die Nachrichten des Dio zu dieser ursprünglichen Ueberlieferung stehen. Von der römischen Geschichte des Dio, der unter der Dynastie des Septimius Severus schrieb, sind bekanntlich l. XXXVI bis LX 29 erhalten, von Buch LV an vielfach verstümmelt. Es ist oben dargethan worden, wie lückenhaft und verkehrt, mit einem Worte, wie geringwerthig die Feldzugsberichte bei Dio sind. Es ist längst bemerkt, dass in dem Abschnitte über die Varusschlacht ein Blatt ausgefallen ist, über dessen Grösse man nur Vermuthungen aussprechen kann. Wo bei Dio der Zusammenhang abbricht, setzt Zonoras, der aus einem vollständigen Exemplare seine Nachrichten schöpft, seine Erzählung ein, die uns über die Belagerung von Aliso und den Durchbruch der Besatzung dieses Castells unterrichtet[1]).

Der Bericht des Dio scheint sich aus heterogenen Bestandtheilen zusammen zu setzen. Der Anfang desselben enthält nichts Unglaubliches und ist mit der besseren Ueberlieferung in Uebereinstimmung. Die Verschwörung ist auf's Sorgfältigste vorbereitet. Von den Eingeweihten wird Varus an die Weser in's Land der Cherusker gelockt. Er lässt sich in Sicherheit einwiegen. Seine Heeresmacht hält er nicht zusammen. Er schwächt dieselbe durch Detachirungen. Die Führer der Verschworenen — genannt sind Arminius und Segimer — erscheinen stets in der Umgebung des Varus und oft an seiner Tafel. In Uebereinstimmung mit Velleius sehen wir ihn warnende Stimmen nicht beachten. Von hier aus ist dann alles mit Velleius und Florus im Widerspruch. Nach diesen gehen die Germanen zum Angriff über, nachdem Tags vorher Segestes bei einem Gastmahle denselben als bevorstehend angekündigt hatte, bei Dio empören sich, während seine Freunde ihn warnen, der Verabredung gemäss entfernter wohnende Stämme.

Mit einer an Tollkühnheit grenzenden Verwegenheit setzen die Römer sich in Bewegung, um die Erhebung zu unterdrücken. Der-

1) 56, 18—20, Zonaras 10, 37, Dio 22—24.

selbe Varus, der noch eben die Warner der Verleumdung geziehen hatte, bricht mit seinem ganzen Heere auf, um eine entfernt wohnende Völkerschaft zu züchtigen. Die Häuptlinge geleiten ihn eine Strecke, bleiben dann zurück unter dem Vorwande, Bundesgenossen zu werben und binnen Kurzem zu ihm zu stossen. Die Hülfsmacht, die an einem bestimmten Platze bereit stand, wird herbeigezogen und die bei ihnen befindlichen Soldaten, die sie früher erbeten hatten, werden niedergemacht. Dann gehen sie dem Varus, der schon mitten in den Waldungen steckte, zu Leibe. Wie ist denn mit diesem Hergange die Nachricht des Tacitus, mit dem Velleius im Wesentlichen übereinstimmt, vereinbar, dass am Abende bei einem Gastmahle Segestes die Häuptlinge zu fesseln rieth, dass zu einer zweiten Anzeige keine Zeit mehr blieb, da am folgenden Tage die Waffen entschieden! Dio setzt ausdrücklich voraus, dass der Aufruhr längst ausgebrochen war, als der Angriff auf Varus erfolgte, der mit Wagen und Unbewaffneten auf dem Marsche sich befindet. Es war eine Situation, convivia zu halten nicht angethan. Auch fehlten, wenn wirklich mitten in Wald und Sumpf ein Gastmahl veranstaltet wurde, die Germanen. Sie waren ja zurückgeblieben und hatten die Streitkräfte an sich gezogen und die römischen Posten überfallen. Die Schilderung ist arm an Thatsachen, aber im höchsten Grade rhetorisch, bewegt sie sich in den lebhaftesten Sätzen. In dichten Waldungen voll riesiger Stämme, wo der Boden von Wurzeln und Baumstümpfen unwegsam ist, von den Elementen unterstützt, setzen den Römern die Germanen zu.

Von Arminius, der nach Velleius bei dem Angriff eine entscheidende Rolle spielte, ist bei alledem keine Rede. Die elementaren Gewalten haben den Platz eingenommen, der ihm gebührt.

Wir wissen aus Velleius von der schmachvollen Flucht der römischen Reiterei unter Numonius Vala. Dio thut mehr als diesen entscheidenden Umstand verschweigen. Am dritten Marschtage versuchen Fussvolk und Reiterei zusammen, sich auf den Feind zu werfen (*ὅπως ἀθρόοι ἱππεῖς τε ὁμοῦ καὶ ὁπλῖται ἐπιτρέπωσιν αὐτοῖς*). Auch nachdem Varus am vierten Tage gefallen, ist die Reiterei noch anwesend. „Fliehen konnte keiner, hätte er auch noch so gerne gewollt. So wurde alles ohne Scheu niedergehauen, Männer und Rosse (*ἐκόπτετο οὖν ἀδεῶς πᾶς καὶ ἀνὴρ καὶ ἵππος . .*).

Mit Ranke betonen wir dann nochmals, dass bei Dio Varus und die angesehensten Offiziere sich den Tod geben („sie vollbrachten eine furchtbare aber nothwendige That“), was dem Zeugnisse

des Velleius widerspricht, nach welchem der Lagerpräfekt Ceionius sich ergibt, Numonius Vala flieht. Auch Florus berichtet lediglich den Tod des Varus. Nach Seneca ep. 47, 10 wurden zahlreiche Männer der vornehmsten Geburt gefangen (Variana clade multos splendidissime natos senatorium per militam auspicantes gradum, fortuna depressit: alium ex illis pastorem, alium custodem casae fecit).

Endlich ist die ganze Schilderung in unlösbarem Widerspruch mit der Angabe des Tacitus von der Auffindung der Lager des Varus (Annal. 1, 61). Germanicus stösst im J. 15 zuerst auf ein ordnungsmässig geschlagenes Lager (prima Vari castra lato ambitu et dimensis principiis trium legionum manus ostentabant), dann auf ein kleineres, das ungenügend befestigt war (semiruto vallo, humili fossa accisae iam reliquiae consedisse intellegebantur), endlich fand er auf freiem Felde die bleichenden Gebeine an der Stätte der letzten Katastrophe. Das erste Lager schlugen sie nach Dio 56, 21, nachdem sie einen passenden Platz gefunden hatten, soweit es auf einem dichtbewaldeten Berge überhaupt möglich war[1].

Dadurch ist sowohl „der grosse Umfang, wie die Absteckung der Prinzipien", überhaupt ein ordnungsmässiges Schlagen ausgeschlossen. Tacitus sagt es sehr deutlich, dass die Legionen erst nach dem Verlassen des ersten Lagers gelitten hatten (accisae intellegebantur). Nach Dio fallen auf den ersten Marschtag die furchtbarsten Verluste; weil sie keine Ordnung hielten, sondern Bewaffnete und Waffenlose vermischt umherzogen, hatten sie, den Angreifenden an Zahl nicht gewachsen, stark zu leiden, ohne ihrerseits Vergeltung üben zu können. Die Verluste am zweiten Marschtage sind geringer, weil sie das Gepäck im ersten Lager zurückgelassen hatten und sie geschlossener marschirten als am Tage vorher. Die zweite Rast wurde auf einem offenen Felde gehalten (*ἐς ψιλόν τι χωρίον προχωρῆσαι*). Von dort aufgebrochen (*ἐντεῦθεν δὲ ἄραντες ἐς ὕλας αὖθις ἐσέπεσον*) gelangen die Römer in Waldungen, wo ihnen hart zugesetzt wird. Dann heisst es im Texte *τότε γὰρ ἡμέρα πορευομένοις σφίσιν ἐγένετο.* Die von Mommsen S. 60 gebilligte Korrektur von Reiske *τρίτη γάρ* will den Text in Einklang mit Tacitus bringen. Jedenfalls beginnt wieder ein neuer Marschtag, wie Dindorf schon gesehen hat, der *τετάρτη τε* schrieb. An diesem Tage machten ihnen Regengüsse und Sturm

1) *Χωρίου τινὸς ἐπιτηδείου, ὥς γε ἐν ὄρει ὑλώδει ἐνεδέχετο λαβόμενοι.*

unmöglich vorzurücken, festen Fuss zu fassen und die Waffen zu gebrauchen. Da sind sie der Ueberzahl unterlegen.

Dann beginnt die Lücke im Texte des Dio, in welcher die Belagerung der festen Plätze erzählt wurde. Die Erkenntniss der Mangelhaftigkeit einer Ueberlieferung, die den Verlauf der grossen Katastrophe genügend zu erklären schien, ist in hohem Grade schmerzlich. Wieviel von einer besseren Ueberlieferung verloren ist, lässt die Erzählung Suetons von der vorsichtigen Kriegführung des Tiberius im J. 10 und 11 n. Chr. ahnen. Er habe am Ufer stehend die Ladung jedes einzelnen Wagens untersucht, damit ja nichts, als was erlaubt und nothwendig wäre, hinübergeführt würde. Seine Befehle, die für den folgenden Tag sowohl als wenn Eile noththue, habe er schriftlich mit der Aufforderung ertheilt: wem etwas unklar wäre, der solle es sich lediglich von ihm und von keinem andern erklären lassen, zu jeder Stunde, auch bei Nacht. Wir haben über die Varusschlacht leider nur lückenhafte Berichte. Darum gelangen wir nie zu vollem Verständniss des Taciteischen Wortes: „fato periit et vi Armini.“

Somit sind wir zu der Frage gelangt, ob sich wenigstens ein Theil der von Dio vertretenen Ueberlieferung retten lässt. Ranke, dem zuerst der Gedanke gekommen, dieselbe zu verwerfen, hatte sich schliesslich überzeugt, dass Dio nirgends erdichtet, sondern nur was er vorfand, ohne kritische Erörterung aufnimmt. Er sah keine andere Auskunft als die Vermuthung, dass sich sein Bericht auf die Unfälle einer besondern Heeresabtheilung beziehe, bei der irrthümlich die Anwesenheit des Varus vorangesetzt werde, dass diese partielle Niederlage als eine allgemeine aufgefasst worden sei. Ja, er wagt die Vermuthung, dass der Bericht von Asprenas stamme, der mit zwei Legionen am Rheine stand und später beschuldigt worden ist, sich die Besitzthümer der Gefallenen widerrechtlich angeeignet zu haben. Um sich von diesem Vorwurf zu reinigen, hätte er einen Bericht, wie den von Dio aufgenommenen, nach Rom geschickt. Auch dieser Bericht konnte aber nicht ganz erdichtet sein. Der Fehler bestand nur eben darin, dass der partielle Unfall mit der Eroberung des Lagers identificirt wurde[1]). Ich weiss in der That mit dieser Erklärung Ranke's, die dem verdienten Legaten die Abfassung eines gefälschten Berichtes zuschreibt, nichts anzufangen. Es liegt aber eine andere Vermuthung nahe, welche

1) Weltgeschichte III 2, Analecta S. 276.

die Möglichkeit gibt, wenigstens einen Theil der Erzählung Dios zu halten.

Das Sommerlager des Varus wird von Mommsen und Zangemeister[1]) in die Gegend zwischen Hameln und Minden verlegt. Aus diesem Lager aufgebrochen, sei Varus auf das Winterlager (Vetera castra) zu marschirt. Auf diesem Rückmarsch hatte er die Aufständischen zur Ruhe bringen wollen. Aber wenn wirklich der 2. August das Datum der Varus-Katastrophe war, so ist diese Meinung ausgeschlossen und mit Zangemeister anzunehmen, dass es sich um einen blossen Wechsel des Sommerlagers handelte. Von der Weser sei Varus in westlicher Richtung gezogen, um dort für die zweite Hälfte des Sommers ein Lager zu beziehen und dabei zugleich die dortigen Unruhen niederzuschlagen.

In der That müsste das Verbleiben in einem Lager während des ganzen Sommers auffallen, da das ihm unterstehende Gebiet von grosser Ausdehnung war. Dass Varus jetzt nicht etwa nach Aliso zog, wo er in direkter Verbindung mit dem Rhein geblieben wäre, sondern nach der Ems — dafür habe die Schlauheit des Arminius gesorgt[2]).

Man könnte nun aber einen Schritt weiter gehen und annehmen, dass der Wechsel des Sommerlagers wirklich vollzogen war, dass sich der Feldherr bemühte, durch Verhandlungen vor seinem Tribunal die vorgeblichen Unruhen zu schlichten, dass in diesem Lager er und seine unbeschäftigten, nichts ahnenden Legionen angegriffen worden. Varus vermochte nicht, seine Position zu vertheidigen. Aus den Wällen des Lagers herausgesprengt, gerieth das Heer in die Wälder und Sümpfe[3]). Es kann sich also, was man bei Dio liest, oder doch ähnliches zuge-

---

1) Zangemeister a. a. O. S. 239.

2) Velleius 2, 105: amnis mox nostra clade nobilis transitus Visurgis ist verdorben. Nach Jacob ist zu emendiren: recepti Cherusci (gentis eius Arminius, mox nostra clade nobilis). transitus Visurgis. Zangemeister a. a. O. S. 244.

3) Unter welchen Umständen Varus das Lager verlassen hat, entzieht sich unserer Kenntniss. Es ist nicht unmöglich, dass er sich herauslocken liess, wie im Herbste des J. 54 Sabinus und Cotta mit 15 Legionen herausgelockt, überfallen und vollständig niedergemacht waren. Darauf könnte der von Velleius gebrauchte Ausdruck „deditio“ führen. Strabo l. VII p. 291: *οἱ Χερούσκοι καὶ οἱ τούτοις ὑπήκοοι, παρ' οἷς τρία τάγματα Ῥωμαίων μετὰ τοῦ στρατηγοῦ Οὐάρου Κουιντιλλίου παρασπονδηθέντα ἀπώλετο ἐξ ἐνέδρας*, p. 292: *ἐν τῇ πρὸς Οὔαρον Κουιντίλλιον παρασπονδήσει* redet von Vertragsbruch.

tragen haben. Aber dieser hat jedenfalls einen lückenhaften, mehr rhetorisch als sachlich gehaltenen Bericht benutzt. Man weiss ja, wie sich die alten Geschichtssschreiber gleich den Dichtern grosse Freiheiten in den Darstellungen von Thatsachen erlaubten und vor Entstellungen nicht zurückschreckten, wenn es galt, auf das Gemüth des Lesers Eindruck zu machen. Charakteristisch für die Erzählung bei Dio ist das Verschweigen eines für die Römer schmählichen Umstandes, der Flucht der Reiterei, während sie einen jene besonders ehrenden Vorgang, den Selbstmord der Offiziere erfindet und den grössten Antheil an dem Untergange des Heeres auf die Ungunst der Elemente zurückführt. Arminius wird gelegentlich neben Segimer genannt; bei dem Ueberfalle selbst spielt er gar keine Rolle, während er den alten Gewährsmännern das Triebrad der Action ist. Um alles zusammenzufassen, es zeigt sich in dieser Partie der Geschichte des Dio, dass seine Darstellung lückenhaft und unrichtig ist. Sie wird aus einer später durch die Volkssage getrübten Quelle stammen.

Bei dieser Auffassung fällt auch die Schwierigkeit, die die Stelle des Tacitus, die von der Wiederauffindung der Lager des Varus handelt, den Erklärern bereitete[1]).

1) „Prima Vari castra lato ambitu et dimensis principiis trium legionum manus ostentabant; dein semiruto vallo, humili fossa accisae iam reliquiae consedisse intellegebantur. Medio campi albentia ossa". Die Schilderung folgt hier nach Nipperdey's Bemerkung mit Recht dem Zuge des Varus, auch wenn Germanicus die Punkte in umgekehrter Richtung gesehen hätte. Er findet es eben wahrscheinlich, dass Germanicus über das erste Lager des Varus hinausgerückt war, um dann die Lager nach der Folge der Ereignisse zu beschauen. So sah er zuerst das ordnungsmässig hergestellte Sommerlager, das von Arminius zuerst angegriffen wurde, dann ein kleineres ungenügend geschlagenes, endlich auf freiem Felde das eigentliche Todtenfeld. Der Einwand Mommsen's a. a. O. S. 11 A., dass augenscheinlich zwischen dem Aufbruch aus dem Sommerlager und dem ersten Angriff der Germanen eine Anzahl im Frieden zurückgelegter Tagesmärsche liegt, fällt ja weg, wenn sich der Kampf im offenen Felde fortsetzte, nachdem Varus das Sommerlager nicht mehr halten konnte. Auch die Ausdrucksweise ist korrekt, wenn Tacitus eine Sache erzählt, die jedem Gebildeten seiner Zeit bekannt, bei der also jedes Missverständniss ausgeschlossen war. Auch hier bleibt noch manche Frage ungelöst, gelöste Fragen geben Anlass neue aufzuwerfen. Aber die Thatsache ist unumstösslich sicher, dass eine ältere Ueberlieferung im Widerspruche mit wesentlichen Theilen des Berichtes bei Dio steht. Was bleibt da übrig, als anzunehmen, dass der Schriftsteller des 3. Jahrhunderts in allen Partien der germanisch-römischen Kriege eine schlechte Quelle benutzt oder gute und schlechte Quellen verarbeitet hat?

Eine verschiedene Auffassung lässt die Angabe des Velleius über die Stellung des L. Asprenas zu. Unzweifelhaft hatte Varus den Oberbefehl in beiden Germanien und Asprenas war, wie Velleius richtig sagt, sein Legat. Auch ist es sicher, dass Vetera unter inferiora castra zu verstehen ist. Wenn aber Asprenas mit seinen Truppen in Mainz[1]) stand, was bedurfte es der Versicherung, dass er seine beiden Legionen unberührt von der Katastrophe bewahrt habe? Anders verhält es sich, wenn er in dem festen, von Tiberius im J. 4 v. Chr. angelegten Lager an der Lippe gestanden, das treffend als das obere bezeichnet werden konnte. In diesem Falle hat es auch einen Sinn, sowohl dass er die Flüchtigen rettete, als dass er noch frühzeitig nach Vetera rückte und die wankende Treue der linkarheinischen Stämme befestigte.

Die Besatzung von Aliso hat sich einige Zeit gegen alle Angriffe der Germanen gehalten, bis sich L. Caedicius den Rückweg zu den Seinigen mit dem Schwerte bahnte[2]). Knoke hat neuerdings S. 305 behauptet, dass Aliso überhaupt nicht in die Hände der Germanen gefallen sei, und beruft sich auf Zonaras, der sagt, dass die Feinde sich aller festen Plätze bis auf einen bemächtigten. Dies kann aber den Sinn haben, dass unmittelbar nach der Schlacht alle Plätze bis auf Aliso, das später fiel, verloren gingen. Es kann auch wieder einer der zahlreichen Verkehrtheiten sein, die ihm nachgewiesen worden sind. Denn anzunehmen, dass sich unter der Bedeckung weniger Soldaten nur die Frauen und Kinder gerettet hätten, ist in unlösbarem Widerspruch mit Velleius 2, 120, der auch in diesem Punkte als Zeitgenosse für uns massgebend sein muss.

Die Räumung des festen Platzes scheint in den Anfang des folgenden Jahres zu fallen. Nach Zonaras hören die Belagerer noch, „dass die Römer den Rhein besetzten und Tiberius mit einem mäch-

---

1) Nach Mommsen, Röm. Gesch. V, S. 30 Anm. 1 könne Velleius nur an Mainz gedacht haben. Die Frage ist nicht unwichtig, weil sie für die Lösung einer andern in Betracht kommt, der Theilung des germanischen Commandos in ein ober- und ein untergermanisches Commando.

2) Frontin strateg. 2, 9, 4. 3, 15, 4. 4, 7, 8 erzählt, dass die, welche aus der Niederlage entkommen waren und belagert wurden, die Gefangenen um die Kornscheuern herumführten und dann mit abgeschnittenen Händen laufen liessen, damit die Belagerer von den ungeheuren Vorräthen im Platze Kenntniss erhielten. Auch das Wort des Arminius Tac. ann. 2, 15: hos esse Romanos Variani exercitus fugacissimos nöthigt zu der Annahme, dass viele entronnen waren.

tigen Heere anrückt". Dies geschah nach Velleius, der den Feldzug von diesem und dem folgenden Jahre ausdrücklich erwähnt, im J. 10. Dio kennt nur den Feldzug vom J. 11, ist also auch in diesem Punkte schlecht unterrichtet oder hat einen lückenhaften Bericht benutzt. Da Asprenas der ausgebrochenen Besatzung entgegeneilt, so muss er noch unter Tiberius in Deutschland commandirt haben. Er hatte es wohl verdient, dass er zwei Jahre später Proconsul von Afrika wurde.

Es wird nun, falls die Gelehrten sich über den Werth der von uns vertheidigten Ueberlieferung einigen, die Aufgabe einer besonnenen Lokalforschung sein, auf Grund der von Mommsen ermittelten Oertlichkeit der Katastrophe das Lager zu bestimmen, in dem Varus einen Theil des Sommers des J. 9. mit dem grössten Theile seines Heeres weilte, das Lager, in dem Arminius den nichts ahnenden Feldherrn angriff.

Excurs über die Oertlichkeit der Varusschlacht.

Th. Mommsen, der die zuerst in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Berlin veröffentlichte Studie „Die Oertlichkeit der Varusschlacht" später in etwas erweiterter Gestalt allgemeiner zugänglich gemacht hat, findet die militärische Situation, welche zum Untergange der Armee des Varus führte, vollständig klar. Varus befand sich mit seinem Heere, das etwa 20,000 Mann zählte, im Sommerlager, etwa zwischen Hameln und Minden[1]). Als die schlechte Jahreszeit nahte, rückte er, um an den Rhein zu gelangen, auf das heutige Osnabrück zu. Von der bewaffneten Erhebung eines Gaues benachrichtigt, entschloss er sich zu einem Umwege. Als dann die Insurgenten unerwartet erschienen, kehrte das Heer entweder um (!) oder setzte den Marsch in der Richtung auf Aliso oder einen andern Punkt der Lippelinie fort, verfolgt vom Feinde, bis es eingekeilt zwischen Bergen und Mooren von der Katastrophe ereilt ward. Aus der Ueberlieferung bei Tac. I, 60[2]), die mit gewohnter Schärfe fixirt und gewürdigt wird, geht nur soviel mit Bestimmtheit hervor, dass das Schlachtfeld in dem weiten Gebiete östlich von der Ems, nördlich von der Lippe zu suchen ist. Die Bezeichnung saltus fordert eine Gebirgs-

1) Nach Dio 56, 18: *προήγαγον αὐτὸν πόρρω που ἀπὸ τοῦ Ῥήνου ἔς τε τὴν Χερουσκίδα καὶ πρὸς τὸν Οὐίσουργον.*

2) Die Worte des Tacitus finden sich in der Schilderung des Feldzuges

gegend und damit seien die von der Weser westlich streichenden Höhenzüge, der Osning, der das ebene Münsterland nördlich begrenzt, oder das nördlich von Osnabrück von Minden nach Bramsche, an der Hase streichende Süntel- oder Wiehengebirge gemeint. Diese Beobachtung ist ebenso richtig als die andere, dass es namentlich die Moore (paludes) waren, die den Marsch der Römer aufhielten.

Die Lokalisirung desselben wird durch merkwürdige Münzfunde ermöglicht. Schon seit Jahrhunderten sind in der Gegend des Venner Moores, in und um Barenau zahlreiche Gold-, Silber- und Kupfermünzen zum Vorschein gekommen. In Barenau befindet sich eine Sammlung, welche ausser 12 Kupfermünzen verschiedener Kaiser, 213 Silbermünzen enthält, von denen 181 Denare der späteren Republik und der Augustischen Zeit sind. Diese Stücke sind nicht nur gut-erhalten, sondern machen auch den Eindruck, als wären sie alle gleichzeitig in den letzten Jahren des Augustus in die Erde gekommen. Eine kleinere Partie der Barenauer Sammlung, 32 Denare des Neronischen Fusses, beginnend mit Pius und hinabreichend bis in das vierte Jahrhundert, zeigt ungleiche, meist starke Vernutzung, und die Annahme, dass sie gleichzeitig in Umlauf gewesen und zusammen in die Erde gekommen sind, ist durchaus ausgeschlossen. Goldmünzen der früheren Kaiserzeit werden in dem rechtsrheinischen Germanien äusserst selten gefunden. Weiter ist es eine ausserordentliche Thatsache, dass die Gesammtmasse der Silbermünzen des Venner Moors zu $^6/_7$ dem Courantgelde der späteren Augustischen Periode angehört. Mommsen versichert uns, dass es kaum eine Stelle ausserhalb der Grenzen des römischen Imperiums gibt, welche die in der späteren Hälfte der Regierung des Augustus kouranten Sorten, nicht als einheitlichen Schatz, sondern verstreut in gleicher Menge lieferte. Aus einem Münzschatze können die Barenauer Stücke nicht herrühren wegen ihres vereinzelten Vorkommens und der Verschiedenheit der Metalle, ebenso wenig von einer Handelsstätte wegen der zeitlichen Geschlossenheit. Kurz, verglichen mit den sonst in dieser Gegend gemachten Funden, stehen die aus dem Venner Moore stammenden Münzen Augustischer Zeit als eine Singularität da. Darauf kommt alles an. Von selbst ergibt sich für den Historiker der Schluss, dass wir es mit einem Nachlasse der

des Germanicus vom J. 15: ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum, quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum, haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiae Vari legionumque insepultae dicebantur.

im genannten Moore vernichteten Armee des Varus zu thun haben. Als Sparpfennige führten Offiziere und Soldaten Gold und Silber, nur wenig Kupfer im Gürtel bei sich. Da die Katastrophe sich über ein weites Terrain erstreckt habe, so wird mancher Römer umgekommen sein, ohne dass seine Leiche vom Feinde gefunden wurde, zumal wenn er sich in den Mooren versteckt hatte. Es wird im Einzelnen zu zeigen versucht, dass auf die gefundene Oertlichkeit die Berichte der Alten über die Varusschlacht passen, welche auf eine Stelle hinweisen, wo Berg und Moor vereinigt sind, dass ferner die Oertlichkeit auch den natürlichen Communikationsverhältnissen entspricht. Der Teutoburgiensis saltus sei also nicht der nördlich die Münstersche Ebene begrenzende Osning, wie bis jetzt angenommen wurde, sondern die parallel damit nördlich sich erstreckende Gebirgskette, welche bei der porta Westfalica beginnend, unter verschiedenen Namen (Wiehengebirge, Süntel) bis zur Hase reicht. Mommsens Beweisführung hat nicht wenige Gegner gefunden. Nach P. Höfer[1]) liegt das Venner Moor auf der Rückquerlinie des Germanicus, der daselbst im J. 16 dem Arminius eine entscheidende Schlacht lieferte.

Nach Fr. Knoke a. a. O. wurde im J. 15 auf der Barenau zwischen Germanicus und den Cheruskern gekämpft. Caecina habe nach dieser Schlacht den Weg nördlich vom grossen Moore genommen und so fänden die Münzfunde ihre Erklärung. Zu den zahlreichen Vermuthungen über „die Oertlichkeit der Varusschlacht“ wird von diesem ein neuer Ansatz hinzugefügt: „In und neben dem Habichtswalde (südw. von Osnabrück) in dem Thalkessel nördlich von Leeden wird die letzte Katastrophe der römischen Legionen unter Varus stattgefunden haben.“

Endlich hat H. Veltmann[2]) in wenig sachlicher Polemik gegen Mommsen darzuthun versucht, dass in Barenau eine systematische Münzsammlung bestanden habe, welche Sigmund de Bar vor etwa 200 Jahren, wohl durch einen zufälligen Fund veranlasst, anlegte, die aber im Laufe der Zeit, sei es durch ihn selbst oder seinen Nachfolger vervollständigt worden ist[3]).

1) Der Feldzug des Germanicus im J. 16 (vgl. die Widerlegung bei Mommsen S. 13).

2) Funde von Römermünzen im freien Germanien. Osnabrück 1886. — Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht und anderes ist herzlich unbedeutend (vgl. Zangemeister a. a. O. S. 246).

3) Die Münzfunde von Barenau sind von J. Menadier, „Der numisma-

Die Frage ist mit musterhafter Gründlichkeit und Sorgfalt von K. Zangemeister in der Westdeutschen Zeitschrift 1887 III und IV von neuem geprüft worden. Nachdem sich ergeben hat, dass Veltmanns Aufstellungen auf mangelhafter Sachkenntniss beruhen, zum Theil willkürlich und unmethodisch sind, wird sich die Forschung dabei zu beruhigen haben, dass auf dem Barenauer Terrain die schliessliche Katastrophe erfolgte.

---

tische Nachlass der Varianischen Legionen" v. Sallet, Zeitschr. für Numismatik 13, 89—112 von Neuem geprüft worden und werden auch von diesem Fachmanne für redende Ueberreste der Varusschlacht angesehen. Derselben Ansicht folgt auch H. Schiller, Jahresbericht über römische Geschichte 1885 S. 260.

Bonn, im Januar 1888. J. Asbach.

4. Eine in Köln gefundene römische Terra-cotta-Büste.

Hierzu Tafel III.

Bei der Stadterweiterung von Köln wurde im Sommer 1885 vor dem Hahnenthor an der Aachener Strasse, etwa in der Mitte zwischen der alten und neuen Umwallung, beim Fundamentiren eines neuen Hauses eine römische Büste von Terra-cotta in Lebensgrösse gefunden. Dieselbe lag nach Mittheilung des jetzigen Besitzers, des Herrn Regierungsbaumeisters Forst, als Füllmaterial unter einem römischen Estrich. Vielleicht war sie weggeworfen, weil sie zerbrochen war. Es war aber nur das Piedestal der Büste abgebrochen, welches jetzt durch ein neues ersetzt worden ist. Auch fehlt die rechte Ohrmuschel und eine Haarlocke über der linken. Im Uebrigen ist sie wohl erhalten und von sprechendem Ausdruck, sie muss nach einem Modell aus guter Zeit hergestellt sein und kann den besten Portraitbüsten des Alterthums zugezählt werden. Auf dem Kopfe sieht man kleine Abschürfungen, die grösste auf der Unterlippe, die bei der Aufgrabung entstanden sind. Die Oberfläche des Thones sieht auf der rechten Seite des Kopfes etwas verwittert und abgebröckelt aus. Das Feld, auf dem der Fund gemacht ist, lag neben der Strasse so tief, dass die Ausschachtung eines Kellers nicht nöthig war. Es wurden desshalb nur für die Mauern des Hauses Pfeiler fundamentirt und an einer solchen Stelle lag zwei Meter tief im Boden die Büste, mit einem Theile des Gesichtes, der noch durch eine röthlichere Farbe sich auszeichnet, frei in der Erde. Die andern Theile des Kopfes waren mit einer handbreiten Kruste von altem Mörtel bedeckt, den abzulösen Herrn Forst durch Eintauchen der Büste in heisses Wasser mit einiger Mühe gelang. Der Thon der Büste ist im Innern etwas grobkörnig, die Oberfläche derselben hat aber einen Ueberzug von fein geschlemmtem Thone, wie man deutlich an den Seitenwänden der Brustplatte sieht. Dass die Büste in einer Form gemacht ist, erkennt man auf dem Scheitel und am Hinterkopfe an den Spuren der Nähte der Formstücke. Kopf und Hals der Büste sind hohl, doch waren die Wandungen des Halses

über einen Zoll dick. Das Bruststück ist nicht hinten hohl wie an unsern Büsten, sondern mit Thon voll gestrichen. Unter einem zweiten Pfeiler desselben Hauses wurde ein bronzener Apis und eine unbekleidete männliche Statuette von schönster Arbeit gefunden. Zu beiden Seiten der Aachener Strasse sind von jeher römische Gräber und andere römische Alterthümer gefunden worden. An der Aechtheit des seltenen Fundes zu zweifeln, dazu fehlt jede Veranlassung. Die Annahme eines Betruges ist schon dadurch ausgeschlossen, dass Herr Forst die Büste, welche ihm von den drei Findern an's Haus gebracht wurde, für ein mässiges Trinkgeld erwarb. Auch Professor R. Kekulé hierselbst hält die Büste für ächt.

Die Auffindung dieser Büste ist in doppelter Beziehung merkwürdig. Sie ist der einzige Fund dieser Art im Rheinland, der zu unserer Kenntniss gekommen ist. Auch aus Italien ist keine Porträtbüste in Lebensgrösse aus gebranntem Thon bekannt. Sodann stellt die Büste eine Persönlichkeit des Alterthums dar, die zu den bekanntesten gehört haben muss, wie man aus der Häufigkeit ihres Vorkommens schliessen darf; aber wiewohl man schon vor 300 Jahren dieses Bildniss kannte, wissen wir heute noch nicht mit Sicherheit anzugeben, wen es vorstellt. Fulvius Ursinus veröffentlichte 1598 schon eine solche Büste aus der Sammlung des Cardinals del Monte als Seneca, die bereits im Catalog dieser Sammlung von 1577 so bezeichnet war, weil der alte, abgemagerte und krank aussehende Kopf auf diesen berühmtesten Philosophen Roms zu passen schien. Bestätigt wurde diese Ansicht, als Johann Faber im Jahre 1606 eine Denkmünze, einen wegen der eigenthümlichen, erhobenen Umrandung sogenannten Contorneaten aus der Sammlung des Cardinals Maffei veröffentlichte, auf der dasselbe Bild sich findet mit der Inschrift Seneca[1]). Diese Münze ist verloren gegangen. Es sei hier bemerkt, dass man auch die alten Bildnisse des Terenz erst erkannte, nachdem eine Münze mit demselben und mit dem Namen des Dichters gefunden war. Diese Contorneaten sind erst unter den spätern römischen Kaisern nach Constantin dem Grossen geschlagen, es finden sich aber oft die Bildnisse von Personen darauf, die früher gelebt haben. Winckelmann kannte 6 Büsten des vermeintlichen Seneca, 1745 wurde die schönste dieser Art in Bronze zu Herculanum gefunden[2]). Er bewunderte die Schönheit derselben, wollte aber von

1) Imag. illustr. viror. Nr. 131, p. 74.

2) Bronzi d' Ercol. T. I, tav. 35, 36. Vgl. Visconti, Icon. rom. I, Tav. XIV, 1. 2.

derselben als Seneca nichts wissen, aus Gründen, die Visconti[1]) zu widerlegen suchte. Winckelmann[2]) setzt den Charakter des Seneca über Gebühr herab, wenn er sagt, von diesem Manne, der in schlechter Achtung stand, könnten die Bildnisse nicht so vervielfältigt sein, dass sich von keinem andern berühmten Manne des Alterthums so viele fänden. Es sei auch nicht zu glauben, dass der erleuchtete Kaiser Hadrianus eines so unwürdigen Philosophen Bildniss in seiner Villa aufgestellt habe, wo vor weniger Zeit ein Stück eines solchen Kopfes von grosser Kunst ausgegraben worden sei. Winckelmann fährt fort: „Ich bin also der Meinung, dass besagte Köpfe das Bildniss eines älteren, berühmteren und würdigeren Mannes sind. Es ist hier nicht der Ort für moralische Klagen, ich kann mich aber nicht enthalten, wenn ich so viele Köpfe dieses verlarvten Philosophen sehe, den Verlust der Bildnisse von Männern, die der Menschheit Ehre gemacht haben, eines Epaminondas, eines Leonidas, eines Xenophon u. A. zu bedauern. Jenem aber, dem die Klügsten die Larve der Tugend abgezogen und der in seinen Schriften als ein niedriger Pedant erscheinet, ist es gelungen, in seinen Bildern zugleich mit der Kunst verehrt zu werden. Es hätten sich die Künstler an ihm rächen sollen, da er die Maler sowohl als die Bildhauer von den freien Künsten ausschliesset (Epist. 88)". Alle Welt wird aber wohl über die Schandthat Nero's an seinem Lehrer empört gewesen sein, als er diesen zum Tode verurtheilte und nur als Gnade ihm bewilligte, dass er sich die Todesart selbst wählen solle. Hatte ihn doch Dio Cassius[3]) den berühmtesten römischen Philosophen genannt. Man wirft ihm vor, dass er im Leben eine zweideutige Rolle gespielt habe und dass seine Handlungen dem hohen sittlichen Inhalt der Schriften des geistvollen stoischen Philosophen nicht entsprochen hätten. Aber es mag schwer gewesen sein, einem Herrscher wie Nero gegenüber die Grundsätze der Rechtlichkeit zur Geltung zu bringen ohne Gefahr für das eigne Leben. Lucius Annaeus Seneca war im Jahre 2 oder 3 nach Chr. zu Cordova in Spanien geboren. Schon unter Caligula zeichnete er sich als grosser Redner aus, so dass dieser neidisch auf sein Talent ihn schon zu beseitigen gesucht haben soll. Von Messallina, der ersten Gattin des Claudius Germanicus, wurde er wegen einer Liebschaft mit ihrer jüngern

---

1) Mus. Pio Clem. III, p. 86.

2) Sämmtliche Werke. Donaueschingen 1825. VI, S. 210.

3) Hist. rom. LIX, 19.

Schwester nach Corsica verbannt, von der zweiten Gattin des Claudius aber, von Agrippina, nach 8 Jahren der Verbannung zurückberufen. Sie machte ihn zum Erzieher ihres Sohnes, des jungen Nero. Seine Schriften sind zahlreich und waren schon im Alterthume hoch geschätzt, es wird ihm auch eine Reihe von Tragödien zugeschrieben. Weil er in die Verschwörung des Piso verwickelt schien, verurtheilte ihn Nero zum Tode, liess ihn aber die Art seines Todes selbst bestimmen. Die Grausamkeit Nero's beklagend, der erst Mutter und Bruder gemordet, nun auch seinen Erzieher und Lehrer hinrichten lasse, liess er sich im Bade die Adern öffnen, da ihm dies aber zu lange währte, nahm er Gift und als auch dieses nicht wirkte, liess er sich in ein heisses Bad bringen, dessen Dämpfe ihn erstickten. Er starb im 63. Jahre seines Lebens [1]). Winckelmann [2]) findet einen Widerspruch zwischen der Schönheit jener Erzbüste von Herculanum und einer Angabe des Plinius, dass die Kunst, in Erz zu arbeiten, unter dem Nero gänzlich gefallen sei. Doch sagt er an einer andern Stelle, der schöne Seneca könnte allein ein Zeugniss wider den Plinius geben, welcher vorgiebt, dass man unter dem Nero nicht mehr verstanden habe, in Erz zu giessen. Gegen jene Behauptung Winckelmann's bemerkt Lessing in seinen Fragmenten zum zweiten Theile des Laokoon, dass er den Plinius etwas sagen lasse, was dieser gar nicht gesagt habe. Plinius sage nämlich keineswegs, dass man unter dem Nero die Kunst in Erz zu giessen nicht mehr verstanden habe, sondern blos, dass man die edlere Composition der Mischung des Kupfers mit Gold und Silber, deren sich die alten Künstler bedient haben, nicht mehr zu machen verstanden und dass Nero vergebens das dazu nöthige Gold und Silber habe hergeben wollen. Den angeblichen Seneca im Bade in der Villa Borghese nennt Winckelmann [3]) ein Gewebe von strickmässigen Adern, er ist in seinen Augen der Kunst des Alterthums kaum würdig zu achten. Die borghesische unbekleidete Statue von dunkelgrauem Marmor hat im Stande sowohl als im Gesichte eine vollkommene Aehnlichkeit mit einer gleichfalls unbekleideten Statue in Lebensgrösse, aber von weissem Marmor in der Villa Pamfili, der wieder eine kleine Figur in der Villa Altieri, welcher der Kopf mangelt, völlig ähnlich ist. Diese sowohl als

1) Tacitus, Annalen XV, 63, 64.

2) a. a. O. II, 157 u. 279.

3) a. a. O. I, 241. Vgl. Sculture del Palazzo della villa Borghese, Roma 1796. I. p. 56, Nr. 10.

jene tragen in der linken Hand einen Korb, wie zwei kleine als Knechte gekleidete Figuren in der Villa Albani. Da nun zu den Füssen der einen von diesen eine komische Larve steht, und folglich diese Figur einen Diener der Komödie vorstellt, so kann man schliessen, dass unsere borghesische sowohl als die pamfilische Statue nebst der Figur der Villa Altieri dergleichen Personen abbilden. Es findet sich ausserdem in der Benennung der borghesischen Statue nicht der mindeste Grund der Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit den vermeinten Köpfen des Seneca vergleicht, denn die Stirn des Kopfes ist völlig kahl wie an der pamfilischen Statue, da hingegen die Köpfe des vorgegebenen Seneca dieselbe mit Haaren bedeckt haben. Was man sich aber auch für einen Grund mag eingebildet haben, so sind der gedachten borghesischen Statue bei der Ergänzung, da die Beine fehlten, die Schenkel hineingesetzt in ein Stück von afrikanischem Marmor, dem die Form einer Wanne gegeben worden, um das Bad anzudeuten, worin sich Seneca die Adern öffnen liess und sein Leben endigte[1]). Auch zeigen die Gesichtszüge dieser Statue nur eine entfernte Aehnlichkeit mit den Köpfen, die als Seneca bezeichnet werden. Visconti sieht in der borghesischen wie in der pamfilischen Figur Fischer. In Bezug auf die Zweifel, welche Winckelmann gegen die als Seneca gedeuteten Büsten geäussert hat, bemerkt Visconti[2]) das Folgende: Nicht von Faber, sondern von Fulvius Ursinus rührt die Meinung her, dass jene Köpfe Bildnisse des Seneca seien, indem er sie mit einer Schaumünze des Cardinals Maffei übereinstimmend fand. Ursinus sei ein so gelehrter Mann und ein so erfahrener Kenner alter Münzen gewesen, dass man an der Richtigkeit seiner Aussage nicht zweifeln dürfe. Er will ferner durchaus nicht zugestehen, dass Seneca während seines Lebens in geringer Achtung gestanden und führt Beweise für das Gegentheil an. Gewöhnlich werde auch der Einwurf gemacht, dass der dünne, die Wangen nur leicht umkleidende Bart gegen das herrschende Costüm zur Zeit des Seneca sei und also den Bildnissen desselben nicht zukommen könne. Aber es sei zu bedenken, dass der Bart an den erwähnten Köpfen ebenso verschieden sei von der Art, wie ihn die alten Griechen trugen, als von der, welche zu den Zeiten der Antonine Mode geworden. Es sei zu erweisen, dass es im letzten Jahrhundert der römischen Republik, sowie im ersten der Kaiserherrschaft bei den

1) a. a. O. VI, S. 243 und VIII, S. 409.

2) Mus. Pio Clem. T. III, p. 21.

jungen Römern Sitte gewesen, ein wenig Bart zu tragen. Dasselbe konnte also wohl auch von einem der Philosophie ergebenen Manne geschehen, dessen Sicherheit es sogar erheischte, äusserlich zu zeigen, er habe dem Stadtleben, den Geschäften und dem Hofe entsagt. F. G. Welcker[1]) urtheilt wie Visconti und fügt hinzu, noch ein anderer Grund liege in der öfteren Wiederholung des Bildes, die gerade bei Seneca (worin Winckelmann geirrt habe) zu erwarten sei. Kann die eigenthümliche Art, das Haar und den Bart zu tragen, nicht vielleicht auch dadurch erklärt werden, dass Seneca ein Spanier war? Die beste Marmorbüste des angeblichen Seneca befand sich in der Villa Medici und ist jetzt in der Galleria del gran Duca[2]) in Florenz, eine andere ist im Palast Corsini in Rom, beide sind ergänzt; eine dritte ist in der Villa Pinciana.

Die Bezeichnung dieser Büsten als die des Seneca wurde sehr zweifelhaft und von vielen aufgegeben, als man im Jahre 1813 in der Villa Mattei zu Rom eine Herme fand mit zwei Köpfen, unter welchen die Namen Socrates und Seneca angebracht waren[3]). Dieselbe befindet sich jetzt im Berliner Museum. Hier ist Seneca ohne Bart und mit kahlem Vorderkopfe dargestellt, es ist der Kopf eines wohlgenährten, von Gesundheit strotzenden Mannes. Seneca wird aber von Tacitus als kränklich geschildert, er war asthmatisch und nährte sich schlecht, er selbst nennt sich im Alter ganz abgezehrt[4]). Von den Namen der Herme ist der eine griechisch, der andere lateinisch. Während Hübner die beiden Aufschriften für unzweifelhaft ächt hält, erklärt Visconti diese Namen als Fälschung oder als Irrthum, sie seien auf die Büste selbst eingemeisselt, statt auf den Rand der Herme, wo sie sich gewöhnlich finden. Die, welche die Bezeichnung der Köpfe der Herme für ächt halten, fragen mit Bernoulli, welcher Andere könnte dem Socrates, dem grössten griechischen Philosophen gegenüber gestellt werden, als Seneca? Hübner vergleicht mit diesem Kopf der Herme einen in der Heimath Seneca's bei Cordova gefundenen Carneol, dessen Bildniss indessen geringe Aehnlichkeit hat. Nicht nur die Nase, die

---

1) Das akademische Kunstmuseum, Bonn 1851, S. 96.

2) H. Dütschke, Die antiken Marmorbilder der Uffizien. Leipzig 1878, Nr. 530.

3) Bernoulli, Röm. Iconographie. I, Stuttg. 1882, S. 276, Taf. XXIV, vgl. Visconti, Iconogr. rom. I. 1819, p. 410, Tav. XVI, 5.

4) Epist. 78.

freilich an der Herme ergänzt ist, zeigt sich verschieden, sondern auch das spitz vorspringende Kinn[1]).

Hätte man damals den hier beschriebenen Fund der Terra-cotta-Büste in Köln gemacht, so würde man ihn sicherlich zu Gunsten des Seneca verwerthet haben, denn dieselbe Agrippina, die Gattin des Claudius, die Mütter des Nero, die im Jahre 50 nach Chr. Köln gegründet hat, hatte den Seneca aus seiner 8jährigen Verbannung von Corsica zurückgerufen und ihn zum Lehrer ihres Sohnes Nero gemacht. Seneca starb im Jahre 65 nach Christus. Er war bei der Gründung Kölns gewiss auch in dieser Colonie eine der bekanntesten Persönlichkeiten. Die Deutung der Senecabüsten sollte aber bald noch eine andere Wendung nehmen. Im Jahre 1873 machte E. Brizio eine im Magazin des Handelsministeriums in Rom entdeckte, jetzt in dem kleinen Museum des Palatin daselbst befindliche Mamorbüste bekannt[2]), welche dieselbe Person mit einem Epheukranze um's Haupt darstellt. Brizio sucht nun zu erweisen, dass der Epheukranz den lyrischen Dichter verrathe und das Bildniss keinen andern darstellen könne, als den beliebten Dichter Philetas von der Insel Kos, der zu Ende des 4. Jahrh. vor Chr. lebte und auch von den Römern hochgeschätzt war. Properz selbst sagt, dass er ihm nachgestrebt habe und zufrieden sei, wenn seine Verse den philetischen Fluss hätten. Brizio findet, dass die mageren Züge der Büste vortrefflich auf den kränklichen asthmatischen Dichter passen. Er sagt, dass der Epheukranz allein beweise, dass dieser Kopf der eines Dichters sei, alle Archäologen seien aber einig, dass er der eines Griechen, nicht der eines Römers sei. Dilthey habe ihn für den des Kallimachus gehalten.

Der Bronzekopf des Museums in Neapel wurde 1754 in Resina bei Herkulanum gefunden. In demselben Jahre wurden hier noch drei Büsten in Bronze an's Licht gefördert, ein Heraclit, ein Democrit und wahrscheinlich ein Architas von Tarent[3]). Man kann aus der Uebereinstimmung des Stoffes und der Grösse dieser vier Büsten wie aus dem gleichen Grade der künstlerischen Ausführung schliessen, dass sie von derselben Oertlichkeit herstammen. Auch wurden Bronzebilder ptolomeischer Fürsten gefunden. Jene Namen mögen wenig begründet sein, aber die Physiognomien, Bart und Haar zeigen doch, dass diese

1) Archäolog. Zeitung. 1880. S. 20.

2) Annali dell' Instit. Roma 1873, XLV, p. 98, T. d'Agg. L.

3) Ant. d' Ercol., Bronzi I, Tav. XXIX—XXXVI.

Büsten griechische Personen darstellen. Es wurden ferner daselbst die Schriften von Epicur, Hermarchus, Zeno, Demosthenes und anderer Gelehrten vom Ende des 3. und Anfang des 2. Jahrh. vor Chr. ausgegraben. Die fragliche Büste stellt eine Person dar, die mehr durch körperliches Leiden, als durch die Jahre gealtert scheint. Das tief liegende Auge, die gerunzelte Stirne, das grosse Schädelvolum verrathen Intelligenz und anstrengende Studien. Der halbgeöffnete Mund deutet auf schweres Athmen. Die Nachlässigkeit in Haar und Bart bezeichnen einen Menschen, für den das Leben keinen Reiz mehr hat. Als eine solche Persönlichkeit, sagt Brizio, kann man für diese Zeit nur den Dichter Philetas von Kos[1]) bezeichnen. Schon in der Jugend zog er sich wegen Kränklichkeit von dem öffentlichen Leben zurück. Athenaeus theilt uns seine Grabschrift mit, worin er selbst sagt, dass die Studien und die durchwachten Nächte ihn getödtet hätten. Er war als Grammatiker wie als Dichter berühmt und zumal als elegischer Dichter. Als solcher wird er zuerst nach Kallimachus genannt. Seine Mitbürger in Kos ehrten ihn durch Errichtung einer Statue in Bronze. Die Elegieen des Philetas fanden grossen Beifall; auch in der römischen Gesellschaft zu einer Zeit, wo man fast allgemein der epikuräischen Lehre ergeben war, und Catull, Tibull, Properz und Ovid dieser Richtung angehörten. Properz zeigte für ihn die grösste Verehrung. Brizio glaubt, dass die Doppelherme in der Villa Albani den Philetas und den Properz darstelle, weil man in diesen Hermen stets Männer zusammengestellt habe, die eine Beziehung zu einander hatten, wie Herodot und Thucydides, Aristophanes und Menander, Sophocles und Euripides. In diesem Sinne macht Hübner darauf aufmerksam, dass beide, Socrates und Seneca sich auch im selbst gewählten Tode gleichen. Brizio führt noch eine ähnliche Herme aus dem Vatican an, die Visconti abbildet[2]). Er ist der Ansicht, dass die vielen Büsten dieses Mannes alle Copien der Statue in Kos seien, wie Krüger es für die Büsten des Euripides wahrscheinlich gemacht habe, dass sie alle von der Statue dieses Dichters im Theater zu Athen herstammen.

Brizio gesteht, dass allein der Umstand, dass die 1873 in Rom entdeckte Büste einen Epheukranz um das Haupt hat, ihn bestimmte, in derselben einen lyrischen Dichter zu sehen. Wenn er dazu bemerkt, dass sie allgemein als das Bild eines Griechen und nicht eines Römers

1) Bach, Philetae Coi reliquiae. Halis Saxon. 1829.

2) Icon. Rom. T. XIV.

angesehen werde, so muss man fragen, worauf sich dieses Urtheil gründe. Die Physiognomie sieht weder römisch noch griechisch aus, der eigenthümliche Bart wird von den griechischen Dichtern zur Zeit des Philetas nicht getragen. Brizio sagt, der Kopf des Dichters sei nicht wie der des Sophocles mit einer Binde umkränzt, sondern mit dem Epheu, dem Symbole des Bacchus, in dessen Kreis die lyrische Dichtkunst gehöre. Diese Unterscheidung kann nicht wohl als eine allgemein gültige angesehen werden. Winckelmann kennt sie nicht, er erwähnt mehrfach den Epheu als ein Abzeichen des Bacchus. Er bemerkt [1], dass die meisten Büsten des indischen Bacchus mit Epheu bekränzt seien; so ist er auch auf einem Relief in gebranntem Thon dargestellt [2]. Meyer führt einen solchen aus dem Capitolinischen Museum an. Auch der Thyrsus war mit Epheu umrankt oder trug an seiner Spitze Epheublätter. Doch erscheint Bacchus auf einem Altar in der Villa Albani gerüstet und wegen seiner Siege in Indien mit dem Lorbeer, der Corona Magna [3], bekränzt. Pauli sagt, dass der Epheu als Hauptschmuck der Dichter und Trinker angesehen worden sei und vor Trunkenheit geschützt habe. Auch die Dichter bringen ihn mit dem Bacchus in Verbindung. So sagt Euripides [4]) Bacch. v. 302:

Komm' ich kränze Dir
Das Haupt mit Epheu; feiere Du mit uns den Gott.

und, Phöniz. v. 649:

Dem sofort als Kind bereits
Der Epheu, der zum Kranz sich wand,
Mit blüthenreichem, dunkelm Laub
Den Nacken hochbeglückend überschattete.

Auch Plinius [5]) berichtet, dass die Thyrsusstäbe mit Epheu geschmückt seien und Alexander, da er als Sieger aus Indien zurückkehrte, sein Haar nach dem Beispiele des Vaters Liber damit bekränzt habe. Des Epheu's mit safrangelbem Samen und mit weniger schwarzen Blättern, der auch der dionysische hiess, bedienten sich die Dichter zu ihren Kränzen. Horaz singt in der Ode I, 1. 29:

---

1) a. a. O. IV, S. 119.
2) a. a. O. VII, S. 435.
3) Winckelmann, a. a. O. IX, S. 81.
4) Euripides, übers. v. Donner, Heidelberg 1841.
5) Hist. nat. XVI, c. 62.

Mir giebt Epheu,
Der Lohn kundiger Dichterstirn,
Hohen Götterrang.

Virgil[1]) beschreibt einen Becher, wo, mit leichtem Meissel erhöht, der rankende Weinstock rings vom blässlichen Epheu verbreitete Dolden umwindet. Ovid[2]) sagt, der Epheu, das Bacchische Gewinde, zieme den frohen Dichtern, aber nicht ihm. Wiewohl der erfahrene Winckelmann an verschiedenen Stellen[3]) den Epheu als Symbol des Bacchus erwähnt und auch den Kopf des Bacchus als Symbol eines Dichters anführt, so sagt er doch in seinem Versuch einer Allegorie, worin er die Attribute der Götter und die Abzeichen verschiedener Personen in der bildenden Kunst sehr vollständig zusammenstellt, nichts darüber, dass sich die Tragödiendichter mit andern Kränzen als die lyrischen geschmückt hätten. Seneca hätte als Dichter wohl mit dem Epheukranze geschmückt sein können und es ist keineswegs sicher, dass die einem Seneca zugeschriebenen 10 Tragödien nicht dem Philosophen, sondern einem andern Seneca zugeschrieben werden müssen. Nisard und Welcker waren der Ansicht, dass der Philosoph Seneca sie verfasst habe[4]).

Der letzte Schriftsteller über diese Büste ist Comparetti. Derselbe suchte schon 1879 nachzuweisen[5]), dass die Villa bei Herculanum, in welcher diese und so viele andere treffliche Bildnisse und Statuen in Bronze und Marmor gefunden worden sind, der Familie des Calpurnius Piso angehörte und dass der in jener Büste dargestellte kein Anderer als Calpurnius Piso Caesoninus sei, der von Cicero in seinen Reden in Pisonem und pro Publio Sextio so genau geschildert worden sei, dass man ihn in dieser Büste wiedererkennen könne. Comparetti hat dann ausführlicher seine Ansicht in einem grössern Werke über diese Villa[6]), worin die daselbst gefundenen Papyri und Kunstwerke sorgfältig und vollständig aufgezählt sind, auf das Neue zu begründen versucht. Die meisten Schriften der dort aufgefundenen Bibliothek gehören dem griechischen Epikuräer Philodemos an und der Schluss lag nahe, zu glauben, dass hier die Bibliothek des Philodemos selbst und sein eige-

1) Eclog. III, 39.
2) Trist. I, 7, 4.
3) Vgl. a. a. O. IX, S. 44 u. S. 496.
4) Rhein. Mus. II, 3, S. 1447.
5) La Villa dei Pisoni in Ercolano, Napoli 1879.
6) Dom. Comparetti e Giul. de Petra, La Villa Ercolanese Dei Pisoni, Torino 1883.

nes Wohnhaus gefunden sei. Da wir aber wissen, dass Philodemos in ärmlichen Verhältnissen lebte, so kann er unmöglich diese Villa, die den glänzendsten Luxus verräth, besessen haben. Hier wurden 22 grosse und 8 kleine Büsten in Bronze, 13 grosse und 18 kleine Bronzestatuen, sowie 15 Büsten, 6 Statuen und 1 Gruppe in Marmor gefunden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass dieses Haus das eines reichen Freundes des Philosophen war, bei dem dieser oft Gastfreundschaft genossen haben mag, und der selbst der Lehre des Epikur zugethan gewesen sein wird. Man denkt hier sogleich an den L. Calpurnius Piso Caesoninus, den Schwiegervater des Julius Caesar, den Gegner des Cicero. Aber kein alter Schriftsteller erwähnt eine Villa der Pisonen bei Herculanum und keiner eine Büste des Caesoninus. Mommsen[1]) fragt, wenn die Bibliothek einem Epikuräer zugehört, warum soll es gerade Philodemos sein? Unter den zahlreichen Namen aus Herculanum ist kein einziger Calpurnius und unter den Merkmalen, die Cicero dem Piso gibt, ist keines, das nicht auf jeden ältern, magern, glatzköpfigen Mann passte. Pilosae genae sind nicht bärtige, sondern schlecht rasirte Wangen. Cicero schildert den Caesoninus als traurig, ernst und nachlässig gekleidet, er trug den Bart ohne Sorge, wie in alter Zeit, sein Haar war ungekämmt und struppig, die Stirne umwölkt, die Augenbrauen zusammengezogen. Einiges passt zu den Zügen der Büste, aber nicht Alles. Man kann die dem Kopfe anliegenden Locken, wie auch Mau hervorhebt, nicht als struppiges Haar (capillo horrido) bezeichnen. De Petra hat das verlorene Fragment einer Inschrift an's Licht gezogen, die auf einem wahrscheinlich zu jenem Bilde gehörigen Pfeiler gestanden haben soll. Diese Inschrift hatte nach Mommsen mit der Person der Büste wohl keine Beziehung, sondern enthielt den Namen des Widmenden. Comparetti zählt gegen 30 Büsten dieser Person, die in öffentlichen Sammlungen bekannt sind, auf. Eine solche Verbreitung eines Bildnisses kann man sich eher von einem Philosophen wie Seneca oder einem Dichter wie Philetas als von einem Piso Caesoninus denken. Als einen Grund für seine Deutung führt Comparetti den bekannten Gebrauch der Römer an, die Bildnisse der Familie im Hause aufzustellen. War die Villa wirklich ein Eigenthum der Pisonen, so darf daran erinnert werden, dass diese Familie auch mit Seneca in nahen Beziehungen stand, der

1) Archäol. Zeitung. 1880, S. 32.

2) Bullet. del Inst. 1880, p. 125.

sich ja den Hass des Nero zuzog, weil er in die Verschwörung des Piso verwickelt sein sollte. Die Verurtheilung Seneca's durch Nero, sowie die Massregeln, welche Vespasian und Domitian gegen die Stoiker erliessen, können nicht, wie es von Comparetti geschieht, gegen eine weite Verbreitung der Bildnisse Seneca's geltend gemacht werden. Auf die Inschriften der Doppelherme aus der Villa Mattei, wo ein ganz anderer Kopf als der hier betrachtete als Seneca bezeichnet ist, legt Comparetti keinen Werth und bezieht sich auf eine Stelle des Cicero[1]), wo dieser sagt: „Odi falsas inscriptiones statuarum alienarum." Gegen die Ansicht von Brizio, dass der Epheukranz den lyrischen Dichter bezeichne, spricht sich Comparetti mit Berufung auf alte Schriftsteller aus und behauptet, dass der Epheukranz nicht gegen Seneca, sondern für ihn spreche, weil er nicht nur Philosoph, sondern auch Dichter, und zwar tragischer Dichter gewesen sei. Die römischen Schriftsteller sagten zwar, dass man die Büsten der Dichter mit frischem Epheu bekränzt habe, nicht aber, dass man den Epheukranz auf denselben dargestellt habe. Visconti[2]) hat nur 2 Dichterbüsten mit dem Epheukranze nachweisen können und diese beiden sind die dramatischen Dichter Moschion und Menander. Auch Welcker[3]) kennt deren nicht mehr. Weder Sophocles noch Euripides sind so dargestellt, auch nicht Alceus und Anakreon. Auf den Vasenbildern sind nur die Personen des Dionysischen Kreises mit dem Epheu umkränzt. Auf Helbig's Wandgemälden ist der einzige, Nro. 1455, den der Epheu schmückt, wie man aus der Maske schliessen muss, ein dramatischer Dichter. Horaz[4]) sagt dem Florus, dass er wegen seiner Kenntnisse als Rechtsgelehrter und wegen seiner Gedichte den Epheu verdiene. Was die hohe Achtung betrifft, in der Seneca bei den Römern stand, so weist Comparetti auf Sueton hin, der von ihm sagt, dass ihm zur Zeit des Caligula der grösste Beifall zu Theil geworden sei, auch auf Quintilian X, 1, 126, nach welchem unter Domitian fast allein seine Schriften in den Händen der Jugend gewesen seien. Unter Hadrian und den Antoninen fanden sie die allgemeinste Anerkennung, die bis in das christliche Mittelalter dauerte, ja Hieronymus setzte den Seneca im 4. Jahrhundert in sein Verzeichniss der Heiligen. Man hat

1) Ad Attic. VI, 1.
2) Iconogr. graec. I, p. 104 u. 110.
3) Alte Denkmäler I, 479.
4) Epist. I, 3, v. 25.

es sogar für wahrscheinlich gehalten [1]), dass der Apostel Paulus unter dem Consulat des Seneca im Jahre 58 nach Rom gekommen und mit diesem bekannt geworden sei, doch sind dieser Auffassung erhebliche Zweifel entgegen gesetzt worden [2]). Comparetti hat mehr die Ansicht Brizio's, dass unsere Büste nur einen lyrischen Dichter darstellen könne, mit Glück bekämpft, als für seine Deutung, dass sie das Bildniss des Calpurnius Piso Caesoninus sei, überzeugende Beweise beigebracht. Noch einmal kommt unter den Funden in der Villa bei Herculanum derselbe Kopf mit einem andern als Herme vor, Comparetti bildet dieselbe auf Taf. IV seines Werkes, Fig. 8 ab, sie ist noch zweimal in Rom vorhanden. Visconti sah darin den Seneca und seinen Lehrer Sotion von Alexandrien, Brizio deutet sie als Philetas und Properz. Der zweite Kopf ist ohne Bart und scheint ein Römer zu sein. Comparetti hält ihn für den Sohn des Caesoninus, des wohlbekannten Präfekten der Stadt, der wie sein Vater mit Tiberius befreundet war. Diese beiden Personen haben aber auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander, die man doch bei Vater und Sohn voraussetzen müsste. Eine Büste mit einer Tänie um das Haupt, die in der Villa Albani gefunden worden und auf derselben Taf. IV, Fig. 6 abgebildet ist, ist in den Zügen des Gesichtes von unserm als Seneca bezeichneten Kopfe so verschieden, dass man es kaum begreifen kann, wie Comparetti und andere Archäologen darin dieselbe Person haben erkennen wollen. Dagegen wird in demselben Werke auf Taf. XXII Fig. 4 eine Marmorbüste abgebildet, die angeblich Zeno darstellen soll, die in dem Bartwuchse um den Mund, zumal in den am Saume der Unterlippe stehenden Haaren und den tiefangesetzten Ohren eine typische Uebereinstimmung mit der Bronzebüste des angeblichen Seneca von Herculanum, mit der von Rom, die den Epheukranz hat, sowie mit der Büste von Köln erkennen lässt, so dass man, wenn auch nicht an dieselbe dargestellte Person, doch an denselben Künstler und an dieselbe Zeit zu denken veranlasst ist. In Herculanum werden wie in Rom zu jener Zeit die bildenden Künstler Griechen gewesen sein, die manchen ihrer Büsten, wiewohl sie Römer darstellten, griechische Haartracht mögen gegeben haben. Auch Comparetti zweifelt nicht, dass griechische Künstler die römischen Bildnisse der Villa von Herculanum gefertigt

1) Joh. Kreyer, L. Annaeus Seneca und seine Beziehung zum Urchristenthum, Berlin 1887.

2) Berliner Philol. Wochenschrift 1888, No. 2 u. 3.

haben. Der Kopf von Rom mit dem Epheukranz, der angebliche Kopf des Zeno auf Comparetti's Taf. XXII Fig. 4 und der Kopf von Köln haben noch eine Eigenthümlichkeit, die als ein Fehler des Künstlers bezeichnet werden kann, nämlich die, dass bei ihnen das Ohr zu tief steht, das Ende des Ohrläppchens steht fast mit dem Munde in gleicher Höhe, und der obere Rand der Ohrmuschel steht in gleicher Höhe mit der Mitte der Nase, während das Ohrläppchen mit der Nasenbrücke und der obere Rand der Ohrmuschel mit den Augenbrauen gleich stehen soll. Die Bronzebüste von Herculanum hat diesen Fehler nicht, wiewohl auch hier das Ohr ein wenig zu tief steht. In hohem Grade findet sich der Fehler wieder an den auf Taf. III Fig. 2 u. 3 desselben Werkes abgebildeten Marmorbüsten von Pompeji, die 1876 und 1879 gefunden sind [1]). Fig. 3 ist wieder der vermeintliche Seneca, in jüngerem Alter dargestellt, er soll zu einem andern als Herme gehören, in dem man den Metrodoros erkennen will. Die in einem andern Hause Pompeji's mit einem Bilde des Epikur gefundene Marmorbüste Fig. 7 ist noch einmal derselbe Seneca, der mit seinem langen Kopfe an das Bild des Kaisers Trajan auf den Münzen erinnert, was desshalb von Interesse ist, weil Trajan auch ein Spanier war.

Die Bonner Universitäts-Bibliothek besitzt unter Nr. 17 einen Abguss der Berliner Herme, unter Nr. 37, Welcker's Katal. 202, einen Abguss einer Senecabüste, die von dem Bronzebildniss von Herculanum verschieden ist, und einen weniger leidenden Ausdruck hat, auch jünger erscheint. Prof. Kekulé hat kürzlich für das akademische Kunstmuseum eine Nachbildung der Bronzebüste von Herculanum in Terracotta angeschafft.

Betrachten wir unsere Terracottabüste als solche. Die ersten Kunstarbeiten des Menschen waren die Herstellung eines schneidenden Werkzeugs, das Malen mit rother Farbe, das Kneten in Thon und das Schnitzen in Holz oder Knochen. Nach urgeschichtlichen Funden ist das Schnitzen älter, als das Bilden in Thon, es erscheint schon in der Rennthierzeit des mittleren Europa an Orten, wo von der Arbeit in Thon noch keine Spur vorhanden ist. Für die Herstellung körperlicher Figuren aber behält Winckelmann [2]) Recht, wenn er sagt: Die bildende Kunst fing mit dem Thone an, dann versuchte sie sich in Holz, Elfenbein, Stein und endlich in Metall. Die

1) Bull. del Instit. 1879, p. 95.

2) Sämmtliche Werke III, S. 87.

alten Sprachen wie das Hebräische, bemerkt er, bezeichnen die Kunstarbeit des Töpfers und des Bildhauers mit demselben Worte. Dass auch Griechen und Römer, ehe sie Statuen aus Marmor und Bronze fertigten, sie aus gebranntem Thon herstellten, dafür haben wir verschiedene Zeugnisse. Pausanias [1]) berichtet, dass er noch in verschiedenen Tempeln Griechenlands Götterstatuen aus Thon gesehen habe. Nach Dicaearchos [2]) stellten die Töpfer in Athen an Festtagen ihre Arbeiten in Thon aus. Welch' hohen künstlerischen Werth kleine Figuren dieser Art besitzen, haben die Funde von Tanagra gezeigt. Wie häufig und vortrefflich solche Werke aus Thon in Griechenland waren, geht auch aus der Mittheilung Strabo's [3]) hervor, dass J. Caesar befohlen habe, man solle aus den Trümmern von Korinth nicht weniger die Werke der Kunst, welche aus Thon gebildet seien, hervorziehen, als die von Erz. Winckelmann führt aus Pompeji vier Statuen von gebrannter Erde an, zwei, etwas unter Lebensgrösse, stellen komische Figuren mit Larven dar, zwei andere, etwas grösser als die Natur, stellen einen Aesculap und eine Hygieia vor. Ferner führt er ein Brustbild der Pallas in Lebensgrösse und die kleine Figur eines Senators Cruscus an. Diese Bilder waren oft mit rother Farbe bemalt. H. von Rohden [4]) führt ausser den genannten Werken aus Thon noch ein im J. 1861 gefundenes Fragment einer Minerva, die vielleicht durch den Ausbruch des Vesuv zertrümmert wurde und die 1873 gefundene Statuette eines sitzenden Mannes an. Alle diese Statuen sind in seinem Werke abgebildet. Er meint, die beiden erhaltenen Statuen des Aesculaptempels dürften nicht in die Augusteische Zeit hinaufgerückt werden. Da der Kopf der männlichen Statue einen entschiedenen Juppitertypus hat, was indessen bei Bildern des Aesculap gewöhnlich ist, so fragt er, ob an Stelle des alten Cultus hier vielleicht die römische Dreiheit: Juppiter, Juno und Minerva dargestellt sei. Diese Götter kommen auf Lampenreliefs in Pompeji oft vereinigt vor. In Bezug auf diese Gottheiten sagten die Fundberichte, die Figuren seien mit Hülfe zweier Formen, einer für die vordere und einer für die hintere Hälfte verfertigt. Auch das Götterbild im späten Isistempel zu Pompeji war von Thon. Erst als die Römer nach Besiegung Antiochus des Grossen durch Lucius Scipio die

1) Graec. Descript. I, c. 3.
2) Opera, III, Col. 834.
3) L, 8, p. 785.
4) Die Terracotten von Pompeji, Stuttgart 1880.

Herren von Asien wurden, zogen in Rom griechische Sitten und asiatische Pracht ein. Nun wurden die Statuen der Götter von griechischen Meistern gearbeitet. Die Werke in gebranntem Thon an den alten Tempeln wurden lächerlich, wie der ältere Cato in einer Rede sagte[1]). M. Fulvius führte in seinem Triumphzuge über die Aetolier 280 Statuen von Erz und 230 von Marmor in Rom auf[2]). Das Material unserer Büste, der gebrannte Thon, deutet nicht etwa auf eine Zeit, in der man in Marmor und Erz noch nicht zu arbeiten verstand, sondern, da die Nahtspuren an ihr beweisen, dass sie über ein Modell geformt ist, so muss aus der Art ihrer Herstellung auf einen fabrikmässigen Vertrieb dieses Bildnisses geschlossen werden. Wenn schon die grosse Zahl der Büsten dieses Mannes dafür spricht, dass sie eine im Alterthum sehr bekannte Person darstellen, so gilt dies noch mehr in Bezug auf eine Büste von Thon, die auf eine zahlreiche Vervielfältigung dieses Bildes hinweist. Die grosse Kunst des auch von Winckelmann bewunderten Kopfes in Erz, die sich auch in dieser Thonbüste ausspricht, deutet auf die Kunstepoche der römischen Republik und ersten Kaiserzeit. In die Zeit der Republik setzt auch Comparetti alle Bildwerke der Villa von Herculanum. Warum sollen sie nicht auch der ersten Kaiserzeit angehören können? Nach den Fundumständen müssen wir auch die Kölner Büste dieser Zeit zuweisen. Schon Ursinus glaubte, dass die verschiedenen Bildnisse des angeblichen Seneca von einem und demselben Modell hergenommen seien. Comparetti glaubt, dieses sei der Kopf von Herculanum gewesen; er sieht bei den Marmorbüsten in der Darstellung der Haare noch die Technik der Bronze.

Die Büste von Köln hat mit dem Bronzekopf von Herculanum eine nicht so grosse Aehnlichkeit als mit dem Marmorkopfe von Rom, der den Epheukranz trägt. Es ist in den Zügen derselbe tief ernste, fast leidende Ausdruck, dieselben Haarlocken bedecken die Stirn und Schläfe, dieselbe Wangenfalte geht vom Nasenflügel abwärts, der Mund ist etwas geöffnet. Doch ist die Nase an der Kölner Büste nur in ihrem oberen knöchernen Theile so vorspringend als an der andern, der untere Theil der Nase geht mehr gerade nach abwärts, als wenn sie im Thon einen Druck erlitten hätte. Das ist eine Verschiedenheit, die auch beim Verstreichen der Formnaht entstanden sein kann. Beim Kopfe von Herculanum ist die mittlere Stirnlocke in zwei Stränge

1) Livius L, 34, C. 1.

2) Winckelmann V, S. 288.

getheilt, was bei denen von Rom und Köln nicht der Fall ist. Der Augenball hat bei jenem eine Iris, während er bei den beiden andern Bildwerken voll ist. Der rechte Augenball an unserer Büste zeigt einige Sprünge im Thon, die nicht für einen Irisring gehalten werden dürfen. Alle drei Büsten haben am Saum der Unterlippe kurze Barthaare, wodurch die Lippe breiter erscheint, als sie ist, auch haben alle ein langes Ohrläppchen.

Der Kopf der Kölner Büste ist ein wenig nach vorn gesenkt und etwas nach rechts gewendet. An den Locken des Kopfhaares sieht man Längsrillen, die mehr dafür sprechen, dass das Modell ein Bronzeguss und nicht ein Marmorbild war. Am Kinn sieht man Eindrücke des Retouchirstabes wie an griechischen Bildwerken in Thon. An kleinen römischen Terracottafiguren beobachtet man die Technik, dass die glatten Köpfe durch die Form dargestellt waren und das Haar dann durch den Künstler später darauf gesetzt wurde. Nicht selten löst es sich leicht davon ab. Ob an unserer Thonbüste ähnlich verfahren wurde, ist schwer zu entscheiden. An ihr ist der rechte Stirnhöcker sichtbar und verräth eine gute Stirnbildung. Der Mund ist etwas geöffnet wie beim Reden. Es ist wahrscheinlicher, dass der Künstler diesen Ausdruck dem Kopfe hat geben wollen, als dass damit die Athemnoth eines Kranken, sei es nun Seneca oder Philetas, hat angedeutet werden sollen. Solche Aufgaben hat sich die griechische Kunst zur Zeit ihrer Blüthe wohl nicht gestellt. Der Backenbart ist unter dem Kinn besonders kurz und abweichend von der griechischen Mode, den Bart zu tragen. Die starken Falten des magern Halses bezeichnen das hohe Alter der dargestellten Person. Die Büste ist 47 cm hoch, die grösste Breite des Bruststückes ist 25,5 cm, der Kopf mit der Haarbedeckung ist 188 mm lang, 175 breit und vom obern Rand des Ohrlochs an 138 mm hoch. Das Gesicht ist von der Nasenwurzel zum Kinn 126 mm lang, der Abstand der äussern Ränder der Augenhöhle ist 110 mm. Breite und Höhe des Kopfes sind für den intelligenten Ausdruck desselben sehr günstig. Wiewohl in Bezug auf die Kopfmaasse eine Genauigkeit der Künstler im Alterthum so wenig wie heute erwartet werden kann, so werden sie gute Verhältnisse in dieser Hinsicht doch im Allgemeinen gekannt und berücksichtigt haben. Rechnet man von der Kopflänge für das Haar 8 mm und von der Kopfbreite 20 mm ab, was freilich ziemlich willkürlich ist, so würde man für Länge und Breite 180 und 155 erhalten, was einem Kopfindex von 86,1 entspricht. Abweichend von dieser brachycephalen

Form ist das Bild eines angeblichen Seneca von Pompeji, welches Comparetti auf Taf. III Fig. 7 abbildet, ein entschieden langer Kopf.

Kann auch der Fund dieser vielgedeuteten Büste in Köln die Frage, wen sie darstellt, nicht zur Entscheidung bringen, so lässt sich doch nicht läugnen, dass eine Senecabüste im alten römischen Köln einige Wahrscheinlichkeit mehr für sich hat, als die eines Philetas oder Kallimachus oder gar eines Piso Caesoninus. Das Alter, die Magerkeit und der ernste Ausdruck in den Zügen dieses Kopfes dürfen wohl auf Seneca bezogen werden. Der Kunststil dieses vortrefflichen und gewiss dem Leben überaus ähnlichen Bildnisses, von dem Winckelmann sagt, dass die Kunst in ihm für unsere Zeiten unnachahmlich sei, von dem Comparetti glaubt, dass seine Schönheit, ganz abgesehen von dem Namen, den es trug, zu seiner grossen Verbreitung beigetragen hat, weist ebenfalls auf die Lebenszeit des Seneca hin. Ueber das Tragen des Bartes bei den Römern sind wir nicht so genau unterrichtet, dass wir aus dem Barte allein den Schluss ziehen dürften, diese Büste stelle einen Griechen und nicht einen Römer dar. Die bekannten Büsten griechischer Dichter tragen einen längeren und volleren Bart. Das in Locken auf das Haupt fallende Kopfhaar ist keineswegs so vernachlässigt und ungekämmt oder struppig, dass Cicero's Schilderung des Piso Caesoninus darin wieder erkannt werden kann. Es ist eine höchst auffallende Erscheinung, dass ein anderes verbreitetes Bild von Seneca, einem nach seinem Tode so berühmten Manne, nicht bekannt ist. Das Bild der Herme mit Namensschrift ist doch schon desshalb verdächtig, weil es das Einzige seiner Art ist, auch wird es aufgewogen durch jene Schaumünze mit dem Namen Seneca's, von der Faber und Ursinus sprechen, die aber leider verloren gegangen ist. Der physiognomische Ausdruck der Büste ist weit mehr der eines Staatsmannes und Philosophen, als der eines lyrischen Dichters, auch Mommsen sieht darin mehr einen Gelehrten als einen Dichter. Doch findet er in dem Bildniss einen entschieden griechischen Typus und meint, der Bart deute auf die Zeit Alexanders des Grossen und der Diadochen. Comparetti hat Recht, wenn er sagt, dass die Archäologen wegen des Epheukranzes sich mit auffallender Leichtigkeit in die Deutung eines Dichters gefügt haben. Das gilt sowohl für Brizio's Annahme, dass der Unbekannte der Dichter Philetas sei, als für Dilthey's Meinung, er sei Kallimachus. Die grösste Schwierigkeit, in diesem Bildniss den Seneca zu erkennen, liegt für viele Forscher in dem Barte, welcher der Sitte der ersten Kaiserzeit nicht entspreche. Wir

sind aber über die damalige Mode, den Bart zu tragen, nicht hinreichend unterrichtet, um für den einzelnen Fall ein sicheres Urtheil fällen zu können. Winckelmann[1]) sagt, bis zum J. 454 der Stadt Rom hatten die Statuen in Rom wie die Bürger lange Haare und lange Bärte. Livius berichtet, dass der Consul M. Livius sich, als er von der Stadt Rom entfernt lebte, den Bart habe wachsen lassen, ihn aber abgenommen habe, als er bewegt wurde, wieder im Rathe zu erscheinen. In jenem Jahre seien Barbiere aus Sizilien nach Rom gekommen. Alexander der Grosse habe nach Plutarch seinen Soldaten den Bart abnehmen lassen, damit sie nicht vom Feinde bei demselben möchten angefasst werden. Stutzbärte waren indessen bei den barbarischen Völkern üblich, unter andern bei den Celten. Livius erzählt noch, dass der ältere Scipio in der ersten Unterredung mit Masinissa in Spanien, im J. 546 der Stadt, sein Haar lang getragen habe, später schor er sich Bart und Haar.

Es mag genügen, die verschiedenen Erklärungen dieser Büste hier neben einander gestellt zu haben; wir sind in der That noch nicht berechtigt, darin mit Sicherheit den Seneca zu erkennen, aber diese Deutung scheint mehr begründet wie jede andere. Hoffen wir, dass einmal ein neuer Fund mit unzweifelhafter Namensschrift uns über den berühmten Mann des Alterthums aufklären wird, der hier dargestellt ist. H. Schaaffhausen.

---

1) a. a. O. III, S. 314, V, S. 283 und 395, VI, S. 128.

5. Die römische Grabkammer zu Köln unter der Casinostrasse.

Unser Wissen von der Oertlichkeit des altrömischen Köln ist verhältnissmässig unbedeutend, gar vieles schwankend und bestritten. Um so dringender fordert die Wissenschaft, dass wir die thatsächlichen Haltpunkte als solche anerkennen und den zweifelhaften Angaben forschend nachgehen, um aus ihnen, wo möglich, ein Ergebniss zu gewinnen. Beides habe ich in meinem Aufsatze „Der Umfang des ältesten römischen Köln“ versucht, den ich dem Herausgeber der „Westdeutschen Zeitschrift“, Direktor Dr. Hettner, anbot, da ich bei den vorhandenen Thatsachen es für vorzeitig hielt, die von ihm gewünschte Topographie der ältesten Stadt zu liefern. Mein Aufsatz wurde von ihm willkommen geheissen; er erschien nach einiger Zeit im vierten Bande der Zeitschrift. Die Art, in welcher Hettner gelegentlich im „Korrespondenzblatt“ V, 72 f. die Richtigkeit meiner Ansicht bestritt, dass der noch in Resten vorhandene, von der römischen Mauer umfasste südlichste Theil nicht zur ältesten Stadt gehört habe, nöthigte mich zu einer Entgegnung. Ueberraschen musste es mich, dass die Aufnahme derselben verweigert wurde, weil das „Korrespondenzblatt“ nicht so viel Raum habe, um diese und die wohl eben so lange Erwiderung geben zu können. Da meine Ansicht ausführlich in jenem Aufsatze dargelegt sei, der Herausgeber ausdrücklich darauf verwiesen habe, so bedürfe es keiner weitern Verhandlung. Sollte ich Recht haben, so werde das die Zeit lehren, wenn man endlich einmal in Köln zur Entscheidung so mancher topographischen Fragen Hacke und Schaufel ergreife. Meine mit solcher Begründung abgewiesene Entgegnung erschien in den Jahrbüchern LXXXII, 152 ff. Dr. Hettner vertheidigte dann seine Verweigerung der Aufnahme daselbst LXXXIII, 226 f., indem er bemerkte, die Entgegnung wiederhole bloss meine Ansicht, neu sei nur ein Gedanke, der auf irriger Auslegung der Braun'schen Beschreibung des Fundes beruhe; denn die Aussenseiten der Mauern seien gar nicht ausgegraben worden. Die Beschreibung gehört nicht Braun, sondern Lersch an; den Irrthum gestehe ich ein, für die

Hauptsache ist er ohne Bedeutung. Brachte auch meine Entgegnung nichts thatsächlich Neues, so widerlegte sie doch Hettner's Darstellung mit entscheidenden Gründen, aber dazu hatte das „Korrespondenzblatt“ keinen Raum, obgleich es sich um einen für das römische Köln ausserordentlich wichtigen Punkt handelt. Da der in Frage stehende Fund von höchster Bedeutung ist, so muss ich auf die in meiner Entgegnung angedeuteten Punkte in ausführlicher Begründung zurückkommen.

Im „Korrespondenzblatt“ sagt Hettner: „Die Anlage unter Maria im Capitol scheint keine Grabkammer, sondern ein Keller gewesen zu sein; die Ausfugung der Nischen, die Zweitheilung sprechen hierfür; eine erneute Nachgrabung wäre übrigens sehr erwünscht. Der schwere Block mit der Inschrift und das Fragment der Pyramide mit Pinienschuppen weisen auf ein grosses Grabmonument, welches keinesfalls in der Kammer aufgestellt war; diese Stücke sind hierhin transportirt.“ Brieflich äusserte er: „Braun's Ausführungen sind ohne Kenntniss paralleler Erscheinungen geschrieben. Blöcke, wie die in jenen Zimmern gefundenen, können doch unmöglich in Grabkammern gefunden werden.“

Zunächst ist es ein Irrthum, wenn von einer „Anlage unter Maria im Capitol“ gesprochen wird. Der Fund hat mit der Marienkirche nichts zu thun; diese hiess früher Maria alta, Maria de Alzbuchele, erst in Folge der mittelalterlichen Romanisirung, die auch in Trier aus dem Paulsberge einen Apolloberg, aus dem Mertensberg einen Marsberg machte, erhielt sie den Beinamen in Capitolio. Wäre der Fund unter der Kirche gemacht worden, so forderte dieser wichtige Umstand nähere Aufklärung. Aber der einzige Berichterstatter sagt ausdrücklich, man sei auf römische Trümmer gestossen „bei dem Fundamentlegen mehrerer neuer Häuser in der Nähe der alten Kirche Maria im Capitolio, und zunächst der westlichen Seite des Kreuzganges, welche gegenwärtig niedergeworfen worden, um im alten Stile wieder hergestellt zu werden.“ Bis zum Jahre 1848 befand sich ein Eingang in die Kirche auf der Südseite, am Marienplatz; man gelangte durch ihn zunächst in den vierseitigen sogenannten Umgang, in dessen Mitte, wie in allen Klöstern, sich ein freier mit Gras bewachsener vierseitiger Raum fand; an den Seiten standen kleine Häuser, die in den Umgang mündeten, keinen Ausgang nach aussen hatten. Am Ende der Ostseite stieg man in die weit höher gelegene Kirche. Der Umgang hatte zum eingegangenen Kloster gehört. Im

Jahre 1848 schritt man zur Verwerthung des kostbaren Gartens, in welchem das Pfarrhaus lag; es wurde der Bau einer Strasse beschlossen, welche vom Marienplatz zum Casino führen sollte, der jetzigen Casinostrasse, deren Ostseite auf dem westlichen Umgange geplant war, während das Pfarrhaus auf der westlichen liegen sollte. Bei der Ausschachtung zum Baue der Häuser auf der östlichen Seite (2—14) und zur Gründung eines neuen stilmässigen Eingangs stiess man in einer Tiefe von 8 bis 9 Fuss auf „Trümmer römischer Gebäude"; die zerstörten Mauern waren noch in einer Höhe von 4 Fuss 5 Z. erhalten, so dass sie etwa 12 bis 13 Fuss in die Erde hinabreichten.

Dass auch in Köln der Boden seit der Römerzeit sich bedeutend erhöht hat, ist allgemein bekannt. Nöggerath hat Jahrb. XVII, 151 ff. über die Ursachen dieser Erhöhung in allen grösseren Städten, die vielfache Zerstörungen erlitten, ausführlich gehandelt. In Trier hatte sich v. Wilmowsky mit der Beobachtung der verschiedenen Bodenschichten in seiner rastlos gründlichen Weise beschäftigt, worüber ein Aufsatz in dem „Jahresbericht für nützliche Forschungen über die Jahre 1861 und 1862" Aufschluss gibt. Ganz neuerdings hat man in der Mitte von Trier Estrichböden 3,60 m unter der heutigen Strasse gefunden, und Hettner bemerkt dabei ausdrücklich, dass es sich dabei „nicht etwa um Keller handle" (Korrespondenzbl. VI, 220 f.), führt auch den Beweis, dass das Terrain schon während der Römerzeit dort um 1,80 m gewachsen gewesen. Der in Köln beobachteten Erhöhungen ist Jahrb. XLI, 132 gedacht. Wir fügen einiges hinzu. In der Mitte der Römerstadt, in der Glockengasse, wurde bei der Ausschachtung zum Theaterbau ein merkwürdiger Altar in beträchtlicher Tiefe gefunden (Museumskatalog II, 103), ebenso in der Budengasse ein Weihestein des Dis und der Proserpina (I, 24) und in einem Keller derselben Strasse (Nr. 18) ein Frauenkopf (II, 112a), wie denn fast alle römischen Inschriften und Denkmäler beim tiefen Ausschachten und in Kellern entdeckt wurden. Die römische Südmauer hat durchschnittlich eine Fundamenttiefe von 5 m (Merz, Römermauer S. 11). In der Agrippastrasse stiess man erst in gleicher Tiefe auf gewachsenen Boden (v. Veith, „Das römische Köln" S. 18), der in der Bolzengasse erst mit 10,30 m beginnt (Jahrb. LXXVIII, 86). Nach Cohausen (Jahrb. LXXX, 251 f.) gehen die unter dem Rathhaus gefundenen Mauern, wenn auch nicht 42, doch wenigstens 24 bis 25 Fuss tief in die Erde; nach Ennen (Jahrb. XLI, 64) wurde dort ein Bogen in der Tiefe von 22 Fuss blossgelegt. In der Nähe der Marienkirche in dem Hause

Königsstrasse 2 fand Merz (Römermauer 17) die Stadtmauer bis zu 5 m. unter der Strasse noch trefflich erhalten. Hiernach wird niemand zweifeln können, dass die 4 Fuss 5 Zoll hohen Reste, welche bis 13 Fuss unter dem Umgange der Marienkirche, der jetzigen Casinostrasse, herabgingen, in der Römerzeit sich ebenso oberhalb der Erde befunden haben wie die zahlreichen Weihe- und Grabsteine, die man zum Theil in sehr bedeutender Tiefe, bis zu 17 Fuss, gefunden hat.

Wenn Hettner in unserm Funde einen Keller sieht, so muss er ihn wohl in die Tiefe versetzen, da wir mit diesem Worte regelmässig den Begriff des Unterirdischen verbinden; wenn dies auch bei dem zu Grunde liegenden cellarium nicht der Fall ist. Und aus welchen Gründen scheinen ihm die Reste auf einen Keller zu deuten? An erster Stelle führt er dafür die „Ausfugung der Nischen" an. Die Beschreibung des Fundes gedenkt solcher Nischen nicht, sondern nur der Wände, die „mit sehr schön gehauenen kleinen Tuffsteinen glatt ausgemauert und verputzt (etwa so wie der Behälter im Garten der Frau von Droste in Bonn) und die Fugen mit römischem Mörtel sehr sorgfältig bestrichen und gebügelt" seien. Wie diese sorgfältig verputzten und gebügelten Wände auf einen Keller deuten sollen, will mir nicht einleuchten. Sollte Hettner etwa den „vermauerten Bogen" meinen, den Braun für eine Wandnische erklärte? Aber auch dies stimmt kaum und daraus auf einen Keller zu schliessen, scheint sehr kühn. Ebenso wenig beweist der zweite Grund für die Annahme eines Kellers, „die Zweitheilung", die nicht einmal erwiesen ist, da die an beiden Enden ihrer Länge abgebrochene Mauer sehr wohl noch länger gewesen und mehr als die offenbar nur theilweis erhaltenen Räume bestrichen haben kann. Auf solche Gründe hin einen Keller anzunehmen ist um so bedenklicher, da die Nothwendigkeit damit verbunden ist, die entschieden auf eine Grabkammer deutenden Gegenstände aus der Kammer weg zu schaffen oder vielmehr später hineinbringen zu lassen, obgleich dieses zu unmöglichen Voraussetzungen nöthigt.

Gehen wir auf den Fund näher ein. Es zeigten sich drei Mauern, deren längste (a) etwa 30 F. weit sich erstreckte; eine andere, 1 F. 4 Z. dicke (b) ging auf diese senkrecht zu, ohne sie aber an dem Punkte, wo sie darauf gestossen sein würde (etwa 10 F. 1 Z. ihrer Länge), zu erreichen; sie war noch etwa 10 F. lang erhalten, endete aber noch etwa 3 Fuss vor der erstern. Am entgegengesetzten Ende stiess auf b eine dritte, a parallele Mauer (c), die etwa 9 F. weit auf-

gedeckt wurde. Diese Mauern deuten auf zwei etwa 13 F. breite, durch eine Zwischenwand getrennte Gemächer, deren Länge nicht bestimmt werden kann, doch läuft a vom Anfange von b noch etwa 20 F. lang fort. In der Mitte des zweiten Raumes fand sich ein a und c parallel laufender „unregelmässig gearbeiteter und vermauerter Bogen"; er war 4 F. ½ Z. lang und begann etwa 10 F. von b entfernt, gerade dem Punkte gegenüber, bis zu welchem man c an diesem zweiten Gemache aufgedeckt hatte; seine Höhe betrug 4 F. 8 Z., die Breite 2 F. ½ Z., im Lichten des Durchmessers 1 F. 11 Z. Diesem Bogen zunächst lagen „einige Blöcke von Tuff, etwa 4 F. lang, 1 bis 2 F. dick, deren einer mit einer äusserst rohen Arabeske verziert war"; zwischen diesem und einem andern befand sich ein in mehrere Stücke gebrochener Grabstein aus Jurakalk. Dieser Grabstein mit Relief wird in unserm Museum (II, 225) bewahrt (er ist 0,92 m hoch, 0,58 m breit, 0,16 m tief); ebenso der mit vier Arabesken verzierte Block (II, 137), der 0,56 m hoch, 0,1 m lang, 0,29 m tief ist. Auch wurde in diesem Raume (leider wird nicht gesagt wo) der Deckstein eines Grabmals gefunden, der gleichfalls in's Museum gekommen (II, 94); dieser mit Pinienschuppen bedeckte Aufsatz aus Jurakalk ist 1,05 m hoch, 0,61 m oben, 0,95 m unten breit, 0,7 m oben, 0,47 m unten tief. Ausser diesen Baureste wurden bei der Ausschachtung des westlichen Umgangs noch Theile einer Stuckwand und zwei Mosaikböden gefunden, die gleichfalls in's Museum kamen (II, 188. 213), nur der grössere wohl erhaltene Mosaikboden wurde in der Kirche niedergelegt. Von zwei Steinbruchstücken mit Inschrift (Brambach 2042), die an derselben Stelle gefunden wurden, ist der römische Ursprung zweifelhaft.

Die Aufgrabung hat demnach die Reste zweier, durch eine Zwischenwand getrennten Räume ergeben, die 13 Fuss breit waren, deren Länge ebenso wenig bestimmt ist, wie die Höhe und die Dicke der Aussenwände; in dem einen fanden sich ein Grabstein, der Aufsatz eines Grabdenkmals und ein den Aussenmauern parallel laufender Bogen. Hettner behauptet, der Grabstein, den er als „schweren Block" mit Inschrift bezeichnet, und „das Fragment der Pyramide mit Pinienschuppen" wiesen auf ein grosses Grabmonument hin, das keinesfalls in jener Kammer aufgestellt gewesen; diese Stücke seien später dahin gebracht worden. Ein Beweis wird für keine dieser Behauptungen erbracht, ebenso wenig angedeutet, wie das „Transportiren hierhin" bei der Lage der Sache irgend möglich gewesen. Dass der Grabstein und der Aufsatz des Grabdenkmals zu einem grossen Grabmonument ge-

hört, woran auch Braun dachte, ist nichts weniger als wahrscheinlich. Einen Grabstein von so geringer Höhe und Breite in einer 18 Fuss breiten, wenigstens 20 Fuss langen Kammer zu finden hat nichts Auffallendes, ebenso wenig der Deckstein eines Grabdenkmals; ja wenn der Deckstein sammt dem Denkmal die Höhe von 7 oder 8 Fuss erreicht hätte, würde er in unserer Kammer, deren Höhe wir gar nicht kennen, aber sehr wohl mindestens zu 10 F. annehmen können, wohl aufzustellen gewesen sein. Und warum sollen Blöcke, wie die gefundenen, unmöglich in eine Grabkammer gebracht worden sein? Für 1 bis 2 F. dicke, 4 F. lange Steine gab es in einer Grabkammer mancherlei Verwendung. Solchen Steinen begegnen wir auch sonst häufig. Vgl. den Museumskatalog II, 168.

Wann und wie die Gegenstände in die Kammer geschafft worden, darüber sagt Hettner kein Wort, und er ist auch nach meiner Hindeutung LXXXII, 158 darauf nicht eingegangen. Freilich versetzte man vom 12. Jahrhundert an, wo die Liebe zur Römischen Zeit sich regte, bedeutende Denkmäler in Kirchen, ja man brachte sie auch in Thürme mit dem alten Schutte, der dort abgelagert wurde, wie in die der römischen Stadtbefestigung (Jahrb. XLII, 87. Museumskatalog S. 28), aber selbst im Mittelalter wäre kaum jemand auf den Gedanken gekommen, Denkmäler in solche Trümmer zu retten. Doch vom späteren Mittelalter kann überhaupt gar nicht die Rede sein, da jene Baureste damals längst verschüttet, niemand mehr zugänglich waren. Hätte Hettner den Zustand beachtet, in welchem Köln durch die Verwüstung der Franken, später der Hunnen versetzt worden, so würde er jeden Gedanken an ein „Transportiren" anderswo gefundener Gegenstände in Trümmer fahren gelassen haben. Ein beredtes Zeugniss, wie es in jenen wilden Zeiten in Köln zugegangen und wie die Zerstörungsstätten verschüttet worden, besitzen wir in den vom Dombaumeister Regierungsrath Voigtel bei Aufgrabung des Domhügels an der nordöstlichen Ecke der Römerstadt gemachten Entdeckungen, worüber die Jahrbücher LIII, 99 ff. ausführlich berichtet haben. Hier fanden sich unter dem 19 Fuss hohen Domhügel die Trümmer eines ältern und eines nach Zerstörung desselben darauf gebauten neuen Hauses, von denen das letztere offenbar verbrannt worden war. Als Fundament eines Theiles des letzteren zeigte sich eine Lage grosser Steine, die sich als zerschlagene Theile von Kunstgebäuden und einem Reiterstandbilde ergaben. Die ganze Stätte der Zerstörung war mit Bau- und Brandschutt bedeckt. Man hatte sie Jahrhunderte lang öde liegen

lassen, nur Schutt und Erde weiter darüber gehäuft, so dass das Domstift die dadurch gebildete Höhe zu einem Kirchhof benutzte, und als man, etwa im achten Jahrhundert, hier ein kirchliches Gebäude errichtete, niemand daran dachte, tief unten lägen die Trümmer der Römerzeit. Der Plattenboden jenes neuen Gebäudes lag 10 F. über dem jüngern römischen Hause, seine Grundmauern reichten bis wenige Fuss über den Bauschutt desselben hinab. Aehnlich verschüttet waren die Römeranlagen unter dem Rathhause, wenn sie auch nicht so lange verödet lagen, sondern früher an dieser so wohl gelegenen Stätte neue Bauten, wohl zu städtischer Benutzung, sich erhoben.

Wenden wir uns zu den Trümmern unter der Casinostrasse, so wird auch hier die ganze Gegend von den wilden Franken, die in der römischen Stadt fürchterlich hausten, zerstört worden sein, weithin ein blosser Trümmerhaufe sich erstreckt haben. Die Stadt war so tief herunter gekommen, dass man an einen Neubau hier gar nicht dachte, sondern alles liegen liess, wie östlich vom Dome. Die der völligen Zerstörung entgangenen Reste waren schon in Folge des Einsturzes der Gebäude mit Schutt gefüllt und rings von solchem umgeben, wie man sie noch bei der Aufdeckung im Jahre 1849 fand. Wie hätte damals jemand auf den Gedanken kommen können, in diese unzugängliche Stätte der Verwüstung mit ungeheurer Anstrengung einen anderswo gefundenen Grabstein und den Deckstein eines Grabmals zu bergen? Wer hätte damals irgend Werth auf solche Dinge gelegt, wer einen so abenteuerlichen Versuch machen können? Ja hätte man sich damals irgend um solche Alterthümer gekümmert, man sich den Eingang in jene Trümmer verschaffen können und wollen, eher würde man dort Vorhandenes herausgeholt als in dieses offene Grab gebracht haben. Freilich fehlt uns über jene Stätte jede Kunde, wir wissen nicht einmal, ob schon damals in der Nähe sich eine christliche Kirche befand, die ganze Urgeschichte der alten Marienkirche ist mit dem ehrwürdigen Purpurmantel der Legende verhüllt. Geschichtlich finden wir das monasterium et claustrum sanctae Mariae erst 965 im letzten Willen Bruno's erwähnt; beide mögen ein paar hundert Jahre älter, schon, wie alle basilicae et fabricae Kölns nach der Aeusserung von Papst Stephan VI., zerstört und jetzt erst wieder aufgebaut worden sein. Als die Marienkirche zu einem monasterium sich erhob, wird sie auch die nächstgelegene noch verödete Stätte, von der hier die Rede ist, in ihren Bereich gezogen haben. Nach Aufhebung des Klosters wurden die dort früher von den Nonnen bewohn-

ten Räume der Welt geöffnet, der Kreuzgang ward zum Umgang und diente als Eingang in die Kirche.

Wir glauben gezeigt zu haben, dass die von Hettner angenommenene spätere „Transportirung" der beiden auf eine Grabkammer deutenden Gegenstände unmöglich sei. Sehen wir nun, ob der sonstige Befund jener Räume zu dem durch jene sich kundgebenden Zwecke stimmt. Da tritt uns nun zunächst jener Bogen entgegen, den Braun für eine Wandnische erklärte, wie sie in römischen Todtenkammern vorzukommen pflegen. Aber eine Wandnische kann man den halbkreisförmigen Bogen nicht nennen, da er nicht an einer Wand steht, wenn man nicht etwa annimmt, hinter derselben habe noch eine Wand gestanden; von Nischen zur Aufnahme von ollae sagt wenigstens die Beschreibung nichts, was freilich nicht zu verwundern, da der Verfasser derselben eine solche Bestimmung des Bogens gar nicht ahnte, und in der undeutlichen Abbildung derselben sind solche nicht zu erkennen. Möglich, dass wirklich an der Stelle der Wand c, die nicht aufgedeckt worden, ein ähnlicher Bogen stand; mit grösserer Wahrscheinlichkeit können wir annehmen, dass weiter an der nicht ausgegrabenen Stelle desselben Gemaches noch ein oder zwei ähnliche Bogen sich anschlossen. Der vorhandene Bogen ist unten abgebrochen und hier könnten Nischen zum Aufstellen von ollae sich befunden haben. Ueber die columbaria vgl. Jahrb. II, 138. Hiernach ist die Beziehung des Bogens auf Nischen zum Aufstellen von ollae freilich unsicher, aber ebenso wenig kann man sagen, welche andere Bestimmung derselbe innerhalb eines Gemaches irgend gehabt haben könne. Ganz anders verhält es sich mit den freistehenden Bogen unter dem Rathhausplatz (Jahrb. XLI, 68 f., LXXXI, 215 f.), die vielleicht als Erdgeschoss dienten.

An einer Stelle des ersten Raumes, 2 F. von a, 8 von b entfernt, wollte man einen gemauerten Wassersarg gefunden haben, den aber Lersch, als er die Trümmerstätte besuchte, nicht mehr vorfand; er war bereits zerstört worden. Sehr glücklich hat Braun (Jahrb. XIX, 64) hierin die Spur eines ausgemauerten Grabes vermuthet. Leider lag dem Leiter des Baues die Verfolgung der Entdeckung fern, und so wurde jedes tiefere Graben versäumt, das hierüber Auskunft verschafft haben würde. Am grössten Theil von Mauer a fand man einen 1 F. hohen, 1 F. $10^1/_2$ Z. breiten Sockel und eine gleiche parallel mit b laufende $2^1/_4$ F. lange Erhöhung zeigte sich an c, 3 F. von b entfernt. Braun bemerkt, eine solche finde sich auch in andern Grabkammern, doch

stehe ihr Zweck nicht fest. Sie sollte wohl auch zur Aufstellung von ollae dienen, wie im Weydener Grab Tuffsteinblöcke umgestülpte Aschenurnen tragen und zwei bauchige Säulenstümpfe wohl demselben Zwecke dienen sollten (Jahrb. II, 136 f.). Zweifelhaft bleibt der Zweck eines 1 F. $1/_2$ Z. breiten, etwa $3/_4$ F. tiefen Einschnittes in a, etwa 1 F. von b entfernt. Hiernach widerspricht nichts, was sich in diesen Räumen vorfindet, der Beziehung auf eine Grabkammer, auf die, wenn man auch den Zweck des Bogens zweifelhaft lässt, Grabinschrift und Grabaufsatz entschieden hindeuten, deren Beseitigung durch die Annahme eines spätern Hereintransportirens wir als unmöglich nachgewiesen zu haben glauben. Hacke und Schaufel können, wohl angewandt, noch manches Räthsel in den Oertlichkeiten des römischen Köln lösen, aber hier gilt es die Möglichkeit eines solchen Transportirens in tief verschüttete Räume zu begründen.

Ist es auch zu bedauern, dass die Ausgrabung nicht weiter geführt worden, wir sind Lersch zu Dank verpflichtet, dass er in jener sturmbewegten Zeit, wo die Politik alle übrigen Bestrebungen verschlang, er selbst schon schwer leidend war, das, was er sah, aufzeichnete, abbilden liess und in demselben Hefte veröffentlichte, das mit seinem Nekrolog schloss. Auch dem damaligen Präsidenten des Vereins, Prof. Braun, der zu Rom mit den dortigen Alterthümern sich gründlich beschäftigt hatte, gebührt die ehrenvolle Anerkennung, dass er wesentlich die richtige Deutung jener Kammer gegeben, die wir uns nicht so leichtmüthig in einen Keller verwandeln lassen.

Freilich streitet die Grabkammer unter der Casinostrasse mit der Annahme, dass die römische Stadt bis zur Südmauer gereicht. Aber auch andere Thatsachen beweisen, dass in jener Zone jenseits der Cäcilienkirche, der Blindgasse und der Pepinstrasse Grabstätten gewesen, was mit der nicht in den Wind zu schlagenden Angabe des alten Wiltheim stimmt, bei Cäcilien sei das römische Südthor der Stadt noch vorhanden. Reste eines Sarkophags (Brambach 366) fanden sich schon Ende der zwanziger Jahre im Umgange der Marienkirche. Derselbe war ohne Zweifel nicht ganz erhalten, sondern man hatte die Stücke beim Aufgraben im Umgange oder in dessen nächster Nähe gefunden. Der Fund war nach Wallraf's Tod gemacht worden und De Noel hatte für die Unterbringung und Zusammenstellung gesorgt. Völlig unglaublich ist, dass man die Stücke weit ab jenseits der Römermauer gefunden und sie in den Umgang gebracht, ja De Noels Katalog gibt geradezu als Fundort an „in dem Kreuzgang der Capitols-

kirche". Die vier Stücke eines anderen Sarkophags, die ich zuerst im Museum (II, 204) als Reste der Vorderseite sämmtlich vereinigt habe, müssen eben dort gefunden sein. Im Katalog von 1839 wurde ein Bruchstück rechts ohne Angabe des Fundorts angeführt, in dem von 1848 alle vier von einander getrennt, aber von dem einen Bruchstück rechts war gesagt, es stamme aus der Capitolskirche, wobei höchst wahrscheinlich eine Verwechslung mit dem Umgange der Kirche zu Grunde liegt. Dieses Bruchstück hatte man dort wohl allein gefunden, die drei andern später bei gelegentlichem Ausschachten. Jedenfalls sind die Bruchstücke als solche einzeln im Umgange oder will man darauf bestehen, in der Kirche ausgegraben, nicht dort in frühester Zeit aufgestellt worden, wozu ihre entstellende Abgebrochenheit kaum veranlassen konnte. Also ein deutlicher Beweis, dass jene Gegend auch zur Bestattung diente. In der nahen Stephanskapelle an der Ecke der Hochpforte (Nr. 241) wurde 1835 beim Abbruche „im Boden" ein rings abgebrochenes Stück einer schönen Inschrift gefunden, die nach dem Schluss zu einem Grabstein gehört haben (II, 176), aber auch die Weihdinschrift eines grösseren Gebäudes gewesen sein könnte. Im Cäcilienhospital, jenseits der von Winheim angeführten urbis antiquae porta versus meridiem fand sich ein römischer Sarg (II, 248) und im Thurme der Peterskirche war sogar hoch oben ein abgebrochener römischer Grabstein eingemauert. Dass innerhalb der römischen Stadt keine Grabsteine gefunden wurden, konnte man nicht anders erwarten; dass aber nur in der bezeichneten Zone der Stadt, diesseits der Südmauer, vier auf ein Grab deutende Denkmäler sich erhalten haben, wäre wirklich ein seltenes Spiel des Zufalls, und scheint geradezu dadurch ausgeschlossen, dass in einem zerstörten römischen Hause diesseits der Südmauer ein Grabstein und ein Theil eines Grabdenkmals tief verschüttet lagen. Diesseits der übrigen Mauerseiten ist keine derartige Spur, während wir sechs derartige Fälle im Süden finden. Hettner meint, die (ausser der Grabkammer) „auf dem betreffenden Südterrain gefundenen Inschriften seien meist als Mauersteine verwandt, nicht auf Gräbern liegend gefunden worden. Aber nur von einer „Inschrift" handelt es sich, und man kann von dieser kaum sagen, dass sie als Mauerstein verwandt worden. Inschriften, die man als Bausteine benutzt, werden zu diesem Zwecke behauen; hier aber ist ein in höchst unregelmässiger Form an allen Seiten abgebrochener Grabstein mit der Schriftseite an einer der höchsten Stellen des Thurmes eingemauert. In den drei übrigen Fällen sind es Stücke von Sarkophagen und ein Sarg, die doch wohl auf ein Begräbniss deuten wer-

den. Aber Hettner verlangt eine Anzahl Gräber, Urnen mit Beigaben. Grabsteine, Sarkophage scheinen ihm nicht für die Stelle zu zeugen, an der sie gefunden worden; dass aber solche in der ganzen übrigen Stadt sich nicht finden, ist doch von schwerwiegender Bedeutung. Und dazu kommen die schon zur Römerzeit verschütteten, aber nicht von ihrer Stelle gewichenen beiden Zeugen der Bestattung. Um der Beweiskraft der Kammer zu entgehen, könnte man freilich diese zur Werkstätte eines lapidarius machen, wenn diese nicht draussen zu arbeiten pflegten, und nicht auch anderes dabei auffiele. Der durch den Einsturz oder durch die Hiebe der Arbeiter beim Ausschachten zerbrochene Grabstein wird oberhalb der im Boden begrabenen Leiche aufgestellt, wenn nicht an die Wand oder an den Bogen angelehnt (Jahrb. XVII, 120) gewesen sein; wohl erst nach der Aufdeckung der Kammer hat man die Stücke zwischen die zwei dort gefundenen Steine gebracht. Manches andere hier vorhandene, besonders die ollae, dürfte in dem ausgeräumten Schutte zerschlagen gelegen haben. Der von dem Gatten und dem Bruder einer Frau geweihte cippus gehört nach Fassung und Ausführung einer sehr späten Zeit an. Welche Folgen unsere durch Thatsachen gestützte Annahme von der geringern Länge des altrömischen Köln auf die äusserst verwickelte Frage über die Zeit der Entstehung der in Resten erhaltenen römischen Mauer hat, bleibt hier unerörtert, wo es nur die Feststellung der Thatsache galt.

Gelegentlich sei hier noch eines von De Noel im Katalog von 1839 erwähnten, bisher nicht veröffentlichten und verkommenen Inschriftstückes gedacht. Dort heisst es:

Steph.-Inschrift.

Q O

RIP · T · IDE

Sollte Steph. etwa auf die Stephanskapelle als Fundort deuten oder die dortige Strasse „an St. Stephan" bezeichnen? Das Bruchstück scheint zu einem Weihestein gehört zu haben, worauf et ide(m) führt. Vielleicht gelingt andern eine wahrscheinliche Deutung; denn, besonders bei der völligen Ungewissheit, wie der Stein abgebrochen war, bleibt ein sich leicht anbietendes (aram Iovi conservatori posuit immer sehr gewagt. Der Weihende könnte Equonius (Brambach 1848) geheissen, der Schluss etwa et idem signum dedicavit gelautet haben, so dass ein Altar mit einer Bildsäule gemeint wäre.

H. Düntzer.

6. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzialmuseum zu Bonn.

Hierzu 1 Holzschnitt.

26.

Römische Inschriften von Bonn.

Bei den Erdarbeiten für die Fundamentirung des Neubaues des Bäckermeisters Hagen hierselbst an der Ecke des Rosenthales und des Rheindorferwegs stiess man auf die äussere Umfassungsmauer des Bonner Castrums. In der Nähe derselben wurde an der Krone des vorliegenden Wallgrabens eine Reihe von römischen Inschriftsteinen gefunden, welche durch Mörtel mit einander verbunden und zum Theil damit überdeckt als Werksteine für ein, wie es scheint, mittelalterliches Gebäude verwendet worden waren.

Zunächst fand sich ein 1,34 m langer, 59 cm hoher und 36 cm tiefer, sehr schwerer Steinblock von Drachenfelser Trachyt mit der nachstehenden Grabschrift, deren Buchstaben nicht sehr tief eingehauen sind.

D · M
AVRELI·ARVSENI·TVRESI·VET·EX LEG·
I·M·ET·AVRELI·AVITIANI·FILI·H·H·F·C·
ET· SIBI SECVNDINIA· AVITA· VI
VA· F·C· ET SVB· ASCIA· D · D

D(is) m(anibus) Aureli(i) Aruseni Turesi vet(erani) ex leg(ione) prima M(inervia) et Aureli(i) Avitiani fili(i) heredes f(aciendum) c(uraverunt) et sibi Secundinia Avita viva f(aciendum) c(uravit) et sub ascia d(edit) d(edicavit).

Die Buchstaben der einzelnen Zeilen sind durchschnittlich 4 cm hoch und alle ziemlich gleich, mit Ausnahme der I, welche meistens etwas über die anderen Buchstaben herausragen.

In *Turesi* der ersten Zeile möchte ich die Heimathsbezeichnung des *Aurelius Arusenus* sehen; denn einen Veteranen mit einem doppelten

Geschlechtsnamen hier anzunehmen, will mir weniger in den Sinn. Freilich einen Ortsnamen, von dem das Adjektivum *Turesus* abgeleitet sein könnte, vermag ich bis jetzt nicht nachzuweisen, es sei denn, dass *Turum*, welches nach der Angabe des Itinerarium des Antoninus in Noricum lag, gemeint sei.

Noch verdient beachtet zu werden, dass der verstorbene Sohn, dem mit dem Vater gemeinsam die Erben den Gedächtnissstein errichtet haben, ein Cognomen führt, welches an das Cognomen der Mutter erinnert. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass die zuletzt auf dem Steine genannte Secundinia Avita, welche sich bei Lebzeiten den Grabstein setzte, die Frau des Veteranen Aurelius Arusenus und die Mutter des Aurelius Avitianus gewesen ist.

Was die am Schluss der Inschrift angewendete Formel *sub ascia d(edit) d(edicavit)* anlangt, so kommt dieselbe auf rheinländischen Inschriften sehr selten, dafür um so häufiger auf Grabsteinen in und um Lyon, daneben auch in der Schweiz und Oberitalien vor. Ueber die Bedeutung derselben gehen die Meinungen der Neueren sehr auseinander und ist bereits seit älterer Zeit eine ziemlich umfangreiche Litteratur erschienen. Diejenige Erklärung, welche heutzutage am meisten Anklang gefunden hat, ist die von Maffei Mus. Veron. S. 165, welche auch Boissieu (Inscr. de Lyon S. 103 ff.) neuerdings zu begründen versucht hat, dass durch diese Formel ein Grabmal als frisch von der Hacke weg, als vorher noch nicht gebraucht bezeichnet werde, während Andere mit Judas (Revue archéol. XV, 1858, S. 369 ff.) darin eine symbolische Beziehung auf den Tod haben finden wollen. Maffei's Ansicht empfiehlt sich zwar sehr durch ihre Einfachheit, allein eine erschöpfende und allseitig befriedigende Erklärung der eigenthümlichen Ausdrucksweise scheint damit noch nicht gefunden zu sein.

Zu dieser allein vollständig erhaltenen Inschrift kommen die nachstehenden drei, leider alle fragmentirten Grabsteine.

Zunächst ein schwerer Block von gelbem Sandstein, an seiner besterhaltenen Stelle oben 87 cm breit, ebenso links vom Beschauer 62 cm hoch, während die rechte Seite unten abgebrochen ist, und 41 cm tief. Auf ihm befindet sich folgende Grabschrift, deren ziemlich regelmässige Buchstaben 6 cm hoch sind:

D
LIBERALINIO VITALIEC
IMMATVRINA GAET
CONIVGI IN CONPARA
SVBITo DESIDERAT
. . . .

Die Inschrift ist, wie der Augenschein lehrt, unten und an der rechten Seite vom Beschauer unvollständig. Wie viele Buchstaben in jeder Zeile verloren gegangen sind, lässt sich noch glücklicher Weise mit einiger Gewissheit berechnen, da der Ausfall der ersten Zeile feststeht. Denn der Schluss dieser Zeile ist, da der letzte Buchstabe nur ein Q gewesen sein kann, zu ergänzen *eq. leg. I Min.* oder *eq. leg. I M.* Demnach fehlen am Ende jeder Zeile jetzt 4 bis 5 Buchstaben. Das Erhaltene wird demgemäss in folgender Weise wieder herzustellen sein:

D(is) [*m(anibus)*] *Liberalinio Vitali eq(uiti)* [*leg(ionis) primae M(inerviae)*] *Immaturina Galet*[*ana?*] *coniugi inconpara*[*bili*] *subito desiderat*[*o*] . . . .

Der Geschlechtsname der Frau scheint neu zu sein; wenigstens entsinne ich mich bis jetzt nicht, demselben auf Inschriften begegnet zu sein. Dabei bemerke ich ausdrücklich, dass Immaturina und nicht Immaturinia auf dem Steine steht. Ob die vorgeschlagene Ergänzung des Cognomens das Richtige trifft, wage ich nicht zu entscheiden.

Der zweite Grabstein besteht ebenfalls aus gelbem Sandstein und ist an der rechten Seite gemessen 58 cm hoch, 72 cm breit und 42 cm tief. Die Buchstaben der stellenweise stark durch Abscheuern mitgenommenen Inschrift haben eine durchschnittliche Höhe von $4^{1}/_{2}$ cm.

Die Inschrift selbst lautet nach meiner mehrfach revidirten Abschrift folgender Massen:

. . . . OTOR //////
MILIT · DVPLARIO LEG
I·M·DEC·MINIA VERINA//
CONIVGI INCOPARA//////
. . . . IVA · F · C//////

Der Wortlaut der Inschrift steht im Allgemeinen fest. Schwierigkeiten bereitet bloss der Schluss der ersten Zeile, welche nach der

gewöhnlichen Fassung der Sepulcralinschriften die Namen des verstorbenen Soldaten der ersten Legion, dessen Gedächtniss der Grabstein gewidmet war, enthalten haben muss. Der Stein zeigt an dieser Stelle eine Vertiefung, welche durch Abschürfung entstanden zu sein scheint. Nach dem vorhandenen Raume können sehr wohl zwei Buchstaben dort gestanden haben. Es ist daher ungewiss, ob die sich sonst darbietende Ergänzung des Namens *Vi*CTOR*i* das Richtige trifft, oder ob *Vi*CTOR*ino* zu lesen ist.

Der hier genannte Soldat der ersten Legion gehörte zu denjenigen, welchen die Begünstigung zu Theil geworden war, eine doppelte Besoldung zu erhalten für geleistete Dienste. Vgl. Varro de l. L. V, 90.

In der vierten Zeile ist durch ein Versehen des Steinmetzen der Buchstabe *n* im Worte *inconparabili* ausgelassen worden. — In der fünften Zeile ist nach dem Vorgange ähnlicher Inschriften *et sibi viva* ohne Zweifel zu ergänzen.

Demnach ist das Ganze folgender Massen zu lesen:

. . . . [*Vi*]*ctor*[*i?*] *militi duplario leg*(*ionis*) *primae M*(*inerviae*) *Decuminia Verina coniugi inco*[*n*]*para*[*bili et sibi vi*]*va f*(*aciundum*) *c*(*uravit*).

Der vierte Grabstein endlich, welcher oben noch Reste von ehemaliger Verzierung aufweist, besteht ebenfalls aus gelbem Sandstein. Auch er ist an allen Seiten verstümmelt. Seine Höhe beträgt jetzt an der linken Seite vom Beschauer, welche am besten erhalten ist, gemessen 57 cm, seine Breite 77 cm und seine Tiefe $44^1/_2$ cm. Namentlich hat die rechte Seite stark gelitten, in Folge dessen am Schluss der einzelnen Zeilen der Inschrift mehrere Buchstaben fehlen. Ebenso ist der Stein auf der Stirnseite oben sehr abgescheuert und verwittert, woran die ausserordentliche Weichheit des Steines, den ausserdem die Feuchtigkeit des Bodens sehr mitgenommen hat, ein gut Theil der Schuld trägt. Die aus vier Zeilen bestehende Inschrift selbst, deren Buchstaben $4^1/_2$ cm hoch sind, lautet nach meiner Abschrift folgender Massen:

H A E D A V V O N//// O V\
B F · L · L E G · I · M · O////// I T O
S T I P · X X I I I · G E N I A L I N I
I V S T I Ñ A C O N I V X

Die Lesung der ersten Zeile ist an mehreren Stellen nicht ganz sicher. Das auf die beiden ersten Buchstaben, deren Lesung vollkommen

feststeht, folgende Zeichen kann, da es einerseits ziemlich nahe an dem Schenkel des vorhergehenden A steht, andererseits durch einen grösseren Zwischenraum von der senkrechten Hasta des folgenden Buchstabens getrennt ist, entweder nur ein E oder ein L gewesen sein. Für welchen von beiden Buchstaben die grössere Wahrscheinlichkeit spricht, ist um so schwerer zu entscheiden, als gerade diese Stelle ganz besonders verwittert ist und die dort vorhandenen zufälligen Sprünge und Risse im Stein leicht irre zu führen im Stande sind. Der darauf folgende Buchstabe, dessen untere Rundung deutlich erkennbar ist, kann nur ein D sein. Wenn gleich von dem fünften und siebenten Buchstaben bloss Theile noch vorhanden sind, und zwar von A der hintere Schenkel nebst dem oberen Ansatz des Vorderschenkels, von V nur der untere Theil, wo beide Schenkel zusammentreffen, so kann doch über ihre Existenz kein Zweifel aufkommen. Von dem an drittletzter Stelle befindlichen N ist die zweite Hasta jetzt durch eine Lücke im Stein verloren gegangen. Ob diese Lücke auch noch das vor O jedenfalls zur richtigen Namensform unentbehrliche I absorbirt hat oder ob dasselbe mit N zu einem Buchstaben verbunden war, lässt sich bei der Beschaffenheit des Steins gerade an dieser Stelle kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit entscheiden. Demgemäss scheint der Geschlechtsname des Verstorbenen *Haedavvonius* gewesen zu sein. Der am Schluss der ersten Zeile stehende Buchstabe V ist höchst wahrscheinlich der Anfangsbuchstabe des Cognomens, das nach Massgabe der Länge der übrigen Zeilen aus höchstens vier bis fünf Buchstaben bestanden haben kann, wie z. B. *Varus, Verus*, oder *Umber, Ursus* u. s. w.

Hinter OBITO, von dessen B in Folge einer Beschädigung des Steines nur noch schwache Spuren vorhanden sind, fehlt die Angabe des Lebensalters. Da der Verstorbene 23 Dienstjahre zählte, so wird für den Fall, dass er ziemlich früh eingetreten ist, etwa als sein Lebensalter AN. oder ANN. XL mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum zu ergänzen sein.

Die ganze Inschrift mag daher beispielsweise folgender Massen gelautet haben:

Haedavvonio V[ero ?] b(ene)f(iciario) l(egati) leg(ionis) primae M(inerviae) obito [an(norum) XL ?], stipendiorum trium et viginti Genialini[a] Iustina coniux [f(aciundum) c(uravit)].

Ausser diesen Grabsteinen, von welchen drei mit Sicherheit, der vierte höchst wahrscheinlich Soldaten der ersten Legio Minervia an-

gehören, sind auch zwei grosse Blöcke zu Tage gefördert worden. Dieselben bestehen beide aus Drachenfelser Trachyt.

Der erste ist 55 cm hoch, 47 cm breit und 79 cm tief, der zweite 51 cm hoch, 67 cm breit und 77 cm tief. Wenn gleich die Grössenverhältnisse beider Steine eher gegen als für ihre Zusammengehörigkeit zu sprechen scheinen, so beweist die Uebereinstimmung der Buchstaben der auf ihnen eingemeisselten Inschriften hinsichtlich ihrer Grösse, ihrer Form und ihres Charakters, dass sie Theile eines und desselben Monnumentes sind, dessen Inschrift sich über eine ganze Reihe von Steinen fortgesetzt hat. Die Inschrift des ersten Blockes enthält bloss zwei Worte, deren jedes eine Zeile für sich einnimmt, nämlich

COS
POT I

co(n)s(ul) .... [trib(uniciae)] pot(estatis) I ....

Die Buchstaben der ersten Zeile sind 12 cm, die der zweiten 11 cm hoch. Der zweite Stein enthält ein einziges Wort nämlich

FECIT

dessen Buchstaben eine Höhe von 11 cm haben. Wir haben es hier also mit der Inschrift eines grossen Gebäudes zu thun, und da die Steine hart vor der Umfassungsmauer des alten römischen Lagers von Bonn ausgegraben worden sind, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass die Inschrift sich auf die Erbauung resp. Wiederherstellung eines Theiles desselben dereinst bezogen hat. Um so mehr ist es zu bedauern, dass die Ungunst der Verhältnisse diejenigen Quadern einstweilen noch nicht hat finden lassen, welche die näheren Angaben zu dem auf dem ersten Steine erwähnten Consulate und der tribunicia potestas enthielten. Denn durch ihre Kenntniss würde es uns ermöglicht sein, den Namen des Kaisers und zugleich die Zeit des Baues zu erforschen. Jetzt lässt sich nur so viel sagen, dass die Form der Buchstaben nach meinem Dafürhalten auf das zweite Jahrhundert und zwar auf die Zeit der Antonine als die muthmassliche Zeit der Errichtung des Baues hinweist; also auf dieselbe Zeit, welcher auch die ebenfalls aus dem Castrum stammende Ehreninschrift angehört, welche ich in diesen Jahrbüchern Heft LXVII S. 65 ff. veröffentlicht habe.

27.

Grabfund von Köln.

Bei Erdarbeiten, welche in diesem Frühjahr für die Errichtung eines Neubaues an der Luxemburger Strasse in der Neustadt von Köln ausgeführt wurden, stiess man auf mehrere römische Grabstätten. Zunächst fanden sich zwei grosse Särge von Sandstein, welche ausser Knochen gar nichts enthielten. An eine Beraubung in früherer Zeit ist nicht zu denken, weil dieselben noch bei ihrer Blosslegung fest verschlossen waren und mit Gewalt geöffnet werden mussten. In einiger Entfernung von diesen Steinsärgen lagen in der blossen Erde von einander zerstreut die Reste einer kleinen Kassette oder vielmehr die Beschlagstücke derselben von Bronze. Es sind dünne Bronzebleche von gleicher Länge, aber verschiedener Breite. Die Aussenseite sämmtlicher Plättchen ist durch eine Reihe sehr fein eingedrehter Kreise in der Mitte und ausserdem an dem nicht zur Bekleidung der Ecken des Kästchens unmittelbar dienenden Ende der Breitseite mit Ornamenten in durchbrochener Arbeit geschmückt. Die zwei kleineren Plättchen, welche je 68 mm lang und 40 mm breit sind, sind an einer Langseite und an einer Breitseite umgebogen, dagegen die beiden grösseren 48 mm breiten, und ebenfalls 68 mm langen Plättchen bloss an der Breitseite umgebogen. Dazu kommt noch ein in gleicher Weise verziertes Plättchen von 80 mm Länge und 38 mm Breite, welches in der Mitte einen beweglichen Ring als Handhabe zum Aufheben des Deckels der Kassette hat und ein ebenso langes, 68 mm breites Schlossblech, in welchem ein unseren heutigen Schlüsseln ähnelnder kleiner, 4½ cm langer Drehschlüssel mit hohlem Schafte[1]) und mit dem Barte parallel gerichteten Ringe steckte.

Innerhalb des kleinen Raumes, welcher durch die vorhin beschriebenen zerstreut liegenden Theile des Kassettenbeschlages begrenzt wurde, wurden zuvörderst vier geschlossene Armspangen aufgelesen, deren Durchmesser zwischen 59 und 61 mm variirt. Drei derselben bestehen aus einem sehr dünnen, schmalen, kantigen Bronzestabe, dessen Aussenseite ein Wellenlinienornament zeigt; der vierte dagegen von 57 mm Durchmesser hat einen ganz flachen, 1 mm breiten und 2 mm starken,

1) Vgl. von Cohausen in seinem lehrreichen Aufsatz „Die Schlösser und Schlüssel der Römer" in den Annalen des Vereins f. Nass. Alterth. u. Gesch. Bd. XIII, 1874, S. 146.

unverzierten Stab. Diese im Verein mit dem ebenfalls in ihrer Nähe liegenden Armband von Gagat mit nach innen geradem, nach aussen hin gewölbtem starken Stabe lassen über die Bestimmung des Kästchens zum Toilettenkasten keinen Zweifel aufkommen. Ausserdem fanden sich noch im Bereiche jener oben beschriebenen Beschlagstücke ein zierliches, $13^3/_4$ cm langes Löffelchen von Bronze, dessen jetzt fragmentirter Stiel sich allmählich verstärkt und an den vermittelst eines kleinen Kniees die ovale Schaale angesetzt ist; ein gut erhaltener, $14^3/_4$ cm langer Bronzestilus, der oben mit einem wie ein Daumennagel aussehenden Glätter versehen ist; sowie ein $4^1/_2$ cm langer, oben in ein kleines starkes Querstäbchen endigender Stift oder Nagel von Bronze, der mit einem Geräth verbunden gewesen zu sein scheint.

Von Glassachen fand sich nur eine kleine, 7 cm hohe, hart unter dem Rande leicht eingeschnürte Kuppe von weissem Glas mit schöner Irisirung.

Endlich lag dabei eine $10^1/_2$ cm hohe fragmentirte Figur von weissem Kalkstein. Dieselbe stellt einen auf einer viereckigen Basis hockenden nackten Mann mit vorgelegtem, nach dem Körper gezogenem rechtem Beine dar. Auf dem Knie des auf den Boden aufgesetzten linken Beines ruht die linke Hand, während die rechte Hand einen jetzt durch Verwitterung undeutlich gewordenen Gegenstand vor sich hin hält und an die Brust drückt. Der rechte Arm unterhalb der Achsel bis unterhalb des Ellenbogens fehlt jetzt, ebenso der Hals und der Kopf. Die ganze Figur zeigt, mit Ausnahme des auffallend langen Leibes gute Körperverhältnisse. Sie scheint ehedem auf einem Geräthe oder Gefässdeckel als Verzierung angebracht gewesen zu sein. Denn an drei Ecken der Basis — die vierte Ecke ist lädirt — finden sich wagerechte Löcher eingebohrt zur Aufnahme von Zapfen.

Was dem Grabinhalte aber eine erhöhte Bedeutung verleiht, ist der Umstand, dass mitten unter den zwischen den Kassettenresten liegenden Gegenständen eine Münze und neben denselben das Fragment eines römischen Grabsteins von Jurakalk zu Tage gefördert wurde. Beide geben einen Anhalt für die Zeit, welcher das Grab zuzutheilen ist. Die Münze ist ein Mittelerz des Kaisers Antoninus Pius, welches weniger durch langen Gebrauch als vielmehr durch starke Oxydation gelitten zu haben scheint. Auf dem Avers befindet sich der belorbeerte Kopf des Kaisers n. r. mit der Umschrift [ANT]ONINVS AVG PIVS PP IMP. Auf dem sehr mitgenommenen Revers ist eine nach rechts schreitende weibliche Figur mit einem Speer in der erhobenen

Rechten zwischen den Buchstaben S. C dargestellt. Von der Umschrift ist nur noch . . . . COS IIII erkennbar. Das Grab selbst wird desshalb der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zuzuschreiben sein. Diese Altersbestimmung erhält einigermassen eine Bestätigung durch den Charakter der Buchstaben der dabei gefundenen Inschrift. Denn diese weisen hinsichtlich ihrer Form und Güte ebenfalls auf die oben angegebene Zeit hin. Leider ist der Grabstein, den wir nach den Fundumständen in enge Beziehung zu dem Grabfunde bringen müssen, nur zur Hälfte erhalten. Denn die ganze linke Hälfte des Steines vom Beschauer aus sowie die obere Parthie fehlen jetzt. Das erhaltene Bruchstück ist jetzt an der rechten Kante gemessen 50 cm hoch und unten 38 cm breit. Die Inschrift lautet folgender Massen:

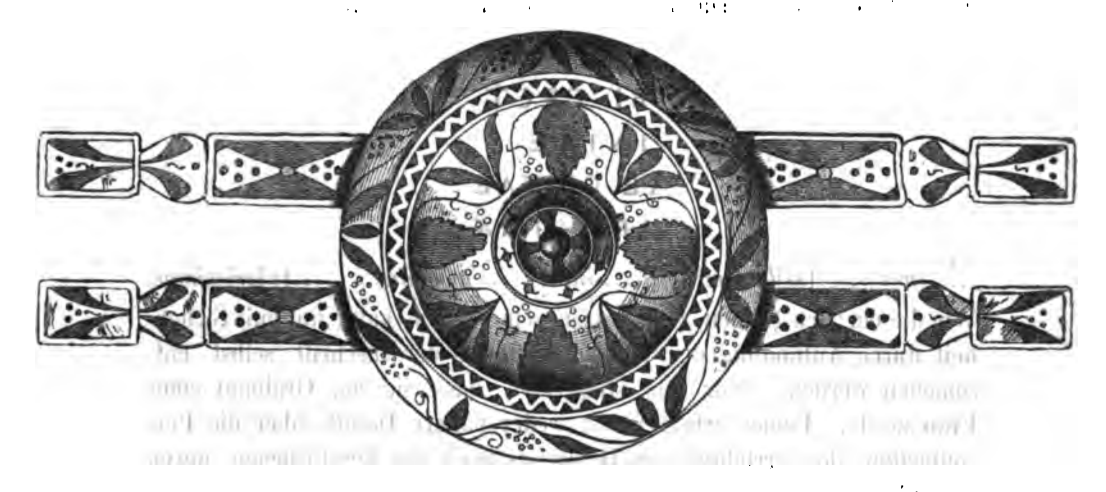
I N V S
BI · FECT
I N I A E
ΛE · OBITAE
ARISSIMÆ

.... *inus* .... [*si*]*bi fecit* [*et*] .... *iniae* ..... *ae obitae* ....[*c*]*arissimae*. Wie die einzelen Namen zu ergänzen sein werden, kann nur mit Sicherheit durch Auffindung des fehlenden Restes der Inschrift selbst entschieden werden. Nur das steht fest, dass sie das Grabmal einer Frau zierte. Leider erfahren wir weder nähere Details über die Persönlichkeit des Errichters des Denkmals noch der Verstorbenen, deren Andenken dasselbe gewidmet war, noch in welchen verwandtschaftlichen Beziehungen beide Personen zu einander gestanden haben. Aber eine Kenntniss, welche wir aus den erhaltenen Inschriftresten schöpfen, ist doch von Belang. Der Umstand nämlich, dass die in dem Grabe beerdigte dem weiblichen Geschlecht angehört hat, ist ein neuer Beleg für die Wahrscheinlichkeit der früher von uns ausgesprochenen Vermuthung, dass wir es in den vorgefundenen Beschlagstücken von Bronzeblech und den übrigen Gegenständen mit dem Toilettekasten einer römischen Dame zu thun haben, welcher derselben nebst dem Inhalte von ihren Angehörigen mit ins Grab gegeben worden ist.

Zum Schluss bemerke ich noch, dass der ganze Inhalt des vorher beschriebenen Grabfundes in den Besitz des hiesigen Provinzialmuseums übergegangen ist.

28.
Verzierter Metallbuckel.

Unser Verein besitzt in seiner Sammlung von römischen Alterthümern unter Anderem auch ein reich ornamentirtes Schmuckstück, welches der untenstehende Holzschnitt[1]) in seiner natürlichen Grösse veranschaulicht. Sein Fundort ist zwar nicht näher bekannt. Indessen ist es aus mehr als einem Grunde wahrscheinlich, dass dasselbe entweder in Köln selbst oder doch in seiner nächsten Umgebung gefunden worden ist. Denn es stammt aus einer Privatsammlung, welche durchgehends aus kölnischen Fundstücken gebildet worden ist. Es ist ein Metallbuckel von $5^1/_2$ cm Durchmesser, der jedenfalls bestimmt



war, auf Leder befestigt zu werden. Dies beweisen die an den vier auf der Rückseite des Buckels befindlichen Oesen mittelst kleiner Haken befestigten Metallstreifen, an deren Innenseiten noch die kleinen Stifte zum Einstecken an einigen Stellen herausragen. Der ganze Buckel sowie die Metallstreifen sind mit sehr dünnem Silberblech überzogen, in welches Verzierungen eingeschnitten sind, was ihm ein besonderes Interesse verleiht und daher seine Veröffentlichung in diesen Jahrbüchern nicht überflüssig erscheinen lassen mag. Das Ueberziehen von Stoffen aller Art mit Gold- und Silberblechen ist zwar von den ältesten Zeiten her in der antiken Kunst viel geübt worden, allein solche mit ornamentirten Silberplättchen bekleideten Gegenstände

1) Ich bemerke, dass einzelne beschädigte Stellen des Originals in der Abbildung vom Zeichner ergänzt sind.

zählen in unseren Rheinlanden doch zu den selteneren Vorkommnissen[1]). Der Buckel zeigt zunächst eine von einem breiten umfallenden Rande eingeschlossene schalenartige Vertiefung, aus deren Mitte sich ein ganz gleicher kleinerer Buckel mit einem Bronzeknöpfchen erhebt. Den abfallenden Theil des breiten Randes sowie das vertiefte Feld ziert ein fein empfundenes Rankenwerk mit länglichen schmalen Blättchen und runden Beeren. Zwischen diese mischt sich in dem vertieften Felde in bestimmten Abständen ein grösseres gezacktes Blatt, während Rand und Feld durch einen mit einem Wellenlinienornament verzierten Leisten getrennt werden. Der in der Mitte befindliche kleinere Buckel ist in seinem ebenfalls vertieften Felde durch vier in Gestalt eines griechischen Kreuzes von der Mitte nach dem Scheitel des Randes hinauflaufende Streifen abgetheilt, der Rand selbst durch kleine Blättchen verziert. Dasselbe Motiv der Ornamentirung mit Früchten und Blättern, nur in anderer Gruppirung, tritt auch auf den zur Befestigung dienenden Bronzestreifen uns entgegen. Sämmtliche Verzierungen sind, wie ich schon oben bemerkt habe, in die Silberplattirung eingeschnitten, und sichern durch ihre treffliche Ausführung in Zeichnung und Technik dem Ganzen eine schöne Wirkung.

1) Vgl. Lersch, Apollon der Heilspender. Bonner Winckelmannsprogramm. 1847, S. 4 ff.

Bonn. Josef Klein.

7. Römisches aus Rheinhessen.

Der von der Eisenbahnlinie Mainz-Alzey-Kaiserslautern durchschnittene Thalkessel im Kreise Mainz, an dessen Eingange Klein-Winternheim liegt, dessen Nordwestrand durch die Ortschaften Ober-Olm, Essenheim, Stadecken bezeichnet ist und in den bei Nieder-Olm die Selz, die alte Salusia, eintritt, hat sich von jeher als eine reiche Fundstätte römischer Alterthümer erwiesen. Insbesondere hat Klein-Winternheim und seine Umgebung eine Menge bedeutsamer Funde geliefert, unter denen einige Steindenkmale an Werth hervorragen. So besitzt das Mainzer Museum aus dem genannten rheinhessischen Dorfe einen in zwei Stücke gespaltenen interessanten Votivstein, dessen Inhalt noch nicht vollständig klar ist (Becker, Katal. der Mainzer Inschr. 105; Brambach, Corp. inscr. Rhen. 925), ferner den für die Kenntniss der Tracht und Bewaffnung des römischen Legionärs hochwichtigen, prachtvollen Grabcippus des P. Flavoleius Cordus von der Legio XIV gemina, der den Verstorbenen im vollen Schmuck der Waffenrüstung darstellt (Becker 167, Brambach 923, Lindenschmit, Alterthümer I, IX, 4), ausserdem den in fränkischer Zeit zum Grabsarge ausgehöhlten Cippus eines römischen Reiters (Becker 227, Brambach 926), als dessen Deckel der eben erwähnte Grabstein diente, und den Sarkophag der Augustalinia Afra, der Gattin des Hauptmanns Primanius Primulus von der 22. Legion (Becker 237, Brambach 922). Ausserdem sind eine grosse Anzahl kleinerer Alterthümer aus Klein-Winternheim in den Besitz unseres Museums gelangt. Eine kleine, in Goldblech getriebene Frauenbüste, die Herr Dr. J. Prestel in Mainz erworben hat, stammt gleichfalls aus Klein-Winternheim (Korrespbl. d. Westd. Zeitschrift, III, 136). In Klein-Winternheim selbst befindet sich noch ein römischer Sarkophag, nämlich der der Marcellinia Marcella, der Gattin des Decurio Julius Paternius von der indianischen Schwadron (so genannt nach ihrem Begründer, dem Treverer Julius Indus). Der Sarkophag stand früher im Pfarrhofe und ist jetzt als Brunnentrog vor einem Laufbrunnen in

der Mitte des Dorfes aufgestellt. Die Inschrift ist besonders darum merkwürdig, weil sie das einzige erhaltene Zeugniss der ala Indiana in der Mainzer Gegend ist (eine früher vorhandene Mainzer Inschrift dieses Truppentheils ist verloren gegangen); auch bedarf der Text, obwohl schon mehrfach veröffentlicht, einer sorgfältigen Nachprüfung, die an Ort und Stelle nicht mit genügender Sicherheit erfolgen kann; darum hat der „Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer“ in Mainz wegen der Erwerbung des Sarkophages Schritte gethan, und dieser wird in Bälde der Steinurkundensammlung unseres Museums einverleibt sein. Nach diesen Funden scheint es, dass in der genannten Thalgegend die in Mainz garnisonirenden römischen Offiziere sich behagliche Landsitze einzurichten pflegten.

Der ganze Thalkessel von Klein-Winternheim sammt seinen Rändern muss in römischer Zeit unter einer lebhaften und auch in den Ansprüchen an die Bequemlichkeit und den äusseren Schmuck des Lebens hochgesteigerten Kultur gelegen haben. Ueberall treten dem Auge an den Gewanngrenzen weissschimmernde Haufen aufgeschichteter Kalkbruchsteine entgegen, untermischt mit gut gerichteten Mauersteinen und keilförmig geschnittenen Pflastersteinen mit gewölbter Oberfläche. Auch Quader fehlen nicht. Zu solchen Haufen hat der Landmann die Steine zusammengelesen, auf die die Rodhacke bei der Bereitung des Weinbergs oder die Pflugschar beim Ackern stiess. Gewöhnlich wurden die Steine nur bis zu solcher Tiefe ausgebrochen, als sie der Bearbeitung des Bodens hinderlich waren. Wo aber grössere Quader oder Treppensteine sich fanden, die die Mühe des Ausbrechens und des Transportes lohnten, ward das römische Mauerwerk als Steinbruch benutzt. So stecken in vielen ländlichen Gebäuden jener Gegend römische Werkstücke; manche Keller- und Haustreppe besteht aus römischem Material; mancher Brunnentrog hat ehemals eine römische Leiche geborgen. Dabei sind alle Felder mit römischen Trümmerstücken übersäet; Gefässscherben gewöhnlicher rother, gelber, schwarzer Thonwaare, Stücke feinerer, verzierter Waare aus samischer Erde, Flach- und Hohlziegel, bauchige Stücke und Henkel dickwandiger Amphoren und Dolien sind über die Aecker und Weinberge in Massen verstreut. Zahllos sind die römischen Münzen, die sogenannten „Heidenköpfchen“, sehr zahlreich die Gewandspangen, die dort aufgelesen worden sind und noch fortwährend sich finden. Vielfach erfährt man aus dem Munde von Landleuten, dass da und dort ein altes Kellergewölbe, ein aus Platten zusammengestellter Wasserkanal angetroffen worden sei.

Auch will ich nicht versäumen, der im Volksmunde verbreiteten Sage zu gedenken, dass zwischen Oppenheim und Ober-Olm die „drei goldenen Sauköpfe“ (nach anderer Ueberlieferung ist es nur einer) begraben liegen.

In der geschilderten Gegend Rheinhessens ist es besonders eine Flur, die im Jahre 1884 die Aufmerksamkeit der Fachwissenschaft auf sich gelenkt hat. Es ist der südöstliche Rand des Kessels, wenig unterhalb des Kammes des Höhenrückens. Die ganze Flur führt den Namen „das Loh“; wo sie sich nach Norden abdacht, schliessen sich die Fluren „Füllkeller“ und „Heidenkeller“ an. Der Name „Loh“ weist auf frühere Bewaldung hin. Auch ist es undenkbar, dass eine so rege Besiedelung in dieser Gegend einst möglich gewesen sein sollte, wenn nicht in der wasserarmen Kalkformation durch Waldwuchs die Feuchtigkeit erhalten worden wäre. Nur an beiden Enden der Abdachung im Nord-Osten, wie im Südwesten, treten Quellen zu Tage, deren Nymphen ich mit meinen Ausgrabungsgenossen für das in den heissen Frühlingstagen des Jahres 1886 köstlich erfrischende Nass, das sie uns aus ihrer Urne gespendet, hiermit meinen Dank „laetus lubens merito“ darbringe. Die Flur „Loh“ gehört zur Gemarkung Ober-Olm, die hier in spitzem Winkel scharf zwischen die Gemarkungen Klein-Winternheim und Ebersheim einschneidet. Die Grundbesitzer sind meist Bewohner von Klein-Winternheim. Wegen der Wasserarmuth, der Durchsetzung des Bodens mit alten Mauertrümmern, der grossen Entfernung von den Ortschaften und der Schwierigkeit des Landbaues bei der steilen Absenkung hat das Gelände auf dem „Loh“ geringen Werth. Der Abhang des „Loh“ zeigt eine in schmalen, langen riemenartigen Grundstücken terrassenförmig ansteigende Kultur, entsprechend den Lagerungen des Kalkbodens. Die äusseren Ränder dieser Kalkterrassen liegen hoch; darum sind die einzelnen Grundstücke durch mehr oder minder steile Böschungen getrennt.

Auf dem „Loh“ stiess ein Landwirth aus Klein-Winternheim, als er einen seit längerer Zeit brach liegenden Acker zum Weinberg roden wollte, auf römisches Mauerwerk. Dies veranlasste ihn, tiefer zu graben und das Mauerwerk bis auf die Fundamente grossentheils auszubrechen. Dabei fand er starke Brandschichten und an der südlichen Langgrenze seines Ackers ganz hervorragende, höchst merkwürdige Funde. Das wichtigste Stück ist eine Metallvotivtafel aus vernickelter Bronze (oder aus Weissbronze), die ehemals silberplattirt war; an einem der seitlichen Ohren haftet noch die Silberlamelle. Die Tafel ist 0,1 m hoch, 0,184 m

breit und 0,003 m dick. Die überaus merkwürdige Inschrift besagt, dass A. Fabricius Veiento, zum drittenmale Konsul, Mitglied des heiligen Fünfzehner-Kollegiums, Mitglied der augustalischen, flavialischen und titialischen Bruderschaft, und seine Gattin Attica der Göttin Nemetona ein Weihgeschenk gestiftet haben. Wir haben hier ein Mitglied der höchsten Aristokratie des kaiserlichen Roms vor uns, einen in den bürgerlichen und priesterlichen Würden bis zu den obersten Stufen erhobenen Mann, den Freund mehrerer Kaiser, der besonders dem Kaiser Nerva nahe stand, einen Mann, dessen die zeitgenössischen römischen Dichter und Prosaiker öfters gedenken. Dieser stiftet bei seiner Anwesenheit in Obergermanien der Nemetona infolge eines Gelübdes ein Weihgeschenk. Da die Nemetona auf einer römischen Inschrift aus der Gegend von Altripp mit dem Mars zusammen genannt wird, dürfen wir sie für eine germanische Gottheit des Krieges halten. Aus den auf unserer Votivtafel aufgezählten Priesterwürden des Stifters geht hervor, dass die Widmung zu Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. erfolgt sein muss. Als den genaueren Zeitpunkt dieser Stiftung hat Mommsen in einem Briefe an mich das Jahr 97 n. Chr. wahrscheinlich gemacht, in dem A. Fabricius Veiento als Mitglied der feierlichen Senatsgesandtschaft an den Rhein gekommen sein muss, um dem Statthalter von Obergermanien, Trajan, seine Adoption durch den Kaiser und die Erhebung zum Mitregenten zu überbringen, eine Ehrensendung, mit der auch die für jene Zeit ungewöhnliche Verleihung des dritten Konsulats zusammenhängen wird. Demnach wäre unsere Tafel bei Gelegenheit eines welthistorischen Ereignisses gewidmet. Denn was die Erhebung des Trajan zum Mitregenten und bald auch zum Kaiser für den Bestand des römischen Reiches und somit auch der ganzen alten Kultur bedeutet, ist allbekannt.

Das Wesen der Nemetona als einer germanischen Kriegsgottheit wird bestätigt durch die ganz ungewöhnlichen Funde, die der Ackersmann von Klein-Winternheim mit der beschriebenen Votivtafel zusammen antraf: es sind höchst sonderbare Waffenstücke, Lanzenklingen in Schilfblatt- und Rautenform von ganz ausserordentlicher Grösse, aber ohne Schliff und deswegen und wegen ihrer wahrhaft ungeheuerlichen Grösse zu kriegsmässigem Gebrauche untauglich. Ihre Erklärung steht noch nicht fest. Einige halten sie für römische Artilleriegeschosse; aber, abgesehen von dem Mangel eines Schneidenschliffes, konnten sie schon wegen der Gewichtsvertheilung (dünne Tülle bei sehr breitem Blatt) als solche nicht verwandt

werden. Andere erklären sie als Aushängestücke einer Schwertfegerwerkstätte. Ich halte sie für Weihgeschenke, für Anathemata, einmal wegen des Inhaltes der mit ihnen gemeinsam gefundenen Votivtafel und ferner wegen der Art, wie die Tafel befestigt gewesen sein muss. Sie hat nämlich in der Mitte der beiden Langseiten, nahe am Rande, zwei Löcher zum Aufheften. Demnach war sie nicht an einer Wand oder Fläche befestigt; sonst wären die Löcher in den Ecken angebracht. Die Lage der beiden Durchbohrungen erklärt sich nur durch die Annahme, dass die Votivtafel an einem dünnen Schafte angeschlagen war, und zwar, wie ich glaube, an dem Schafte einer der mächtigen Lanzenklingen. Das ganze Anathem müssen wir uns alsdann als in einen Sockel eingelassen oder schwebend aufgehängt denken, und der Ort, wo die Weihgeschenke aufgestellt waren, muss ein in der Mainzer Gegend liegendes Heiligthum gewesen sein, in dem Nemetona, vielleicht mit Mars zusammen, verehrt wurde. Ob dies Heiligthum an der Fundstelle gestanden, ist fraglich, ja nach dem Ergebniss der weiter unten zu schildernden Ausgrabungen unwahrscheinlich; vielleicht sind die Fundstücke dorthin verschleppt worden (die Inschrift habe ich im Korrespbl. der westd. Zeitschr. III 92 veröffentlicht; im Herbst 1885 habe ich sie der archäol. Sektion der deutschen Philologenversammlung in Giessen vorgelegt, vergl. Verhandl. der 38. Philologenversammlung, Leipzig, Teubner, 1886, S. 209 f.; Mommsens Brief ist im Korrespbl. der westd. Zeitschr. III, 117 abgedruckt).

Ausser den eben erwähnten merkwürdigen Waffen ward ein mächtiges konisch verjüngtes Rohr aus starkem Eisenblech, das vielleicht einst als Sprachrohr gedient hat, und eine technisch bemerkenswerthe Gladiusklinge mit starker, vierkantiger Verstärkung, sogenannter Doublirung, an der Spitze gefunden.

Angesichts der Bedeutung dieser Funde und da ausserdem mancherlei, allerdings unsichere Berichte von gut erhaltenem, in geringer Tiefe geborgenem Mauerwerk, von Gewölben und einem brunnen- oder thurmartigen Rundbau im Volksmunde umliefen, hielt es der Verein „zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer“ zu Mainz für seine Pflicht, an der Fundstelle Aufgrabungen zu machen und womöglich Grundrisse und Bedeutung der dort in Resten vorhandenen römischen Bauwerke festzustellen.

Zu dem Zwecke ward das betreffende Grundstück von dem Vereine gepachtet; die Ausgrabung aber musste bis zum Frühjahre 1886 ver-

schoben werden. Man hatte anfänglich gehofft, die Kosten aus Vereinsmitteln bestreiten zu können. Es stellte sich jedoch heraus, dass die dem Vereine zur Verfügung stehenden ordentlichen Mittel im Jahre 1885 zur Deckung der laufenden Ausgaben für die Vermehrung und Unterhaltung der Sammlung und für die übrigen Vereinserfordernisse kaum ausreichten; auf der andern Seite glaubte man, für eine Ausgrabung, deren Umfang und Dauer sich im Voraus nicht übersehen liess, eine grössere Summe bereitstellen zu müssen. Um diese zu beschaffen, griff man zu einem Mittel, das in Mainz zum ersten Male, aber mit überraschendem Erfolg, angewandt ward und das sich allen Vereinen und Instituten, die in ähnlicher Lage sind, angelegentlich empfehlen lässt: es wurden eine Anzahl von Mitbürgern um eine einmalige Gabe für die Zwecke des Museums angesprochen, und, obgleich nur ein ganz kleiner Kreis von Herren begrüsst wurde, war in einigen Tagen eine stattliche Summe gezeichnet. Dazu stellte die Verwaltung der hessischen Ludwigsbahn dem Vereine drei Freikarten zur Verfügung. So wurden Mitte April 1886 die Arbeiten begonnen und zwölf Tage hindurch mit sechs und sieben in Erdarbeiten erfahrenen Leuten fortgesetzt. Da kein freies Terrain zur Abfuhr der ausgehobenen Erde vorhanden war und wegen des Mangels an fahrbaren Wegen auf dem schwierigen Gelände die Abfuhr höchst mühsam gewesen wäre, wurde das Grundstück in einzelnen Quergräben bis auf den gewachsenen Boden durchgearbeitet, jeder Graben sorgfältig eingemessen und aufgenommen; wo sich Funde zeigten, die Erde durch das Sieb geworfen; wo sich Pflasterungen zeigten, wurden diese offen gehalten; aufgefundenes Fundamentalmauerwerk ward mit Trockenmauern umbaut; im übrigen aber die Erde jedes nächsten Grabens in die Höhlung des vorhergehenden geworfen.

Mit grossen Hoffnungen wurden, im Hinblicke auf die an der Fundstätte vorher erhobenen Alterthümer, die Arbeiten begonnen. Der Verlauf aber entsprach nicht den gehegten Erwartungen, ein Ergebniss übrigens, auf das der Fachmann in allen den Fällen gefasst sein muss, wo es sich nicht um die Aufdeckung eines Gräberfeldes, sondern um die Untersuchung früherer Wohnstätten handelt.

Nachdem die ersten Gräben offen gelegt, ergab sich sofort, dass auf der Ausgrabungsstelle einstmals eine römische Ansiedelung bestanden hat, dass diese aber durch Brand und Verwüstung auf das Gründlichste zerstört worden ist. Die gewöhnlichen Reste menschlicher Besiedelung: Topfscherben der verschiedensten Art, Stücke der

Bedachung, Mauertrümmer, kleines Geräth und Reste von solchem in verschiedenen Metallen, auch Fragmente von Waffen, einige kleine Lanzenklingen, wohl von Jagdgeräth herstammend, Knochen von Hausthieren und Wildbret, Gewandfibeln, Perlen in Glas und Fritte, Nadeln aus Bein, Münzen, Aschenmassen, fanden sich, ohne dass aus diesen Funden ein besonderes Ergebniss oder ein Schluss auf die Bedeutung und den Charakter der Ansiedelung auf dem „Loh" gewonnen worden wäre. Deutlicher sprachen einige schwere Eisenbeschläge, die offenbar Ackergeräthschaften angehörten. Noch deutlichere Aufschlüsse gewähren die, allerdings spärlichen, Fundamentreste, die, in Verbindung mit der Gesammterscheinung des Fundes und einzelnen Beobachtungen, ein Bild von dem Charakter der einstigen Anlage gewähren. Hier ist zunächst eine durch mehrere der von uns ausgehobenen Gräben sich hinziehende Lage dicht aneinander liegender, mehr oder minder flacher, unbehauener Kalkbruchsteine zu erwähnen. Anfangs dachte man an das Statumen einer Römerstrasse; allein ein Blick auf die Terrainverhältnisse belehrte, dass gerade an dieser Stelle eine Strasse unmöglich geführt worden sein kann; auch zeigte sich diese Steindeckung in beinahe quadratischer Erstreckung scharf abgegrenzt. Wir haben offenbar die holprige Pflasterung eines alten Bauernhofes vor uns. Nach Westen war dieser Hof durch einen Spitzgraben abgeschlossen, jenseits dessen inmitten bis auf den Grund ausgebrochener Fundamente, deren Zug noch einzelne starke Bruchsteine bezeichneten, Funde auftraten, wie sie sonst auf dem ganzen Felde nicht zu Tage getreten waren. Es sind dies Stücke von Plättchen aus gelbem italienischem Marmor (Giallo antico) und aus grünem orientalischem Serpentin, die Reste einer kostbaren Wandverkleidung oder Fussbodentäfelung. Ausserdem fand sich dort eine der seltenen und werthvollen breiten eisernen Dolchklingen in Schilfblattform mit verstärkender Mittelrippe, ferner eine verbogene und in zwei Stücke zerbrochene Gladiusklinge. Dazu wurden zwei trefflich gearbeitete Haarpfeile gefunden: einer aus Silber, eine kleine Amazonenbüste als Knopf tragend; einer aus Bronze mit facettirtem Knopfe. Auch einige Buchstaben und Stücke von solchen aus Bronzeblech mit feinen Stiftlöchern fanden sich. Diese Funde weisen unzweifelhaft darauf hin, dass hier ein Haus mit reicher Ausstattung gestanden haben muss.

Anderer Art sind die Funde, die sich östlich von der erwähnten Pflasterung ergaben: hier traten mächtige Schichten brandgeschwärzter Erde und dichte Brocken von Holzasche hervor. Was hier von Pflaster-

steinen und Scherben gefunden ward, zeigt die Spuren eines heftigen Brandes. Dabei lagen Eisennägel in grosser Zahl, gegen 1000 Stück; theils starke Bolzen zum Verbinden des Pfostenwerks, theils Lattnägel, theils kleinere Nägel mit einseitigem Kopfe zum Aufheften von Schieferleien auf die Sparren; dazu fanden sich zahllose Stücke von Schieferplatten, viele mit Löchern für die Nägel, manche den Nagel noch in der Durchbohrung tragend. Auch ein grosser Kalkquader fand sich, an dem weder Mörtelspuren noch Klammerlöcher vorhanden waren: offenbar diente er als Sockelstein eines Holzpfeilers. Alle diese Erscheinungen geben dem aufmerksamen Beobachter die Gewissheit, dass hier ein schuppenartiges Gebäude stand, dessen Dach auf Holzpfosten ruhte und mit Schiefer gedeckt war (auch bei den Resten leichter Mannschaftsbaracken in einigen Limeskastellen ist Schieferdachung nachgewiesen worden).

Am östlichen Ende dieses Abschnittes begannen die Funde schwerer Dachziegel, sowohl flacher Falzziegel (tegulae), wie gewölbter Hohlziegel (imbrices). Zugleich trat Fundamentmauerwerk auf, das rechtwinklig zulief und aus Bruchsteinen bestand, die in schlechtem Mörtelverbande lagen. Der ganze Grundriss konnte nicht mehr festgestellt werden, da nach der östlichen Abdachung zu das Mauerwerk, da es flacher unter dem Terrain lag, ausgebrochen war. Es ist kein Zweifel, dass hier ein von Mauern umschlossenes Gebäude stand, das mit Ziegeln gedeckt war. Wenn auch, wegen des in früherer Zeit erfolgten Ausbruches, die östliche Abschlussmauer nicht erhalten war, so zeigte sich doch auch nach dieser Seite hin eine Begrenzung, nämlich ein Spitzgraben von derselben Art, wie wir ihn als Abschluss des westlichen Gebäudes gefunden hatten. Jedenfalls dienten diese Gräben dazu, das Fundament wasserfrei zu halten, die Dachtraufe aufzunehmen, überhaupt, um das Meteorwasser abzuführen. Jenseits des Spitzgrabens zeigten sich, abgesehen von den auf der Oberfläche zerstreuten Scherben, keine Spuren menschlicher Besiedelung, so viele Versuchsschächte wir auch gruben.

Dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, dass an mehreren Stellen unter der römischen Schicht sich Topfscherben von ausserordentlich roher Arbeit fanden; sie waren sehr porös, schlecht gebrannt, stark mit Quarzsand durchsetzt und ohne Hülfe der Töpferscheibe geformt. Wir dürfen daraus auf eine der römischen voraufgehende germanische Ansiedelung schliessen.

Trotz dieser im ganzen spärlichen Reste lässt sich doch durch

ein Aneinanderfügen sämmtlicher Fundergebnisse ein Bild davon gewinnen, was jene römische Ansiedelung bedeutet haben und wie sie im Grossen und Ganzen angeordnet gewesen sein mag. Es war eine der vielen Villen, wie sie zur Römerzeit in den Landen am Rhein, an der Mosel und am Neckar das Gelände, zumal die Höhen, schmückten, und zwar eines der einfacheren Landhäuser. Am Westende des durchforschten Grundstückes stand, wie die reicheren Funde, zumal die Reste einer Marmor- und Serpentintäfelung beweisen, das Herrenhaus, nicht in der Pracht grossartiger Architektur strahlend, aber behaglich und mit Geschmack ausgestattet. Die Traufe des Daches lief in Spitzgräben, die die Wasserabfuhr besorgten. An dieses Wohngebäude stiess nach Osten ein mit rohen Kalkbruchsteinen holprig gepflasterter Hof, den östlich das Wirthschaftsgebäude begrenzte. Dieses öffnete sich nach dem Hofe zu als ein auf Holzpfeilern ruhender Schuppen, der mit leichter Schieferdachung versehen war, während das in seinen Fundamentresten erhaltene Wirthschafts- und Stallgebäude im Osten, an das der Schuppen sich anlehnte, von Mauern umschlossen und mit Ziegeln gedeckt war. Auch dieses Gebäude schloss ein Spitzgraben ab.

Wie sich in den Rahmen dieses Bildes die im Eingange erwähnte Votivtafel des A. Fabricius Veiento und die merkwürdigen Votivwaffen einfügen, ist schwer zu sagen. Sie wurden an der Stelle gefunden, wo die südöstliche Ecke des von uns als Wirthschaftsgebäude bezeichneten Baues gelegen haben muss. Wir müssen bei der oben geäusserten Vermuthung bleiben, dass sie dahin verschleppt worden sind.

Was die Zeit anlangt, während der die aufgedeckte römische Ansiedelung auf dem „Loh" bei Klein-Winternheim geblüht haben muss, so geben darüber die Münzen Aufschluss, die in den Brandschichten gefunden worden sind, gegen 30 an der Zahl. Soweit sie bestimmbar sind, erstrecken sie sich über die ganze römische Kaiserzeit von der augustischen Epoche bis zur konstantinischen Spätzeit. Danach darf angenommen werden, dass die Ansiedelung bereits mit dem ersten dauernden Auftreten der Römer am Rheine begründet ward und durch den ganzen Verlauf der Römerherrschaft hindurch bestand, bis sie in nachkonstantinischer Zeit bei dem Ansturme der Germanen in Trümmer sank.

Schon vorher muss, wie keramische Reste beweisen, eine germanische Wohnstätte auf dem „Loh" geblüht haben. Ihr folgte die römische Besiedelung, die über drei Jahrhunderte lang die ganze

Gegend mit einer reichen Kultur geschmückt hat. Der Zustand aber, in welchem die Reste dieser römischen Bewohnung unsern Augen sich darboten, bestätigt auf's Neue die bereits so oft gemachte Beobachtung, dass auf die Zeiten der Römerherrschaft am Rheine, die eine dichte, wohlgeordnete Besiedelung des Landes, eine nach allen Richtungen der menschlichen Thätigkeit hochgesteigerte Kultur ins Leben gerufen hatte, eine Zeit entsetzlicher Verödung folgte. Der Anblick der bis in die Fundamente der Gebäude sich erstreckenden Zerstörung, der Brandschichten mit ihren zahllosen, oft winzig kleinen Trümmerstücken von Geräthen aus Glas, Metall, Thon; die in Fetzen zerschlagene kostbare Wandbekleidung aus Marmor und Serpentin, die Fragmente der Ziegel- und Schieferdachung, in klägliche Stücke zerhauen: Alles bekundet, dass die Herrschaft der Römer am Rheine in Graus und Trümmern geendigt hat. Und seitdem sind jene Höhen Rheinhessens, die zu Römerzeiten mit behaglich eingerichteten Wohnungen übersäet waren, unbewohnt geblieben bis auf den heutigen Tag.

Mag auch unsere Ausgrabung auf dem „Loh" bei Klein-Winternheim die hochgespannten Erwartungen, mit denen wir beim Beginne der Arbeit die Spaten in das Erdreich gesenkt, nicht erfüllt haben, so hat sie doch ein kulturgeschichtlich bemerkenswerthes Ergebniss geliefert, nämlich die Erkenntniss, dass ein jetzt unbewohnter Fleck in früheren Zeiten die Wohnstätte gebildeter und der Annehmlichkeit behaglicher Lebenseinrichtungen sich erfreuender Menschen gewesen ist. Eine Stelle unserer prähistorischen Karte, die bis jetzt leer und unbeschrieben war, können wir durch die Einzeichnung einer altgermanischen und einer römischen Ansiedelung ausfüllen.

Mainz. Dr. Jakob Keller.

---

8. Ein Bischofsgrab des XII. Jahrh. im Wormser Dom.

Hierzu Tafel IV—VI.

Grabfunde bilden eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte in ihren mannigfachen Verzweigungen. Bestattungswesen, Tracht und Geräthe erfahren dadurch die verlässigste Beleuchtung, und was im raschen Wechsel des Lebens längst verschlissen worden, spricht aus modernden Resten noch hinreichend deutlich. Darum kann die Eröffnung von älteren Grabstätten nicht sorglich genug vorgenommen und deren Befund wissenschaftlich behandelt werden. Einer frevlen Neugier, wie sie leider hier und da sich geltend macht, ist unter allen Umständen zu steuern. Bei ernster und würdiger Vornahme der Eröffnung von Grabstätten wird der Pietät nichts vergeben, wohl aber der Wissenschaft im weitesten Sinne genützt.

Unter solchen Voraussetzungen fand am 9. December 1886 die Eröffnung einer Grabstätte[1]) im Westchore des Domes zu Worms statt, welche nach der geschichtlichen Angabe die irdischen Reste eines der dortigen Bischöfe enthalten sollte. Die Untersuchung hat einerseits diese Voraussetzung bestätigt, andererseits eine Reihe von wichtigen Ergebnissen zur Folge gehabt, welche unter Beigabe von Abbildungen hier niedergelegt werden sollen.

Im Laufe der baulichen Untersuchungen im Westchore des Wormser Domes, welche sich auch auf die Grundmauern und die im Boden liegenden Reste früherer Bauanlagen erstreckten, stiess man am 26. November 1886 in einer Tiefe von etwa $1^1/_2$ m unter der heutigen

1) Fundberichte seitens der Betheiligten: Darmstädter Zeitung, 13. Dec. 1886, Nr. 345, S. 2063 [Dr. Friedr. Schneider]; Kölnische Volkszeitung, 13. Dec. 1886, Nr. 344, 2. Bl., Feuilleton [Alex. Schnütgen]; Wormser Zeitung, 12. Dec. 1886, Nr. 292, Protokoll vom 10. Dec., veröffentlicht von Propst Fehr. Ferner Alex. Schnütgen in Westdeutsche Zeitschr. Korresp.-Bl. VI, Nr. 1, 1887, 5, Sp. 4 ff.

Bodenlage auf eine stark verwitterte Schieferplatte, die einen Steinsarg deckte. Es fand zwar in Gegenwart der Domgeistlichen und einiger Mitglieder des Kirchenvorstandes gleich eine Eröffnung statt: man begnügte sich indess mit der Wahrnehmung, dass es ein Bischofsgrab sei und verschloss, unter Anlage von Siegeln, den Steinsarg wieder, um demnächst eine amtliche, eingehende Untersuchung des Grabinhalts vorzunehmen. Es wurde zu diesem Zweck eine Kommission niedergesetzt, die aus den Herren: Propst Fehr und Georg Altritt als Mitgliedern des Kirchenvorstandes, nebst den Herren: Dr. Köhl, Dr. Weckerling, Friedr. Schön aus Worms, Domvikar (nunmehr Domkapitular) Alex. Schnütgen aus Köln und dem Schreiber dieses als Vertreter der bischöflichen Behörde zu Mainz bestand. Dieselbe unterzog sich am 9. Dezember ihrer Aufgabe und fasste deren Ergebniss in einem amtlichen Aktenstücke zusammen, das unterm 10. Dezember der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts war die Stelle des fraglichen Grabes dem Blicke entzogen: eine Aufhöhung des Bodens verdeckte den Stein, welchen Georg Helwich, Prodrom. Annal. Wormat. p. 28 im Jahre 1615 noch sah. Schannat, Histor. episcopat. Wormatiens. 1734, I. p. 362, greift auf dessen Angabe zurück, und weist die Unterstellung ab, dass Bischof Konrad II. in Otterberg begraben worden, und bemerkt, auf Helwich gestützt: [Sepulturam] siquidem Wormatiae adhuc initio saeculi superioris demonstrabat lapis caeruleus, ante aram, S. Laurentii M. in choro citeriore Templi Cathedralis positus, sequenti hac, praegrandibus litteris inscriptus, Epigraphe: CONRADVS · EPS · II· Nach der Oertlichkeit, wie nach dem Hinweis auf den blauen [Schiefer-] Deckstein der Grabstätte durfte mit Grund angenommen werden, dass der darunter gefundene Steinsarg die Reste des Bischofs Konrads II. umschliesse, wenngleich die von den älteren Schriftstellern erwähnte Inschrift nicht mehr sichtbar war. In Folge des Dombrandes 1689 war der Stein durch Feuer schwer beschädigt worden und die Oberfläche gänzlich abgeblättert. Bei der danach vorgenommenen Auffüllung des Bodens beliess man ihn einfach und führte den neuen Belag ohne jede Auszeichnung der Stätte darüber weg: eine Unterlassung, die um so bedauerlicher war, als Bischof Konrad II. ebensowohl um Kaiser und Reich, wie am den Dom und die Stadt Worms sich verdient gemacht hatte.

Konrad entstammte dem alten Herrengeschlechte der Stern-

berg[1]), das sich nach der Burg Sternberg bei Königshofen im Grabfeld nannte und unmittelbar hinter den Grafen aufgeführt wird. Konrad nahm in seiner Stellung am kaiserlichen Hofe an den politischen und kriegerischen Unternehmungen Friedrichs Barbarossa hervorragenden Antheil. Wiederholt folgte er dem Kaiser nach Italien und nahm 1180 auch an der Lateran-Synode in Rom Theil. Unter ihm fanden grosse Bauunternehmungen am Dom durch die Weihe von 1181 ihren Abschluss. Der Stadt Worms endlich erlangte er jene Freiheiten, die auf ehernen Tafeln an der Nordseite des Domes verzeichnet waren. Und der Grabstätte eines solchen Mannes nähert man sich nicht mit gleichgültigen Gefühlen.

Dicht unter der deckenden Schieferplatte fand sich bei der Erhebung ein Steinsarg mit einem schweren Deckstein, der sofort sich als ursprünglich römischer Herkunft erkennen liess: die dachartig ansteigenden Flächen und die hornähnlich ausgebildeten Ecken bezeugten das auf's Bestimmteste. Ueberdies stimmte die rechteckige Form des Deckels nicht zu der trapezartigen Gestalt des Sarges; auch in der Bearbeitung des Deckels zeigt sich ein Unterschied gegen jene der Steinkiste: jener ist mit geradem Schlag ausgestattet, während der Sarg jenen geriefelten Schlag hat, der den frühmittelalterlichen Steinsärgen[2]) gemeinsam ist. An dem Deckel waren die vortretenden Theile der oberen Fläche roh abgearbeitet, wohl weil dieselben bei der Einsenkung in den seichten, aufgeschütteten Boden des Chores sich hinderlich zeigten. Der Sarg gehört in die weitverbreitete Klasse jener Steinkisten, die am Fussende sich verjüngen, deren Wände leicht abgeschrägt und in den Ecken im Innern mit rauhen, leistenartigen Wülsten ausgefüllt sind. Auch die bekannte Abzugsöffnung im Boden fehlte nicht. Dass der Deckel von einem älteren Begräbniss herrührt, ist unzweifelhaft; bezüglich des Sarges selbst spricht die Vermuthung gleichfalls dafür. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen,

---

1) Vgl. Gensler, Grabfeld, S. 371; Schannat, Clientela Fuldensis [Urk. v. 1228, f. 362 der Prob.]; Regesta Boica XXXVII, p. 187; Jäger, Gesch. d. Frankenlandes. Ueber die verwandtschaftlichen Beziehungen Konrad's zu Bischof Lupold von Worms bez. erw. Erz.-B. von Mainz, vgl. Schenk zu Schweinsberg im Corr.-Bl. 1875, S. 38 ff. Die polit. u. kirchl. Thätigkeit Konrad's kurz bei Schannat, Hist. Episcop. Wormat. I, p. 359 sq.

2) Vgl. v. Quast in Bonner Jahrbb. 1871, L. u. LI, S. 108 u. Taf. V—VII; Friedr. Schneider, Gräberfunde, S. 43.

dass Särge von ganz ähnlicher Form noch bis in's 12. Jahrhundert in der Maingegend gewerbsmässig hergestellt und stromabwärts bis in die nordischen Tieflande verführt wurden. Allein es ist auch ebenso gewiss, dass man im ganzen Mittelalter sehr häufig und unbedenklich den älteren Insassen eines Grabes seinen Platz räumen liess, um einem Nachfolger die gleiche Stätte zuzuweisen. Da eine richtig gestaltete Deckplatte hier fehlte, und man eine solche von einem andern, römischen Begräbniss entnahm und rauh herrichtete, so wird in der That die Vermuthung unterstützt, dass auch die Steinkiste älteren Ursprungs und zu einer neuen Bestattung, hier sogar eines hohen Würdenträgers, herangezogen worden sei[1]).

Der Grab-Inhalt fand sich unberührt. Charakteristische Abzeichen wie Mitra und Stab liessen den Bischof sofort erkennen.

Die Leiche war in herkömmlicher Weise mit dem Angesichte ostwärts gewendet, so dass die Füsse im Osten lagen[2]).

Obwohl der Zerfall der Reste für die Erhebung mancherlei Schwierigkeiten bot, so gewährte doch der ganze Grabinhalt in seiner Unversehrtheit ein sicheres Bild vom Zustand bei der Bestattung selbst. Die Leiche lag, ohne Holzsarg, unmittelbar auf dem Boden. Unter-

1) Schnütgen in seiner zweiten Mittheilung, Westdeutsche Zeitschr. a. a. O. S. 5 findet darum, „in Uebereinstimmung mit Wormser Anschauungen, die Vermuthung nicht ausgeschlossen, dass dieser Sarg zuerst die Leiche des berühmten 1025 gestorbenen in *crypta subterranea chori occidentalis* beigesetzten Bischofs Buggo (Burkardus) aufgenommen habe, von der es feststeht, dass sie später erhoben und in einem Schrein niedergelegt wurde, der auf dem Chore aufbewahrt grosse Verehrung genoss." Schnütgen lässt übrigens auch unter Umständen die Anfertigung des Steinsarges im 12. Jahrh. zu, wie er a. a. O. gleich näher ausführt.

2) Im ganzen Mittelalter gilt dies als ausnahmslose Regel. Der gleiche Brauch findet sich durchgehends auch bei den germanischen Volksstämmen. Ein Unterschied in der Bestattung von Priestern und Laien bezüglich der Richtung war nicht bekannt, und unsere Begräbnissstätten in Kirchen folgen alle derselben Regel. Erst durch das von Papst Paul V. 1614 neu herausgegebene Römische Ritual wird für das Begräbniss von Priestern eine abweichende Anordnung aufgestellt; dieselben sollen mit dem Haupte dem Altar zugewandt liegen und somit gegen die Gläubigen in umgekehrter Richtung gebettet sein. Dieser Brauch scheint aber erst sehr spät sich nach Deutschland verpflanzt zu haben; wenigstens folgten im Mainzer Dom und wohl in der ganzen alten Erzdiözese bis zum Schluss des 18. Jahrh. alle Grabstätten ohne Unterschied der östlichen Richtung. Vgl. Friedr. Schneider, Gräberfunde, S. 59.

lagen von Leder [1]) oder Seidendecken fanden sich nicht vor [2]); ebenso fehlte jede Spur einer Einbalsamirung oder Ausfüllung der Bauch- und Brusthöhle mit Asche. Bei der hohen Würde des Verstorbenen durfte, wie in ähnlichen Fällen, auch auf die Beigabe einer bleiernen Inschrifttafel vermuthet werden; allein auch diese fehlte. Die Gewänder ordneten sich in natürlicher Lage um den Körper, waren also wohl kaum bei der Bestattung fest um den Körper gebunden [3]).

An der Stelle des gänzlich zerfallenen Schädels fand sich, ohne irgend welche Unterlage, die Mitra, in der Form ganz dem Gebrauche der Zeit entsprechend, in Stoff und Ausstattung verhältnissmässig einfach. Sie war aus einem dünnen, ungemusterten Seidenstoff hergestellt; eine Versteifung, ausser durch die Borten, liess sich nicht wahrnehmen. Eine golddurchwirkte Seidenborte (Taf. VI Fig. 9) von 0,041 Breite, die mit Mäandern in widerkehrender Rautenform gemustert war, zog sich auf der Vorder- und Rückseite über die Mitte und den Kanten entlang; sie war an den oberen Enden zur Herstellung der Spitze eingeschlagen und eingenäht. Ein etwas breiterer (0,053) Bandstreifen von gleicher Musterung säumte die Mitra nach unten ein. Die rückwärts frei herabfallenden Bandstreifen (ligulae) waren aus der schmaleren Borte gewonnen, worauf zum unteren Abschluss ein Abschnitt der breiteren mit einer dichten offenen Seidenfranse aufgeheftet war. (Vgl. Bock, Lit. Gew. II. Taf. XVI. Fig. 1, 2.) Das Gewebe ist in dem Seide-, wie in dem Goldfaden äusserst fein und mit vollendeter Sicherheit hergestellt. Die handwerkliche Beschaffenheit weist auf einen Ursprung hin, wo die Anfertigung solcher Goldwirkereien durch lange Uebung zu hoher Vollendung entwickelt war. In der Zeichnung reihen diese Borten sich jener zahlreichen Klasse von linearen Mustern ein, die mit der regelmässigen Wiederkehr einzelner Figuren (Mäander) während des Frühmittelalters in allen möglichen Spielarten vorkommen (vgl. u. a. Bock, Lit. Gew. III. Taf. V. Fig. 2, 3, 5, 6; I. Taf. III. Fig. 3; II. Taf. XVI. Fig. 1, 2; Taf. XVIII.

1) Vgl. Friedr. Schneider, Gräberfunde, S. 21. Substratum cadaveri erat corium nigrum, cui superstratum erat sericum nigri coloris.

2) Ob die lederartigen Reste, welche sich zerbröckelt auf der Leiche fanden, etwa zur Umhüllung der zuletzt hier beigeschlossenen edlen Intestina, vielleicht nur des Herzens, gedient haben, ist nicht näher zu erweisen. Vgl. Alw. Schultz, Höf. Leben, II. S. 404; Otte, Kunst-Archäol. 5. Aufl. I. S. 350.

3) Vgl. Alw. Schultz, a. a. O. S. 404.

Fig. 4) und um die Wende des 12. Jahrhunderts noch allgemein in Gebrauch waren. Ihr Ursprung darf nach Massgabe der verwandten Fälle wohl an einem jener kunsterfahrenen Mittelpunkte in Unteritalien (Tarent) oder Sizilien (Palermo)[1] vermuthet werden, welche gerade zur Zeit der Hohenstaufen die Uebergangsstätten von der alterprobten Kunstübung des Ostens zu den mittel- und westeuropäischen Ländern bildeten.

Beträchtliche Reste von verfilzten Stofftheilen, die um den Hals sich fanden, liessen sich nicht näher bestimmen; doch liegt die Vermuthung nahe, dass es die Ueberbleibsel des Schultertuches (amictus) waren, welches, nach dem Zustand des gleichmässigen Verfalles zu urtheilen, aus einheitlichem Gewebe bestand und durch festere Schmucktheile nicht ausgezeichnet war. Die Faser der hier vorgefundenen Stofftheile wies auf ein Linnengewebe.

Die Albe, das über dem häuslichen Untergewand zu tragende Ornatstück, liess sich in seiner Ausdehnung bis zu den Füssen verfolgen, wenngleich es bei der feinen Beschaffenheit des (Linnen- oder Flachs-) Gewebes nur eben wie ein Schleier erhalten war, der bei der leisesten Berührung zerfiel. Auch von dem Gürtel (cingulum), der aus Seide gewebt schien, waren nur lose Strähne nachzuweisen. Die priesterliche Stola bestand aus einem 0,06 cm breiten Seidengewebe, und war über der Brust gekreuzt; nach dem heutigen Brauch trägt der Bischof die Stola bekanntlich so, dass die beiden Streifen parallel geordnet werden. Das Gewebe, über dessen etwaige Farbe keinerlei Auskunft zu geben ist, bietet eine höchst merkwürdige Musterung (Taf. VI Abb. 10). Versetzt über einander gereihte Bogenstellungen enthalten in den offenen Flächen anmuthig gezeichnete Vogelgestalten, die mit Rankenwerk und Löwenbildern wechseln. Die ganze Behandlungsweise lässt jenen, auf syro-persische Einflüsse zurückgehenden Zug in der Ornamentik erkennen, der Thier- und Pflanzen-Gebilde mehr spielend in der Webekunst verwandte. Während sonst Webemuster vielfach die architektonische Dekoration erwiesenermassen beeinflussen, liegt hier ein Beispiel vor, wo umgekehrt ein architektonisches Motiv unmittelbar in die Gewebe-Musterung übertragen ward. Auch in diesem Falle dürfte der Ursprung in Süd-Italien[2]) zu suchen sein.

---

1) Vgl. A. Springer, Bilder. 2. Aufl. I. Mittelalt. Kunst in Palermo S. 169.

2) Musterung von unverkennbarer Aehnlichkeit zeigt ein bei Bock,

Der Zeit nach ist es wohl nicht älter als die Lebenstage des Bischofs Konrad selbst.

Von den am linken Arm zu vermuthenden Manipel fehlte jede Spur. Dagegen liessen sich sehr wohl die beiden Untergewänder, die Tunicelle und die Dalmatica, unterscheiden. Erstere, aus feinem Seidengewebe bestehend, trug eine Musterung (Taf. VI Abb. 11 u. 12), die einer hochentwickelten Webetechnik [1]) angehört. Die Zeichnung liess sich auf grosse ringförmige Gebilde zurückführen, die durch überschneidende Ranken unter einander zusammengefasst waren. Das Muster lässt eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen Prachtgeweben nicht verkennen, welche zu den Caseln des heil. Erz-B. Willigis von Mainz † 1011 (die eine in der Stephanskirche daselbst, die andere in der Schlosskirche zu Aschaffenburg) verarbeitet sind. Gehören die vorliegenden Stoffe auch gewiss nicht einer so frühen Zeit an, so wirken darin doch unverkennbar ältere Einflüsse der bezeichneten Richtung fort [2]).

Das zweite Untergewand, die Dalmatika, war aus einem weit schwereren Stoff hergestellt. Schnütgen (a. a. O. Sp. 7) schildert ihn also: „Von stärkerer Bindung ist der Seidenstoff, aus dem die Dalmatik gebildet und der strichartig gemustert ist, indem aus einem linearen Kerne zahlreiche Strahlen in immer weiteren regellosen Abständen ausgehen.“ Der Stoff verdient in doppelter Hinsicht besondere Aufmerksamkeit: einmal unterscheidet er sich im Gewebe durchaus von den übrigen Gewändern, indem die Zeichnung in auffallend starker Weise mittels des Einschusses hergestellt ist, und andererseits durch

---

Liturg. Gew. III. Taf. I. Fig. 1 abgebildetes Gewebe, das 1863 als Umhüllung der Reliquien des heil. Servatius zu Maestricht vorgefunden wurde. (Bock, Kunst- u. Reliq.-Schätze zu Maestricht, S. 55, 57.) Der Unterschied besteht darin, dass der Stoff Linnen und die Musterung eingestickt ist, dagegen findet sich die versetzte Bogenstellung mit Thierbildern, Leoparden und Vögeln, nebst Pflanzengebilden in ganz ähnlicher Weise vor. Wenn daselbst das Stück kurzer Hand dem X. Jahrhundert zugeschrieben ward, so fehlen genügende Gründe dafür; die Vermuthung spricht vielmehr für eine beträchtlich spätere, der Entstehung unseres Stoffes nahestehende Zeit.

1) Der sehr zerstörte Zustand des Gewebes gestattete nur eine mangelhafte Wiedergabe. Vgl. u. a. Bock, Liturg. Gew. I. Taf. XVI; II. Taf. IX.

2) Anklänge an die Grundformen und deren Vertheilung finden sich in sarazenischen Geweben, die aber späterer Zeit angehören und sicher an ältere Vorbilder des Ostens anknüpfen. Vgl. Bock, Liturg. Gew. I. Taf. VI.

die fremdartige Bildung des Musters selbst. Es ist nach vieler Mühe gelungen, die eigenartige Erscheinung dieses Stoffes an einem Bruchstück in Naturgrösse (Taf. V Abb. 7) und in einer Uebersichtsskizze (Taf. V Abb. 8) zu zeigen. Soweit der üble Zustand der Reste ein Urtheil verstattet, liegt hier ein Gewebe ähnlicher Art vor, wie solche in jüngster Zeit durch die Funde von Faijum in Aegypten mehrfach bekannt geworden sind und als die Ausläufer klassischer Kultur zu gelten haben. Da nunmehr auch Seidenstoffe unter den ägyptischen Geweben nachgewiesen wurden, so hat der Zusammenhang damit an Wahrscheinlichkeit gewonnen[1].

Die Casula, das Messgewand, endlich hat die weite glockenförmige Gestalt und ist aus einem schweren geköperten Seidenstoff hergestellt, dem jede Musterung fehlt. Die Ränder waren einfach umgesäumt. Die einzige Auszeichnung bestand in einem über die Mitte der Vorderseite sich herabziehenden, schmalen Streifen, wohl ehedem von unterschiedener (Purpur?) Farbe. Jetzt sind, wie zum Ueberfluss noch bemerkt sei, alle Farben-Töne der Stoffe völlig verschwunden und das für unsere Grabfunde bezeichnende Zunderbraun an ihre Stelle getreten.

Handschuhe, wie auch der bischöfliche Ring waren nicht vorhanden; Arme und Hände lagen ausgestreckt zu Seiten des Körpers. Im rechten Arm ruhte der bischöfliche Stab (Taf. V Abb. 3), aus Holz glatt abgedreht in einer Länge von 1,33 m mit kupferner Hülse und Eisenstachel am unteren Ende, während ein gerundeter Bronzeknauf den Uebergang in die Krümme vermittelt. Die Krümme selbst, wohl ehedem auch von Holz, war gänzlich zerfallen; nur eine metallene Zwinge, welche die gebogenen Stücke zusammen zu halten hatte, und das Schlussstück mit einwärts gebogener Lilie aus vergoldetem Kupfer (Taf. V Abb. 4) wurde vorgefunden. Form und Ausstattung dieses sehr einfachen Hirtenstabes entsprechen durchaus der Zeit[2]. Uebrigens ist es auffallend, dass einestheils so wichtige Pontifical-Abzeichen, wie vorher bemerkt, ganz fehlen, anderntheils die vorhandenen von so ausserordentlich dürftiger Ausstattung waren. Zu diesen letzteren

1) Vgl. Essenwein, Spätklassische Seidengewebe im Anz. d. Germ. Nat.-Mus. 1888. II. S. 89, der entschieden Verwahrung dagegen einlegt, jene Gewebe als „koptische" zu bezeichnen, wie man ganz willkürlich gethan hat.

2) Es sei verwiesen auf die allerdings jüngere Darstellung auf dem Grabdenkmal des Erz.-B. Sigfrid III. († 1249) im Dom zu Mainz. Vgl. Habel, Gesch. d. Abtei Eberbach, Taf. III, Fig. 2 u. 3.

gehört auch noch der kleine, aus Holz sehr zierlich gefertigte Grabkelch, welcher zu Füssen stand (Taf. V Abb. 5 u. 6). Während das frühere Mittelalter Grabkelche aus Silber (z. B. Adelbert I. von Mainz) und selbst aus Gold (z. B. Poppo von Trier) kennt, begegnen wir hier einer Nachbildung aus weichem Holz, die am Knauf in einander gezapft war. Die Arbeit war an sich mit aller Sorge und Geschicklichkeit hergestellt und bot ein für die Zeit durchaus bezeichnendes Abbild eines Kelches, wie er zu Reisezwecken häufig dienen mochte. Die Patene hatte einen wenig umgebogenen Rand. Auch Schnütgen (a. a. O. Sp. 9) sieht den Fall für sehr merkwürdig und wohl als das älteste Beispiel derart an.

Unterschenkel und Füsse waren in offene, unvernähte Seidenstoffe eingeschlagen; darüber Strümpfe von feiner Maschenstrickerei aus Seidenfaden. Schnütgen (a. a. O. Sp. 8) erkennt sie für eine Arbeit, die „mit der Filochirnadel hergestellt" worden und glaubt, dass Filetarbeiten aus so früher Zeit bisher nicht nachgewiesen seien. Diese Umkleidung der Beine ist mit ganz schmalen Borten verschnürt, welche eine laufende Linienmusterung hatten.

Von hervorragender Ausstattung waren die Schuhe (Taf. IV Abb. 1 u. 2), welche sich denn auch, bei der Widerstandsfähigkeit der Stoffe, so gut erhalten hatten, dass, allerdings nach sorglicher Behandlung, Stoff, Zeichnung und Herstellungsweise zuverlässig bestimmt werden konnten. Der Schuh ist von gefälligem Schnitt, der Gestalt des Fusses entsprechend, vorn spitz und auf einen hohen Reihen, also einen sehr wohlgebildeten Fuss berechnet. Die einfache, weiche Sohle ist „umgewandt" aufgenäht und hat keinen „Absatz" unter der Ferse: es ist also eine (mocassinartige) weiche Fussbekleidung, wie wir sie in der Zeit durchweg bei Ceremonial-Schuhen finden. Der Obertheil besteht aus einem starken Gewebe, über welches vergoldetes Leder von sehr feiner Beschaffenheit gezogen ist. Durch seitliche Einschnitte ist zwischen Zehen und Reihen eine herzförmige Zunge gebildet, in welcher die aufgestickte Verzierung ihren Mittelpunkt hat (Taf. IV Abb. 2). Ein weiterer Einschnitt stellt einen zweiten „Laschen" her, an dem wie an dem ersten schmale Bänder zur Befestigung des Schuhes angebracht waren. Die Verzierung des Schuhes war mit starkem (rothem?) Seidenfaden zopfartig aufgestickt und verbreitete sich ohne Unterbrechung über die ganze Oberfläche. Der Stich ist durch die Unterlage und das Leder durchgeführt. Die Einfassung war mit einer Nadelarbeit in kettenartiger Führung hergestellt. Die Befestigung des

Schuhes schloss oberhalb des Knöchels in einer Schleife ab. In der Form ähnelt unser Schuh jenen des Kaiserornates in Wien, XII. Jahrh. (Bock, Liturg. Gew. II. S. 13; Histoire de Cordonniers par Lacroix, Duchesne et Séré, Paris, 1852. Abb. zu S. 30), denen des Schatzes zu Saint-Denis (E. Leféburе, Broderie et Dentelles, Fig. 27), sowie der bischöflichen Sandale aus dem Grabe des Erz-B. Arnold von Trier, Ende XII. Jahrh. (Abb. bei Bock, a. a. O. II. Taf. 1; dazu S. 14). Damit wäre die Reihe der hier aufgefundenen Gegenstände erschöpft.

War es für die Dom- und Bisthumsgeschichte von hohem Werth, die Grabstätte eines so hervorragenden Würdenträgers der Wormser Kirche kennen zu lernen und deren ungestörten Bestand zu überschauen, so bietet der Fund in kunstgewerblicher Hinsicht in den Stoffresten, wie in kulturgeschichtlicher Hinsicht beachtenswerthe Aufschlüsse. Entstammen doch alle hier vorgefundenen Gewebe süditalischen oder weiter ostwärts gelegenen Erzeugungsstätten, ein Beweis, wie einmal in jener Zeit aller Aufwand, auch der kirchlichen Kreise, sich noch an ferne Kulturmittelpunkte knüpfte, und dass nicht zum wenigsten die Kirche und ihre Würdenträger dazu beitrugen, die Erzeugnisse einer verfeinerten Kunstübung in der Heimath bekannt zu machen und die Anregung zu deren Ersatz durch heimische Erzeugnisse zu geben. Denn wie fein und gediegen auch die Gewandung des Bischofs Konrad war, so stellt sie noch keineswegs Prachtstoffe dar: selbst für die einfacheren Zwecke vermochte die einheimische Kunstfertigkeit noch nicht zu genügen, sondern die hochentwickelte Webekunst der alten Kulturländer musste hierfür eintreten. Hinsichtlich der Bestattungsweise für die Zeit des ausgehenden 12. Jahrhunderts liefert die Erhebung abermals den Beweis, wie gern man zu alten Steinsärgen zurückgriff und in deren Benützung, selbst bei hohen kirchlichen Würdenträgern, ohne viel Bedenken zu Werke ging. Für die geistliche, insbesondere die bischöfliche Bestattungsweise bietet der Befund in den kostbaren Sandalen, in dem Grabkelch, den sonstigen Abzeichen, wie in der Art der Bekleidung und der Behandlung der Beisetzung im Ganzen wichtige Ergebnisse, so dass unter all' diesen Gesichtspunkten für Wissenschaft und Kunst aus dieser Erhebung Nutzen sich ergab.

Mainz. Dr. Friedrich Schneider.

II. Litteratur.

1. Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen von Wilhelm Joest; mit 11 Tafeln, 1 Lichtdruck und 30 Zinkätzungen. Berlin 1887, Verlag von Ascher u. Comp.

Dieser werthvolle Beitrag zur vergleichenden Ethnologie schildert in dem vortrefflich ausgestatteten Werke in umfassender Weise nach fremden und eigenen Beobachtungen einen Gebrauch, der durch seine allgemeine Verbreitung ein hohes wissenschaftliches Interesse hat und gewiss aus dem Bestreben des Menschen, sich zu schmücken, entstanden ist. Diese Absicht findet sich auf jeder Stufe der Cultur. Die merkwürdige Sitte hat mit religiösen Vorstellungen ursprünglich nichts zu thun, wiewohl dies Einige geglaubt haben; doch können sich später solche damit verbinden, wenn der Priester feierlich die Arbeit des Tätowirens verrichtet. Es ist Zeit, noch in letzter Stunde, alle Nachrichten über diesen Gebrauch zu sammeln, der durch den Einfluss der modernen Cultur selbst bei den Wilden der Südsee zu weichen beginnt. Dem Werke von Joest sind als besondere Beiträge ein Aufsatz von O. Finsch, Tätowiren und Ziermalerei in Melanesien, besonders im Osten Neu-Guinea's, und einer von J. S. Kubary, das Tätowiren in Mikronesien, speciell auf den Karolinen, eingefügt. Das Tätowiren ist unzweifelhaft nur die höhere Entwicklung der Sitte, den Körper zu bemalen, welche nicht nur die älteste Befriedigung der menschlichen Eitelkeit ist, sondern sich bis heute in dem Schminken des weiblichen Geschlechts erhalten hat. Cook sagte: Das Tätowiren bei den Wilden der ganzen Welt, von Nordamerika bis zur Südsee in Gebrauch, ist nicht sehr verschieden von dem Bemalen des Körpers, wie es die alten Briten übten. Wie die Spanier und andere Nationen die heutigen Wilden, die sich tätowirten, die Gemalten nannten, so verdankten schon im Alterthum die Picten in Schottland diesem Gebrauch den Namen. Das tahitische Wort tetau kommt von der Wurzel tau, Wunde. Joest zeigt, dass es kein Volk in der Welt gibt, bei dem das Bemalen oder Tätowiren nicht einst Sitte war oder noch ist. Er sagt mit Recht, der Mensch habe sich eher geschminkt als gewaschen. Das Tätowiren und das Narbenzeichnen sind eine unvergängliche Malerei, der das vergängliche Bemalen vorausging. Die Funde von Farbstoffen, zumal des so weit verbreiteten Eisenockers oder Röthels in den ältesten menschlichen Ansiedlungen

lassen diesen Gebrauch schon damals vermuthen. Man fand sie unter Steingeräthen der Martinshöhle, bei Schussenried, in belgischen Höhlen, in der vorgeschichtlichen Ansiedelung zu Andernach, wie neuerdings in der Höhle bei Spy. Wie heute noch Australier die Schädel der Verstorbenen roth färben, so thaten es die alten Italiker und so findet es sich in russischen Kurganen. In Rom wurde, wie Mommsen berichtet, das Bild des Jupiter sowie auch das Antlitz des Königs nach einer uralten Sitte mit Mennige bemalt. Cäsar, Horaz, Properz, Strabo, Tacitus, Herodian berichten es von den alten Völkern Europa's, von den Briten, Belgiern, Germanen, Siluren, Thraciern und Japoden. Herodot erzählt, dass die Aethiopen im persischen Heere, wenn sie in den Streit zogen, eine Hälfte des Körpers weiss, die andere roth malten. Tacitus sagt, dass die Germanen ihre Körper bemalt hätten, um ihren Gegnern einen schrecklichen Eindruck zu machen. Dasselbe behauptet Cäsar von den Briten. Hier wäre das Schmücken also nicht der Zweck gewesen. Die rothe Farbe ist die bevorzugteste schon in der Urzeit des Menschen, aber wohl nicht desshalb, weil man bei rother Bemalung die blutenden Wunden nicht sieht, sondern weil es die auffallendste und schönste aller Farben und als Eisenoxyd die in der Natur verbreitetste ist. Einen anderen Grund als das Bemalen hat das Einreiben des Körpers mit Fett und Erde, um sich gegen die Kälte und gegen die Fliegen zu schützen. Südamerikaner beschmieren sich mit schwarzem Pulver gegen die Sonnenstrahlen. Sogar vom Elephanten und Nilpferd berichtet man, dass sie Schlammbäder nehmen, um sich gegen die Stiche von Insekten zu schützen.

Ein sehr altes und schmerzhaftes Verfahren, bleibende Zeichen auf der Haut hervorzubringen, ist das Narbenschneiden oder -brennen. Die alten Juden schnitten sich in die Hände bei der Klage um einen Todten, Moses verbietet es ausdrücklich, B. III. 19. 28 und 21. 5 und V. 14. 1. Bei Jeremias wird es viermal erwähnt: 16. 6, 41. 5, 47. 5, 48. 37. Die Klagelieder des Jeremias sind älter als das 3. und 5. Buch Mosis. Jeremias verbietet den Gebrauch noch nicht, aber Moses sagt: Ihr sollt kein Mal um eines Todten willen an Eurem Leibe reissen! Heute geschieht es noch auf Neuseeland, den Tonga- und Gesellschafts-Inseln, auch bei den Nordamerikanern. Die Narben sind oft ein Stammeszeichen, auch ein Beweis der Männlichkeit, des Muthes und der Standhaftigkeit. Die Maori und Tahitier thun es auch bei freudigen Ereignissen. Viele tragen mit Stolz ihre Narben, wie unsere Studenten noch den Renommirschmiss. Man verstümmelt sich, um Muth zu zeigen. Die Bewohner von Formosa schlagen sich die Zähne aus, Buschmänner hacken schon den Kindern das 1. Glied des kleinen Fingers ab als Stammeszeichen. Da die Narben auf schwarzer Haut in heller Farbe erscheinen, so sehen wir die dunkelfarbigen Stämme in Australien und Afrika diesen Gebrauch vorzugsweise üben, wäh-

rend die hellfarbigen sich tätowiren. Auf den Gilberts-Inseln werden nach Finsch Narben gebrannt, sie sind meist Erinnerungszeichen an Verstorbene.

Auch für das Tätowiren, welches bei den rohen Wilden mit Dorn und Russ geschieht, bei den vorgeschrittenern Rassen mit Nadeln und Farbenpinsel, haben wir Zeugnisse aus dem Alterthum. Herodot erzählt es von den Thraciern, wo es ein Zeichen der Vornehmheit war. Aristagoras von Milet erhielt einen Boten aus Susa, dem eine geheime Nachricht auf die Kopfhaut tätowirt war; man liess ihn erst reisen, als die Haare die Schrift bedeckten. Xenophon, Cicero, Strabo, Plinius u. a. erwähnen den Gebrauch bei verschiedenen Völkern. Nach Wuttke (Entstehung d. Schrift; Leipzig 1872 S. 92) soll sich Tätowirung auf ägyptischen Malereien von Tep finden und zwar bei hellen Menschen, die in Thierfelle gehüllt sind. Nach Lucian (Vol. III. Ed. Dind. LXXII, 59) trugen die Assyrer Stigmata auf dem Handgelenk oder dem Halse. Bei Moses, III, 19, 28 heisst es, Ihr sollt keine Buchstaben an Euch punktiren. Auch das Schminken ist bei den Juden sehr alt. Eine Tochter des alten Hiob hiess: Augenschminke, die andere Schminkbüchslein. Im II. Buch der Könige 9. 30 wird von Isabel gesagt, dass sie sich die Augen malte. Der erste König von China, Tschaipe soll das Tätowiren von den Ainos mitgebracht haben. Plinius sagt von Daciern und Sarmaten: corpora sua inscribunt. Herodot erwähnt die Sitte bei den Thraciern, V. 6, und den Agathyrsen, IV, 104. Cicero erwähnt (de off. II, 7, 25) einen Thracier als compunctum notis Thraciis. Pomponius Mela (de situ orbis II 1. § 10) berichtet von den Agathyrsen: ora artusque pingunt sic ut oblui nequeant. Xenophon erzählt Anabas. V, 4, 32, dass die Mossynöken in Kleinasien ihren Kindern den Rücken bemalten, ihnen aber auf die Brust Blumen tätowirten. Der heilige Isidor berichtet den Gebrauch von den Scoten (Etymolog. XIX, 32, 7) und Herodian III, 14 von den Briten. Lartet wollte unter den bearbeiteten Knochen aus der Höhle von Aurignac einen spitzen Pfriem für ein Tätowirwerkzeug halten. Tätowirte sind auf altperuanischen Vasen des Berliner Museums dargestellt, man findet sie nach Reiss und Stübel unter peruanischen Mumien. Das Tätowiren findet sich bei Birmanen und Hindus, Persern, Arabern, Berbern, Kabylen sowie bei allen Südseevölkern, doch ist es hier in starker Abnahme begriffen. Am stärksten und kunstvollsten tätowiren heute die Japaner, wiewohl die Regierung den Gebrauch jetzt verboten hat. Diese Kunst ist hier schon alt, wenn auch Kämpfer sie vor 200 Jahren noch nicht erwähnt. Während in Nukahiva und anderwärts die Vornehmen tätowirt sind, ist es hier das niedere Volk. In Japan sind, wie Baelz ausführt, die bedeckten Theile des Körpers tätowirt, weil die Malerei die Kleidung ersetzen soll, welche bei der Arbeit abgelegt wird, und sie ahmt sie nach in Farbe und Mustern. Die Sitte hat hier mit Rang, Stand und Religion nichts zu thun. In Sibirien tätowirt man sich trotz der Kleidung,

weil man in der Hütte nackt ist. Schon im 14. Jahrh. wird von einem chinesischen Schriftsteller das Tätowiren der Japaner erwähnt. Die Zeichnungen der Tätowirung entsprechen dem Geschmacke der Völker, es sind dieselben, womit sie ihre Geräthe verzieren. Die Tahitier lieben das Palmblatt, die Japaner den Drachen, die Neuseeländer die Spirale, die Indier den Tiger. Die Bella-coula-Indianer an der Westküste Nordamerika's tragen Bilder von Dampfbooten auf den Armen. Dem Premierminister der Königin von Pomare auf Tahiti tätowirten die französischen Matrosen eine Windrose auf einen Körpertheil, der ihnen dazu besonders geeignet schien. Wilde setzen oft statt ihrer Unterschrift einen Schnörkel unter das Schriftstück, der ihre Tätowirung im Gesichte wiedergibt. Die zierlichen und mannigfaltigen Linienmuster der Mikronesier, welche Kubary mittheilt, machen dem Geschmacke der Wilden alle Ehre und können gewissen classischen Ornamenten, z. B. dem Grec, an die Seite gestellt werden. Auf den Inseln Mikronesiens kann die Art der Tätowirung als ein Mittel benützt werden, die Verwandtschaft der Stämme und die Richtung ihrer Verbreitung zu erkennen. Auf Ponape ist das Tätowiren allgemein, der wird für feige gehalten, der es nicht thut. Nach Lubbock herrscht auf den Fidschi-Inseln der Glaube, dass eine nicht regelrecht tätowirte Frau im anderen Leben nicht glückselig wird, und nach Hall sind diese Zeichen bei den Eskimos Beweise der Frömmigkeit. Es giebt in der Südsee Stämme, wo die Männer und wieder andere, wo die Frauen vorzugsweise tätowirt sind. Weil alle Südseeinsulaner dasselbe Wort für diese Sitte haben, so müssen sie vor ihrer Auswanderung aus einer gemeinsamen Heimath auf dem Festlande Asiens den Gebrauch gekannt haben. Auf den Nukuoro-Inseln wurden sogar alle von nichttätowirten Frauen geborenen Kinder umgebracht. So verschieden sind die Vorstellungen, die sich an diese Sitte anknüpfen. Der Verfasser hätte noch hinzufügen können, dass, wo bei den Südsee-Insulanern der ganze Körper tätowirt ist, dies nie auf einmal, sondern nur nach und nach geschehen kann, indem die Unterbrechung der Athemfunction der Haut auf grösseren Strecken bei frischer Verwundung lebensgefährlich werden kann. Nach Langsdorf erfordert eine solche Arbeit bis zu ihrer Vollendung oft 30—40 Jahre. Das Tätowiren ist in der Südsee im Aussterben begriffen und dient bei den Chinesen als eine Strafe. Joest beklagt vom Standpunkt des Ethnographen den Verlust einer Originalität, welcher uns der drohenden allgemeinen Verflachung um einen Schritt näher gebracht haben wird.

Zum Schlusse stellt der Verfasser die Fälle zusammen, wo heute, wenn auch in beschränktem Sinne, noch tätowirt wird. Wenn heute noch die Soldaten des Sultans von Marokko, die nach Sibirien verbannten Russen, die Galeerensträflinge in Frankreich, oder in England die aus der Armee gestossenen Verbrecher gezeichnet werden, so erinnert er daran, dass schon

Griechen und Römer ihre Sklaven und Verbrecher brandmarkten, und, nach Vegetius, de re milit. I. 8, II. 5 auch die römischen Rekruten gezeichnet wurden. Auch war es eine altchristliche Sitte, sich den Namen Christi oder ein Kreuz auf den Arm brennen zu lassen. Die Pilger nach Jerusalem brachten bis in die jüngste Zeit ein solches Zeichen mit. Unter Soldaten, Matrosen und Schiffern überhaupt findet man nicht selten Tätowirte, bei letztern vielleicht, um im Falle des Ertrinkens mit Sicherheit erkannt zu werden.

Am Schlusse seines verdienstvollen Werkes, dessen Werth durch ausgezeichnete Abbildungen erhöht ist, sagt der Verfasser. „Mit jedem Tage bricht sich die Ueberzeugung breitere Bahn, dass wir mit unsern modernen Anschauungen und Sitten nur gar wenig denen der lange genug vernachlässigten oder verspotteten Wilden voraus sind. Je mehr unsere Selbsterkenntniss zunimmt, desto mehr verengt sich die Kluft, die uns bisher von den Naturmenschen zu trennen schien. Sitten und Gebräuche, die uns barbarisch vorkommen, finden wir bei näherem Zusehen theils in unveränderter, theils in modificirter Form bei uns wieder. Körperbemalen, Narbenzeichnen und Tätowiren sind heute unter allen Schichten der modernen Gesellschaft noch nicht ausgestorben!" Wir sehen allerdings, dass dieser merkwürdige Gebrauch sich durch alle Zeitalter verfolgen lässt, und wir können aus diesem Umstande wohl für gewisse Handlungen und Vorstellungen des Menschen eine Uebereinstimmung auf den verschiedensten Culturstufen annehmen. Wenn aber heute noch ein Soldat oder Matrose oder ein Reisender sich tätowiren lässt, so sinkt er damit noch nicht zurück auf die Stufe des Wilden. In der weiten Kluft zwischen ihm und uns liegt die vieltausendjährige Geschichte der Humanität und Bildung.

Schaaffhausen.

2. Hermann Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit, zweiter Band. Von Diokletian bis zum Tode Theodosius des Grossen. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1887.

Der zweite Band dieses Werkes, dessen erster Band in diesen Jahrbüchern LXXVI. S. 206 ff. besprochen ward, führt die Geschichte des römischen Reiches herab bis zu dem Zeitpunkte, in welchem dasselbe in Folge des Todes Theodosius des Grossen am 17. Juni 395 dauernd in zwei Theile zerfiel, in welchem gleichzeitig an Stelle des römischen Staates der christliche in die Geschichte eintrat und durch das Eindringen der Germanen in die Kernprovinzen des Reiches neue Elemente und Ideen die Weltgeschichte zu beherrschen begannen. Den Ausgangspunkt bildet die Erhebung Diokletians am 17. Sept. 284 nach der Schlacht am Margus zum Alleinherrscher. Als Einleitung wird eine knapp gehaltene Auffüh-

rung der aus dem Alterthume überkommenen Darstellungen einzelner Theile dieser Periode und sonstiger Quellenwerke gegeben, wobei kurz der geschichtliche Werth der einzelnen Arbeiten und die Parteistellung der Verfasser besonders in religiöser Beziehung erläutert wird. Dann folgt eine eingehende, übersichtliche und klare Darstellung der diokletianisch-konstantinischen Verfassung und ihrer Gliederung (Kaiser, Senat, Zivilverwaltung, Finanzverwaltung, Heerwesen, Hofbeamten, Gemeindeverwaltung), welche einmal den Abschluss der langen staatsrechtlichen Entwicklung der Zeit des römischen Principats und andererseits die Grundlage der rechtlichen Anschauungen der Periode der byzantinischen und abendländischen Reiche bildete. Die folgenden Kapitel sind mehr der politischen Geschichte gewidmet, der diokletianischen Tetrarchie und ihrer Entartung, der konstantinischen Dynastie und dem Sieg des Christenthums, der Vernichtung des römischen Westens durch Christenthum und Germanen, während ein Schlusskapitel die Kulturzustände, Litteratur und Kunst des 4. Jahrhunderts, freilich nur kurz charakterisirt [1]). Ein ausführliches und in seinen Angaben zuverlässiges Register beschliesst den Band.

Wie in den übrigen Perthes'schen Handbüchern der alten Geschichte ist auch in diesem Werke das Hauptbestreben gewesen, den augenblicklichen Stand unserer Kenntnisse der behandelten Epoche darzulegen und durch ausführliche Quellenangaben über die einzelnen in Betracht kommenden Punkte dem Specialhistoriker die nöthige Litteratur an die Hand zu geben. Gerade in dieser Beziehung wird es für die weiten Kreise, welche jetzt ihre Kraft der Erforschung der Provinzialgeschichte widmen, von grösstem Werthe sein; es wird ihnen in seinem Texte ein Hülfsmittel an die Hand geben, um zu erkennen, in welche allgemeinen Zeitverhältnisse sich die verschiedenen Lokal-Ereignisse einzuordnen haben, welchen Faktoren sie ihre Entstehung verdankten und in wie weit sie selbst wieder Faktoren von weitergehender Bedeutung werden konnten. Die Anmerkungen ihrerseits werden es leicht machen analoge Erscheinungen in anderen Provinzen zu verfolgen und das nur für einzelne Gegenden gültige von dem für das ganze Reich wichtigen zu sondern. Eingehend sind als Quelle neben den Schriftstellern die Münzen benutzt worden, für welche der Verf. die reiche Sammlung des Grafen Clemens von Westphalen in Ungarisch-Ostra, dem der Band auch gewidmet ist, hat verwerthen können. Besonders bei der Behandlung der kirchlichen Politik Konstantins (S. 204 ff.) haben dieselben zahlreiche interessante Notizen und Anhaltspunkte ergeben. Ueberhaupt

1) Die Aethiopica des Heliodor (S. 464) sind trotz der Schlussworte kaum das Werk des Bischofs von Trikka, sondern vielmehr das eines Heiden und mit Rohde, Griech. Roman S. 424 ff. als ein Produkt der sophistischen Romanschriftstellerei des 3. nachchristlichen Jahrhunderts zu betrachten.

gehört die Schilderung der religiösen Zustände der Epoche zu den interessantesten Partieen des Buches. Die letzte Verfolgung der Christen unter Diocletian, ihre anfängliche Duldung und spätere Begünstigung unter Constantin, die Reaction unter Julian und der endgültige Sieg des Christenthumes unter dessen Nachfolgern werden in objektiver Weise dargestellt. Sehr anschaulich werden die Kämpfe im Kreise des Christenthums selbst geschildert, das Ringen der Donatisten um allgemeine Anerkennung, welche ihnen mit Hülfe der Staatsgewalt verwehrt ward (S. 261 ff.) und besonders der grosse, Jahrzehnte lang dauernde arianische Streit (S. 265 ff.), in welchem sich der Staat auf Seiten des Bischofs Hosius und des glaubenseifrigen jungen Diakons Athanasius stellte, während der Klerus lange zwischen beiden Ansichten hin und her schwankte. In scharfer, sachlicher Weise hebt der Verf. bei der Vorführung der Wechselfälle dieses Kampfes die Vorzüge und die Mängel hervor, welche jeder der beiden Seiten anhafteten und zeigt, wie sich der Kampf zuletzt nothwendiger Weise zu Gunsten des Athanasius entscheiden musste. Auch bei der Schilderung der religiösen Politik Julians hat er es verstanden, sich ebensofern von einer Ueberschätzung wie von einer Verdammung des romantischen Kaisers zu halten und seinen grossen Eigenschaften als Feldherr und Herrscher ebenso gerecht zu werden wie seinem inconsequenten und erfolglosen Auftreten gegen das Christenthum, zu welchem den Kaiser die andauernden blutigen Kämpfe der christlichen Sekten untereinander, die ihm die Durchführung einer allgemeinen Toleranz unmöglich machten, immer von Neuem veranlassten.

Auf diese und andere Einzelpunkte näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; hier genügt es auf diese Theile hinzuweisen, welche auch der, der mit dem Verf. nicht in allem und jedem einverstanden ist, mit grösstem Interesse lesen wird. Die Geschichte der Rheinlande speciell hat an zahlreichen Punkten eingehende Berücksichtigung erfahren, aus ihnen ist ja die constantinische Dynastie hervorgegangen, in ihnen hat Julian seine glänzendsten Feldherrntriumphe gefeiert und in ihrem Bereiche finden sich, besonders in Trier und seiner Umgebung, eine Reihe der grossartigsten baulichen Ueberreste der Periode, welche besonders in dem Schlusskapitel in ihrer Bedeutung gewürdigt worden sind. Hier wird auch (S. 469 f.) gezeigt, wie verfehlt die weit verbreitete Ansicht ist, das siegende Christenthum habe aus Hass gegen die Kunst nicht nur keine Kunstwerke zu schaffen vermocht, sondern auch aus Fanatismus das Vorhandene zerstört. Wohl haben einzelne Mönche und von Zeloten aufgereizte Volkshaufen Tempel und Götterbilder vernichtet, im Grossen und Ganzen aber beweisen die Gemälde der Katakomben, die mit christlichen Emblemen versehenen Glasgefässe, die reichen Reliefdarstellungen an den Sarkophagen, dass in den christlichen Kreisen ein ähnliche Freude an der Kunst zu finden war wie

vordem in den heidnischen. Eine Durchsicht der Kirchenschriftsteller zeigt dieselbe Achtung vor dem Schönen; will doch sogar Prudentius die Götterstatuen als köstliche Zierden der Hauptstadt erhalten wissen, wenn sich nur kein Götzendienst an dieselben knüpfe.

Druck und Austattung sind ebenso sorgsam wie im ersten Theile. Druckfehler sind mir nur sehr wenige aufgefallen, störend ist nur S. 474 Z. 10 Amphitheater für Villen. Das Werk wird für Jeden der sich mit der römischen Kaisergeschichte beschäftigt, ein unentbehrlicher, zuverlässiger Rathgeber, für jeden Geschichtsfreund ein interessantes Studium sein.

A. Wiedemann.

3. Dr. W. Harster, Katalog der historischen Abteilung des Museums in Speier, Speier, Gilardone'sche Druckerei. 116 Seiten Oktav mit einer Photographie: „Bronzekopf eines Tritons".

Vom Konservator des historischen Vereins, Prof. Dr. Harster, welcher bisher zugleich 1. Sekretär, ja die Seele des Vereins war, wird hier zur „60jährigen Gedenkfeier des historischen Vereins der Pfalz" ein neuer Katalog geboten. Aus demselben geht ebenso sehr die Reichhaltigkeit des pfälzischen historischen Museums, wie die unermüdliche Sorgfalt und die liebende Hand seines Schilderers hervor. — Der im Jahre 1880 vom Stabsarzt Dr. Mayrhofer verfasste wurde schon nach Verlauf von acht Jahren antiquirt (S. IX), weil seither eine ganze Serie von Sammlungen dem Museum einverleibt ward, so die von Mellinger, Göhring, Weltz, Sick, auch die Ausgrabungen von Leimersheim, Rheinzabern, von Heidelsburg, Obrigheim, Glanmühlbach, Oberstaufenbach u. A. dazu kamen. Es ist kein Zweifel, dass Dank den Männern, welche Herrn Dr. Harster seit Jahren mit unermüdlicher Forschungslust unterstützt haben, das Speierer Museum zur Zeit einen hervoragenden Rang unter den rheinischen, ja den deutschen Sammlungen einnimmt.

Die Anordnung des Stoffes ist im Katalog gemäss der Aufstellung der Sammlung eine chorographische, und zwar ohne Schaden für die archäologische Behandlung des reichen Stoffes, nachdem die Anordnung der Sammlung im Realgymnasium in 9 Räumen im Ganzen eine chronologische ist. Dieselbe ist besonders von Dr. Harster so durchgeführt worden.

Der 1. Raum enthält neben ausländischen Alterthümern den Apollo von Speier, die Bronzen aus den Sammlungen von Heidenreich und Mellinger (Rheinzabern!), ferner die bekannten Falsifikate von Rheinzabern, eine Reihe werthvoller römischer Bronzen, endlich die einzigen römischen Formschüsseln. Die übrigen Fundstücke aus den Sammlungen von Heydenreich und Mellinger birgt der zweite Saal.

Der 3. Raum bildet das Sitzungszimmer des Vereinsausschusses. Der 4. Saal enthält die Münzen des Museums etc.; im 5. Saal ist die Perron'sche Urnensammlung, sowie Funde aus der Steinzeit der Pfalz und prähistorische Bronzen aufgestellt. Berühmt sind darunter die Funde von Rodenbach, Dürkheim (Goldschmuck und Dreifuss). Die letzten Glasschränke enthalten die reichen fränkischen Grabfunde von Obrigheim und andere Fundstücke dieser nachchristlichen Periode von Gersheim, Kirchheim a. Eck, Grossniedesheim etc. Im 6. Raum sind Gobelins, Portraits, Wappen, Bavarica und Spirensia untergebracht.

Aehnliches birgt Raum 7: Bilder von Bischöfen, Ansichten des Domes, Manuscripte u. s. w. — Im 8. Raum sind ein Modell der Retscherkirche, und mittelalterliche Fundstücke aus der Pfalz aufgestellt, ferner ist hier das seltene Frankenthaler Porzellan zur Schau gebracht. — Der 9. Raum enthält Trophäen des Krieges 1870/71, alte Fahnen, endlich einen prähistorischen Kahn (Einbaum). — Die Litteratur ist bei den einzelnen Objekten reichlich aufgezählt, bei mehreren prähistorischen Fundstücken fehlt sie jedoch zum Theil.

Von Erraten korrigiren wir. S. 65 ist die angeführte Scheibe aus Stein nicht als „Hacke" zu bezeichnen, dies Stück bildet das Ende einer Holzkeule. Auf den Samoainseln gebraucht man jetzt noch ähnliche Waffen. — S. 67 muss es bei der la Tène-Zeit anstatt „jüngere Bronzezeit" „jüngere Eisenzeit" heissen. — S. 106 verbessern bei der Ueberschrift „achter", S. 115 „neunter" Raum.

Prof. Harster will nach der Einleitung mit diesem Katalog Abschied von seiner Konservatorstellung nehmen. Das ist im Interesse der Sache sehr zu bedauern. Wenn er es aber thut, so geschieht es in der seit fast acht Jahren erworbenen Einsicht, dass man nur schwer neben seiner amtlichen Stellung den verantwortungsvollen Posten eines Konservators dieses reichen Museums vertreten könne.

Möge solche Thatsache, schon lange in den öffentlichen Blättern der Pfalz besprochen, doch endlich einmal die massgebenden hohen Personen veranlassen, mit der Gründung eines eigenen Konservatorpostens einem wirklich jetzt recht dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Nur dann kann diese werthvolle Sammlung systematisch vermehrt und zum Nutzen der deutschen und rheinischen Alterthumskunde und Kulturgeschichte entsprechend bekannt gemacht und verwerthet werden! — Herrn Prof. Harster aber gebührt für diesen neuen Beweis seiner archäologischen Sachkenntniss und seiner Liebe zum pfälzischen Boden der wärmste Dank aller Vaterlandsfreunde!

Dr. C. Mehlis.

4. Dr. August Weckerling, Die römische Abtheilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. Zweiter Theil. Worms 1887. 8⁰. 120 Seiten und 16 Tafeln.

Dieser Theil bildet mit dem ersten im Jahre 1885 erschienenen einen brauchbaren, fleissig gearbeiteten Führer durch das Wormser Museum. Um seine Brauchbarkeit zu erhöhen, hätte ein Register beigefügt werden müssen. Es dürfte eigentlich heute keine wissenschaftliche Arbeit von einigem Umfang ohne Register gedruckt werden.

Die seit 1885 gemachten Funde haben das Wormser Museum ziemlich bereichert. Vereinzelte Berichte darüber finden sich bereits im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift von 1885. Dieselben hat Weckerling in dankenswerther Weise zusammengestellt und vervollständigt. In dem sich am Neuen Maria-Münsterbach hinziehenden Gräberfeld (südlich von Worms) wurden zahlreiche Steinsärge aufgedeckt. Aber nur 5 von 85 waren unversehrt, die übrigen alle ausgeraubt. Der Verfasser schliesst, dass diese allgemeine Beraubung noch in römischer Zeit oder in der Zeit unmittelbar nach der Römerherrschaft, als die Germanen derselben ein Ende machten, stattgefunden habe. Dazu stimmt, dass in einem Sarge eine kleine silberne fränkische Nadel sich vorfand. Ausser den Steinsärgen kamen 25—30 Holzsärge zu Tage, daneben zahlreiche Aschenurnen etc. Auch die Münzsammlung des Museums wurde ansehnlich bereichert (p. 50 ff.). Es soll später ein besonderer Katalog der Münzsammlung herausgegeben werden, weshalb der Verfasser für diesmal auf eine genauere Beschreibung verzichtet.

Die inschriftlichen Denkmäler und Skulpturen sind im 3. Abschnitt eingehender erörtert, nachdem über ihre Auffindung bereits vorher kurz die Rede gewesen. Ausser römischen Grabsteinen, einem Meilenstein (vom Jahre 293, bei Mariamünster gefunden, s. p. 80 ff.) und Votivsteinen sind die wichtigsten Erwerbungen des Museums 6 Devotionstäfelchen aus Blei, welche 1885 bei Kreuznach gefunden wurden (s. p. 65 ff.). Eines davon ist so zerstört, dass nur noch einzelne Buchstaben darauf zu erkennen sind. Es ist deshalb keine Abbildung beigefügt. Die übrigen fünf sind auf Taf. XIV—XVI abgebildet. Die Lesung ist noch sehr unsicher. Das erste Täfelchen enthält eine Menge Namen von *inimici*, die der Schreiber 'zum Teufel' wünscht (*inimicorum nomina ad inferos*). Wichtiger ist das zweite, nur auf einer Seite beschriebene Täfelchen, welches etwas mehr als blosse Namen aufweist. Leider ist die Entzifferung noch viel schwieriger und bis jetzt nur unvollkommen gelungen. Die anderen sind von weniger Belang. Uebrigens soll Prof. Zangemeister in Heidelberg die Absicht haben, die Täfelchen gelegentlich eingehender zu behandeln.

Von den Grabschriften sind zu erwähnen die des *circitor* d. h. Wacht-

soldaten (*circuitor*, vgl. Vegetius 3, 8) ***Aurelius Vapinus***, gesetzt von seinem Zeltgenossen *Aurelius Flavinus*, die des *Val(erius) Maxantius eq(ues) ex numer(o) kata(fractariorum)* und der Denkstein der Brüder *Severius Lupulus* und *Severius Florentinus* (Abbildung Taf. V 1). Den Namen der Mutter, welche den Stein ihren Söhnen setzt, kann man unmöglich mit Weckerling *Licont(ia) Jus(ta)* lesen. Wenn auf dem Stein wirklich LICONTIVS·MATER steht, so bleibt nichts anderes übrig, als der Mutter den Namen LICONTIVS zu lassen. Frauennamen mit masculiner Endung sind zwar selten, kommen aber vor (vgl. die Inschrift Orelli 2745 mit der Anmerkung), besonders als *signa* (Spott- und Spitznamen). So publicirt A. Allmer in seiner Revue épigraphique I. p. 46 n. 67 den Grabstein einer *Victoria L[eon]tina qu(a)e et Simplicius*. Er citirt in der Anmerkung die Verse des Ausonius (Parentalia 8 p. 44 Schenkl):

Aemilia, in cunis Hilari nomen adepta,
Quod laeta et pueri comis ad effigiem
Reddebat verum non dissimulanter ephebum,
More virum medicis artibus experiens.
Feminei sexus odium tibi semper etc.

Die gefundenen Skulpturen (darunter ein Altärchen von Thon mit dem Bilde der Minerva Taf. VI 1) sind rohe Arbeiten. Die Abbildungen auf Taf. III—VII geben einen ungefähren Begriff davon. Eine kleine aus weissem Thon gebrannte Statuette (auf dem römischen Kirchhofe bei Mariamünster 1885 gefunden) ist bemerkenswerth wegen der an der Rückseite der Basis eingeritzten Inschrift

LUCIUS
FECITAD
CANTUN
ASNOUAS

Die Ortsbestimmung *ad cantunas novas* ist bereits bekannt (vgl. Jos. Klein, Bonner Jahrb. 79, 178). Was das fragmentirte Figürchen darstellen soll, ist unklar.

S. 85 ff. giebt der Verfasser eine Zusammenstellung der im Wormser Museum befindlichen Töpferstempel, der sich die Legionsstempel anschliessen. Es folgen schliesslich im 5. Abschnitt die übrigen römischen Alterthümer des Museums: Thongefässe, Schüsseln, Schalen, sonstige Geräthe, Schmuckgegenstände u. s. w. Eine Auswahl ist auf den beigegebenen Tafeln abgebildet.

Bonn. Max Ihm.

5. Hermann Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen. Detmold 1887. 8°. 70 Seiten.

Die im Jahre 1885 erschienene Abhandlung von Theodor Mommsen 'Die Oertlichkeit der Varusschlacht' (Berlin 1885)[1]) hat, wie vorauszusehen war, manche Entgegnungen hervorgerufen. Nach der gewöhnlichen Annahme sucht man den Ort der Varianischen Katastrophe in dem Quellgebiet von Lippe und Ems, Mommsen dagegen verlegt ihn auf Grund der Barenauer Münzfunde weit nördlicher, in die Osnabrücker Gegend. Gegen diese Annahme wendet sich der Verfasser der oben genannten Schrift. Er will hauptsächlich durch genaue Interpretation der Stelle in den Annalen des Tacitus I 60[2]) den Nachweis liefern, dass Arminius den Varus im Lippeschen Walde besiegt hat und dass demgemäss das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg bei Detmold am richtigen Platze steht. Bisher haben es unbefangene Forscher bezweifelt, dass es möglich sei, auf Grund der auf uns gekommenen litterärischen Nachrichten die Oertlichkeit der Varusschlacht genau zu fixiren. Ich glaube nicht, dass es dem Verfasser gelungen ist, diesen Zweifel zu beseitigen.

Im ersten Kapitel giebt sich der Verfasser die Mühe festzustellen, dass Tacitus sich den *Teutoburgiensis saltus* als Waldgebirge vorgestellt hat, was wohl kaum nöthig war, wenn auch Deppe *Teutoburgiensis saltus* = *Teutoburgiensis civitas* = *Theotmalli* (Bezirk-Detmold) erklärt hat[3]). Weiter erörtert er dann, wo dies Waldgebirge des Tacitus zu suchen sei, und gelangt zu dem oben angedeuteten Resultat. Mommsens Schluss (p. 3), dass die römische Armee auf der hauptsächlichen militärischen Verbindungslinie des Sommerlagers an der Weser mit dem Rhein, d. h. auf derjenigen Linie, die von Vetera nach Aliso und von da weiter an die Weser führte, nicht zu Grunde gegangen sein könne, scheint evident[4]). Nichts zwingt, die Taciteischen Worte *quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum* — Neubourg will das *que* besonders betont wissen — nur auf das Terrain zwischen den Quellen der Lippe und Ems zu beziehen. Was die Ortsangaben des Tacitus anlangt, so hat kürzlich Zangemeister mit Recht hervor-

---

1) Zuerst in den Berliner Sitzungsberichten von 1885 p. 63 ff. erschienen, dann in erweiterter Gestalt neugedruckt.

2) 'Ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiae Vari legionumque insepultae dicebantur'.

3) In der Schrift 'Die Teutoburg' (Heidelberg 1884) p. 32.

4) Vgl. Dio 56, 19.

gehoben, wie ungenau und vieldeutig dieselben manchmal sind[1]). Neubourg glaubt nachweisen zu können (p. 14), dass die Worte *haud procul* bei Tacitus höchstens eine Entfernung von 3—4 Stunden, meistens aber eine viel geringere (oft nur wenige Fuss) bezeichne, was nicht richtig ist[2]). Das Argument, dass der Lippesche Wald, 'dessen Zierde das Hermannsdenkmal ist', genau dem von den alten Schriftstellern beschriebenen Schlachtterrain entspreche, hat nach Neubourgs eigenem Urtheil (p. 3) keine Beweiskraft. Denn was er für Mommsen nicht gelten lässt, das darf auch für ihn nicht gelten. Dass die dreitägige Varusschlacht in der Nähe der Weser (auf dem linken Ufer) begonnen habe, schliesst Neubourg (p. 25) aus einer Stelle des Velleius Paterculus II 105, die er liest *amnis mox nostra clade nobilis Visurgis*, eine Lesart, die nur auf Konjektur beruht. Diese und andere Argumentationen des Verfassers hat bereits Zangemeister am genannten Orte zur Genüge beleuchtet.

Im dritten Abschnitt giebt Neubourg eine Zusammenstellung von Ortsnamen, welche den Lippeschen Wald als den *Teutoburgiensis saltus* des Tacitus erweisen sollen. 'Auch ich bin weit entfernt', äussert er sich p. 29, 'aus Namen . . . . irgendwelchen Schluss für ein römisches Schlachtfeld oder gar die Lokalität der Varusniederlage ziehen zu wollen, ohne zuvor an der Hand zuverlässiger, glaubwürdiger Quellenschriftsteller die betreffende Oertlichkeit ermittelt zu haben. Ist aber letzteres einmal gelungen (vgl. p. 26—28), dann besitzen derartige signifikante Ortsnamen eine nicht geringe Beweiskraft'. Da nun aber 'letzteres' meines Erachtens nicht gelungen ist, so schliesse ich meinerseits, dass solche Ortsnamen nur eine geringe Beweiskraft besitzen. Es ist vorgekommen, dass erst auf Grund gelehrter Kombinationen Namen gewissen Oertlichkeiten beigelegt worden sind (vgl. Zangemeister a. a. O. p. 235 mit Anmerkung[1]).

Seite 38 ff. giebt der Verfasser eine Zusammenstellung der Funde von römischen Geräthen, Waffen und Münzen, welche im oder am Lippeschen Walde gemacht worden sind. Die Quellen sind hier hauptsächlich H. Hamelmann (1555—1568 Prediger in Lemgo), Piderit (17. Jahrhundert) und der Amtmann Casimir Wasserbach mit seiner Dissertation 'De statua illustri Harminii, liberatoris Germaniae, vulgo Hiermensul' (Lemgo 1698 2. Aufl.). Dass Münzfunde im Lippeschen gemacht worden sind, ist nicht in Abrede zu stellen; aber die Berichte sind keineswegs ausgiebig und klar. Es sind Fälschungen mit untergelaufen. Dass Neubourg für den unzweifelhaft sehr ehrenwerthen Amtmann Wasserbach eine Lanze bricht und ihn

1) In dem Aufsatz 'Zu der Frage der Oertlichkeit der Varusschlacht' (Westdeutsche Zeitschrift 1887 p. 245).

2) Zangemeister a. a. O. p. 246 Anmerkg. 33.

gegen Dr. Menadier[1]) in Schutz nimmt (p. 60 ff.), hilft nicht viel. Er hätte dem genannten Numismatiker doch etwas mehr Glauben schenken sollen. Denn eine ‘numismatische Ungeheuerlichkeit’ ist doch schlechterdings die von Wasserbach abgebildete ‘Arminius- oder besser gesagt Heermannsmünze’, welche das Bildniss eines Kriegers mit der Umschrift HARMINIVS CHERVSC· DVX aufweist. Nach p. 48 zu urtheilen, hält der Verfasser die Münze für antik.

Dass stellenweise die lokale Begeisterung die Feder des Verfassers beeinflusst hat, ist unverkennbar. Er scheint insgeheim zu besorgen, Mommsens Ansicht betreffs der Oertlichkeit der Schlacht könne zutreffend sein. Weshalb aber dann das Hermannsdenkmal ‘von Rechts wegen’ auf einen Hügel der Umgegend von Barenau übersiedeln müsste, sehe ich nicht recht ein. Ob Mommsen das richtige getroffen hat, steht dahin. Widerlegt worden sind seine Deduktionen bis jetzt nicht. Auf alle Fälle aber bleibt es dem Wanderer, von dem Neubourg p. 4 spricht, unbenommen, an der Ueberzeugung festzuhalten, ‘dass er von der Galerie des Hermannsdenkmals in die Thäler und Waldschluchten herniederschaut, in denen einst die grosse deutsche Freiheitsschlacht tobte’.

Bonn. Max Ihm.

6. Feu Paul-Emile Giraud et Ulysse Chevalier, Le mystère des trois doms. Lyon, 1887.

Wie in Deutschland sind auch in Frankreich geistliche Festspiele, sog. „Mysterien“, in welchen nach Art der bekannten Oberammergauer Spiele irgend ein Theil der Erlösungsgeschichte oder eine Legende dramatisch behandelt ist, die Vorläufer des Dramas. So sind sie nicht nur für die Literaturgeschichte, sondern auch für die Entwickelung des Theaters von grossem Interesse, und wir können es nur freudig begrüssen, dass in der Sammlung der „Documents inédits sur l'histoire du dauphiné“ das mystère des trois doms Aufnahme gefunden hat, obgleich es in einer verhältnissmässig späten Zeit entstanden ist. Es war nämlich der 27. Mai des Jahres 1509, als es zu Romans, einer kleinen Stadt in der Dauphiné zum erstenmal aufgeführt wurde. Die „drei Herren“, deren Geschichte es behandelt, sind die Heiligen Severinus, Exuperius und Felicianus, deren Leiber in der St. Bernardskirche zu Romans bestattet liegen. Es war eine Schuld des Dankes, welche man durch die Aufführung abstatten wollte. Im Jahre 1504 war nämlich während der Procession, die man zur Abwehr einer grossen Dürre veranstaltet hatte und in welcher die Reliquien dieser Heiligen umgetragen wurden, sofort ein ergiebiger Regen gefallen. Damals

1) Verhandlungen der Numismatischen Gesellschaft zu Berlin 1886 p. 21.

hatte man feierlich gelobt, fünf Jahre später ein solches Mysterium aufzuführen. Um so mehr fand man sich dazu bewogen, als bei der drei Jahre später ausgebrochenen Pest, die Seuche, nachdem man eine Bruderschaft zu Ehren der genannten Heiligen und des h. Bernard gegründet hatte, sofort nachgelassen hatte. So wurde am Pfingsttage des Jahres 1509 und den beiden folgenden Tagen das Festspiel, dessen Text Canonikus Pre aus Grenoble fertiggestellt hatte, feierlich aufgeführt. Unter den Ulmen vor der Franziskuskirche war ein grosses Theater aufgeschlagen. Hundert Logen enthielt es und eine zweistöckige Bühne von 36 Schritt Breite und achtzehn Schritt Tiefe. Auf der oberen Bühne kamen die Scenen aus der Geisterwelt zur Aufführung und zwar befand sich ostwärts das Paradies, westwärts die Hölle. Bunte Bilder schmückten die Wände, welche am ersten Tage mit Grün, am zweiten mit bunten Blumen und am dritten mit Rosen bedeckt waren. Die Pracht der Costüme war eine ausserordentliche; aus Gold- und Silberbrokat, Sammt und Seide hergestellt und reich mit Edelsteinen besetzt, schätzte man ihren Werth auf mehr als 100,000 Thaler.

So verdienstlich die Publikation des Textes des Mysteriums auch ist, so hätten wir doch gewünscht, dass die Herausgeber dieselbe mit einem Vorwort begleitet hätten. Allerdings behauptet Boëthius, eine Vorrede sei ein unnützes Ding, allein wir hätten doch in einer solchen einige Mittheilungen über das Manuscript und über die Grundsätze, von denen der Verfasser bei der Herausgabe desselben sich leiten liess, mit Dank entgegen genommen. Das Verzeichniss der Spieler (etwa hundert an der Zahl) ist leider ausgelassen; ist es verloren gegangen oder hielt der Herausgeber es für unwichtig? Auch scheinen einige Marginalnoten in Wegfall gekommen zu sein. Was die Behandlung des Textes selbst betrifft, so würde es sich wohl empfohlen haben, falls man die einzelnen Scenen nicht durch hinzugefügte Ueberschriften trennen wollte, sie wenigstens durch Absätze kenntlich zu machen. Wenn wir schliesslich noch den Wunsch aussprechen, es möchte auch ein Titelblatt dem Werke vorgesetzt werden, glauben wir die Grenzen der Bescheidenheit damit nicht zu überschreiten.

Hauptmann.

7. Naue, Dr. Julius. Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Mit 1 Karte und 59 Tafeln Abbildungen, darunter 22 farbige Tafeln. F. Enke 1887.

Auf den Höhen, welche das rechte Ufer der Ammer von deren Ausfluss aus dem Staffelsee bis zu ihrem Eintritt in den Ammersee begleiten und eine malerisch schöne Rundsicht gewähren, liegen, umgeben von Hochäckern, die sich stundenlang ausdehnen, mehrere 100 Grabhügel, die vom Sommer 1883 an bis zum October 1886 aufgedeckt wurden. Naue hat

nicht nur die Grabungen selbst geleitet, sondern mit künstlerischem Verständniss die Gegenstände auch gezeichnet und bietet uns ein Culturbild aus der Vorzeit Oberbayerns in einer Vollständigkeit, wie es kaum von andern Gegenden Deutschlands vorhanden ist. Die Lage der Gräber und der Ansiedelungen auf der Hochfläche verrathen uns eine Zeit, in der die Thalebene noch sumpfig und unbewohnbar war. Das zwischen Ammer- und Wurmsee gelegene Land ist noch heute von weiten Moorflächen durchzogen, die von der Amper durchschnitten werden. Naue schätzt die Zeit, in der diese Gräber entstanden sind, auf 1000 Jahre. Diese Schätzung scheint zu hoch. Nehmen wir eine Bevölkerung von 1000 an und eine Sterblichkeit von 2 %, so sterben in 100 Jahren 200, in 1000 Jahren: 2000.

Naue theilt den Fundbericht der einzelnen Gräber mit, die er nach Perioden unterscheidet und beschreibt die Beigaben derselben: 1) die Waffen, es sind Schwerter, Dolche, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schildbeschläge und Schildbuckeln, Messer; 2) Zier- und Schmuckgegenstände, als Zierplatten, Diademe, Nadeln, Halsringe, Toilettengegenstände, Fibeln, Arm-, Finger- und Fussringe, Gürtel, Ketten, Bernstein-, Glas-, Holz-, Knochenringe und Perlen, sowie Gewebe; 3) die Bronze- und Holzgefässe; 4) die Wagenreste nebst Pferdegeschirr; 5) die römischen Waffen, Schmuckgegenstände und Geräthe; 6) die vorgeschichtlichen Thongefässe der Bronzeperiode, der Uebergangszeit, der ältern und jüngern Hallstattperiode, der Periode mit reinem Eisen; 7) die römischen Thongefässe. Er schildert dann den Bau der Grabhügel und die Bestattungsarten. Merkwürdig bleibt die theilweise Leichenbestattung, auf die zuerst von Sacken aufmerksam machte, Naue fand sie in 16 Fällen. Ihr liegt wohl ein Aberglaube zu Grunde. Heger bezweifelt die Richtigkeit der Beobachtungen, vgl. Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. Wien XVIII, 1, S. 56. Die Grabbeigaben werden nach Material und Technik, Styl und Ornamentik, einheimische Herstellung oder Import betrachtet. Zuletzt sucht er das Volk zu deuten nach seinen Sitten und Gebräuchen und macht auf die Bedeutung der Hochäcker, der Wege und Wohnstätten zwischen denselben aufmerksam. Nur zwei Schädel der Begrabenen sind gewonnen worden.

Funde aus der Steinzeit sind höchst sparsam. Nur bei Hugling, nahe dem Gebirge, kamen sie vor. Die Grabhügel der Bronzezeit unterscheiden sich von denen der folgenden Perioden darin, dass sie nicht mit Lehm aufgefüllt sind, sondern Steinbauten mit Steingewölben aufweisen. Die meisten Steinbauten sind vortrefflich gefugt. Ein Grabhügel zeigte drei Innengewölbe, die durch ein grosses Uebergewölbe bedeckt waren. Einmal war der Innenbau durch Sandsteinplatten hergestellt und die Deckplatte nach Art der Opfersteine mit schalenförmigen Vertiefungen versehen. Zu den Steinkreisen sind oft sehr grosse Blöcke verwendet. Bezeichnend für die ältere Bronzezeit sind kleine Pincetten, Nadeln mit flachem, rundem Kopfe, kleine Spiralen, herz-

förmige Schmuckstücke. Von Waffen wurde nur ein Dolch gefunden. Die Grabgefässe sind aus ungeschlämmtem Thone hergestellt, der mit Kiesel- und Kalkstückchen vermischt ist. Die Wände sind stark. Kleine Henkelvasen sind fein geformt. In der jüngeren Bronzezeit erscheinen als Ornament kleine fortlaufende Spiralen, durch Linien ausgefüllt, auch Dreiecke, die sogenannten Wolfszähne. Messerscheiden waren mit Goldblech beschlagen. Es erscheinen halbkreisförmige Kopfringe mit Oese und Haken, Nadeln mit Spiraldiskus, Zierscheiben mit Doppelkreuz, Armbänder mit ovalen Ornamenten und kunstreich verzierte Gürtelbleche mit vertieften Spiralreihen. Jetzt herrscht ausnahmslos Verbrennung. Die Grabgefässe sind schwarz mit schrägen Strichen oder Wolfszähnen verziert. In der Uebergangszeit zur Hallstattperiode treten massiv gegossene Fuss- und Fingerringe, Nadeln mit perlartig aufgereihten Knöpfen und Kleiderhafte aus Bronzeblech auf. Gänzlich fehlt die Fibel und das Eisen. Das Ornament der Thongefässe ist mit weisser Masse ausgefüllt.

In der älteren Hallstattperiode kommen auf 93 Grabhügel noch 11 Steinbauten und 8 Steinkränze, die übrigen 74 sind mit Lehm aufgefüllt. In 57 Grabhügeln waren nur Beigaben ohne Knochenreste niedergelegt. Die Bronze herrscht bei den Schmuckgeräthen vor, Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen sind von Eisen. Die Fibel tritt auf und bleibt bis zum Ende der jüngeren Hallstattperiode. Die Formen sind die kahnförmige, die mit schmalem eingedrücktem Bügel, die Schlangenfibel und die halbmondförmige mit Klapperblechen. Neben den Bronzenadeln giebt es eiserne mit flachrundem Kopf, auch aus Bronzedraht angefertigte Halsringe und Armringe mit Querstreifen verziert, es erscheinen auch gegossene, darunter die hohlgegossenen Tonnenarmringe, mit breiten Rippen verziert. Arm-, Finger- und Fussringe werden nur von Frauen getragen. Es finden sich Ledergürtel mit Bronzeknöpfen, auch Bronzegürtelbleche mit kleinen Thierfiguren, ferner Bernsteinringe und Perlen, kurze gekrümmte Eisenmesser und lange Eisenschwerter mit Holzscheiden und napfartig vertieften Bronzenägeln am Griff. Kleine Bronzenadeln liegen in Männergräbern. Die Urnen sind birnförmig mit Roth und Schwarz bemalt, mit Zickzack, Raute und Dreieck verziert.

In der jüngern Hallstattperiode treffen auf 121 Grabhügel 16 Steinbauten und 12 Steinkränze, 93 sind mit Lehm aufgefüllt. Die Certosafibel, die Doppelpaukenfibel, die Armbrust- und Gesichtsfibel, sowie Eisennadeln treten auf. Die Tonnenarmwulste sind aus Bronzeblech getrieben, die Bronzegürtel geometrisch verziert. Lange und kurze Schwerter haben Eisennägel am Griffe. Die Scheiden sind von Holz mit Wollenstoff überzogen. Der aus Holz gefertigte, länglich viereckige Schild hat zwei zugespitzte Eisenbuckeln. Ein meisselartiger Eisenkelt ist vielleicht ein beim Bau des Grabhügels verlorenes Werkzeug. Bronzene Cisten und Situlen sind mit Rippen

verziert; eine ebenso verzierte Trinkschale ist von Holz. An den Wagenrädern sind Naben und Speichen mit Bronzeblech beschlagen. Am Ende dieser Periode ist der Boden des Grabes mit Eisenplatten bedeckt. Die ohne Drehscheibe gemachten Thongefässe haben eine aufgetragene fein geschlämmte Thonschicht, die beim Brennen zart ziegelroth wurde. Die Bemalung wird reicher und die Ornamentik erreicht ihren Höhepunkt. Rauten und Dreiecke, von Bändern unterbrochen, bilden die Grundlage, dazwischen sind kleinere Ornamente, concentrische Kreise, halbmondförmige Zeichen, Zickzacklinien, Perlschnüre eingestempelt, eine Reihe aneinander angelegter Kreisabschnitte, durch doppelte oder dreifache Linien hergestellt, umgeben guirlandenartig den Gefässbauch. Auf den Tafeln XLVII bis LV sind diese Gefässe in ihrer mannigfaltigen Farbenpracht dargestellt, die uns allein schon einen hoch entwickelten Kunstgeschmack verrathen.

In den Gräbern mit reinem Eisen herrscht nur Leichenbrand. Unter 43 Grabhügeln waren 26, die nur Beigaben, aber keine Reste des Leichenbrands enthielten. Es giebt Eisenplatten, auch hohle Eisenstäbe, die sich zu einer feinen Spitze verjüngen. Schwerter und Messer fehlen. Sehr selten ist die Bronze. Tischler möchte das Fehlen derselben auf die Armuth der damaligen Bewohner beziehen, Beilage zur allgem. Zeit. vom 18. u. 19. Febr. 1888. Die Grabgefässe entsprechen den ärmlichen Beigaben. Die Bevölkerung und der Wohlstand haben abgenommen.

In den römischen Nachbestattungen, Taf. XL bis XLII, die im Süden des untersuchten Gebietes fehlen, aber in nördlicher Richtung vorkommen, wo in der Nähe, so bei Fischen, Pähl und Monetshausen Römerstrassen festgestellt sind, findet sich nie ein vorgeschichtliches Gefäss oder Geräthe. Die Graburnen enthalten verbrannte Knochen. Die Thon- und Glasgefässe haben durch das Feuer gelitten, die Eisengeräthe sind blauschwarz.

Als auf hervorragende Fundstücke sei auf das Schwert von St. Andrée, Taf. X, 6 und XI, 2, auf die verzierte Tülle der eisernen Lanzenspitze XIV, 6, den Schild XIV, 1, die halbmondförmige Fibel mit 2 Vögeln auf dem Bügel und Klapperblechen XXIV, 2, auf die Tonnenarmwülste XXVII, 3, XXVIII, 1, auf den Bronzegürtel XXXI, 3, auf den Bernsteinschmuck XXXIV, 4 und vor allem auf die bemalten Thongefässe aufmerksam gemacht, die auch in Hügelgräbern von Mittelfranken, Würtemberg, Baden, im Elsass und der Schweiz vorkommen. Die wuchtigen Säbelmesser kommen am Ende der Hallstattperiode wie in Südbaiern so in Hallstatt und in Ungarn bis Frankreich vor und gehören nach Tischler der frühen la Tène-Periode an; für diese ist auch die Armbrustfibel mit Thierköpfen bezeichnend.

Die Funde gestatten den Schluss, dass in der älteren Hallstattperiode in Oberbaiern ein neues Volk auftritt von hoher Cultur, grosser technischer Geschicklichkeit und feinem Geschmack. Die Beigaben deuten auf den

Glauben an ein künftiges Leben. Es fehlt vieles was in Hallstatt vorhanden ist, die vielen Cisten, die Perlen, der Bernstein, das Gold, doch ist auch vieles mit Hallstatt gemeinsam. Die Hochäcker und die seltenen Waffen deuten wie die Gräber von Hallstatt und Watsch auf ein friedliches Volk, während in den Reihengräbern jeder Todte seine Waffen hat. Das Volk war von schlanker Gestalt und feinem Knochenbau, die Männer waren 1,70 bis 1,80 m hoch, die Frauen 1,55 bis 1,65. Die Hochäcker liegen meist in der Nähe der Gräber, die oft von ihnen eingeschlossen werden. Alle Wege gehen parallel mit den Hochackerbeeten. Der Verfasser will die letzteren mit Dahn für germanisch halten. Er sieht in viereckigen Anlagen, die von Wällen und Gräben umgeben sind, alte Wohnstätten. Aus der Häufigkeit der Gräber schliesst Naue, dass das Volk aus dem Süden in die Gegend einzog. Nur der eine Schädel aus der ältern Bronzezeit kommt in Betracht, sein Hirntheil ist geräumig, die Gesichtsbildung fein, im Bilde sieht er fast weiblich aus, doch wird er als männlich bezeichnet, er ist orthocephal, leptorrhin und leptoprosop, vgl. Ranke, Bericht der Trierer Versammlung 1883, S. 142. Der Berichterstatter glaubt, dass man das Volk, dessen Hinterlassenschaft in diesen Gräbern ruht, mit grosser Wahrscheinlichkeit als ein keltisches bezeichnen darf. Schon Virchow wollte den Schädel für einen illyrischen oder keltischen halten, vgl. Ethnol. Zeitschr. 1887, Heft V. Der Stamm wanderte von Süden ein, die späteren Bajuvaren erscheinen als germanische Eroberer. Auch im Correspondenzblatt der deutschen anthrop. Gesellschaft Febr. 1888, S. 15 wurden die von Naue veröffentlichten Funde keltischen Vindeliciern zugeschrieben. Von den Kelten sind uns in ihren alten Sitzen in Böhmen, Baiern und im südwestlichen Deutschland Münzen erhalten, deren eigenthümliches Gepräge den Einfluss kleinasiatisch-griechischer Cultur erkennen lässt. Auch werden die Kelten als ein kunstreiches Volk von den alten Schriftstellern gerühmt. Die bemalten Thongefässe, die einen so wesentlichen Bestandtheil dieser Grabfunde ausmachen, die auch in andern südlichen Wohnsitzen der Kelten gefunden werden, aber im nördlichen Deutschland, im Gebiete der germanischen Stämme gänzlich fehlen, enthalten in ihrem Ornamente geradezu die auffallendsten Uebereinstimmungen mit dem Gepräge der keltischen Münzen, der sogenannten Regenbogenschüsselchen. Naue schreibt diese Gefässe der jüngern Hallstattperiode zu. Auf Taf. XLIX, Fig. 2 sind dieselben Doppelkreise, die Kreise mit Sternen, die halbmondförmigen Sicheln, die Zickzacklinien dargestellt, die wir als Symbole auf jenen Münzen kennen. Naue sagt, dass concentrische Kreise mit Centralpunkt als ein allen vorgeschichtlichen Völkern gemeinsames Motiv zu betrachten seien, das auch auf phönikischen Gefässen sich finde. Der Kreis mit einem Punkt, der auf nordischen Bronzen ein so gewöhnliches Ornament ist, muss aber doch von den Doppelkreisen und den Kreisen mit einer Kugel in der Mitte, wie sie uns

hier vorliegen, unterschieden werden. Auch auf Taf. LII, Fig. 2a und b kommen die Doppelkreise vor. Auf Taf. L, Fig. 1 stehen Sterne in einem Kreis. Auf Taf. LIV, Fig. 4 kommen 6 Kugeln in einem Dreieck vor, die Anordnung von 8 Kugeln in dieser Weise ist auf den Münzen sehr häufig. Auch die Halbmonde fehlen hier nicht. Die in Reihen geordneten Sicheln auf Taf. XLIX, Fig. 3 und 5 sind wohl die rohe Darstellung eines mit Blättern besetzten Zweiges und kommen als Umkränzung auf den Münzen vor. Das auf den Münzen vorkommende lycische Triquetrum fehlt, aber die auf der Bronzefibel Taf. XL, Fig. 4 befindliche Suastica ist ein dem Triquetrum verwandtes Symbol. Schliemann fand beide zusammen auf trojanischen Alterthümern. Vgl. über die Regenbogenschüsselchen Streber, Abh. der philos. Kl. der K. Bair. Ak. der W. IX, 1860, S. 167 und 1863, S. 549. E. Wagner[1]) bildet eine ähnliche schön bemalte Vase, mit Doppelringen verziert, aus einem Hügelgrabe von Buchheim, Amt Freiburg, ab; auf einer kleinen Vase, Taf. III, Fig. 8, kommt der griechische Mäander vor. Er erinnert an die spätetruskische Schnabelkanne, die der Handel über die Alpen gebracht, die aber ebenso gewiss griechischen Ursprungs ist wie die lange als etruskisch bezeichneten, mit Figuren bemalten Gefässe, und an die griechische Schale aus dem Fürstengrab bei Ludwigsburg. Schon Wagner bringt mit solchen Funden die Regenbogenschüsselchen in Verbindung. Können nicht die Kelten die Vermittler aller dieser Gegenstände sein, in denen griechischer Kunstgeschmack uns entgegentritt? In Hallstadt sind farbig verzierte Thongefässe spärlich vertreten. In Baden reichen sie nach Wagner nicht weiter nördlich als bis zum Kaiserstuhl, vielleicht bis Rastatt. Naue theilte mir mit, dass auf dem Gebiete seiner Forschungen ihm niemals keltische Münzen vorgekommen seien. Das Fehlen derselben spricht aber durchaus nicht gegen den keltischen Ursprung der hier beschriebenen Hügelgräber. Dass dieselben überhaupt selten gefunden werden und meist in Massenfunden und dass sie fast nur in Gold und Elektrum geprägt sind, beweist, dass in jener Zeit eine solche Vertheilung der Münzen, wie sie später dem römischen Gelde zukam, noch gar nicht stattfand. Gagers, wo 1751 nahe an 1500 Regenbogenschüsselchen gefunden wurden, liegt nicht weit vom Lech und Augsburg näher als München. Irsching, wo 1858 über 1000 dieser Münzen sich fanden, liegt bei Vohburg, nahe Ingolstadt. Diese Funde fehlen indessen in der Gegend der Hügelgräber nicht ganz. Ohlenschlager giebt als Fundorte in seiner prähistorischen Karte Bayerns Diessen am Ammersee an und Polling südlich von demselben, nahe einer Niederung, die gewiss einst ein mit dem Ammersee zusammenhängendes Wasserbecken war. Schaaffhausen.

1) Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden. Karlsruhe 1885. Taf. VII.

III. Miscellen.

1. Altbabylonische Nekropolen. Erman berichtete beim Winckelmannsfeste der archäologischen Gesellschaft zu Berlin über die in den Jahren 1886/87 in dem südlichen Theil Babyloniens unternommene deutsche Expedition, zu der Herr L. Simon die Mittel bewilligt hat. Dieselbe untersuchte die Grabhügel der alten Babylonier. Die Eröffnung eines der grössten der dort vorhandenen Hügel ergab in unerwarteter Fülle Scherben, Asche, Asphaltbrocken und Thonschichten, welche die Thatsache feststellten, dass es bei den Babyloniern Leichenverbrennung gab. Diese geschah an bestimmten Verbrennungsstätten in der Weise, dass eine Stelle des künstlichen Hügels geebnet und mit einer Thonschicht bedeckt ward. Hierauf wurde die Leiche gelegt, die Beigaben darum gestellt und sie dann mit einer andern Thonschicht überdeckt, die sich wie der Deckel eines Sarges über die Leiche legte. Hierauf wurde die Feuerung, Asphalt und Schilf entzündet, die eine gewaltige Gluth erzeugt haben muss, da die bronzenen Beigaben meist zu formlosen Klumpen zusammen geschmolzen sind. Die Leiche ist in der Regel völlig in Asche verwandelt. Sie wurde wieder mit einer Thonschicht überdeckt. Indem sich so Leiche auf Leiche häufte, entstanden im Laufe der Zeit ansehnliche Hügel bis zu 15 Meter Höhe. Neben diesen gemeinsamen Verbrennungsplätzen gab es auch, vielleicht für die Vornehmen, eine Leichenverbrennung in besondern Häusern. In „el Hibba" zieht sich nahezu 4 Kilom. lang eine Stadt mit engen Gassen hin, jedes Haus hat mehrere Zimmer und fast in jedem sind Leichen verbrannt und beigesetzt. In den Fussboden jeder Todtenkammer ist ein grosses thönernes Gefäss für Speisen eingelassen und ein aus Thonröhren bestehender Brunnen lieferte das Getränk. Als Beigaben der Todten fand man vereinzelt goldne Ohrringe, Siegelcylinder, Spielzeug aus Thon u. a. Diese Nekropolen gehören der ältesten Periode Babyloniens an. Eine in „el Hibba" gefundene Bauinschrift zeigt noch die hieroglyphischen Formen, aus denen die Keilschrift sich entwickelt hat. Einen inschriftlichen Beleg für die Sitte der Leichenverbrennung bei den Babyloniern hat kürzlich Bertin in einer englischen assyriologischen Zeitschrift gegeben.

Berliner philol. Wochenschrift 1888, Nr. 3.

2. **Altscheid bei Bittburg.** Ich verdanke Herrn Assessor O. von Nell in Trier die briefliche Mittheilung, dass vor mehreren Jahren in Altscheid ein Münzfund gemacht wurde, der in mancher Beziehung an den von mir im Jahrb. 84, S. 120 beschriebenen erinnert. Im Herbste 1886 wurden Herrn v. Nell aus diesem Funde etwa 100 Stück (worunter 2 Goldstücke) zum Kaufe angeboten; ob der Fund grösser gewesen, vermag der Herr nicht anzugeben, glaubt aber dafür eintreten zu können, dass die ihm vorgelegten Münzen ausser den unten angeführten Stücken nur Varianten mit kleinen Verschiedenheiten enthielten.

Cleve.

Johann I. 1448—1481. Der breite Groschen von 1479 (Isenberger Münzfund Nr. 90).

Kur-Mainz.

Theoderich von Erbach 1443—1459. Goldgulden für Höchst.

Brabant.

Philipp der Gute 1430—1467. Den Duyts 83; dort als: Plaque oder Vierländer bezeichnet.

Karl der Kühne. Patard v. 1475, als Beizeichen Hand.

Maria. Patard von 1479; Beizeichen Hand. Pesch 14. b.

Flandern.

Karl der Kühne; double Sol, Pesch 16.

Von demselben doppelter Patard von 1474.

Maria; doppelter Patard von 1480.

Geldern.

Arnold von Egmond; Groot für Arnheim. Isenb. 94.

Bisthum Lüttich.

Ludwig von Bourbon; doppelter Patard von 1478. Ren. 15.

Von demselben, Patard von 1479. Ren. 10.

Bisthum Utrecht.

David von Burgund. Tournosgroschen von 1478. Pesch 23.

Basel.

Goldgulden mit der Madonna und FRIDRICVS · ROMANO IMPR' ✠.

Savoyen.

Amadeus VIII. 1391—1439. Bianco. V. S.) Wappen im Dreipass. R. S.) Kreuz im Vierpass. Die Umschrift zeigt den Titel DVX, ist also nach 1416 geschlagen.

Ludwig. 1439—65. Isenb. 117.

Der besprochene Fund scheint etwas früher als der von Pesch vergraben worden zu sein. Interessant ist es, dass auch hier wieder die niederländischen Münzen den Hauptstock ausmachen, dass die rheinischen Münzen nur in geringer Zahl vorkommen und dass auch bei dieser Gelegenheit Nord-Italien wieder einige Stücke geliefert hatte. F. van Vleuten.

3. **Inschriften vom Grossen St. Bernhard.** Die geringe Zahl der den *Dominae* geweihten Inschriften (Bonner Jahrb. 83, p. 98) ist kürzlich um eine vermehrt worden. Ich theile dieselbe hier nach der Publikation von Prof. Barnabei in Rom[1]) mit:

MCALPVRNVS *sic*
VETERANVS
DOMINAPVS *sic*
V · S · L · M ·

Die Inschrift steht auf einem Broncetäfelchen (Grösse 0,10×0,07 m). Der Fundort ist der Grosse St. Bernhard (*Alpis Poenina*), wo der *Iuppiter Poeninus* einen Tempel hatte[2]). Gleichzeitig wurden noch fünf andere Votivtäfelchen aus Bronce gefunden. Eines davon ist unbeschrieben, drei enthalten die Dedikation *Poenino,* auf dem fünften ist der Name der Gottheit nicht erhalten. Sie bieten sonst nichts Bemerkenswerthes, ebensowenig wie ein ebendort gefundenes Bruchstück einer Marmortafel mit dem Inschriftrest:

ONI
SIGN ·
LASSVS

Barnabei vermuthet in der ersten Zeile *Iunoni.*

Wie schon aus dem Titel der Publikation Prof. Barnabei's hervorgeht, identificirt er die *Dominae* mit den Matronen. Ich hatte mich seiner Zeit (Bonner Jahrb. 83, 98) unentschieden ausgesprochen und kann mich auch jetzt noch nicht mit Sicherheit für die Identität der beiden Bezeichnungen erklären, wenn ich sie auch für wahrscheinlich halte. Ebenso muss zugegeben werden, dass die Lesart der Inschrift von Aquileja Corp. inscr. lat. V 774 *Dominab(us)* durchaus probabel ist; aber ganz sicher ist sie nicht. Barnabei irrt, wenn er meint, ich hätte mich für die Unsicherheit der Lesung desshalb ausgesprochen, weil die Dativform *Dom(i)nabus* inschriftlich noch nicht bezeugt sei, und mit der neuen Inschrift vom St. Bernhard würde mein Bedenken fallen. Ich habe mich lediglich an die Ueberlieferung gehalten, welche nicht DOMNAB, sondern DOMNA · B, bezw. DOMNAE · B ist. Vor Mommsen vermuthete man hierin eine Dedikation an die *Bona Dea* (vgl. Orelli 3643); Henzen hat die Inschrift sogar für

1) 'Di alcune laminette votive spettanti al culto di Giove Penino e delle Matrone scoperte sul Gran San Bernardo' in den Rendiconti della R. Accademia dei Lincei 1887 (Sitzung vom 18. December), p. 363 ff.

2) Vgl. Deycks, Bonner Jahrb. 11, 18 ff. Corp. inscr. latin. V 6865 ff. etc.

eine Fälschung erklärt (im Nachtrag zu Orelli). An der Dativform *-abus*, welche doch die natürliche ist, würde ich nie gezweifelt haben. Desgleichen verhalte ich mich noch immer skeptisch der anderen Inschrift von Aquileja CIL V 8246 gegenüber, von welcher die erste Zeile (der Stein oben abgebrochen?) lautet DOM · TR. Weder die Auflösung *Dom(inabus)*, *Tr(iviis)* noch *Dom(inabus) tr(ibus)* kann als vollkommen sicher gelten. Die letztere, auch von Barnabei vorgezogene [1]), ist an sich vielleicht wahrscheinlicher als die erstere, gegen welche sich auch H. Jordan erklärt hat [2]). In dem DOM könnte z. B. auch *Dom(esticis)* stecken.

Bonn. Max Ihm.

4. Bonn. Münsterkirche. In einem Sammelbande der Hallischen Bibliothek ist von M. Perlbach eine für die rheinische Geschichte interessante Handschrift entdeckt und in dem Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde XIII. S. 147—170 publicirt worden. Es sind 9 Blätter, auf welche der 1579 gestorbene Kölner Archäologe Johannes Helmann Exzerpte aus einem „liber antiquissimus fundationum, diplomatum ac privilegiorum capituli Bonnensis", d. h. der Cassiuskirche, aufzeichnete. Der betreffende Codex enthielt 38 Blätter, auf denen sich einige 30 Traditionen an die Münsterkirche meist aus dem 9. Jahrh. verzeichnet fanden. Leider geben die Auszüge nur wenige Nummern vollständig, meist enthalten sie nur die Datirungsformel, Orts- und Personennamen. Letztere haben die alte Form bewahrt, erstere tragen jüngeres Gepräge, etwa des Anfanges des 12. Jahrhunderts. Damals ward nach Perlbach's sehr ansprechender Annahme das jetzt verlorene Original zusammengestellt, vielleicht um der Bestätigungsurkunde des Papstes Innocenz II für das Cassiusstift (1131) zur Grundlage zu dienen. Der Gedanke an eine Fälschung erscheint nach Maassgabe der Form der Traditionen, der Art der Datirung u. s. f. ausgeschlossen. Am Schluss der Exzerpte findet sich ein Index der in den Originalien vorkommenden Ortsnamen, deren es mehr sind als in den Auszügen; und dann die Copien von 5 Inschriften aus der Bonner Münsterkirche und der Grabinschrift des Grafen Megingoz, des Gründers des Klosters Vilich (980). Die bei Gelegenheit der Aufführung der erstern erscheinende Notiz Fridericus de Sarwerden 1370 gewinnt dadurch ein aktuelles Interesse, dass die kürzlich bei Ablösung der Tünche im Chor des Münsters zu Tage getretene farbige Bemalung der untern Säulentheile und des Abschlussbogens vor der Concha neben dem Wappen des Erzstifts das Familienwappen Friedrich von Sarwerden's zeigten.

---

1) Er verweist auf die britannische Mütterinschrift CIL VII 510 *Matribus tribus campestribus*. Im Index zum V. Band des Corpus sind beide Auflösungen vermerkt.

2) Preller, Röm. Myth. 3. Aufl. I p. 322.

Trotz der Kürze der Auszüge sind ihre Angaben für die Lokalgeschichte, speciell der Bonner Umgebung von grossem Interesse. Einmal ergeben sie für die Besitzthümer des Cassiusstiftes bei der Münsterkirche und deren allmähliche Vergrösserung zahlreiche Notizen, dann aber enthalten sie für mehrere Orte die ältesten urkundlichen Nennungen, welche besonders dadurch, dass der Exzerpent den einzelnen Urkunden sorgsam die Datirungen beigefügt hat, von Wichtigkeit sind. So erscheint Godesberg in einer Urkunde von 658, Friesdorf (Fritigiso villa) 795; Mondorf 795; Mehlem (Mielenheim) 804; Rüngsdorf (Rinnigiso villa) 804; Plittersdorf (Bliterestorp) 875 u. s. f. Ein Beispiel wird am Besten zeigen, in wie trefflicher Weise die durch Perlbach erschlossene Urkunde unsere Kenntniss ergänzt, und andererseits deren Inhalt durch anderweitige Dokumente bestätigt wird. Die Traditio nr. 18 berichtet, dass der Basilica, quae est constructa in villa Basilica zwischen 800 und 814 geschenkt worden sei in Guodanesmonte curtis I ex una parte terra imperatoris domni Karoli ex alia strata publica. Aus der Bestätigungsurkunde Innocenz II war bekannt, dass die Münsterkirche in Godesberg einen Hof besass, den sog. Kapellenhof, der bis zur Säkularisation im Besitz der Kirche geblieben ist und dessen letzten Ueberrest die interessante, freilich jetzt völlig verwahrloste ehemalige Markuskapelle im Orte bildet. Das Jahr der Inbesitznahme dieses Hofes wird erst durch diese Traditio bekannt. Die terra des Kaisers Karl ist der Fronhof Wuodenesberg, der von König Karl, wie aus einer Bestätigungsurkunde König Otto I von 947 (Lacomblet I nr. 97) hervorgeht, der Abtei Essen verliehen wurde, in deren Besitz er bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts verblieb. Derselbe lag in der Nähe des jetzigen Marktes; zwischen ihm und der strata publica befand sich in der That der Kapellenhof. Aehnliche Erwägungen lassen sich an zahlreiche andere Angaben des Textes knüpfen, dessen eingehende Behandlung für die Lokalgeschichte gewiss reiche Früchte tragen würde.

A. Wiedemann.

5. Bubastis. Ausgrabung des grossen Tempels. Der Egypt Exploration Fund, dieselbe englische Gesellschaft, welcher die klassische Alterthumswissenschaft die Entdeckung und Untersuchung der Ruinen von Naucratis und Daphnae zu verdanken hat, hat jetzt die Erforschung einer dritten durch die klassischen Autoren wohl bekannten Stadt in Angriff genommen. Seit dem vorigen Frühjahre werden in ihrem Auftrage unter der Leitung von Naville, Griffith und Graf d'Hulst die Trümmer des grossen, von Herodot II, 138 beschriebenen Tempels zu Bubastis ausgegraben. Mehrfach hatte man in der Nähe des ihm entsprechenden Tell Basta in den letzten Jahren interessante Funde gemacht, das Atelier eines Amulettfabrikanten mit zahllosen Thonformen für verschiedenartige Figür-

chen, ein grosser Katzenfriedhof mit tausenden von Mumien und Bronzestatuen von Katzen (vgl. Her. II, 67), mehrere wichtige Stelen waren entdeckt worden; auf eine eingehendere Aufdeckung hatte man sich aber, nachdem Mariettes Grabungen hier fast resultatlos verlaufen waren, nicht eingelassen. Durch einen Zufall ward im April 1887 Naville hierher geführt und ihm gelang es, die Stätte des grossen Tempels zu finden. Freilich befand sich dieser in einem traurigen Zustande; ähnlich wie in den Ruinen von Tanis lag kaum ein Block mehr auf dem andern; Erdbeben und fanatische Zerstörungswuth haben hier schrecklich gehaust, aber die einzelnen Blöcke waren gut erhalten und aus ihrer Lagerungsstelle und ihren Inschriften ergab sich noch ein klares Bild des Baues. Derselbe war ähnlich angelegt wie der grösste Theil der ägyptischen Tempel, er bestand aus einem System von aufeinander folgenden Hallen, welche zu einem Sanctuarium führten. Solcher Hallen wurden nach den vorliegenden Berichten ausser einer eine Art Vorhalle bildenden Colonnade vielleicht aus der Zeit Nectanebus I bisher drei entdeckt, welche von Ramses II, Osorkon I und II herrühren, während das Sanctuarium, wie in zahlreichen andern Anlagen von Nectanebus I errichtet oder richtiger erneuert ward. Der interessanteste Theil ist die dritte Halle, eine grosse Festhalle, deren Reliefs merkwürdige Prozessionen von Priestern und Göttern zeigen, die sich dem in einem Naos sitzenden, meist von der katzenköpfigen Göttin Bast begleiteten König Osorkon II nähern. An einzelnen Stellen führen die Priester eigenthümliche Tänze auf, die an die Schilderung Herodots II 60 erinnern. Orientirt war der Bau, der etwa 7—800 Fuss lang gewesen zu sein scheint, von Ost nach West.

Zahlreiche Inschriften wurden im Laufe der Arbeiten gefunden, besonders gross war die Zahl der dabei auftretenden Statuen, welche zum Theil in den Tempelhallen aufgestellt gewesen waren, zum Theil von den Erbauern einzelner Räume als Baumaterial verwendet worden sind. Der älteste Königsname war der Pepi I, des grossen Monarchen der 6. Dyn., welcher in mehreren Tempeln Ober- und Unter-Aegyptens als Bauherr erscheint, dann folgte als Errichter interessanter monolither Säulen Usertesen III aus der 12. Dyn., daran schlossen sich zwei Statuen, welche Könige der Hyksos, jenes räthselhaften asiatischen Volkes, welches um 2000 v. Chr. Aegypten eroberte und während mehrerer Jahrhunderte beherrschte, darstellten. Es sind dies die ersten Königsstatuen dieser Periode, die gefunden werden, die eine scheint Apepi, den König, unter den die Tradition den Aufenthalt Josephs in Aegypten setzt, vorzuführen, die andere nennt einen bisher unbekannten Monarchen Ra-ian (Jannas?). Ebenso wie sonst im Delta fehlen nun die ersten Herrscher der 18. Dyn., wie besonders Tutmes III, dessen Cartouche in oberägyptischen Bauten unvermeidlich ist, dagegen finden sich Statuen aus der Zeit Amenophis III, des Königs, den die Mem-

nonskolosse in Theben darstellen, und ein Bruchstück aus der Zeit des Chu-en-aten, jenes merkwürdigen Fanatikers, der versuchte in Aegypten eine henotheistische Religionsform, die Verehrung der Sonnenscheibe, einzuführen. Dass später Ramses II, die Könige der Bubastidischen Dynastie (Osorkon I und II) und Nectanebus I am Tempel thätig waren, wurde schon erwähnt. Aus der Zwischenzeit ist noch der Name Ramses VI (?) und des Apries zu nennen. Der letzten Epoche der ägyptischen Selbständigkeit gehört ein Block aus schwarzem Granit an, der zwei Inschriften zu Ehren des Ptolemaeus V und der Königin Cleopatra I trägt, die Apollonius, der Sohn des Theon, einer der königlichen Freunde weihte.

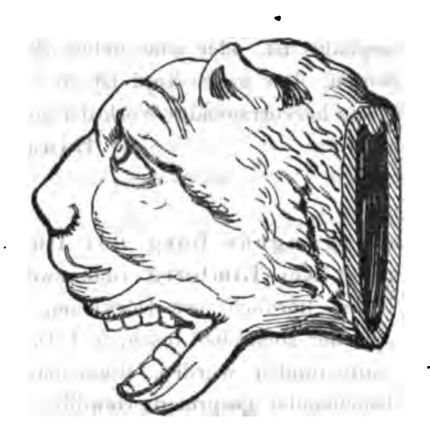
Noch sind die Ausgrabungen nicht beendet, ihre Resultate haben aber bereits gezeigt, dass sich der Tempel von Bubastis an Grossartigkeit mit den Anlagen zu Theben und Tanis messen konnte; seine Entdeckung und Erforschung gehört zu den hervorragendsten Leistungen moderner Forscherthätigkeit. A. Wiedemann.

6. Einige Statuetten von Thier-Gestalten in Bronze aus der Sammlung von Ed. Herstatt in Köln. Bei Gelegenheit der Stadterweiterung Kölns erhielt ich aus einer Ausschachtung an der Luxemburgerstrasse, ehemals Römerstrasse, die Bronze-Statuette eines Elephanten. Dieselbe misst in der Höhe 5 cm, in der Länge 9 cm. Die Statuette ist sehr gut erhalten und von äusserst charakteristischer Ausführung. Dem Leibwuchs nach zu urtheilen ist es ein afrikanischer Elephant und nach den verhältnissmässig grossen Ohren scheint er ein männlicher Elephant zu sein. Die Hauer sind ziemlich lang — der Rüssel etwas gebogen und gerippt — der Schwanz dünn und ziemlich kurz. Das Gewebe der Haut ist trotz der Patina deutlich sichtbar. Auf dem Rücken des Elephant befindet sich eine runde Oeffnung von 10 mm Durchmesser. Der ganze Leib ist hohl — es erscheint demnach, dass derselbe auf dem Rücken ein Zierstück getragen oder als Lichthalter oder Lampe gedient hat. Zu diesem Zwecke wurde in die Oeffnung eine Tülle für den Docht eingesteckt, wie es bei den römischen Militärlampen, welche das Provinzialmuseum seiner Zeit von mir erhielt, zu sehen ist. Der hohle Körper könnte zur Aufnahme des Oels gedient haben.

Ferner erhielt ich aus einem Funde vor dem Hahnenthor die Bronze-Statuette eines Widder. Derselbe hat eine Höhe von 5 cm und eine Länge von 7 cm. Die Statuette ist gut erhalten. Der Widder steht mit hochaufgerichtetem Kopfe und hat einen bis zur Erde reichenden breiten Schwanz. Der Körper ist mit feinen Strichen, wohl die Wolle bezeichnend, verziert. Dann befinden sich auf dem ganzen Körper, namentlich um den Hals, grosse stark erhöhte gerippte Tupfen — ob dieselben ebenfalls Flocken von Wolle vorstellen sollen, ist mir nicht recht erklärlich. Der Widder hatte

in römischer Zeit viele Bedeutung — kommt als Cohortenzeichen vor. Dieser ist aber dafür zu klein und dürfte wohl nur zu den öfters vorkommenden Thiergestalten zu zählen sein.

Aus einem andern Funde erhielt ich einen sehr edel geformten Thierkopf in Bronze mit der seltenen schwarzbraunen Patina überzogen. Er



hat eine Höhe von 4 cm und eine Breite von ebenfalls 4 cm. Der Kopf ist hohl — aus dem geöffneten Rachen ging eine kleine Röhre heraus. Solche zierliche feine Löwen- und Tiegerköpfe waren bei den Römern in ihren Bäder- und Zimmerfontainen angebracht um wohlriechende Essenzen auszugiessen. Von diesem schönen Kopfe lege ich eine flüchtige Zeichnung bei. Aus Billig, dem bedeutenden römischen Stationsort Belgica, erhielt ich die Bronze-Statuette eines Hundes. Dieselbe ist 4 cm hoch und 8 cm lang — sie wurde in einer Urne mit verbrannten Gebeinen und Resten von Eberzähnen gefunden. Der Hund ist insofern von Interesse, als er einen jener grossen assyrischen Hunde darstellt, welcher sich die Römer auf der Jagd bedienten. Diese Art von Hunden befinden sich meistens auf den Barbotin-Urnen mit Jagdscenen. Zwei dieser assyrischen Hunde, Hasen verfolgend, sind auch auf meiner grün glasisten Henkelvase deutlich ausgeprägt. Der Hund ist in laufender, verfolgender Stellung mit langer Ruthe dargestellt, hat einen langen spitzen Kopf, ähnlich wie unsere grossen Windspiele, und trägt ein breites stacheliges Halsband.

Ferner kam ich in Besitz eines Bronzebildes, eine sitzende, hoch aufgerichtete Katze darstellend. Die Statuette ist 11 cm hoch und mit hellgrüner Patina überzogen. Die Katze ist sehr gut erhalten, so dass die Haare über den ganzen Körper scharf zu sehen sind und ist so vortrefflich modellirt, dass sie als ein Kunstwerk von Bedeutung angesehen werden kann.

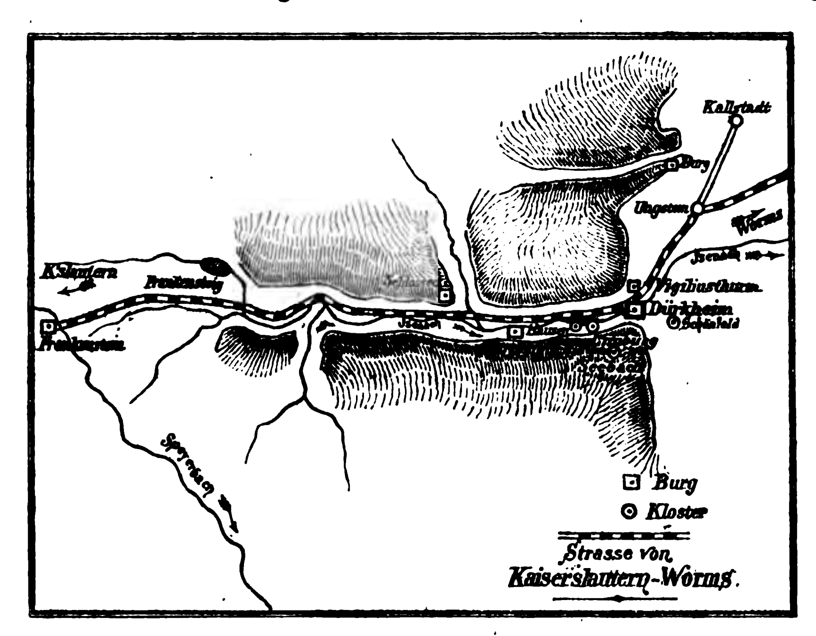
Im vorigen Jahre erwarb ich auf meiner Badereise am Mittelrhein eine kurz vorher in Heddernheim ausgegrabene hohe Lampe von Terra

Sigillata. Dieselbe bildet einen grossen Affenkopf, ist 10 cm hoch und zwischen den Ohren 9 cm breit. Der Unterkiefer des Mundes ist hervorstehend und bildet die Brennöffnung für den Docht. Oben auf dem Kopfe ist die Eingussöffnung für das Oel. Der Kopf ist hohl und in den Augen und Ohren sind die Luftöffnungen. Ueber der Stirne auf dem Kopfe befindet sich von einem Ohr zum andern eine reich verzierte breite Schleife. Ob der Affe der Cynocephalus ist, oder eine andere Bedeutung haben soll, vermag ich nicht zu deuten. Der ganze Kopf ist so bezeichnend und reich ausgeprägt, dass er als ein hervorragendes Werk der römischen Töpferarbeit bezeichnet werden kann. Eduard Herstatt.

7. Eine untergegangene Burg bei Dürkheim und die Klosterburgen der Abtei Limburg (mit zwei Zeichnungen). An derselben Burgstelle, 3 km nördlich von Dürkheim, wo Beginn vorigen Jahres eine Spitzsäule mit der römischen Inschrift I. O. M. und zwei mittelalterliche Steinkugeln aufgefunden wurden, stiess man im Dezember v. J. auf zwei im Bogen nebeneinander gesprengte Gewölbe, aus glatt behauenen Quadersteinen zusammengesetzt. Innerhalb derselben fanden sich Reste stark gerieften Geschirres, welche sowohl zu Bechern, wie zu grösseren und weiteren Häfen gehörten. An Eisensachen fand man zwei Stücke: 1) eine wohl 40 cm lange, mit Doppelspitzen versehene Reithaue, welche leider dem nahen Schmiedefeuer zum Opfer fiel, 2) einen Steigbügel alterthümlicher Form mit zwei geraden und ungleichen Seitenästen. Unterhalb der Trittplatte ragen mehrere Dollen hervor. Ferner stiess man hier auf zahlreiche Knochen, auch ein Stück eines menschlichen Kinnbackens, auf Hirschgeweihstücke etc. Stark verbrannte Hausteine beweisen, dass diese Burg wohl in derselben Zeit, wie das nach Westen gelegene Schlosseck — im 14. oder 15. Jahrhundert — durch Brand zu Grunde ging. — Bei dieser Gelegenheit geben wir auch die Inschrift eines zu Füssen der Karlstadter Burg gefundenen Bronzesiegels von 2 cm Durchmesser. Dasselbe hat als Umschrift: „Elisabet de Hohinekin", Elisabeth von Hoheneck (Burg bei Kaiserslautern). Das Wappen zeigt die fünf Schindeln von Hoheneck und eine Leiter. Nach J. G. Lehmann: „Burgen und Bergschlösser der Pfalz", V. B. S. 58, war zu Beginn des 14. Jahrhunderts ein Johannes von Hoheneck mit Elisabeth, einer geborenen Zolner von Leiningen, verheirathet. Einen Ehevertrag mit dieser bestätigte Kaiser Ludwig anno 1323. Aus topographischen und diplomatischen Gründen ist nun obiges Wappen dieser Elisabeth von Hohenecken zuzuschreiben, deren

Vater Zolner (= Zöllner?) wahrscheinlich auf der obigen Burgstätte nördlich von Dürkheim als Lehensmann der Grafen von Leiningen seinen Sitz hatte, bis die Burg bei einer Fehde den Flammen zum Opfer fiel und zerstört wurde.

Welchen Zweck aber hatte diese verschollene Burg, von der vor mehreren Jahren nur noch eine etwa 12 m lange Mauer, von einem Bergfrid herrührend und jetzt nur noch ein Graben übrig ist, welcher das nordöstliche Plateau vom südwestlichen trennt? Nach ihrer Lage am Eingange des Kallstädter Thälchens offenbar den, den Zugang zur Limburg und Hardenburg von der Nordostseite her zu decken. — Denselben Zweck, die Abtei Limburg zu schützen, hatte auch nachgewiesener Weise die älteste Warte auf der Burg



Frankenstein im Westen des Isenachthales (vgl. J. G. Lehmann a. a. O. II. B. S. 395—396, Näher: „Die Burgen der rheinischen Pfalz" S. 19). Nach Nordwesten zu deckte den Uebergang zum Leiningerthal die Burg Schlosseck, die nach den Adlern auf den Kümpferplatten gleichfalls den Leiningern, als Hütern der Abtei Limburg, zuzuschreiben sein wird (vgl. Näher a. a. O. Taf. 7 und Text S. 24; zugleich berichtigen wir Ende des Artikels „Schlosseck" einen Druckfehler: „Erbaut wurde Schlosseck von den Klostervögten, den Grafen von Leiningen). — Auch nach Osten zu war Limburg geschützt. In denselben Zeiten des Zwischenreiches — sagt J. G. Lehmann: „Das Dürkheimer Thal" S. 5 — legten die Grafen von Leiningen zum Schutze der Abtei Limburg

und der Bewohner Dürkheims eine sichere Veste daselbst an, was in den Jahren 1260—1270 geschah. Schon 1292 kommt ein Burgmann daselbst vor. Von diesen Burgmännern, den „Eckbrechten von Dürckheim", stammt das bekannte Elsässer Adelsgeschlecht Dürkheim-Montmartin her. — So war die werthvolle und mächtige Abtei Limburg auf allen Seiten von Burgen umgeben, im Westen, Osten, Nordwesten und Nordosten, und überall waren wohl Burgmänner die Vögte Limburgs, die Grafen von Leiningen, welche seit 1206 das erbliche Amt der Schirmvogtei auszuüben hatten; vgl. J. B. Lehmann: „Das Dürkheimer Thal" S. 176 und Monasticon palatinum, Tom. I, p. 104. — Die Abtei Limburg war demnach ganz ähnlich an den wichtigen Thalpässen von Burgen geschützt wie Kloster Weissenburg von Berwartstein, Lindelbrunn, Gutenberg, wie Kloster Klingenmünster von Landeck, Drachenfels, Meistereele, Madenburg (vgl. Krieg von Hochfelden: „Geschichte der Militär-Architectur im früheren Mittelalter", S. 260 Anm. 1). Alle diese ursprünglichen Klosterburgen gelangten nach und nach schon früh in den Besitz ihrer Schirmvogte, und so wird es gerade so mit den Burgen Schlosseck und der Kallstadter Burg gegangen sein, wie es nachweislich mit Burg Frankenstein und Dürkheim geschah.

Auch auf die Zerstörung dieser zwei unbekannten Burgen dürfte aus der Geschichte ein Licht fallen. Vor der Erstürmung der Hauptveste Dürkheim im August 1471 durch Friedrich, den Siegreichen, werden wohl die umliegenden Burgen, welche leichter zu erstürmen waren, den Pfälzer Reisigen zum Opfer gefallen sein. Auch Schlosseck und die Kallstadter Burg mögen als wichtigere Vorwerke von Hardenburg und Dürkheim damals im Juli 1471 erstürmt, verbrannt und geschleift worden sein (über den Veldenzer Krieg vgl. Kremer: „Geschichte des Kurfürten Friedrich von der Pfalz", 1. B. S. 488 ff.). Für einen starken Brand sprechen auf Schlosseck und der Burg auf der Kallstatter Haide „die archäologischen" Befunde. Auch das späteste Geschirr etc., das man daselbst ausgrub, mag in diese Zeit, Ende des 15. Jahrh., fallen.

Das Resultat des damaligen Krieges (Sommer 1471) zwischen Kurpfalz und Leiningen war die Schleifung der Veste Dürkheim und der Uebergang der Schirmvogtei über Kloster Limburg vom Hause Leiningen auf das Haus Kurpfalz. Der Untergang der Abtei 1504 war die Quittung darüber, welche Graf Emich VIII. dem siegreichen Kurfürsten ausgestellt hat.

Bei einer solch wesentlich veränderten strategischen Sachlage hatte die Behauptung resp. Wiederherstellung der geschleiften zwei Burgen Schlosseck und des Kallstadter Burgstalles, welche ja nur Limburg hatten schützen sollen, für die Leiningen-Hardenburger Grafen keinen Werth mehr.

Man liess die zwei Burgruinen im Schutte liegen.

Dagegen verstärkte jetzt Graf Emich VIII. von Leiningen-Hardenburg die Veste Hardenburg, sein Hauptkastrum, mit starken Vertheidigungswerken in den Jahren 1504—1510, wie dies die Schlusssteine in der Ruine Hardenburg vielfach bezeugen. Diese Burg in ihrem jetzigen Umfange ward ein solches Bollwerk, dass sie des Grafen Emich VIII. kluge Gemahlin, Agnes von Eppstein, erfolgreich anno 1512 gegen den Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz vertheidigen konnte (vgl. J. G. Lehmann: „Burgen und Bergschlösser der bayerischen Pfalz", III. Bd. S. 196, 206—207).

So ist aus bekannten Andeutungen der Baugeschichte auf die unbekannten Thatsachen zu schliessen, über welche bezüglich der historischen Bedeutung der zwei Burgen Schlosseck und der Burgruine „auf der Kallstädter Haide" bisher der Schleier der Verborgenheit gezogen war. Der Verbindung aber zwischen vergleichender Archäologie und diplomatischer Geschichte eröffnet sich auf diesem und ähnlich gelagertem Gebiete ein dankbares Feld der Forschung. Dr. C. Mehlis.

8. Zur älteren Geschichte der Düsseldorfer Gemarkung. Die Ebene zwischen den tertiären Meeresdünen des Grafenberges und dem rechten Rheinufer, auf welcher Düsseldorf erbaut ist, hat zwar keine Steindenkmale und andere vorgermanische Culturhinterlassenschaften aufzuweisen; diese sind bisher nur auf den Höhen östlich von Düsseldorf beobachtet worden, die in weit entlegener Vorzeit das östliche Ufer des, mit geringen Unterbrechungen von hier bis zum Liedberg fluthenden Rheinstromes bildeten. Was die Ebene trägt, ist nur auf die Germanen des Tacitus und auf deren Nachfolger zurückzuführen. Und selbst dieses liegt nur auf höheren Stellen; in den Niederungen, welche streckenweis freilich noch heute von den Hochfluthen des Rheins überschwemmt werden, wurden Gräber bisher wenigstens nirgendwo beobachtet. Offenbar hatte der Rhein damals sein Bett noch nicht so tief eingeschnitten als heute, so dass, wo wir jetzt jene grossen entwässerten Niederungen antreffen, damals noch Sumpf- und Moorland sein mochte, das nur eine Besiedelung höherer Stellen gestattete.

Naturgemäss blieben die verschiedenen Ansiedelungen in Verkehr, riefen dadurch von Flecken zu Flecken, von Dorf zu Dorf, bis zu den durch die Natur bevorzugten Stellen hin, wo Handelsfactoreien begünstigt wurden, Pfade und Wege hervor, die wir vielleicht in den Hohlwegen wieder finden, deren hohes Alter wenigstens durch die bedeutende Tiefe ihrer Einschnitte bezeugt wird.

Aber neben dieser Art von einheimischen Wegen sehen wir in der Düsseldorfer Gemarkung förmliche Strassendämme aus Erde, welche die Fortsetzung von linksrheinischen Kunststrassen bilden, die sich schon allein durch die in ihrer Begleitung vorkommenden römischen Alterthümer als

Römerstrassen erweisen. Augenscheinlich sind solche Strassen nicht nach lokalen Verhältnissen angelegt worden, sondern nach allgemeinen strategischen Gesichtspunkten; es liegt ihnen ein kunstvolles System zu Grunde, in dem sich die vergeblichen Züge eines Drusus, Tiberius und Germanicus abspiegeln. Alle entbehren der, bei den linksrheinischen Römerstrassen selten fehlenden Kiesdecke; wir scheinen es mit Halbfertigem oder Interimistischem zu thun zu haben, welches für die augusteische Kaiserzeit und die rechtsrheinischen römischen Unternehmungen offenbar charakteristisch sein dürfte. Das rechtsrheinische Strassennetz hat nach den Beobachtungen von Professor Schneider 5 Gruppen aufzuweisen; eine Hauptstrasse, die rechtsrheinische Rheinstrasse, führt durch den Düsseldorfer Bezirk; die übrigen, von welchen vier von Novaesium her kommen (Neue Beiträge 5. Folge. Düsseldorf 1874 S. 5), betrachtet Schneider als Seitenstrassen; diese gehören zunächst der Hauptstrasse an, welche von Xanten kommt, dann der holländischen und drittens derjenigen, welche von Emden her ihren Lauf nimmt. Es stehen diese Seitenstrassen also mit 3 Gruppen der rechtsrheinischen Hauptstrassen in Verbindung, ein Fall, der sich nach Schneider nur bei Xanten und Mainz wiederholt (Sitzungsbericht des „Vereins für Geschichts- und Alterthumskunde von Düsseldorf und Umgegend" vom 15. Dezember 1880) und der beweist, wie bedeutungsvoll die Düsseldorfer Alterthümer schon allein in Bezug auf die römischen Kriegszüge sind.

Eine grosse Anzahl von Gräben und Dämmen hat die Düsseldorfer Gemarkung aufzuweisen, die als Grenzwehren zu betrachten und wohl auch auf germanische Gaubegrenzungen zurückzuführen sind. Sehr leicht verwechselt man diese mit den Strassendämmen, noch weit eher mit den „limites", welche die Römer bei ihrem allmählichen östlichen Vorrücken errichtet haben, Tac. annal. I, 50. II, 7. Vellej. Paterc. ed. Lips. pag. 74, dies umsomehr, als bis in die Neuzeit hinein Grenzen durch wallartige Anlagen bezeichnet werden. Schneider hat auch diesen Anlagen seit einer Reihe von Jahren volle Aufmerksamkeit geschenkt und in seinen „Neuen Beiträgen" (8. Folge. Düsseldorf 1876) auf dieselben verwiesen. Aufgabe der Lokalforschung bleibt es, an der Hand von Erdalterthümern und Urkunden das von Schneider Aufgestellte in einer auch für weitere Kreise verständlichen Weise zu charakterisiren und etwaige Irrthümer abzusondern, welche offenbar bei den bahnbrechenden, mehr in grossen Zügen unternommenen Forschungen Schneiders unausbleiblich erscheinen.

Dasselbe gilt in Bezug auf die rechtsrheinischen Läger, Schanzen und Warten (Schneider N. B. 9. Folge Düsseldorf 1876. Gustav Pieper (Düsseldorf), Ueber die alten Wallburgen. Selbstverlag des Verfassers). Ein besonderes Interesse haben auch die Haus- und Hofanlagen der hiesigen Gegend. Lassen sich ähnliche über alle Gaue unseres Vaterlandes verfolgen, so wäre

es doch thöricht, sie alle einer Zeit zuschreiben zu wollen, oder der Vorstellung zu widersprechen, die Umwandlung der germanischen Werkzeuge, Wohn- und Kampfesweise, die ganze Veränderung germanischer Cultur habe im Laufe der Jahrhunderte keine Neuerungen hinsichtlich des Architektonischen derartiger Anlagen hervorgerufen. So ist die charakteristischste Schanze der Düsseldorfer Gemarkung zweifellos die Hildener, das sogenannte „Hölterhöfchen". Sie wurde früher bald als alte Gerichts-, bald als Opfer-, bald als Zufluchtsstätte, bald als Wallburg oder Römerlager betrachtet. Vor einigen Jahren trug man einen Theil der Wälle ab; er musste neueren Zwecken weichen. Da lud mich Professor Schneider ein, die dort gemachten Funde in Augenschein zu nehmen. Unter den Erdwällen zeigten sich grosse Brandlagen und in diesen lagen zahlreiche jener steinfesten blaugrauen und röthlichen Scherben von Krügen und Kannen aus der letzten Zeit der deutschen Karolinger. Die Zeitstellung und Bedeutung der Anlage wird dadurch sofort erkannt, und es erklärten sich zugleich eine grosse Anzahl von gleichartigen Anlagen, die Schneider nunmehr auf die Sachsen zurückführt.

Hier zeigte sich deutlich, wie in jedem einzelnen Falle die Gefässreste Grundlage für alle derartige Bestimmungen bilden, wie sie für den Archäologen dasselbe, was dem Geologen die Leitmuscheln sind. Die vormittelalterlichen Gefässe der Düsseldorfer Gemarkung sind fast ausnahmslos aus Grabstätten erhalten. Sie lassen sich zunächst in solche des niederrheinischen, in solche des Lausitzer und endlich des Darzauer Gefässe-Typus eintheilen. Diesem folgen die fränkischen Hinterlassenschaften.

In den Gefässen des niederrheinischen Typus, die theils in schlicht ausgestatteten Erd-, theils in Hügelgräbern mit Leichenbrand vorkommen, hat man einige Münzen der ersten Regierungszeit des Augustus gefunden; gleichartige der linken Rheinseite, die Rheindahlener nämlich (vgl. Constantin Koenen, Rheindahlener Gräberfeld, B. Jahrb.), zeigten Schriftzeichen römischen Charakters. Alle diese Gefässe sind daher auf die marsischen Germanen zurück zu führen, welche damals die Fundgegend bewohnten. Die in der Düsseldorfer Gegend zu Tage geförderten dürfen speciell mit dem sigambrischen Theile der Marser (Dio Cassius 54, 33) in Verbindung gebracht und bis in die Zeit deren, nach dem Tode des Drusus, unter Augustus, von Tiberius erfolgten Aufreibung gesetzt werden. Es sieht so aus, als hätten diese Westgermanen bei ihrem westlichen Vorrücken diese Arbeiten mitgebracht, weil man am Rhein keinen verwandten ältern Typus fand. Uebergänge von diesen ältesten zu den späteren Gefässen der Düsseldorfer Gemarkung habe ich bisher nicht ermitteln können. Das bestätigt vielleicht die Mittheilung Strabos (lib. IV. § 3 u. 4), dass alle Völker des rechten Rheinufers bis auf einige wenige nur einen Theil der

Sigambern von den Römern theils nach Gallien versetzt, theils ausgewandert seien.

In Flingern ist eine Gräbergruppe mit Leichenbrand angetroffen worden, welche eine Münze von Nero aufwies. Die Urnen sind etwas anderen Charakters als die augusteischen, und während jene neben den calcinirten Knochenresten nur sehr selten Anderes als das eine oder andere Stückchen Metall und das eine oder andere Steingeräth vorführen, bargen diese Eisenfibeln des Typus von La Tène. Eines der Gefässe zeigt Zickzack- und Bogenlinien als Verzierungen. Ein gleichartiges besitzt das Bonner Provinzial-Museum von Emmerich. Bei diesem wurde ein zweites Gefäss gefunden, das völlig übereinstimmt mit der für den Lausitzer Typus so sehr charakteristischen Napfform. Es scheint weniger ein Kunststil diese Umgestaltung hervorgerufen zu haben, der etwa vom Osten herüberkam, als vielmehr die Einwanderung der Usipier und Tencteren aus östlichen Landschaften. In der Lausitz wohnten Sueben; Usipier und Tencteren können recht wohl Angehörige dieser gewesen sein. Wahrscheinlich haben die Tencteren nach den Feldzügen des Drusus und Tiberius, schon zur Zeit der Kriege des Germanicus, diese ehemaligen Sitze der Sigambern bewohnt (Tac. Germ. 32), sicher sassen diese hier um 68 n. Chr. (Tac. Hist. 4, 64).

Das Gräberfeld, welches die Gefässe des Typus vorführt, wie er durch den von Hostmann veröffentlichten Urnenfriedhof von Darzau in der Provinz Hannover bekannt ist, liegt in der Gegend von Ellern bei Düsseldorf. Es wurde hier sogar die so sehr bezeichnende und von den vorgenannten beiden Gruppen abweichende Kelchform angetroffen. Es zeigen sich Bronze- und Eisensachen, ausserdem geschmolzene Glasgeräthe von schöner gelber und dunkelbrauner Farbe und — was jedenfalls das Wichtigste ist — es finden sich mit diesen, keinerlei Aehnlichkeit mit den linksrheinischen Römergefässen vorführenden einheimischen Arbeiten, grosse, mit Bildwerk reich geschmückte römische Terra-Sigillata-Gefässe des Zeitalters der Antonine. Es ist überhaupt eine Thatsache, dass nur solche, keine der vortrajanischen Epoche angehörenden römischen Gefässe, auch keine gefunden wurden, welche der Zeit nach der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. angehören, bezeichnete Sigillata-Schalen hingegen verhältnissmässig recht häufig als Graburnen benutzt wurden. Bei Richrath, Imigrath hat man auch gewöhnliche irdene Gefässe zu Tage gefördert, die mit denjenigen des linksrheinischen Römergrabes der Zeit von Trajan bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts identisch sind. Diese Erscheinungen sind von grosser wissenschaftlicher Tragweite; denn nach ihnen müssen damals die Römer in näherer Beziehung zu der rechtsrheinischen Bevölkerung gestanden haben, als vorher und nachher. Die Gräber von Ellern zeigen augenscheinlich das Prunkvolle römischer Leichenbegängnisse im Gegensatz

zu der schlichten germanischen Bestattungsweise (Tac. Germ. 27). Hat man doch unter den „dapes" der Leichenreste sogar Bruchstücke von kostbaren Sigillata-Gefässen gefunden, die mit obscönen Darstellungen versehen sind.

Am Virneberg bei Rheinbreitbach wurde bereits im vorigen Jahrhundert eine uralte bemooste Berghalde, am Ausgang des Kupfer-Erzganges, eine römische Denkmünze mit der Aufschrift Antoninus Aug. Pius gefunden. Es zeigte sich ein Hauptstollen, an welchem Arbeit zu erkennen war, die vor die Zeit der Erfindung des Schiesspulvers zu setzen ist (Wurzer, Taschenbuch zur Bereisung des Siebengebirges S. 69). Nach Wilhelmi (Panorama von Düsseldorf) wurde in Düsseldorf zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auch ein römisches Stein-Monument der Epoche gefunden, in welche genannte römische Erscheinungen gehören.

Die Inschrift lautet:

D · M
P · ARATINI
PRIMI VETR ·
LEG · XXX · V · V ·
H · F · G ·

Erklärlich werden sowohl die einheimischen als auch diese römischen Alterthümer und Sitten, wenn man den Anhang zum Veroneser Verzeichnisse (Mommsen, in dem Jahresberichte der Berliner Acad. d. Wissenschaften 1863) heranzieht. Wir finden hier einen Landstreifen, welcher sich 80 Leugen „trans castellum montiacesenam" hinzog und von den Usipiern, Tubanten, Tencteren, Cattuariern und Casuariern bewohnt war. Dieselben standen unter römischer Oberhoheit und wurden nach den Satzungen der Belgica I verwaltet. Ueberträgt man die 80 Leugen von Mainz aus rheinabwärts, wo schon vorher einige der genannten Völker ihren Sitz hatten, dann kommt man nach Müllenhof (a. a. O.) bis zu den Lippequellen. So dehnten sich auch jenseits der Lippe die „agri vacui et militum usui sepositi" aus (Tacitus Ann. 13, 34), auf welchen früher selbst befreundete Germanen nicht geduldet wurden (a. a. O. 13, 55). Hier wohnte zu Ptolemäus Zeit das Volk der Sigambern, und wir finden in der Tab. Peut. dieses Gebiet mit dem Namen „Francia" bezeichnet. Offenbar erstreckte sich von diesem „Freiland" jenseits der Lippe her bis zum Castell Mainz hin das steuerpflichtige römische Gebiet. Nimmt man nun an, dass die Usipier bereits um das J. 70 in der Gegend von Mainz in Verbindung mit den Chatten und Mattiaken standen (Tac. Hist. 4, 37) und nördlich von diesen die Tencteren wohnten (Tac. Germ. 32), dann würden wir, gemäss

Reihenfolge der genannten Civitates, südlich der Lippe die Civitas der Casuarier und zwischen dieser und den Tenceteren, also über die Düsseldorfer Gemarkung und das Cattuarierland (vergl. Zeitschrift für vaterländ. Gesch. und Alterthumsk. Dritte Folge. Band VII. Münster 1867 S. 367 bis 369. Ledebur, Land und Volk der Brukterer) die Civitas der Cattuarier (Strabo VII, 3) zu suchen haben. Unter Gallienus (253—268) wurden diese römischen Civitates „a barbaris" occupirt. In der Zeit etwa von Trajan bis zu Gallienus stand die Düsseldorfer Gemarkung unter römischer Herrschaft; in diese Zeit fallen auch die besprochenen römischen Culturreste, und es kann uns nicht auffallen, sogar den Stein eines römischen Veteranen dieser Epoche in der Düsseldorfer Gemarkung gefunden und in dieser Landschaft römisches Kupferbergwerk aus der Zeit der Antonine entdeckt zu haben, umsoweniger, als römische Kolonisten innerhalb der Grenzwälle auch dem Tacitus bekannt sind (Germ. 29). Die stilistische und formale Gleichheit, welche die einheimischen Vasen mit denjenigen des Darzauer Urnenfriedhofes (Prov. Hannover) haben, kann nicht befremden, da Tiberius die Chattuarier an den Grenzen der Brukterer und Cherusker, also etwa zwischen Weser und Ems, fand (Velleius Patercul. II, 205).

Nach dem herangezogenen Verzeichnisse werden die römischen Gaue unter Gallienus „a barbaris" occupirt; in der Tabula peutingeriana erscheinen die Bewohner derselben unter dem Namen „Burcturi" (Bructerer). Zur Zeit des Ptolemäus sitzen diese noch ausserhalb der Civitates, an der Südseite der Westchauken und dehnten sich westlich bis zum Rhein aus. Sie haben also, von ihren östlichen Nachbaren, den von den Sachsen aus ihren alten Sitzen vertriebenen Saliern (Zosimus III, 6), gedrängt, unter Gallienus die Civitates occupirt und dürfen als genannte „Barbari" betrachtet werden, als das letzte vormittelalterliche Volk der Düsseldorfer Gemarkung — wenn man die nachfolgenden westfälisch-sächsischen Besiedelungen (Bed. Vener. V, 7) als mittelalterliche betrachtet. So zog denn auch 391 Arbogast von Köln aus über den Rhein gegen die Franken und plünderte zunächst die dem Rhein zunächst wohnenden Bructerer (Greg. Tur. pag. 53). Nach den glaubwürdigen Angaben des Pseudo-Marcellin findet sich gleichfalls diesbezügliche Uebereinstimmung: Bruno magnus Satrapa Saxonum cum nobili comitatu in provincia Boructuariorum pernoctans in vico Ratingen (bei Düsseldorf) . . .; in quadam Boructuariorum villa, Velsenberg nomine. (Vita S. Swiberti ap. Leibn. 1, c. 20, 21; Zeus, Die Deutschen. München 1837 S. 353 Anm.). Beda (Hist. eccles. 5, 10) rechnet sie noch unter den Heidenvölkern. Swidbertus machte Unternehmungen, um sie zum Christenthum zu bringen (ebend. Hist. eccl. 5, 12). Noch im 8. Jahrh. werden sie von Aribo, Bischof von Freising († 782) als ein selbständiges und heidnisches Volk bezeichnet (Zeus a. a. O. S. 352).

Eine grössere Bedeutung für diese letztgenannten historischen Angaben haben die Culturreste fränkischer Zeit. Deren sind freilich in der Düsseldorfer Gemarkung nur bei Anlage der Lenartschen Ziegelei in der Friedrichsstadt beobachtet worden. Beim Auffinden derselben stellte man leider nicht einmal fest, ob die zu Tage geförderten scharfkantig ausgebauchten, mit Gruppen quadratischer Verzierungen und die mit Henkel und Ausguss versehenen Töpfe, welche stilistisch sehr nahe an die Karolingerzeit grenzen, mit Leichenbrand oder aber Todtenbestattung in Verbindung gebracht werden dürfen. Ein Thongefäss barg einen unten kuglig abgerundeten, oben weiten Becher aus grünlichem, gerippten Glase, wie solche gewöhnlich in den Merovingergräbern vorkommen.

In Verbindung mit den ältesten mittelalterlichen Steinbauten dieser Gegend findet sich eine grosse Anzahl von rohen Gefässen, die steinfest gebrannt sind und sich mehr oder weniger der Form einer Kugel und eines Cylinders nähern, und — was sehr bezeichnend ist — gewöhnlich die ersten rohen Spuren von wellenförmig zugebogener Bodenplatte vorführen. Bei dem alten fränkischen Rittersitz von Gerresheim erschienen auch die mit Gurtbändern geschmückten Riesenamphoren in Bruchstücken und es kamen die mit braunrother Farbe bemalten karolingischen Gefässreste vor. (Westdeutsche Zeitschrift VI, 1, C. Koenen, Zur karolingischen Keramik, S. 12, Abschn. 12. Taf. XI, Fig. 1, 2 u. 4.)

Sehr wichtig ist, dass sich sowohl die meisten germanischen, als auch die fränkischen Alterthümer in mehr oder weniger engem Anschluss an die ältesten Wege und Strassen dieser Gemarkung finden. In den meisten Fällen liegen sie an den Strassenkreuzungen, wo man auch noch heute die Niederlassungen antrifft. So weit ich bis jetzt beurtheilen kann, können diese Culturreste der einen oder anderen Zeit zur Altersbestimmung der Strassen, in deren Verfolg sie gefunden werden, dienlich sein; sie scheinen in den meisten Fällen sogar sicherere chronologische Bestimmungen zu ermöglichen, als der im Laufe der Zeit sehr zweifelhaft gewordene architektonische Charakter der Strassen selbst.

Unter allen Umständen deuten die Culturreste der Düsseldorfer Gemarkung auf eine dichte, vormittelalterliche Bevölkerung. Sie war jedoch nicht in einer Weise auf einen Punkt concentrirt, dass man etwa durch die Funde auf das Vorhandensein einer örtlich beschränkten vormittelalterlichen Ansiedelung schliessen könnte. „Sie hatten vielmehr," wie Tacitus (Germ. 16) sagt, „nicht einmal mit einander verbundene Wohnsitze, bauten sich abgesondert und zerstreut an, wo eine Quelle, ein Gehölz oder Feld sie einlud." Aber naturgemäss werden diese Höfe zwischen Düssel und Rhein, wo sich die Altstadt und die alte Burg Düsseldorfs befunden haben, einen dorfartigen Mittelpunkt gefunden haben. Nach der Schlacht von Worringen wurde dieser vom Grafen Adolf d. VIII. — um diesem, der

damals bereits in Blüthe stehenden Stadt Neuss gegenüber einen festen Punkt zu verschaffen, zur Stadt erhoben und durch Heranziehung der zerstreuten Höfe vergrössert. Constantin Koenen.

9. Entdeckung eines etruskischen Tempels. Ausgrabungen bei Civita Castellana haben ein für alle gebildeten Kreise beachtenswerthes, für die Kunstgeschichte sehr wichtiges Ergebniss gehabt. Während wir nur aus schriftlicher Ueberlieferung vom etruskischen Tempelbau wussten, hat man dort den ersten etruskischen Tempel, der bis jetzt gefunden, aufgedeckt. Das Städtchen Civita Castellana steht auf dem Boden des antiken (etruskischen) Faleria. Etwa einen halben Kilometer NO. von demselben senkt das Vigna Rosa genannte, von einer etruskischen Nekropole eingenommene Hochfeld eine Abstufung in das tief eingeschnittene Thal des Rio Maggiore. Auf dieser Stufe, die von jeher Celle (Keller) heisst, sind die ansehnlichen Tempelreste ans Licht gekommen. Der Tempel lehnte sich rückwärts an den Fels. Die Enge und die natürliche Gestaltung des Raumes hatten den Architekten anscheinend genöthigt, von der üblichen Orientirung abweichend die Längenaxe des Baues von NO. nach SW. zu richten, so dass die Stirnseite nach der Stadt sah. Der Bau erhob sich auf einer Plattform aus viereckig behauenen und ohne Mörtel gefügten Tuffblöcken. Auf die 3 Meter dicke hintere Abschlussmauer von 43 Meter Länge stossen vier 2 Meter starke parallele Theilungsmauern derart, dass sie die aus der Ueberlieferung bekannten drei Cellen bilden und auf beiden Seiten Raum für die Flügel eines Peristyls lassen. Diese Flügel haben 3 Meter breite Anten und sind ebenso wie die mittlere Cella 7 Meter, dagegen die seitlichen Cellen nur 4 Meter breit. Abweichend von dem überlieferten Grundriss endet die mittlere Cella nicht mit der hintern Abschlussmauer, sondern setzt sich über diese Linie hinaus noch 8 Meter weit fort und bildet so eine rechteckige Apsis mit erhöhtem Boden. Auf der Grenze zwischen dieser und der Cella erhebt sich ein quadratischer Unterbau, der mitten einen grossen Sockel trägt, auf dem das Götterbild stand. Hinter diesem Altar fand sich im Boden eine grosse Grube mit Weihgeschenken. Der ganze Raum war mit geometrisch gemustertem schwarz-weiss-rothem Mosaikboden geschmückt. Im Hintergrunde mündete eine aus dem Fels kommende Wasserleitung in ein Becken. Auf dem genannten Sockel ist der Kopf eines sehr archaischen Götterbildes aus Peperin gefunden worden. Das Gesicht zeigt ein stark vortretendes Kinn, eine sehr niedere Stirn, gewölbte Augenbrauen, mandelförmig geschnittene, schiefgestellte Augen und eine leicht aufgerichtete, an den Nasenlöchern sehr breite Nase, dazu einen Mund mit wulstigen, von einer Furche getheilten Lippen. Wangen und Kinn gehen wenig abgesetzt in den Hals über. Die ziemlich anliegende Ohrmuschel

sitzt ungewöhnlich hoch, fast in Höhe der Schläfen. Das Haar ist in vier Wulste getheilt, von denen zwei dem Scheitel folgen, zwei die Stirn einfassen und hinter dem Ohr hinabgehen. Kleine Löcher um Stirn und Haar mit Resten kupferner Hefte hielten den „Stephane" genannten Kopfschmuck, dessen Reste, Band und Lorbeerblätter von Kupfer, neben dem Kopfe gefunden wurden. Die Arbeit dieses Kranzes ohne Löthung zeugt ebenfalls von sehr archaischer Kunst. In einem grossen Loch oben im Kopf war der Nimbus befestigt. Die Ohren sind für einen Ring durchbohrt. Leider gibt weder ein göttliches Abzeichen noch ein anderes Bruchstück über diese Gottheit Aufschluss. Vielleicht gehörte auch eine neben dem Sockel gefundene Lanzenspitze von Bronze zu dieser Statue.

Die Tempelwände waren mit Frescomalerei geschmückt. Dieselbe stellte auf 4 Centimeter dickem Belag von weisslicher Terracotta in Weiss und Roth auf schwarzem Grunde grosse menschliche Gestalten dar, die, durch Palmetten geschieden, jede ein besonderes Feld einnahmen. Ihre Reste genügen, um jene gereifte, aus Gräbern von Orvieto und Tarquinii bekannte Kunst erkennen zu lassen, welche schon griechisch-römische Züge trägt, ohne doch jede etruskische Eigenart abgelegt zu haben. Ein Fries und ein Karnies aus Terracotta krönten die Wände; Löcher in ihren Resten beweisen, dass beide mit Nägeln an hölzernem Oberbau befestigt waren. Das Giebelfeld war mit Terracottafiguren von hoher Schönheit geschmückt, die nach Ausweis der Ueberbleibsel der griechisch-römischen Kunstblüthe angehörten. Das Dach von Holz war mit Dachziegeln aus derselben weisslichen Terracotta, wie solche die Wände bekleidete, gedeckt. Ob die Säulenhalle sich auch an den Seiten des Tempels entlang zog, ist noch unsicher, aber wegen der Flügel mit Anten wahrscheinlich. Der Breite des Tempels von 43 entspricht eine Länge von 50 Meter.

Die grosse Bedeutung dieser Entdeckung liegt auf der Hand. Wir haben hier das erste und einzige Beispiel des Grundrisses eines grossen etruskischen Tempels. Zwar war der Tempel des Capitolinischen Jupiter in Rom nach etruskischer Norm gebaut, aber wir kennen denselben nur aus geringen Resten und aus einer kurzen Beschreibung, welche Dionys von Halikarnassos (Hist. IV, 61) von dem durch Sulla bewirkten ersten Wiederaufbau desselben gibt. Weder dort noch in Vitruvs Mittheilungen über den tuskischen Tempelbau findet sich die geringste Andeutung von einem apsisartigen Theil, wie der Tempel von Faleria ihn aufweist, und es fragt sich, ob bei letzterem eine Abweichung von der Regel oder die Regel selbst vorliegt. Es wäre zumal im Hinblick auf den Archaismus des Götterbildes sehr wohl denkbar, dass jene Apsis als ein uralter einst selbständiger Bau in einen Neubau einbezogen worden ist.

Köln. Ztg. 24. Juni 1887 II.

10. Ueber Glasspiegel im Alterthum. Bei Besprechung des 154. Bandes der Chemisch-technischen Bibliothek (A. Hartleben) waren aus diesem sonst gewiss trefflichen Werkchen einige Angaben mitgetheilt, die infolge neuerer Entdeckungen nicht mehr zutreffen. Es ist an andern Orten gesagt, im Alterthum habe man wohl nur Metallspiegel gekannt, Spiegel mit Bleibelag seien erst 1279 aufgetaucht, verzinnte erst 1350. Wie aus verschiedenen Zeitschriften der Alterthumsforschung ersichtlich, sind kleine Glasspiegel mit Blei- und Zinnbelag in verschiedenen Standlagern der Römer, u. a. zu Regensburg, gefunden worden. Wenn der römische Soldat solche Spiegel nach Art unserer Soldatenspiegel im Felde mitführte, so zeigt das, wie allgemein dieselben im Gebrauch waren. Wir wissen, dass sich schon bei Aristoteles eine Stelle findet, die auf Glasspiegel mit Metallbelag deutet. Wie hoch entwickelt diese Industrie war, gewahren wir aus einem Saalburgfund vom Jahre 1886. Es ist dies ein etwa 7 cm langer und 4 cm breiter rechteckiger Spiegel aus (allem Anscheine nach) gegossenem Glase mit „facett" geschliffenem Rande und einer feinen Goldfolie, die durch einen röthlichen Lacküberzug geschützt ist. Dieser bemerkenswerthe Spiegel, welchen der verdienstvolle Leiter der Saalburg - Ausgrabungen, Baurath Jacobi, damals als neuesten Fund zeigte, lag 9 m tief im Boden neben einer Münze des Hadrian. Der Fundort war ein zur Abfallgrube gewordener Brunnen neben einer Saalburg-Villa, der mindestens seit der letzten Zerstörung der Saalburg, also seit annähernd 1500 Jahren, verschüttet war. Die römische Herkunft dieses Spiegels ist mithin zweifellos, und wiederum lässt seine Auffindung in einem römischen Castell, wo ihn vielleicht die Gattin des Commandanten benutzte, mit Recht annehmen, dass daheim in Rom und in den andern reichen Städten Italiens und Griechenlands solche Spiegel durchweg Besitz der wohlhabenden Classen waren. Die Angabe des Aristoteles wird also durch die vorerwähnten Funde bestätigt, was um so weniger Wunder nehmen kann, als es längst bekannt ist, dass die Alten in der Glasindustrie Bewunderswerthes geleistet haben. Die Arbeiten der Renaissance und nun wieder die unsern sind grossentheils nur Nachahmung der antiken. Auch die Verwendung des Glases zur Lupe ist von uns nur wiedererfunden, denn die im letzten Jahrzehnt aufgefundenen uralten Goldarbeiten sind vielfach so wunderbar fein, dass dieselben nach dem Urtheil hervorragender Juweliere nothwendig mit Hülfe einer Lupe hergestellt sein müssen. Bei solcher Beherrschung des Glases wäre es unbegreiflich, wenn die Alten nicht auf die Herstellung von Glasspiegeln gekommen wären. Unaufgeklärt ist bis heute nur die Frage, wie weit die letztern in das Alterthum zurückreichen und warum neben ihnen metallene erscheinen, wie in Japan noch heute. Köln. Zeitg. 20. Jan. 88. I.

11. Gondorfer Thurm an der Mosel. Im 84. Heft dieser Jahrbücher gibt Professor Schaaffhausen eine anziehende Beschreibung der bei Gondorf gefundenen römischen und fränkischen Alterthümer. Ueber diese Funde ist vor kurzer Zeit ein Katalog zusammengestellt[1], nach welchem in den beiden Gräberfeldern von Gondorf (Contrua) und in dem $^1/_4$ Meile entfernten Cobern (Coverna) seit fünf Jahren Tausende von Gräbern mit prähistorischen römischen und fränkischen Funden aufgedeckt sind, Steinwaffen, Thon- und Glasgefässe, Waffen von Eisen, Hausgeräthe, Schmucksachen etc., welche auf die alte, ausgedehnte Kultur dieser Gegend an der Mosel, und auf weitere Forschungen ihrer Verbindung hinweisen.

Auch jener Gondorfer Thurm verdient in Bezug auf Bauart, Lage und Zweck desselben um so mehr eine nähere Untersuchung, als dadurch die bis jetzt sehr vernachlässigten Feststellungen über römische Wege und Befestigungen an der Mosel, dem Hunsrück, zur Eifel und auf Trier hin einen Anhaltspunkt und eine Aufmunterung finden könnten. Bis jetzt haben ausser Oberstl. Schmidt und Dr. Hettner die Prof. Schneider, Klein und Herr Postverwalter Wirtzfeld in Trarbach diese Gegenden berücksichtigt, doch sind nebst dem Gondorfer Thurm viele Punkte auf dem weiten, schwierigen und doch so wichtigen Gebiet noch dunkel, namentlich in den zahlreichen Transversalen zwischen Hunsrück- und Moselstrasse, welche letztere in ihrer Führung und Verzweigung aus der Gegend von Kaysersesch und Mayen auf Coblenz und Andernach dringend einer gesicherten Feststellung bedarf.

Statt des eigenthümlichen Gondorfer Römerthurmes von 6,25 m Seitenlänge haben wir sonst meist runde und viereckige Thürme von 9 bis 20 m Durchmesser oder Seitenlänge. Schon darnach wird jener kleine Thurm hauptsächlich Beobachtungs- und Signalthurm an jenem wichtigen Mosel-Uebergang gewesen sein, wie wir solche meist zerstörte Bauwerke, gewöhnlich nur im Holzbau, an unsern germanisch-gallischen Römerstrassen entlang nach vielfach aufgefundenen Fundamenten annehmen müssen. Sie waren zwei und mehr Etagen hoch und finden ein authentisches Bild in dem Thurm der Trajans-Säule. Professor Schneider gibt in seiner Schrift „der Monterberg (bei Calcar), Emmerich 1851“ den Typus eines derartigen Thurmes, ausserdem das Correspondenz-Blatt der Westd. Zeitschr. vom October 1884 einen viereckigen Mauerthurm am Badischen limes bei Hergenstadt, mit 5 m Seitenlänge und 1 m starker Mauer.

Unsere Bonner Umgebungen bewahren durch aufgefundene Steinfundamente Andeutungen solcher Thürme, so nördlich von dem Bonner castrum im Bonner Berg, südlich dieser Stadt auf der Höhe der Dahmschen

1) Dr. R. Arnoldi (in Winningen an der Mosel), Katalog, Bonn, gedruckt bei Georgi 1887.

Schneidemühle, beide Höhen 3 millien, etwa 6000 Schritt in guter Sehweite von einander entfernt.

Die Linie der Signalpunkte lässt sich deutlich von Bonn auf Köln über Hersel, Wesseling, Alteburg, auf Coblenz über Dahmsmühle, Rolandseck, Rodderberg, Mansberg etc. von 3 zu 3 millien ebenso verfolgen, wie auf den Römerstrassen von Köln auf Trier, Reims etc. in den betreffenden Jahrbüchern des Vereins nachgewiesen ist.

Oberst von Cohausen hat im Saalburg-Museum zu Homburg das Modell eines römischen Wartthurmes aufstellen lassen, und über solche Thürme in seinem Werk über den römischen Grenzwall S. 28 u. 344 Taf. III und XIX Beachtenswerthes mitgetheilt.

Derselbe fleissige Forscher beschreibt im 15. und 26. Heft dieser Jahrbücher für den Hunsrück jene „Speculae" am „todten Mann" bei Waldesch und Udenhausen, und diese Wacht- und Signalposten korrespondirten höchst wahrscheinlich in entsprechenden Entfernungen mit dem Gondorfer Thurm, weiterhin auf Lonnig und auf Münstermayfeld, wobei lokale Untersuchungen für Feststellung der alten Römerwege und ihrer Ansiedlungen jenen leitenden Faden finden würden. von Veith.

12. Zum Isiskult. In analoger Weise, wie in den Rheinlanden, gehen auch in anderen Provinzen des römischen Reiches nördlich der Alpen die Funde von Dedikationsinschriften für Isis und den gern mit ihr verbundenen Serapis Hand in Hand mit der Aufdeckung originalägyptischer Denkmäler. So wird die Existenz eines von L. Annusius Magianus errichteten Isis-Tempels in der Schweiz durch eine zu Wettingen bei Baden (Zürich) entdeckte Inschrift (Mommsen, Inscr. Helv. nr. 241; vergl. Jahrb. LXXXII, 214) erwiesen; während man zu Augst bei Basel einen unzweifelhaft echt ägyptischen, sehr schön ausgeführten schwarzen Uschebti ohne Inschrift fand, der sich jetzt im Baseler Museum befindet. In Wien wurden 1493 in der Wülpinger Strasse zwei dem Sarapis geweihte, von dem Tribunus Militum Leg. X Gem. Quirinalis Maximus zur Zeit des Kaisers Severus gestiftete Inschriften gefunden (C. Inscr. Lat. III. nr. 4560 u. 4561); um 1800 trat diesem Funde der einer ägyptischen Statue beim Canalbau am Rennweg zur Seite. Letztere Statue, jetzt in der Kaiserl. Sammlung zu Wien (vgl. von Bergmann, Aeg. Zeitschr. XX, 41) stellt einen hockenden, die Arme über den Knien verschränkenden, bärtigen Mann mit Perrücke dar; den Inschriften, welche das Monument bedecken, zufolge war derselbe etwa in der Zeit der 20. Dynastie (um 1200 v. Chr.) Priester in Heliopolis gewesen und hiess Hap-cha. Seine Gebete richtet dieser auf der Statue an die Göttinnen Jusas, Setem-neb, d. h. die Hathor von Mendes, und an Hathor Nebhetep, d. h. die Hathor von Heliopolis. Der Kopf der letzteren schmückt auch das gefältete

Gewand des Mannes. Irgend eine Beziehung zum Isiskult fehlt, so dass man diesem hier wiederum ein beliebiges aus Aegypten fortgeschlepptes Denkmal unbekümmert um dessen eigentliche Bedeutung dienstbar gemacht hatte. Wie verbreitet der ägyptische Kult in den Donauprovinzen war, zeigt die grosse Zahl hier entdeckter lateinischer, Isis und Serapis geweihter Inschriften. So gelten in Noricum zwei der Isis Noreja (C. I. Lat. III. nr. 4809—10), eine dem Sarapis (nr. 4817); in Panonia superior fünf der Isis (nr. 3944, 4015—6, 4156; Eph. epigr. IV, 486); zwei dem Serapis (nr. 3842, 4044); eine Serapis und Isis (Eph. epigr. 528); eine Isis und Bubastis[1]) nr. 4234); in Panonia inferior eine dem Serapis (nr. 3637); in Dacia fünf der Isis (nr. 882, 1341—2, 1428, 1558), zwei Serapis (nr. 973, auch eine griechische C. I. Gr. 6814), eine Isis und Serapis (nr. 881); in Moesia inferior zwei dem Serapis (nr. 6164, 6226).

A. Wiedemann.

13. Germanische Votivdative in Matronen- und Nymphennamen. Der verbreitetste der Matronennamen ist der der Aufaniae, worin wir eine Ableitung mittelst des germanischen Suffixes -an aus dem Namen der Ubii erblicken, der selbst wieder vom Worte „üben“ kommt, welches ursprünglich besonders vom Feldbau und von religiösen Handlungen gebraucht wurde (altsächsich ôbhian, altnordisch oefa = ausüben, feiern; althochd. uobo = Landbebauer). Gestützt auf die Forschungen des Niederländers Kern hat auch Haug in seinen „Römischen Denksteinen in Mannheim“ 1875—77 und mit ihm der Unterzeichnete (vgl. daselbst S. 6—7 und S. 27, sodann Bonner Jahrb. LXXV, S. 39) ausgesprochen, dass der Kult der Matronen zwar vereinzelt überall in den von keltischen Völkern bewohnten Gegenden vorkommt, dass er aber hauptsächlich im Gebiete der Germani cisrhenani einheimisch ist, und zwar im alten Trevererland zwischen Remagen und Xanten und dahinter bei den gleichfalls germanischen Eburonen, welches Land zwar durch Cäsars Rachekrieg grösstentheils entvölkert, aber unter Agrippa wieder durch die 38 vor Chr. vom rechten Ufer über den Rhein, in die Gegend von Köln u. s. w. versetzten germanischen Ubier besiedelt wurde (Strabo p. 194, lib. IV, 3, Tacitus Annal. XII, 27).

In diesem linksrheinischen Landstrich finden wir denn auch die hierher aus Deutschland[2]) verpflanzte Verehrung der ubischen oder „aufanischen“

1) Diese Göttin verdankt einem schon bei Herodot auftretenden Missverständniss der Griechen ihre Existenz. Dieselben haben den Namen des Ortes Bubastis für den der hier verehrten Gottheit gehalten, während derselbe vielmehr in bu-Bast, „Ort der Bast“, zu zerlegen ist. Die Ortsgottheit, die von Herodot II, 137 und andern der Artemis verglichen wird, war demnach die katzenköpfige Bast.

2) Auch nach Oberitalien und Frankreich wurde der Kult gebracht durch die

Matronen in ursprünglichster Form, auf deren Votivsteinen sogar noch germanische Flexionen unterlaufen.

Als solche hat nun schon Kern im J. 1872 die Namensform Vatuims auf einem Denkmal aus Rödingen bei Jülich[1]) erkannt und ich habe dieselbe bei Haug, S. 31, Nr. 32, wo auch Kern's Ansicht steht, unter Annahme einer Länge des I im Stammesauslaut -ims und einer etwaigen, in M steckenden Ligatur mit I, in Vatuîmis zu erweitern gesucht. Dies geschah zu einer Zeit (1875), als diese Form völlig vereinzelt stand und auf Grund meiner genauen Untersuchung des Originals, welches über dem I einen Punkt zeigt: VATVİMS = Vatujims oder Vatuîms.

Die urgermanische Endung des Dativ Plur. der femininen Stämme auf -i, aber auch, wie wohl hier, der -ja-Stämme, war nämlich -ibis, woraus unter Uebergang von b in m, -imis, ims entstand. Bei femininen Stämmen auf -n ist aber das i gedehnt, also Dat. Plur. = îms, später îm.

Dieses Suffix -ims fanden also die Römer noch bei den Westgermanen vor, während das ostgermanische Gothische und das Althochdeutsche nur noch -im hat, das endlich zu -in und -en geschwächt wurde.

Ein inzwischen (1884) zu Lipp an der Erft bei Bedburg[2]) entdeckter Stein enthält auch wieder VATVIMS, einer aus Wesseling (zwischen Köln und Bonn am linken Rheinufer) den gleichfalls germanischen Dativ Pluralis Afiims (= Afijims, Afiîms), während der lateinische Dativ Afiiabus zu Köln vorkommt und das damit verwandte Iflibus (statt Ifliabus?) im Gohrer Bruch bei Dormagen.

An gleichem Ort mit dieser Widmung an die anscheinend männlichen Ifles wurden zwei den Nymphen geweihte Steine gefunden (vgl. Brambach 290—92), was dafür spricht, dass wir hier eigentlich Wassergottheiten vor uns haben, deren Namen von bestimmten Gewässern oder davon benannten Oertlichkeiten abgeleitet ist[3]). Dem Matronen- oder weiblichen Eigen-

deutschen, aus Böhmen ausgewanderten und erst später keltisirten Bojer und andern Germanen und „Semigermanen".

1) Zwei andere Rödinger Steine haben die Widmung Matronis Vatuiabus (Haug Nr. 33 u. 34). Nominativ sing. ist also Vatuia, bezw. germanisch Watuja oder Wat-awja. Hiermit wahrscheinlich identisch der Name Bat-awa, die niederländischen Rheininseln, von denen die Bataver genannt sind. Diese Landschaft heisst im 9. Jahrh. Batua, später Betouwe und noch jetzt Betuwe. Verhärtungen von w zu b sind in geographischen Namen häufig, so lautet Vetera bei Xanten jetzt Birten; Bingium und Vincum (Bingen), Borbetowagus — Wormatia (Worms) wechseln schon im Alterthum.

2) Bedburg (Kreis Bergheim), alt Bitbur (eigentlich = Bethaus, Kapelle), könnte wohl entstellt sein aus den Namen der watujischen oder batavischen Mütter, sodass diese hier eine Verehrungstätte gehabt hätten.

3) Vgl. das altdeutsche Ortsnamenelement eiba = feuchte Gegend, Gau (Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II², 1528), verwandt mit dem Worte „Aue"

namen Aflia, Aflja ist in Form und Bedeutung analog Watuja. Die in letzterm Matronennamen auftretende Wurzelsilbe wat (Wasser) zeigt, dass nicht nur das Gothische im Neutr. watô (thema watan) und Altnordische (vatn) eine Bildung dieses Stammes ohne r hatten, sondern auch das Westgermanische.

Aber auch die vollere Form mit Suffix -ar ist hier vertreten in den Vataranehae, die auch in der umgelauteten (oder romanisirten) Form Veteranehae vorkommen (vgl. angelsächsisch waeter für altsächsich watar, Wasser).

Besonders wichtig sind die im Jülicher Land vorkommenden Matronae Vatuiae (ursprünglich wohl Vataviae, vielleicht auch latinisirt zu Bataviae) mit dem topischen Beinamen Nersihenae, welcher sie zu specialisiren scheint als Flussgöttinnen der dortigen Nersa (mittelalterliche Form der Neers, Niers, rechter Nebenfluss der Maas, entspringend bei dem daher benannten Orte Neersen). Ueberhaupt sind ja Matronennamen meist lokaler Natur, hergenommen von dem Ort ihrer Verehrung. Wie sehr sich aber der Mütter- und Nymphencult berühren, zeigt endlich auch ein weiblicher altdeutscher und nordisch-germanischer Votivdativ Singul. auf -u in der Widmung Vercanu (Jahrb. L, S. 172), welcher nicht einem keltischen femininen Nominativ Vercanos entspricht, sondern einer deutschen Vercana, Vorsteherin von Quellen, eine webende, „wirkende" Najada, die man aber nicht wie die griechische *Ἐργάνη* (= Vergánā), Beiname der Athene, als Beschützerin künstlerischer Arbeiten auffassen darf. Dies thut nämlich Rudolf Much in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 1887, S. 354, der auch die Afliae nach Namen und Wesen mit der lateinischen Ops vergleicht; allein es ist sehr fraglich, ob diese Wurzel (sanskr. ap) im Deutschen vorliegt. Jene hat den Begriff des Besitzes, Reichthums, dagegen gothisch abrs = stark, angels. abal, Kraft, Beistand (altnord. afl, afli), althochd. afalôn = arbeiten[1]).

Karl Christ.

14. Mehlem. Römische Ziegel. Durch das Hochwasser wurden in diesem Winter unterhalb von Mehlemer Au am Rande des Leinpfads zahlreiche Bruchstücke römischer Dachziegel ohne Stempel und ver-

---

(Wasserland). Gegenüber Bonn lag der Avelgau (vgl. Förstemann 173), in Westfalen, Kreis Arnsberg, liegt ein Ort Affeln, früher Afflen. Das seereiche Gebirg Eifel, frühmittelalterlich Aiflia, gab auch der Stadt Münster-Eifel den Namen. Kernpunkt des Eifelgaues war die „hohe Eifel".

1) Davon verschieden mittelhochd. „der afel" = eiternde Materie, von einer indogerm. Wurzel ap = feucht sein, schwellen, wozu auch deutsch „Abend" zu gehören scheint. Ferner vorgermanisch apa, althochd. apfa, affa = Wasser, Fluss, in Flussnamen, z. B. in der Aschaff, woran Aschaffenburg liegt, beim Geographen von Ravenna Ascapha. Auch das deutsche „Ufer", angelsächsisch ôfer scheint damit verwandt.

einzelte Stücke von Wandziegeln mit den bekannten in Schlangenlinien verlaufenden Rillen zur Befestigung von Stuck und Mörtel blossgelegt. Erkundigungen ergaben, dass vor einer Reihe von Jahren eine Menge Ziegel von den Arbeitern bei der Anlage des Eichenwäldchens nördlich von dem Deichmann'schen Parke in der Erde gefunden und um Raum für die Baumwurzeln zu schaffen von hier entfernt und theils am Leinpfad aufgeschüttet, theils in den Rhein geworfen worden waren. Da weder Fundamente von Mauern, noch Bruchstücke von Gefässen und ähnlichem blossgelegt wurden, so handelt es sich bei diesem Ziegelfelde wohl um den Ueberrest einer römischen Ziegelei. A. Wiedemann.

15. Gräberfeld zwischen Nieder- und Oberbieber. Im Winter 1886/87 und Sommer 1887 wurden zwischen Nieder- und Oberbieber, ca. eine Stunde nördlich von Neuwied, Gräber aufgedeckt. Bei Ausbeutung eines Bimssandlagers machten Arbeiter die ersten zufälligen Funde. Ein gewisser F. Nink von Gladbach (nordöstlich von Neuwied gelegen) unternahm sodann eine systematische Durchsuchung des Gräberfeldes zum Zwecke der Gewinnung von Fundstücken für den Antiquitätenhandel. Herr Kaufmann E. Wortig in Niederbieber hat zugesichert, dass etwaige auf einem ihm gehörigen Grundstück zu machenden Funde dem Museum in Bonn zukommen sollen.

Das Gräberfeld liegt — die Generalstabskarte 1:100000 lässt die Situation gut erkennen — etwa in der Mitte zwischen Nieder- und Oberbieber, östlich der diese beiden Orte verbindenden Strasse, westlich des sogenannten Turnei-Wäldchens auf einem sanft von Südosten nach Nordwesten sich neigenden Abhange. Verfolgt man die einst von dem Römischen Kastel zu Niederbieber (Victoria) nach Ehrenbreitstein führende, jetzt als Feldweg gegenüber der Besitzung „Aubach“ von der Strasse zwischen Nieder- und Oberbieber 20 Schritte vor Kilometerstein 0,7 nach Osten abzweigende, durch das Turnei-Wäldchen führende Strasse (den jetzt sogenannten „Prozessionsweg“ oder „die kleine Strasse“, vgl. v. Cohausen, Der Römische Grenzwall in Deutschland S. 304, Nr. 44) etwa 235 Schritte weit, so zweigt sich hier, anfänglich stark nördlich, nachher östlich sich wendend, ein weiterer Feldweg ab, auf dem man nach etwa 250 Schritten, ungefähr gerade da, wo er sich östlich wendet, das Gräberfeld trifft. Von hier aus erstreckt sich dasselbe in nördlicher Richtung vom Wege ab; südlich des Weges hat eine Untersuchung noch nicht stattgefunden. Der Weg führt, am nördlichen Rande des Turnei-Wäldchens als ziemlich tief eingeschnittener Hohlweg herlaufend, die Neuwied-Dierdorfer Landstrasse überschreitend, durch das nördliche Ende des Dorfes Gladbach hindurch direct weiter in der Richtung nach der Stelle des römischen Kastells („Alteburg“) nahe dem jetzigen „Burghofe“ (von Cohausen cit. S. 241, [ ] (1)). Es

steht deshalb zu vermuthen, bedarf aber noch näherer Feststellung, dass er die ehemalige Verbindungsstrasse zwischen den Kastellen Niederbieber und Burghof ist.

Der Felddistrict, welcher die Gräber birgt, heisst Johannis-Bitzchen, — ob nach dem Namen eines früheren Besitzers, ob nach einem etwa ehemals dort gestandenen, von der Kirche auf die Stelle des heidnischen Todtenfeldes gesetzten im Laufe der Zeit verfallenen Johannisbilde, hat nicht ermittelt werden können. Sagen haften, soviel zu erfahren war, an der Stelle nicht; eine Erinnerung, dass hier Todte liegen, war im Volke nicht vorhanden.

Die Gräber sind Reihengräber. Sie liegen in unregelmässigen Entfernungen von einander, und auch nicht in geordneten geradlienigen Zeilen. Der genannte Nink hat nach seiner Versicherung auf einem Raum von etwa $2^1/_2$ Morgen (= beinahe 64 Ar) Grösse wohl 200—250 derselben geöffnet. Etwa 20—40 mögen ausserdem durch die Arbeiten in der Bimssandgrube aufgedeckt worden sein. Sie finden sich in einem Bimssteinlager von ziemlicher Stärke und sind $1—2^1/_2$ Meter tief, stellenweise mit Durchbrechung der sogenannten Britzschicht, eingesenkt, — nur wenige, am meisten thalwärts gelegene Gräber ruhen unterhalb des Bimssteinlagers im Lehmboden. Angeblich waren die Gräber alle von Westen (Kopf der Leichen) nach Osten (Fuss der Leichen) gerichtet.

Die nach dem Thale zu gelegenen Gräber waren reicher an Beigaben, als die weiter aufwärts auf dem Abhange befindlichen.

Manche Gräber zeigten Holz- und Moderreste, welche schliessen liessen, dass die Leichen in hölzernen Särgen beigesetzt waren. Annähernd 30 Gräber waren gemauert, theilweise mit trocken aufgeschichteten, theilweise mit in Kalkmörtel gesetzten Mauern, — von schieferartigen, wohl aus der Gegend des benachbarten Melsbach hergeholten Steinen. — Der verwendete Kalkmörtel ist von auffallend poröser Beschaffenheit und geringem Gewicht; in demselben finden sich hie und da kleine Stückchen Baumzweige eingeschlossen. Uebrigens waren nur die Seitentheile der Gräber solchergestalt gemauert und es hatten diese Seitenmauern etwa 6 Fuss (= 1,90 Meter) Länge und $1^1/_2$—2 Fuss (= 0,48—0,64 M.) Höhe, während sie die auffallend geringe lichte Weite von $1^1/_2$ Fuss (= 0,48 M.) zwischen sich liessen, so dass es dem Arbeiter nur eben gerade möglich war, mit beiden Füssen nebeneinander in einem solchen gemauerten Grabe zu stehen; die Kopf- und Fusswände waren mit aufrecht gestellten Platten geschlossen. Der Boden war mit einer etwa 4—5 Centimeter starken Thonschicht betonirt, mitunter aber auch mit Platten belegt; in einem Grabe zeigte eine solche an der Stelle, wo der Kopf gelegen hatte, 3 Löcher.

Gedeckt waren diese Gruften (jedoch nicht immer) ebenfalls mit Platten, deren Fugen sich mit Thon verschmiert fanden; in einzelnen Fällen

sogar mit einer einzigen grossen Platte von der Schwere, dass 6—8 Arbeiter daran zu heben hatten. Auffallend war, dass aus diesen gemauerten Gräbern sich keine Fundstücke ergaben, die Leichen also ohne alle dauerhafte Beigaben beigesetzt waren; eine Erscheinung, welche den p. p. Nink auf den Gedanken brachte, es lägen in diesen Gruften „Todte eines ganz anderen Stammes.“

Der Bimssand, mit welchem die Gräber nach der Beerdigung wieder zugefüllt waren, liess eine reichliche Vermischung mit dunkler Humuserde erkennen, selbst unvermischt fand sich solche schichtenweise in der Tiefe der Gräber. Es dürfte hieraus der Schluss zu ziehen sein, dass zur Zeit der Benutzung dieses Todtenhofes bereits ein nicht ganz unerheblicher Kulturboden über dem Bimsstein sich gebildet hatte.

Manche Grabstätten waren mehrfach benutzt, wenigstens liess dies sich daraus schliessen, dass sich in dem Erdreich über der Leiche zerstreute Perlen und sonstige kleine Fundstücke zeigten. In solchen Gräbern fanden sich dann die zuletzt beigesetzten Leichen sehr arm an Beigaben. Es soll sich auch bei gemauerten Gräbern eine zweite Leiche auf der Deckplatte der gemauerten Gruft gebettet gefunden haben.

In keinem der Gräber wurde ein auch nur einigermassen erhaltenes Knochengerüst blossgelegt. Nur stärkere Theile der Oberschenkel „Becken“, Rücken- und Armknochen, sowie der Schädel waren der Vermoderung entgangen, — und diese zerfielen so schnell und so sehr an der Luft, dass trotz vielfach angewandter Bemühungen ein Schädel oder die wesentlichen Theile eines solchen nicht gewonnen werden konnten. — Der durch den durchlässigen Bimssandboden ermöglichte Luftzutritt, in einzelnen Fällen auch Baumwurzeln, sind wohl die Ursache dieser starken Zersetzung.

Als Beigaben wurden gefunden:

Von Eisen, meist nur gering verrostet:

Lanzenspitzen in verschiedener Grösse, ein Langschwert, dessen Griff oben mit einem verzierten Knauf aus Weissmetall versehen war, Reste der hölzernen Scheide und des beinernen Handgriffs waren noch wohl erkennbar; mehrere Kurzschwerter, eine Fransiska, Schildbuckeln; Pfeilspitzen, Messer (darunter angeblich mit einem Spinnwirtel zusammen, also in einem Frauengrabe, eines etwa 10 Centimeter lang, einen Centimeter überall gleich breit, angelöthet in einen eigenthümlichen kleinen glockenförmigen bronzenen Griff, der oben durchbohrt ist, also zum Aufhängen bestimmt war, aber bei seiner Form nicht mit der Hand oder den Fingern festgefasst werden konnte); eine sehr verrostete Fibula, Gürtelbeschläge und Gürtelschnallen; Scheeren, darunter eine von vortrefflicher Erhaltung.

Von Bronze:

einige kleine Ohrringe; Nägelköpfe (die zum Befestigen der Schildbuckel gedient hatten oder auch zu anderen Zwecken).

Von Kupfer:

eine ziemlich gut erhaltene, in das Museum gelangte Schüssel, in welcher auch Kastenbeschläge aus sehr dünnem Kupferblech lagen.

Von Weissbronze:

eine ebensolche Schüssel, etwas kleiner und nicht so gut erhalten, wie die kupferne, und wie diese ohne Buckeln auf dem Rande.

Von Silber:

angeblich eine römische Fibula.

Von Gold:

ein kleiner geriefter Fingerring.

Von Glas:

schöne Tummler von hell- oder dunkelbrauner und von grüner Farbe, sodann Perlschnüre, gebildet aus schön gebrannten und zierlich geformten Thonperlen, durchbohrten blauen Steinen, Rheinkieseln und einsowie mehrfarbigen Glasperlen (unter denen namentlich gelbe, blaue, grüne und gelbgetüpfelte vorkommen), — in einer Schnur eine durchbohrte, völlig unkenntliche Bronzemünze, — während sonst gar keine Münzen vorkamen.

Kämme:

in den beiden erwähnten (der kupfernen und Weissmetallschüssel); — von dem in der ersteren liegenden hatten sich gut nur die beinernen mit Bronzenägelchen verbundenen Mittelstücke erhalten, während der dazwischen befindliche, wie Reste zeigten, aus Holz gefertigte Theil mit den Zinken grösstentheils vermodert war.

Thongefässe:

mannigfacher Art, namentlich sehr hübsch ornamentirte, auf der Töpferscheibe gefertigte Töpfe bis zu 30 Centimeter Höhe, schwarz, weitbauchig und oben weit offen oder oben enger und mit dreieckendem Ausguss versehen, sodann kleinere, selbst ganz kleine Töpfe von rothem Thon, letztere ihrer Form nach offensichtlich römischen Ursprungs und zum Theil aus der Hand geformt. Einige der Gefässe sind an das Museum in Bonn gekommen. Ferner thönerne Spinnwirtel.

Gegenstände mit Schriftzeichen sind nicht vorgekommen.

Neuwied. Düssell.

16. Zur Erforschung von Nouaesium. (Nachtrag zu Jahrb. H. LXXXIV S. 261 Misc. 17.) Nach dem Itinerarium Antonini befand sich in „Novensio“ eine „ala“. Lag dieselbe etwa wo vorher die „castra stativa“ von Nouaesium ihre Stelle hatten, bei Grimlinghausen? Hatte man nach dem Abzuge der legio VI. victrix deren Standquartier verkleinert? Oder aber wurde damals das Alen-Quartier in näherem Zusammenhange mit dem Dorfe Nouaesium, an der Stelle der heutigen Stadt

Neuss aufgeführt, ähnlich demjenigen von Asciburgium; war hier ein solches vielleicht schon zur Zeit des Bestehens des grossen Standlagers bei Grimlinghausen, da ja die Alen recht wohl von dem übrigen Theile der Legion getrennt werden konnten. Beweist schon die herangezogene Reisekarte, dass im Zeitalter der Antonine Neuss nicht den Charakter einer civitas hatte, sondern Standort einer „ala" war?

Die Neusser Römergräber liegen so, dass sich an den Stellen, wo man dieselben bisher nicht angetroffen hat, beispielsweise auf dem höchsten Punkte der Stadt, wo die St. Quirin-Stiftskirche steht, oder auf dem Büchel und Markt, vor Constantin dem Grossen recht wohl ein kleines Castell befunden haben könnte, während hinter demselben, vom Markte bis zum ehemaligen Krur-Ausfluss am Oberthor, ein einheimischer Ort sein Dasein behauptete. Unter Julian mochte dann das grosse Castell angelegt worden sein, das wohl zweifellos nicht als Alen-, sondern nur als Cohorten-Lager betrachtet werden darf. Der spätrömische Aufbau dieses Castells lässt sich, wie bereits im vorigen Heft dieser Jahrbücher hervorgehoben wurde, beweisen, einmal durch die unterhalb des Wallweges angetroffenen nachaugusteischen Gefässscherben, dann durch die innerhalb desselben vorgefundenen nachaugusteischen, bis zu Constantin dem Grossen reichenden Römergräber. Wenn sich nun auch mit grösster Wahrscheinlichkeit behaupten lässt: zu der Zeit, als im grossen Lager bei Grimlinghausen, $^1/_2$ Stunde unterhalb Neuss, die 16. Legion und später die VI. römische Heeresabtheilung wohnte, kann sich an der Stelle des heutigen Neuss kein so grosses Cohorten-Castell befunden haben, wie das nachgewiesene, so schliesst dieses nicht aus, dass vorher, etwa von Augustus, der Bereich von Neuss zur Errichtung eines grossen Cohorten-Lagers gewählt wurde. Die lokalgeschichtlichen Ueberlieferungen des Mittelalters sprechen stets von einem „Drususcastell", das durch Julian wieder hergestellt worden sei. Wenn sich nun auch nicht in Abrede stellen lässt, dass damals „castra" und „castellum" mit einander verwechselt wurden, so hat dennoch die Frage Berechtigung: ob das grosse (330 m Länge, 250 m Breite) spätrömische Neuss auf den Resten einer gleichartigen älteren, etwa Drusus'schen Anlage errichtet worden, oder ob man es mit einer theilweisen oder völligen Neuanlage zu thun habe.

Die mittelalterlichen Chronisten sprechen ferner von einer durch Valentinian erfolgten grösseren Befestigung und Erweiterung von Neuss; allgemeine, gesicherte historische Weisungen begründen diese Mittheilungen eher, als dass sie widersprechen. Thatsache ist, dass die „Julianischen Castellreste" begrenzt werden nach Südosten von dem Zollthore und (an der Erft) von dem Rondel an der Stadtmauer östlich der Brückstrasse (platea pontis), der ehemaligen „Kehl" oder „Kelle" (Rheinkanal) gegen-

über. Die sich nordwestlich unmittelbar an die Seitenflanken des Julianschen Castells anschliessende Ummauerung des hinteren Stadttheils von Neuss hat streckenweise einen weit älteren Charakter, als diejenige des vorderen. Diese stimmt in ihrem Aufbaue überein mit der von Hochstedenschen Ummauerung Kölns. Wir wissen auch, dass Conrad von Hochsteden im 13. Jahrhundert das mit Stadtrechten versehene Neuss „befestigt und erweitert hat". Es sieht so aus, als habe sich diese Arbeit auf den vorderen Stadttheil und nur auf eine Restauration des hinteren bezogen; denn letzterer hat zweifellos, wie ich schon früher in diesen Jahrbüchern dargestellt habe, schon allein im Oberbau seines Mauerringes andere, offenbar römische Theile aufzuweisen, die auf Valentinian zurückgeführt werden könnten.

Zwischen Krämerstrasse und Rathhaus, also in der Mitte des „Julianschen Castells" und zwar in dem Winkel zwischen via principalis und via praetoria, wo man das Castell-Prätorium suchen könnte, fand man bei Anlage des Rohrgrabens für die städtische Wasserleitung Baufundamente aus Grauwacke, zwischen welchen starke Bauschuttlagen angetroffen wurden. Die von denselben eingeschlossenen Culturreste scheinen auf ein im batavischen Freiheitskampfe zerstörtes Gebäude zu weisen, welches das Prätorium einer augusteischen Anlage sein könnte. Südlich der Fundamente, vor der alten Postgasse, erschien ein römischer Kanal, der möglichweise mit dem vermeintlichen Lagerbau in Verbindung stand. Auffallend erscheint es, dass ein Augusteisches Werk, welches seit Anlage des Lagers der Legio XVI nutzlos war, erst im J. 70 eingeäschert worden sein soll; möglich freilich, weil damals ein Verbrennen und Schleifen der grösseren und kleineren Lager erfolgte (Tac. H. IV 61).

Auch in der Hymgasse, bei Anlage der Fabrik von Frings u. Frohwein, vor dem Portal des Hospitals, erschienen bedeutende Fundamente eines Römerbaues, der Badeeinrichtungen und andere luxuriöse Vorkehrungen zeigte. Es fanden sich in der Umgebung reich verzierte schöne Sigillata-Scherben der ersten Kaiserzeit und Münzen von Tiberius, Nero Commodus, auch eine niedliche Delphin-Statuette aus Bronze. Vor dem Hospitale wurde — wie man mir leider erst nachträglich mittheilte — auch ein Römercanal gefunden, der allem Anscheine nach mit jenem Bau in Zusammenhang gebracht werden muss. Die bauliche Anlage bestand aus Ziegelmauern, schien ein Staatsgebäude und zwar eher eine kaiserliche Mansion als etwa ein Castell-Quaestorium zu sein.

Zieht man das älteste Urkundenmaterial heran, dann erscheint der Saal- oder Königshof (vergl. Lacomblet, die letzten Spuren des fränk. Königshofes zu Neuss, Archiv II, 319 ff.) als alter bedeutungsvoller Bau. Er scheint von Heinrich IV. an Anno übertragen, und von diesem bezogen worden zu sein. Man nannte ihn Saal oder Palast „palatium super

trappam" (Lacomblet Urk. I, 483, 525) nach der „Treppe" oder einem Gesteiger, auf welchem gemäss Neusser Rathsprotokollen ein neuer Erzbischof und Landesherr die Huldigung entgegennahm. Wir finden denselben deshalb auch als Trappengut (Dr. Tücking, Geschichte der kirchlichen Einrichtungen von Neuss, 1886). Er stand (vgl. a. a. O.) „an der Nordseite des westlich von der Stiftskirche gelegenen Münsterplatzes und hatte einen grossen Garten, welcher im Westen von dem Büchel („Bühl", auch „Hogestraiss", im Norden vom Glockhammer, im Osten von der „Bongartsmauer" an der jetzigen Glockhammerstrasse begrenzt wurde". Mit der Kurie verband sich ein Dinghaus zur Abhaltung der Hofgerichte (a. a. O.). Er erhob sich also ungefähr in der Mitte zwischen der via principalis und der Nordwestflanke des „Julianschen Castells", nordöstlich neben der via praetoria. Der Garten wurde begrenzt von der Nord- und Ostflanke des Castell-Rechteckes. — Vielleicht haben hier die Franken nur ein altes Gebäude bezogen und später nach ihrem Geschmacke umgestaltet; das römische Staatseigenthum fiel ja bekanntlich den merovingischen Königen als Krongut anheim (Lacomblet Archiv I, 37).

Als die älteste christliche Kultusstätte der um jenen Königssitz sich ansammelnden Gemeinde galt die „Marien-Kapelle"; sie wurde als die erste Pfarrkirche des Ortes (Neuss) betrachtet und behauptete sich längere Zeit in dieser Stellung neben der Quirinuskirche, einem um die Mitte des 9. Jahrh. entstandenen Benediktinerinnen-Konvent. Die Fundamente der Mariencapelle, welche ich bei Anlage der Rötert'schen Küsterwohnung auf dem Friedhofe und bei Tonnet am Markt theilweis gesehen habe, liegen südlich des Königssitzes, nordöstlich neben der via praetoria, nordwestlich neben der via principalis des Julian'schen Castells, also da, wo sich die Altäre der heidnischen Götter befunden haben mögen. Auffallender Weise liegt auch das neuere Rathhaus genau in der Ecke südwestlich der via praetoria und südöstlich der via principalis, also da, wo man auch das römische Quaestorium suchen könnte. Das im 13. Jahrhundert errichtete Clarissenkloster stand auf der Oberstrasse, die Vorderseite reichte von der Ecke der Clarissengasse bis zum Hause B. 49, der Hofraum dehnte sich bis zur Michaelstrasse aus (Löhrer, Geschichte der Stadt Neuss, Neuss 1840), es wurde also südlich von der Wallstrasse, östlich von der via praetoria des Castells begrenzt.

Die vier Hauptthore der mittelalterlichen Feste Neuss richten sich nach den zum Theil in die Thore jenes Castells mündenden, zum Theil dieses scharf begrenzenden Römerstrassen. Die Hauptstrasse von Neuss (Ober- und Büchelstrasse) liegt auf der via praetoria des Castells; sie führt durch das Ober- und Südthor. Die von Jülich nach Neuss führende Römerstrasse begrenzte die Südflanke des Castells; sie leitet durch das „Zollthor". Eine von Aachen her kommende Römerstrasse zieht durch das

Hammerthor. Durch das Rheinthor, nordöstlich der heutigen Rheinstrasse, sah ich das von spätrömischen Gräbern begleitete Strassenpflaster, welches nach der südöstlich der Stiftskirche zu suchenden porta principalis dexta leitet.

Diese Thatsachen weisen offenbar ebenfalls auf den kurz vor Beginn des Mittelalters nachweisbaren Bestand des Julian'schen Castells, wie denn auch nicht nur bei Gregor von Tours, sondern auch noch in den Annal. Bertin. Neuss in letzteren „Nuisium" castellum genannt wird. Auffallend erscheint es, dass ungeachtet dessen eine Urkunde von Erzbischof Anno II. am 27. September 1074 von „oppidum Nuxiense" redet, da doch Anno erst den Grund zu einem Gemeinwesen gelegt habe, das sich unter seiner Nachfolger Obhut zu ansehnlicher Stadt entwickelte (a. a. O. S. 13). Tücking (a. a. O.) verhehlt seine Bedenken nicht; Lacomblet (Arch. II, 322) verweist auf die kleine Saalhof-Ansiedelung und glaubt „curtis" (Haupthof) statt „oppidum" lesen zu müssen. Vielleicht haben sich aber Reminiscenzen an den römischen Ort erhalten, der das oppidum im Gegensatz zu dem vor ihm liegenden, mit ihm zu einem Ganzen verbundenen castellum bildete. Constantin Koenen.

17. Alte Mainbrücke bei Seligenstadt. Die Untersuchungen an den Mauerresten im Flussbett zu Seligenstadt nahmen bei dem niedrigen Wasserstand einen raschen und höchst günstigen Verlauf. Sie wurden wesentlich noch dadurch gefördert, dass mir von hoher Landesregierung die dort beschäftigte Baggermaschine auf kürzere Zeit zur Verfügung gestellt wurde. Mittelst derselben wurde im Beisein des Herrn Kreisbaumeisters Reuling von Offenbach am jenseitigen Ufer der zweite Pfeiler dem Stromstrich entlang auf zwei Seiten bis zum Pfahlwerk freigebaggert, wodurch die Länge und Breite des Pfeilers bestimmt und zugleich Einsicht in seine Konstruktion genommen werden konnte. Darauf wurde der dritte Pfeiler von der Rückseite her angebaggert, um hierdurch das Mauerwerk selbst und die Richtung desselben nachzuweisen. Der vierte und fünfte Pfeiler endlich, welche ebenso wie der dritte, von Herrn Dammwärter Gölz annähernd bestimmt worden waren, wurden mittelst einer langen mit Eisen beschlagenen Stange aufgesucht und festgelegt.

Die Pfeiler sind, im Verhältniss zur Länge, von aussergewöhnlicher Breite, eine Eigenthümlichkeit, die Herr Kreisbaumeister Reuling auch bei den Pfeilern der Brücke bei Gross-Krotzenburg bemerkt haben will. Der zweite und dritte Pfeiler stehen in weiterem Abstande von einander als die übrigen, die in gleicher Entfernung und enge zusammen gestellt sind. Jedenfalls bewegte sich in früherer Zeit zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler der Hauptstrom des Maines, der jetzt näher nach dem hessischen Ufer gedrängt ist. Dass dies in der That so gewesen sein muss, ergibt sich aus einer aufmerksamen Betrachtung des baierischen Ufers. Hier hat

der Strom im Laufe der Jahrhunderte Kies und Sand abgelagert und die alte Uferbank weit vom Wasser abgedrängt, wodurch auch die Mitte des Stromes verlegt werden musste. Da der fünfte Pfeiler bei dem jetzigen kleinen Wasserstand noch 21 Meter vom hessischen Ufer entfernt steht, so ist es leicht möglich, dass sich hier noch das Pfahlwerk eines weiteren Pfeilers befindet, der schwerer, als die anderen durch die Eisgänge gelitten haben mag und sich meiner Untersuchung entzog. Ist es der Fall, so würde dies die Gesammtsumme von 7—8 Pfeilern ergeben; wahrscheinlicher ist es jedoch, dass 6 event. 7 Pfeiler die Brücke bildeten. Eine Feststellung auch dieser Pfeiler dürfte wohl mit den Arbeiten zur Aufsuchung des muthmasslichen Kastelles in Seligenstadt verbunden werden.

Mauerreste, welche sich unter der Oberfläche eines hochgelegenen Wiesenstückes des jenseitigen Ufers bergen, scheinen auf einen schwachen Brückenkopf hinzuweisen.

Es ist somit der Beweis erbracht, dass einst bei Seligenstadt eine feste Brücke stand. Da weder eine archivalische Notiz noch der Volksmund von ihr berichtet (man wusste nur, dass der Fluss hier leicht zu überschreiten war), so schwindet der Gedanke, dass sie mittelalterlichen Ursprungs gewesen sein könne und man wendet sich umsomehr der Ansicht zu, dass sie ein Werk römischer Baukunst gewesen sein müsse. Stimmt sie doch in der Art ihrer Anlage mit den römischen Brücken zu Mainz und namentlich zu Gross-Krotzenburg wesentlich überein.

Zu welchem speziellen Zwecke sie errichtet wurde, bleibt noch immer ein Räthsel, das aber in späterer Zeit sicher gelöst werden wird.

Fr. Kofler in Darmstädter Zeitg. 26. Oct. 1887. I.

18. Bestattung in grossen Krügen. Man nannte dies thönerne Fass bei den Griechen Pithos, bei den Römern Dolium. Man hat an vielen Orten in Italien, Griechenland, auf Kreta und anderwärts solche Gefässe mit Bohnen, Weizen und dergleichen gefüllt in der Erde gefunden und an einigen besteht dieser Gebrauch noch. Man hat aber auch dieselben Gefässe mit Leichenresten gefunden, so in Kleinasien und der Krim, in Chaldea, auf dem Isthmus von Suez, im südlichen Gallien, in Spanien, sogar am Orinoko. Die Porosität dieser Behausung beförderte die Zersetzung des Inhaltes und diese Krüge waren wahrhafte Sarkophage, d. h. Fleischaufzehrer. Die Todten zu Babylon und Niniveh wurden in thönernen Gefässen verbrannt und es wird behauptet, die in Troja zwischen Resten assyroägyptischer Cultur und unter gleichen Verhältnissen wie am Euphrat und Tigris gefundenen übermannshohe Krüge mit verbrannten menschlichen Gebeinen hätten dem gleichen Zwecke gedient. Die Entdeckungen in Sfax zeigen, dass in Nordafrika diese Art von Erdbestattung während der römischen Zeit fortgedauert hat. Dort, wo der antiken Cultur eine uralte

phönikische und ägyptische vorausgegangen ist, finden wir die Erklärung für die ursprüngliche Eiform der Krüge. Für den Berber ist noch heute wie für den Aegypter im Alterthum das von der Sonne ausgebrütete Straussenei ein heiliges Symbol der in der Sonne geoffenbarten Gottheit, die in dem Ei das Leben erweckt. Nördlich von Sfax zieht sich zwischen Meer und Ebene eine einzige weite Nekropole hin, die neben anderen Beerdigungsarten überaus zahlreiche Bestattungen in Krügen aufweist. Die Kunst, grosse Gefässe zu fertigen, war, wie es scheint, verloren gegangen. Der Sarg ist aus Theilen mehrerer mittelgrossen Krüge zusammengesetzt. Die Pithoi von Sfax sind 1 bis 1,5 m hoch, in der Wand 1 cm stark, aus rothem oder gelblichem Thon gefertigt und ganz schmucklos. Manche Krüge sind eingemauert, d. h. in Kalk gebettet; oft liegen sie unter einem Dache von Ziegelplatten. Einmal fand man das Monogramm Christi auf einem solchen Kruge. Wenn die Kinderknochen sich besser erhalten zeigen, so rührt dieses daher, dass man sie nicht verbrannte. Die Bestattung in Krügen scheint ein uralter Brauch, den vielleicht die Phöniker dahin gebracht haben.

Köln. Ztg. 10. April 1888 I. B.

19. Der angebliche Sarkophag Alexander des Grossen. Während Schliemann in Alexandria das Grab Alexanders des Grossen sucht, glauben die Türken, in einem der Sarkophage von Sidon (vgl. Berliner Philol. Wochenschr. 1887, Sp. 1105 u. 1106) das Grab Alexanders zu besitzen. Der Bericht der „Politischen Correspondenz" sagt: Auf den ersten Blick spricht für die Annahme, dass der die Siege Alexanders des Grossen gegen die Perser darstellende Sarkophag derjenige eines Feldherrn des makedonischen Herrschers sei, der Glaube, dass Alexander der Grosse in Alexandrien beerdigt wurde. Dieser Einwand muss jedoch zerfallen, da bekanntermassen zahlreiche Geschichtsforscher die Richtigkeit dieser Annahme bezweifeln. Sieht man aber ab von dieser Voraussetzung, so kann in Erwägung des Umstandes, dass der Sarkophag die Siege Alexanders des Grossen, die Niemand die Kühnheit gehabt hätte, sich anzueignen, darstellt, ferner mit Rücksicht auf den Charakter und die Feinheit der Arbeit, sowie wegen des Umstandes, dass der Sarkophag neben demjenigen eines befreundeten phönikischen Königs sich befand, der Sarkophag kein anderer als der Alexanders sein. Ueberdies ist es nicht wahrscheinlich, dass Alexander auf dem Sarge eines seiner Feldherrn sein eigenes Wappen angebracht und erlaubt hätte, dass auf demselben die von ihm selbst erfochtenen beispiellosen Siege „ihm allein" zugeschrieben worden wären. Die Worte „ihm allein", die an einer Stelle angebracht sind, wo man gewöhnlich nur die hervorragendsten Thaten aus dem Leben eines Menschen erwähnte, in dessen Sarkophag man die demselben theuersten Gegenstände legte, würden folgerichtig beweisen, dass der Sarkophag derjenige

Alexanders des Grossen sei. Zu dieser Mittheilung der Berliner Philolog. Wochenschr. 1888 Sp. 387 sei bemerkt, dass Schliemann nach einem Briefe vom 22. März d. J. in Alexandrien die Erlaubniss nachsuchte, neben der Moschee Nebi Daniil zu forschen, wo er das Σῶμα mit dem Grabe Alexanders des Grossen zu finden glaubte. Dies wurde ihm aber auf das Entschiedenste abgeschlagen. Ebenso wenig konnte er es durchsetzen, auf der Stelle zu graben, wo früher die beiden Obelisken gestanden haben und wo er überzeugt war, jedenfalls das Caesarion aufzudecken. Sch.

20. Zu Frontinus. In dem zweiten Buche der Strategemata des Julius Frontinus „de dubiorum animis in fide retinendis“ wird II, 11, 7 eine Begebenheit mitgetheilt, deren historische Bezugnahme zweifelhaft erscheint: „Imperator Caesar Augustus, eo bello quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, cum in finibus Ubiorum castella poneret pro fructibus eorum locorum, quae vallo comprehendebat pretium solvi iussit atque ea iustitiae fama omnium fidem astrinxit“.

Dr. Julius Asbach (Westd. Zeitschr. III S. 20) erkennt in dem Imperator Caesar Augustus den Domitianus, ist aber der Ansicht, dass für Ubiorum Sueborum zu lesen sei. Bei näherer Prüfung scheint diese Annahme nicht gerechtfertigt.

Nicht ein einzelner deutscher Volksstamm, sondern eine ganze Anzahl grosser und kleiner Völker, die Longobarden, Hermunduren, Marcomannen, Quaden u. s. w. trugen den Namen Sueben, es ist daher gar nicht anzunehmen, dass Frontinus denselben an einer Stelle, wo er von einem bestimmten Gebiete spricht, als eine völkerschaftliche Bezeichnung benutzt hätte. Aber auch gegen die Bezugnahme der angeführten Stelle auf den Kaiser Domitianus lassen sich Bedenken erheben.

Frontinus hat in seinen Strategemata über 400 Begebenheiten als nachahmungswerthe Beispiele zusammengestellt, welche der Kriegsgeschichte aller Völker, so weit sie damals reichte, entnommen waren. In sehr vielen Beispielen erscheinen nichtrömische Feldherren, als Alcibiades (8), Themistokles (4), Epaminondas (12), Perikles (7), Xenophon (2), Philipp von Macedonien (12), Alexander der Grosse (14), Hannibal (22), Pyrrhus (7) u. s. w., die meisten Beispiele jedoch werden mit römischen Feldherrn in Verbindung gebracht, verschiedenen Catonen (10), Scipionen (26), Fabiern (13), Metellen (11), Marius (10), Sulla (9), Cäsar (21), Pompejus (12), Corbulo (5) etc. Verschwindend klein ist die Anzahl der Beispiele, welche Frontinus aus seiner Zeit mittheilt, obgleich er unter 5 römischen Kaisern, Vespasianus, Titus, Domitianus, Nerva, Trajanus hohe Staatsämter als Feldherr, Praetor urbanus, Consul, zuletzt als Curator aquarum, zu welchem Posten er im Jahre 98 von Nerva berufen wurde, bekleidete und seine Strategemata erst unter Hadrianus geschrieben haben kann (Veg. I 8).

Zwei Beispiele finden wir von Vespasianus (II 1, 17 und IV, 4, 4), in welchen Frontinus diesen Kaiser als Divus Augustus Vespasianus aufführt, drei Beispiele von Domitianus, welche wir näher erläutern wollen.

a) I, 1 de occultendis consiliis 8.

Imperator Caesar Domitianus Augustus Germanicus, cum Germanos, qui in armis erant, vellet opprimere, nec ignoraret maiore bellum molitione inituros, si adventum tanti ducis praesensissent, profectionem suam censu obtexuit Gallianum. Sub quibus inopinato bello affusus, contusa immanium ferocia nationum, provinciis consulit.

Diese Begebenheit fällt offenbar in die Zeit der Empörung des Antonius Saturninus, welcher deutsche Völker zur Hülfe aufgerufen hatte. Duruy II, 186 legt dieselbe in das Jahr 93, Domitianus führt den Beinamen Germanicus, welchen er sich nach dem Chattenkriege im Jahre 84 (Duruy II, 171) beigelegt hatte.

b) I, 3, de custodiendo statu belli 10.

Imperator Caesar Domitianus Augustus cum Germani more suo a saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros tutumque regressum in profunda silvarum haberent, militibus per centum viginta millia passuum actis, non mutavit tantum statum belli, sed et subjecit ditioni suae hostes quorum refugia nudaverat.

Diese Begebenheit fällt wahrscheinlich in den Chattenkrieg, jeden Falls in eine Zeit, als Domitianus noch nicht den Beinamen Germanicus führte.

c) IV, 3, de continentia 14. Auspiciis Imperatoris Caesaris Domitiani Augusti Germanico bello, quod Iulius Civilis in Gallia moverat Lingonum opulentissima civitas, quod ad civilem desciverat, cum adveniente exercitu Caesaris populationem timeret, quod contra expectationem inviolata nihil ex rebus suis amiserat ad obsequium redacta septuaginta millia armatorum tradidit.

Hier überliefert uns Frontinus eine Begebenheit aus dem Bataverkriege während der Regierung Vespasians, als Domitianus noch kaiserlicher Prinz und 19 Jahre alt war; demungeachtet gibt ihm Frontinus den Beinamen Augustus, welchen er schwerlich damals schon geführt hat, wahrscheinlich weil es höfischer Gebrauch war, auch die kaiserlichen Prinzen mit dem Beinamen Augustus auszuzeichnen. Nur in dem ersten der drei Beispiele wird Domitianus mit dem Beinamen Germanicus erwähnt, offenbar deswegen, weil die Begebenheit in seine spätere Regierungszeit fällt, in welcher er denselben bereits angenommen hatte. Der Beiname Germanicus findet sich jedoch ausserdem noch in zwei andern Stellen mit Imperator Caesar verbunden, kann aber in keiner von beiden in Beziehung zu Domitianus gebracht werden.

Die eine Stelle findet sich II, 3, de acie ordinando 23, Imperator Caesar Germanicus, cum subinde Catti equestre proelium in silvas refugiendo

diducerent, iussit suos equites, simul atque ad impedimenta ventum esset, equis desilire, pedestri pugna confligere, quo genere consecutus est, ne quis non locus eius victoriam miraretur.

In den Beispielen ad a, b, c sehen wir einen Heerführer, welcher durch Schlauheit, List und Vorsicht, Eigenschaften, welche den Kaiser Domitianus charakterisiren, Erfolge erzielte, hier aber werden wir auf das Schlachtfeld geführt, wir sehen den kriegsgeübten Feldherrn, welcher an der Spitze seiner Truppen sofort die zweckmässigen Anordnungen, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen, trifft, und erkennen den Germanicus, den Sohn des Drusus, von welchem uns hier eine Begebenheit aus seinem Feldzuge gegen die Chatten im Jahre 15 erzählt wird.

Hätte Frontinus in dieser Stelle den Domitianus gemeint, so hätte er ihn, da er sein Buch erst unter dem Kaiser Hadrianus schrieb, bei seinem Namen nennen müssen, ausserdem ist aber die Beziehung zu Domitianus deshalb undenkbar, weil der Beiname Augustus fehlt. Die andere Stelle, in welcher der Beiname Germanicus mit Imperator Caesar in Verbindung gebracht wird, erzählt die bereits am Eingang aufgeführte Begebenheit. Nach meiner Ansicht muss sich dieselbe auf Drusus beziehen, denn ihm kann die Anlage von Castellen im Ubierlande zugeschrieben werden. Drusus war Imperator und führte nach seiner Adoption durch Kaiser Augustus den Namen Caesar als patricischen Geschlechtsnamen der Julier, nur der hinter Caesar stehende Beiname Augustus könnte bezüglich der Richtigkeit unserer Beziehung stutzig machen, da wir aus Mommsens römischem Staatsrecht, II 749, erfahren, dass Kaiser Octavianus den Beinamen Augustus mit keinem seiner Söhne theilte. Wenn nun auch Drusus den Beinamen Augustus nicht selbst führte, so kann es dennoch nicht besonders auffallend sein, wenn Frontinus ihn als Adoptivsohn des Vaters Augustus damit erwähnt, ebenso wie er dieses bei Domitianus in einer Begebenheit thut, welche derselbe als kaiserlicher Prinz erlebte. Wohl absichtlich setzt Frontinus den Beinamen Germanicus nicht direkt hinter Imperator Caesar Augustus, sondern gebraucht die Wendung „eo bello qui victis hostibus cognomen Germanici meruit“, weil Drusus erst nach seinem Tode den für seine Nachkommen erblichen Beinamen Germanicus durch Senatsbeschluss erhielt.

Schliesslich will ich bezüglich der zuletzt besprochenen Stelle noch einer Aeusserung des Herrn Professors Dr. H. Düntzer (B. J. 81, 7, Köln und seine Römerbrücke) gedenken. Derselbe schreibt wie folgt: Wer Frontin kennt, weiss, dass dieser manches erzählt, wovon er als Begleiter des Domitianus Augenzeuge gewesen ist, und bisher dürfte wohl Niemand unter dem an der angeführten Stelle genannten Imperator Caesar Augustus Germanicus mit der näheren Bezeichnung eo bello, quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, statt des Domitian den Augustus

verstanden haben. Auch ich habe darunter den Kaiser Augustus nicht verstanden, sondern nur (B. J. 78, 56) angeführt, dass die Römer das Terrain für die Befestigungen, welche unter Augustus in dem Lande der Ubier angelegt wurden, baar bezahlt haben, kann jedoch nicht unterlassen, die Frage zu stellen, ob der bedeutende, in den römischen Klassikern so bewanderte Gelehrte, welcher mit jedem historischen Irrthum eines Anderen so scharf vor Gericht geht, die Strategemata des Julius Frontinus wohl gelesen hat?

In dem 11. Kapitel des 2. Buches erzählt Frontinus 7 Begebenheiten, zwei von Alexander dem Grossen, je eine von P. Valerius, Cn. Pompejus, Antipater, Scipio Africanus, Imperator Caesar Augustus Germanicus. Ad 1—6 konnte Frontinus nicht Augenzeuge sein und war es ebenso wenig ad 7.

Ich will auch eine bei dieser Gelegenheit von dem Herrn Professor gemachte Aeusserung, welche mir fälschlich eine Abneigung gegen die Herren Philologen zuschiebt, widerlegen, denn ich besitze dieselbe nicht und habe sie auch niemals an den Tag gelegt. Als Beweismittel versucht er eine Stelle aus dem von mir verfassten Aufsatz, Köln und seine Römerbrücke (B. J. 78, 85) zu verwerthen, deren Sinn durch die Weglassung des Schlusssatzes entstellt wird, welche ich deshalb hier wiederholen will: „Die alten Bücher sind nach allen Richtungen durchwühlt, und wir werden aus ihnen kaum noch mehr erfahren, als wir bereits wissen, wie gewaltige Daumschrauben wir auch dem Text anlegen. Der einzige Weg, auf welchem wir unser Wissen noch bereichern können, sind planmässig betriebene Aufgrabungen.“ Hiermit verrathe ich gewiss keine Abneigung gegen die Herren Philologen, deren Unterstützung ich stets sehr gern in Anspruch nehmen will, sondern ich drückte nur den Wunsch aus, dass künftig die Forschungen im Terrain in grösserem Umfang, als dieses bis jetzt der Fall war, betrieben werden. Dieser Wunsch ist gewiss berechtigt. Die Geschichte des Alteburger Fundes, dessen Veröffentlichung nahe bevorsteht, wird auch nachweisen, wie sehr man es gerade in dieser Richtung hat fehlen lassen.

Generalmajor Wolf.

20. Zu Frontinus I. 3. Eine Stelle im Frontinus I, 3 (de custodiendo statu belli) 10 wird auf die Anlage der Limes bezogen, indem sie folgende Lesart hat: „Imperator Caesar Domitianus Augustus cum Germani more suo e saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros, tutumque regressum in profunda silvarum haberent, limitibus per centum viginta millia passuum actis, non mutavit tantum statum belli, sed subiecit ditioni suae hostes quorum refugia nudaverat.“

Nach dem Inhalt muss die Frontinus mitgetheilte Begebenheit eine

Episode des von Domitian geführten Kattenkrieges gewesen sein, weswegen Oberst v. Cohausen in dem nach dem Wortlaute des Textes angelegten Limes die Strecke von Rheinbrohl am Rhein bis Krotzenburg am Main, womit auch ziemlich genau das Maass von 120 Meilen stimmt, erkennt. Nur begreift man nicht, wie Domitian durch diesen Limes, welcher doch nur das Gebiet der den Römern treu ergebenen Völkerschaft der Mattiaken in geringer Entfernung vom Rhein umschloss und längst im sichern Besitz der Römer war, die Schlupfwinkel der Katten, in welchen sie Zuflucht gefunden hatten, bloss legen konnte.

Ein Verständniss für die Anlage eines Limes im Laufe eines Feldzuges, wo man doch die Truppen für den Kampf zusammen halten und nicht über eine Strecke von 120 Meilen verzetteln konnte, ist vom militärischen Standpunkte überhaupt nicht zu finden, erst nach dem Feldzuge wäre sie denkbar, wenn die Römer nach einer Niederlage in die Defensive geworfen worden wären, was aber mit der zugleich mitgetheilten Unterwerfung der Katten durch Domitian im Widerspruch stände.

Alle diese Zweifel lösen sich jedoch, wenn man eine ältere Ausgabe des Frontinus, Leyden 1633 ex recensione Petri Schriveri, welche sich offenbar genau der Handschrift anschliesst, aufschlägt und findet, dass dort militibus für limitibus steht, und hierdurch die Stelle einen ganz anderen aber den Verhältnissen völlig entsprechenden Sinn erhält, indem sie nur besagt, dass Domitian, weil er seine Armee nicht durch die unausgesetzten Ueberfälle aufreiben lassen wollte, nur 120 Meilen tief in das Land eindrang und nicht weiter vorrückte, sondern seine Feinde, deren Schlupfwinkel er blossgelegt hatte, zur Unterwerfung zwang. Es scheint somit die neue Fassung der Stelle durch Setzung von limitibus für militibus als eine Textverbesserung, wodurch die Geschichte gefälscht wurde. Wahrscheinlich war die Limes-Strecke Rheinbrohl-Krotzenburg bereits durch Claudius angelegt worden. Der permanente Ausbau der zuerst in Feldmanier angelegten Castelle mag später stattgefunden haben.

Generalmajor Wolf.

22. Römische Terracotten. Le Blant berichtet in der Sitzung der Pariser Académie des Inscriptions vom 10. Febr. über einen interessanten archäologischen Fund in Rom. Beim Aesculaptempel, der im Alterthum durch wunderbare Heilungen berühmt war, wurden eine Menge seltsamer Terracotta-Gebilde ausgegraben. Sie stellen sämmtlich einen geöffneten menschlichen Rumpf vor, sodass man Herz, Lungen und Eingeweide sehen kann; ein ähnliches aber ungeschickter gearbeitetes Stück ist vor zwei Jahren in Nemi gefunden worden (Berliner philol. Wochenschrift 12. Mai 1888). Solche Gegenstände in Terracotta wurden schon mehrfach gefunden. Auch die anatomischen Darstellungen in Marmor, die das vaticanische Museum besitzt, werden für Weihgeschenke gehalten. Sch.

23. Tell el Amarna. Thontafelnfund. Anfang des letzten Winters wurde von ägyptischen Bauern in den Ruinen des in Mittelägypten gelegenen Tell el Amarna eine grössere Zahl von Thontafeln, welche mit babylonischen Keilinschriften bedeckt waren, neben einigen ägyptischen Alterthümern, Thonsiegeln und Alabastertäfelchen gefunden. Die Fundstücke gelangten grösstentheils an das Berliner Museum (besprochen von Erman und Schrader, Sitzungsber. der Berl. Akad. 3. Mai 1888, S. 583 ff.), während andere bisher noch nicht fachmännisch untersuchte Stücke in das Museum zu Bulaq kamen. Die Tafeln bildeten einen Theil des altägyptischen Reichsarchivs und hatten sich z. Th. einst in Theben befunden, von wo sie bei der Verlegung der Residenz unter Amenophis IV nach Tell el Amarna mit dorthin gebracht worden waren. Zahlreiche derselben waren von Leuten abgefasst, die sich als Untergebene des Pharao bezeichnen und welche ihm aus vorderasiatischen Orten, wie Akko, Askalon, Megiddo (?), Simyra, Byblos Berichte sendeten, ein Beweis, dass diese Gegenden damals unter ägyptischer Herrschaft standen. Eine andere Gruppe ist verfasst von dem Könige Purrapuriasch (Purnapuriasch) von Babylon, der auch in babylonischen Inschriften auftritt, um 1440 v. Chr. regierte (Hommel, Gesch. Bab. S. 434) und mit einer assyrischen Prinzessin vermählt war. Wieder andere stammen von einem Könige Duschratta von Mitanni, das dem ägyptischen Lande Neharina gleichgesetzt wird und nach dem Zusammenhang dieser Texte zwischen Euphrat und Balih-Belias gelegen haben muss. Die Briefe handeln meist über die Heirath der Tochter dieses Herrschers mit dem ägyptischen Pharao. Wie ein ägyptischer Text (Aeg. Zeitschr. 1880, S. 82) berichtet, vermählte sich Amenophis III in seinem 10. Jahre mit der Tochter eines Königs Satarna von Neharina, der wohl der Nachfolger dieses bereits im zweiten Jahre genannten Duschratta war.

Die ägyptischen Herrscher, die genannt werden, sind Nimmurija (Neb-Maā-Ra Amenophis III), dessen Gattin Tiī und ihr Sohn Napchururija (Nefer-cheper-Ra Amenophis IV). Dass ersterer über Vorderasien bis nach Neharina hin herrschte, beweisen zahlreiche Inschriften; auch von letzterem wird Aehnliches berichtet (Leps. Denkm. III. 100 b; cf. 97 d). Die neuen Texte bestätigen diese Angabe und widerlegen die neuerdings wieder von Meyer, Gesch. Aeg. S. 280 ausgesprochene Ansicht, um diese Zeit habe ein Rückgang der ägyptischen Macht stattgefunden. Das Hauptinteresse der Inschriften beruht aber darauf, dass sie uns zeigen, ein wie lebhafter Verkehr zwischen Syrien, Mesopotamien und Aegypten bereits im 15. vorchristlichen Jahrhunderte bestand; ihr genaueres Studium wird gewiss noch manche historisch und kulturhistorisch wichtige Notiz zu Tage fördern.

A. Wiedemann.

IV. Berichte.

General-Versammlung des Vereins Bonnensia.

Am 21. Nov. v. J. hielt der „Verein für die Sammlung von Bonner Alterthümern, Bonnensia“ seine erste General-Versammlung ab. Der Vorsitzende, Herr Dr. Hauptmann, begrüsste die Anwesenden und wies darauf hin, wie auffallend es sei, dass in Bonn, als einem Sitze der Wissenschaften, ein Museum, welches Bonner Alterthümer sammle, noch nicht bestehe. In unserer Zeit werde so viel Geschichte geschrieben, und es liege uns doch keine näher als die der Heimath. Die Spuren, welche die vergangenen Zeiten hier zurückgelassen, zu sammeln und hierdurch ein besseres Verständniss zu gewinnen, sei der Zweck des Vereins Bonnensia.

Dem hierauf verlesenen Jahresbericht entnehmen wir folgende Mittheilungen:

„Obschon die Aufgabe, die der Verein sich gestellt hat, Bonner Alterthümer zu sammeln, sich nicht nach Belieben forciren lässt, sondern die Gelegenheit, solche zu erwerben, abgewartet werden muss, hat derselbe in der kurzen Zeit seines Bestehens doch schon recht hübsche Acquisitionen gemacht. Von zwei Oelbildern von der Hand des Bonner Malers Fischer, welche er ankaufte, erwies sich eines als das Porträt des bekannten Malers Desmarés, welcher sich in den Jahren 1745—1749 in Bonn aufhielt. Ferner wurde ein Oelporträt des Kurfürsten Max Heinrich († 1688) erworben, sowie eine sehr hübsch in Gouache ausgeführte Ansicht der Stadt Bonn aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts. Herr Leydel schenkte dem Verein mehrere auf Bonn bezügliche Stiche und Lithographien aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Herr Hanstein desgleichen eine Anzahl Lithographien, Handzeichnungen und alte Drucke, Herr Dr. Hauptmann ein Oelgemälde von dem Bonner Maler Manskirsch, Herr Frhr. v. Hilgers einen Kupferstich von Janscha vom Ende des vorigen Jahrhunderts, Bonn von der Rheinseite darstellend, endlich Herr Oberbürgermeister Doetsch 8 photographische Ansichten von verschiedenen interessanten alterthümlichen Partien in Bonn. Möbel war der Verein nicht in der Lage gewesen erwerben zu können.

„Eine sehr werthvolle Erwerbung machte der Verein bei dem Gewerbemuseum in Magdeburg. Es gelang ihm nämlich eine alte, gut erhaltene Pergamenturkunde mit anhängendem Wachssiegel des Bonner Cassiusstiftes aus dem Jahre 1256 gegen zwei Medaillen einzutauschen, so dass dies alte Dokument, welches schon bis an die Elbe verschlagen war, wieder zum heimischen Boden zurückgeführt worden ist. Desgleichen erwarb der Verein fünf weitere, das Cassiusstift betreffende Urkunden aus dem vorigen Jahrhundert, drei darauf bezügliche gedruckte Aktenstücke sowie 191 gedruckte kurfürstliche Erlasse aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts; ferner zwei mit hübschen Randzeichnungen verzierte Lehrbriefe auf Pergament von Bonnern, vier Officierspatente für den Gouverneur von Bonn, Baron v. Kleist mit den eigenhändigen Unterschriften von Clemens August und Max Friedrich und weitere ähnliche Urkunden. Er gelangte ferner in den Besitz von zwei hübsch geschnitzten Wappen von Deutschordensrittern, welche aus der Deutschordenscommende Ramersdorf herstammen, sowie einer Spitze einer sog. Bruderschaftsstange mit gepresstem Bonner Stadtwappen. Herr Leydel schenkte dem Verein ein Petschaft der garde d'honneur impériale de Bonn und der Kirchenvorstand von St. Martin verschiedene Stücke von den Bogen der Blendarkaden an der Aussenwand des Mittelschiffs des Münsters, welche recht interessante Spuren alter Bemalung zeigen; Herr Hauptmann endlich ein Bruchstück einer römischen Inschrift, welche beim Abbruch der alten Stadtmauer an der Poststrasse gefunden wurde. Es gelangte endlich eine Anzahl Münzen in den Besitz des Vereins. Herr Jean Adtorf schenkte ihm einen in Bonn geprägten Goldgulden des Kurfürsten Dietrich von Moers († 1463) und ein römisches Mittelerz des Kaisers Nero, welche beim Umbau seines am Markt gelegenen Hauses gefunden wurden, Herr Oberbürgermeister Doetsch ein Bonner Rathszeichen vom Jahre 1699, Herr Klingholz einen Silberdenar des Kurfürsten Reinald v. Dassel († 1167) und einen in Bonn geprägten Raderalbus Dietrichs v. Moers, Herr Jean Colmant einen Stüber Clemens August's vom Jahre 1744 und einen Dortmunder Schilling vom Jahre 1633, welche im Garten seines Hauses an der Bachstrasse gefunden wurden, Herr Pet. Hauptmann einen Denier Ludwigs XIV. und einen Lütticher Liard aus dem 17. Jahrhundert, beide auf seiner Baustelle an der Poststrasse gefunden. Sind diese Erwerbungen auch an Zahl nicht gross, so sind sie immer der Anfang einer Sammlung, und es befinden sich einige recht hübsche Stücke darunter.

„Genügen die bis jetzt erworbenen Gegenstände auch noch nicht zur Herstellung einer nennenswerthen Ausstellung, so hat Herr Jos. Hofmann seine bekannte grosse Sammlung Bonner Alterthümer in uneigennützigster Weise dem Verein zur Verfügung gestellt und erlaubt, sie in Gemeinschaft mit den Vereinssammlungen auszustellen."

Dass eine solche Ausstellung bislang noch nicht stattgefunden, lag

an der Schwierigkeit ein Lokal zu beschaffen. Die Versammlung beschloss desshalb bei den städtischen Behörden den Antrag zu stellen, dem Verein in Anbetracht seiner für die Stadt nicht unwichtigen Zwecke, geeignete Räumlichkeiten im Städtischen Obernier-Museum zur Verfügung zu stellen. In Besprechung des vorgelegten Entwurfs dieser Eingabe hatte Herr Oberbürgermeister Doetsch die Freundlichkeit, sein Eintreten für die Bewilligung der gewünschten Räume zuzusagen.

Die Zahl der Vereinsmitglieder beträgt 138, für Bonn allerdings keine hohe Zahl.

Der Vorstand des Vereins besteht ausser dem Herrn Oberbürgermeister Doetsch als Ehrenvorsitzenden, aus den Herren: Dr. Hauptmann als Vorsitzender, Henry Schriftführer, Schmithals Schatzmeister; ferner Herrn W. Georgi, P. Hanstein, J. A. Hofmann, Prof. Dr. Klein, J. Leydel, Dir. Neuland, F. van Vleuten und Rechnungsrath Hauptmann a. D. Wuerst. Auf die noch unbesetzte Stelle des Vorstandes wurde Herr Dr. Sonnenburg gewählt.

Mit der Bitte, dem Vereine treu zu bleiben, und eifrig neue Mitglieder für denselben zu werben, schloss der Vorsitzende die Versammlung.

Die Winckelmannsfeier in Bonn.

Dieselbe fand unter zahlreicher Betheiligung am 9. December v. J., Abends 7 Uhr im Saale des Kley'schen Gasthofs hierselbst statt. Der Vorsitzende des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Geheimrath Schaaffhausen, wies darauf hin, dass die dauernde Verehrung für Winckelmann, dessen Gedächtniss heute an vielen Orten gefeiert werde, schon allein beweise, wie viel die Alterthumsforschung ihm zu danken habe. Der Sinn für das Schöne in der Kunst sei eine seltene Begabung, selbst unter Gebildeten, viel seltner als andre Anlagen des Geistes. Ganze Zeitalter hätten das Maass des Schönen verloren und vergessen gehabt und ihre Kunstwerke zeigten den traurigsten Verfall. In einer solchen Zeit lenkte Winckelmann den Blick der gebildeten Welt auf die Antike und lehrte sie von Neuem die Schönheit der klassischen Kunst verstehen, die uns auch heute noch als ein unerreichtes Muster gilt. Das ist das eine Verdienst der Alterthumsforschung und wohl das glänzendste. Dieselbe hat aber auch in anderer Weise der Wissenschaft grosse Dienste geleistet, nämlich als Helferin der Geschichtsforschung. Denkmäler belehren uns oft über wichtige Ereignisse, über die ein anderes Zeugniss nicht vorhanden ist. Es liegt in der modernen Thätigkeit des Lebens, dass der Boden der Erde aufgewühlt wird, wie nie vorher, und die begrabenen Schätze herausgiebt. Nicht immer sind es Statuen und Goldgeschmeide. An den kleinsten und unscheinbarsten Gegenstand knüpfen sich oft die wichtigsten Untersuchungen. Auch in unserer Nähe häufen sich die Alterthumsfunde. Der Redner zeigt dann zwei Funde vor, die eine besondere Beachtung verdienen. Bei der Stadterweiterung von Köln wurde im Sommer 1885 beim Fundamentiren eines neuen Hauses in 2 m Tiefe eine römische Büste aus Terracotta gefunden, die der einzige Fund dieser Art ist, der je zu unserer Kenntniss kam. Sie stellt eine Persönlichkeit des Alterthums vor, die wegen der Häufigkeit ihres Vorkommens zu den bekanntesten gehört haben muss. Schon vor 300 Jahren kannte man dieses Bildniss, und heute kann noch nicht mit Sicherheit gesagt wer-

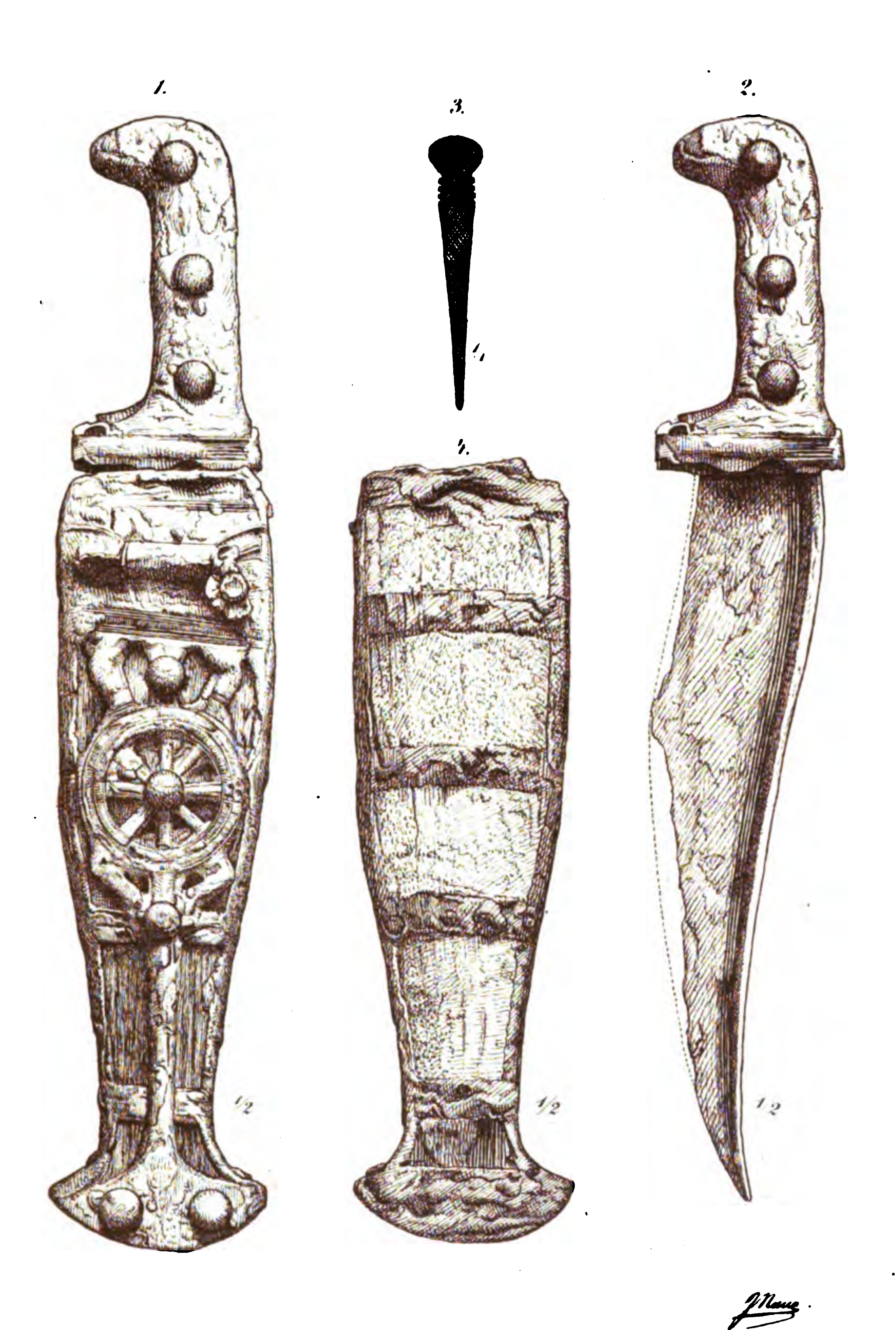
den, wen es vorstellt. Ursinus bezeichnete 1577 eine solche Büste als Seneca, weil der alte abgemagerte und krank aussehende Kopf auf diesen berühmtesten Philosophen Roms zu passen schien. Bestätigt wurde diese Ansicht, als Faber 1606 eine Denkmünze veröffentlichte, auf der das Bild sich befindet mit der Umschrift Seneca. Diese Münze ist verloren gegangen. Winckelmann kannte 6 Büsten des vermeintlichen Seneca, 1745 wurde die schönste dieser Art in Bronze bei Herculanum gefunden. Er wollte aber von der Deutung als Seneca nichts wissen, aus Gründen, die Visconti zu widerlegen suchte. Diese Bezeichnung wurde später ziemlich allgemein aufgegeben, als man 1813 in Rom eine Herme fand mit zwei Köpfen, unter welchen die Namen Socrates und Seneca aufgeschrieben stehen. Aber dieser Kopf des Seneca gehört einem wohlgenährten Manne an und hat eine kahle Stirn, die Namen können später angebracht sein. Hätte man damals den Fund der Büste in Köln gemacht, so würde man ihn sicher zu Gunsten des Seneca verwerthet haben, denn dieselbe Agrippina, die im Jahre 50 n. Chr. Köln gegründet hat, hatte den Seneca aus seiner Verbannung von Corsica zurückgerufen und ihn zum Lehrer ihres Sohnes Nero gemacht. Die Sache nahm bald noch eine andere Wendung. Brizio machte 1873 eine in Rom entdeckte Marmorbüste bekannt, welche dieselbe Person mit einem Epheukranze um's Haupt darstellt, und suchte nun zu erweisen, dass der Epheukranz den lyrischen Dichter verrathe und das Bild keinen andern darstellen könne als den beliebten Dichter Philetas, der zu Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. lebte und auch von den Römern hochgeschätzt war. Er findet, dass die Züge der Büste auf den kränklichen asthmatischen Dichter passen. Comparetti aber sprach sich infolge seiner Annahme, dass die Villa bei Herculanum, wo die Büste gefunden ist, die Villa der Pisonen gewesen sei, dahin aus, sie stelle den C. Piso Cäsoninus dar, den sein Gegner Cicero so genau geschildert hat. Nach dem Fundbericht der Kölner Büste, die im Besitz des Herrn Reg.-Baumeisters Forst ist, und nach ihrem Aussehen ist der Verdacht einer Fälschung ausgeschlossen. Statuen aus Terracotta in Lebensgrösse sind in Pompeji gefunden. Sodann spricht Geheimrath Schaaffhausen über den Fund von Regenbogenschüsselchen in der Nähe des Siebengebirges. Diese keltischen Goldmünzen haben ihren Namen wohl daher, dass sie nach starken Gewitterregen oft gefunden wurden. Viel häufiger sind sie in Süddeutschland als bei uns, zumal im Donaugebiet, zwischen Rhein und Main, aber auch in Böhmen, Ungarn, Norditalien kommen sie vor. In Baiern und Böhmen

wurden Massenfunde von 1000 Stück und mehr gemacht. Im Jahre 1880 wurde ein Fund von etwa 200 Stück bei Marburg bekannt. Seit 10 Jahren etwa werden solche von Landleuten aus der Gegend des Siebengebirges nach Bonn zum Verkauf gebracht; woher sie kamen, blieb unbekannt. Es ist dem Redner gelungen, diese Stelle ausfindig zu machen. Sie liegt auf einem Thalgehänge des Lauterbachs nach Süden, dicht bei dem Dorfe Stieldorfer Hohn und gewährt einen herrlichen Blick auf das Siebengebirge. Nach Cäsar waren die Menapier, die am Niederrhein zu beiden Seiten des Stromes wohnten, keltischen Stammes. Wie Orts- und Flussnamen zeigen, sassen auch zwischen dem Rhein und den Weserzuflüssen keltische Stämme. Das Gepräge der hier gefundenen Münzen soll immer übereinstimmend gewesen sein, es ist bei Streber Taf. VII, Fig. 82 abgebildet. Das Triquetrum befindet sich auf griechischen Münzen, zumal den lycischen Kleinasiens. Schliemann fand es auf trojanischen Thongefässen, Virchow auf solchen in Posen. Die Münzen bestehen aus einer Gold- und Silbermischung, dem Elektrum. — Hierauf schilderte Geheimrath Nissen in höchst ansprechender Weise die Denkmäler der Via Appia in Rom, der ersten und schönsten Kunststrasse der Römer, auf deren Basaltpflaster wir noch lange Strecken dahin schreiten können. Wir hier im Norden wohnen fern von dem Schauplatz des römischen Lebens. Will man die Römer in ihrem Hause sehen, so muss man sie in ihrem Vaterlande aufsuchen. Er sprach zuerst von den Grabmälern des alten Adels, zumal von dem der Scipionen, und deutete aus den Inschriften den Geist der damaligen Zeit, in der die grossen Römer an nichts anderes dachten als an den Ruhm und die Erweiterung des Staates. Hier ruht Scipio Barbatus, der 298 Consul war, in einem Sarge aus Peperin und neben ihm sein Sohn Lucius Scipio, der Besieger des Antiochus. Die Gottesverehrung der Römer beschränkte sich auf den Kreis der Familie, es gab keine grosse Gemeinde, keinen herrschenden Glauben wie bei andern Völkern. Die römische Jugend lebte unter der Macht der Tradition. Im Atrium des Hauses hingen die Wachsmasken der Vorfahren, die Augen der Ahnen ruhten auf dem jeweiligen Besitzer. Mit grösstem Pomp wurden die Begräbnisse der Vornehmen ausgestattet, die uns Polybius geschildert hat. Während die gewöhnlichen Bürger zur Nachtzeit bei Fackelschein bestattet wurden, bewegte sich der Leichenzug jener beim Lichte der Sonne. Die Leiche des Todten stand aufrecht in der Toga auf einem Wagen, es folgten die Ahnen, auf Wagen sitzend, durch Lebende mit deren Masken und in entspre-

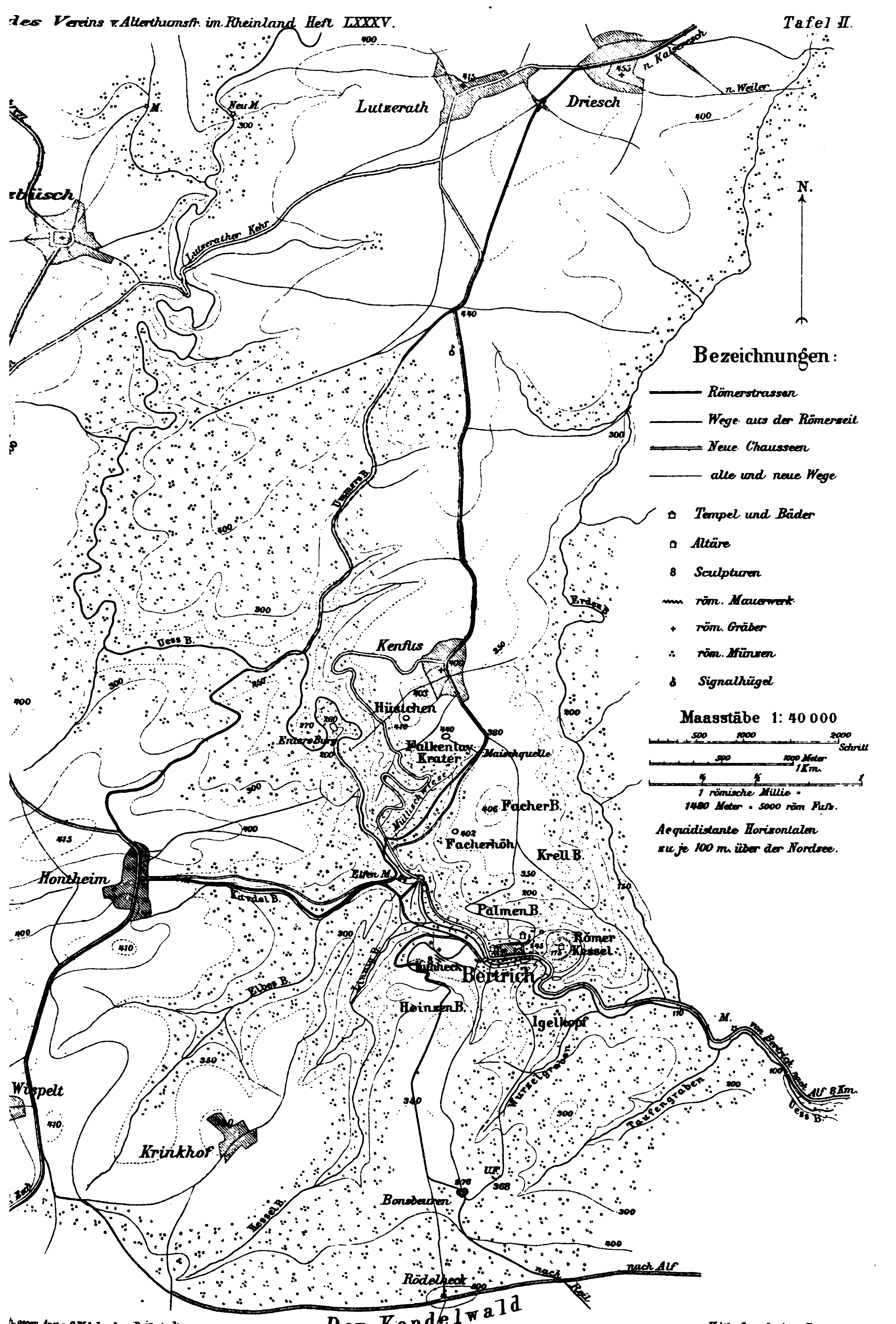
chender Tracht dargestellt. Die Familie und die Leidtragenden waren alle in Grau gekleidet. Ein Schriftsteller sagt, es lasse sich kein erhabeneres Schauspiel denken. Später wurden bei der Grabfeier Fechterspiele eingerichtet, dem alten Glauben entsprechend, dass Menschenopfer dem Abgeschiedenen gefallen. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. kostete ein Kampfspiel bei einer adeligen Leichenfeier nach unserm Gelde eine halbe Million. Aus den Grabschriften, deren der Redner mehrere mittheilt, lässt sich ein treues Bild des häuslichen Lebens, des Denkens und Fühlens der Römer gewinnen, viele zeugen für Zucht und Sitte und eheliche Treue und enthalten den rührenden Ausdruck menschlicher Empfindung. Nachdem der Luxus der gewöhnlichen Bürger zugenommen hatte, wurde die Grabschrift der Vornehmen einfach, sie nannte nur den Namen des Verstorbenen. Mit Beginn unserer Zeitrechnung ging die römische Welt bergab. Im Alterthum war der beständige Krieg das belebende Element; die Cäsaren waren bestrebt, den Weltfrieden herzustellen. In der späteren Zeit wurden die Grabinschriften sogar in das Gebiet der Reclame hereingezogen. Ein geriebener Wirth empfiehlt sein Gasthaus in Rom, die Grabinschrift enthält die billige Rechnung für einen Reisenden, in der das Heu für das Maulthier nicht fehlt. Was den Glauben angeht, so findet man in alter Zeit das Leugnen der Unsterblichkeit doch nur bei einer geringen Minderheit; im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bildet sich eine besondere Sorge für das Jenseits aus. Es bildeten sich Gesellschaften, die ihre Todten gemeinschaftlich begruben oder ihre Asche beisetzten in sogenannten Columbarien, sie hatten einen gewissen religiösen Anstrich. Es gab solche für die Juden, für die Mithrasdiener und für die Christen. Wo die Heiden zur Erinnerung an die Verstorbenen festliche Gelage feierten, da versammelten sich die ersten Christen zum Gebet und zu frommen Gesängen. In Rom gab es 26 grössere Cömeterien, das grösste ist das des hl. Callistus. In den Katakomben hat der Unterschied von reich und arm aufgehört, eine kleine Platte nennt nur den Namen und das Alter. Oft liegen an einer Wand 6 Todte übereinander in den im Tuffe ausgehöhlten Grabnischen. Hier liegen Millionen! Man berechnet die Länge sämmtlicher Katakomben Roms auf 100 deutsche Meilen.

Sch.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

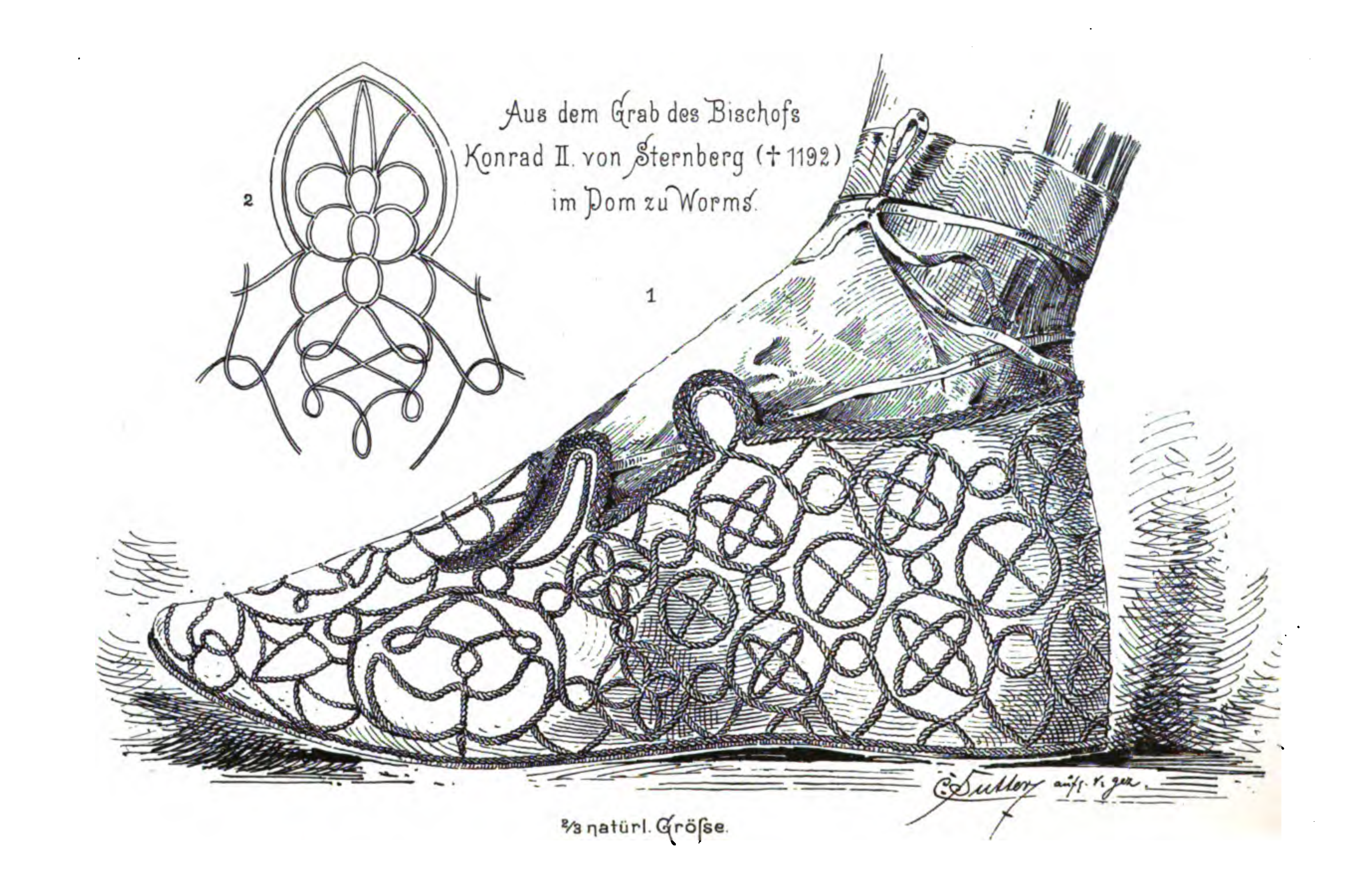


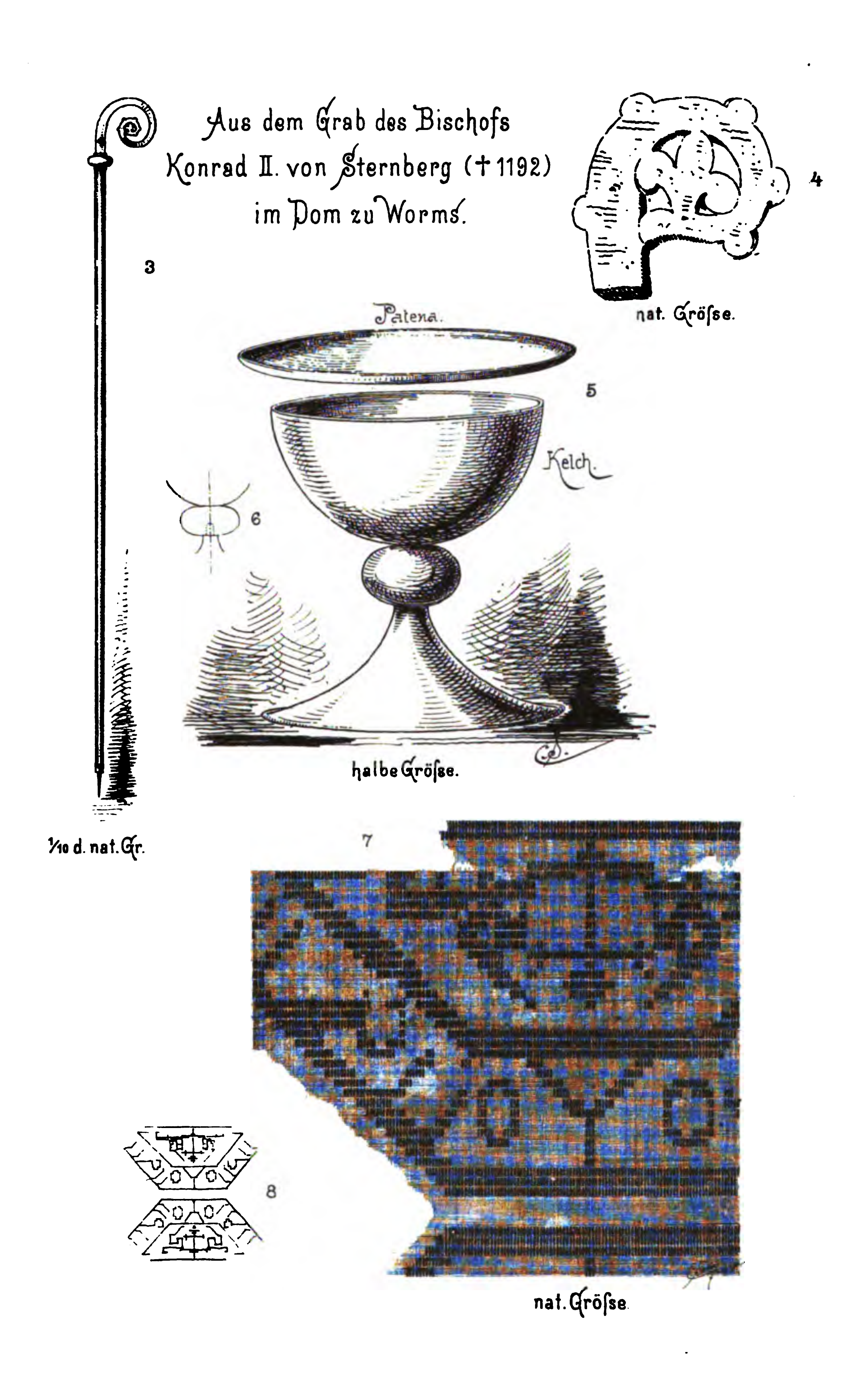
Ein Eisendolchmeſser aus dem Gardasee.

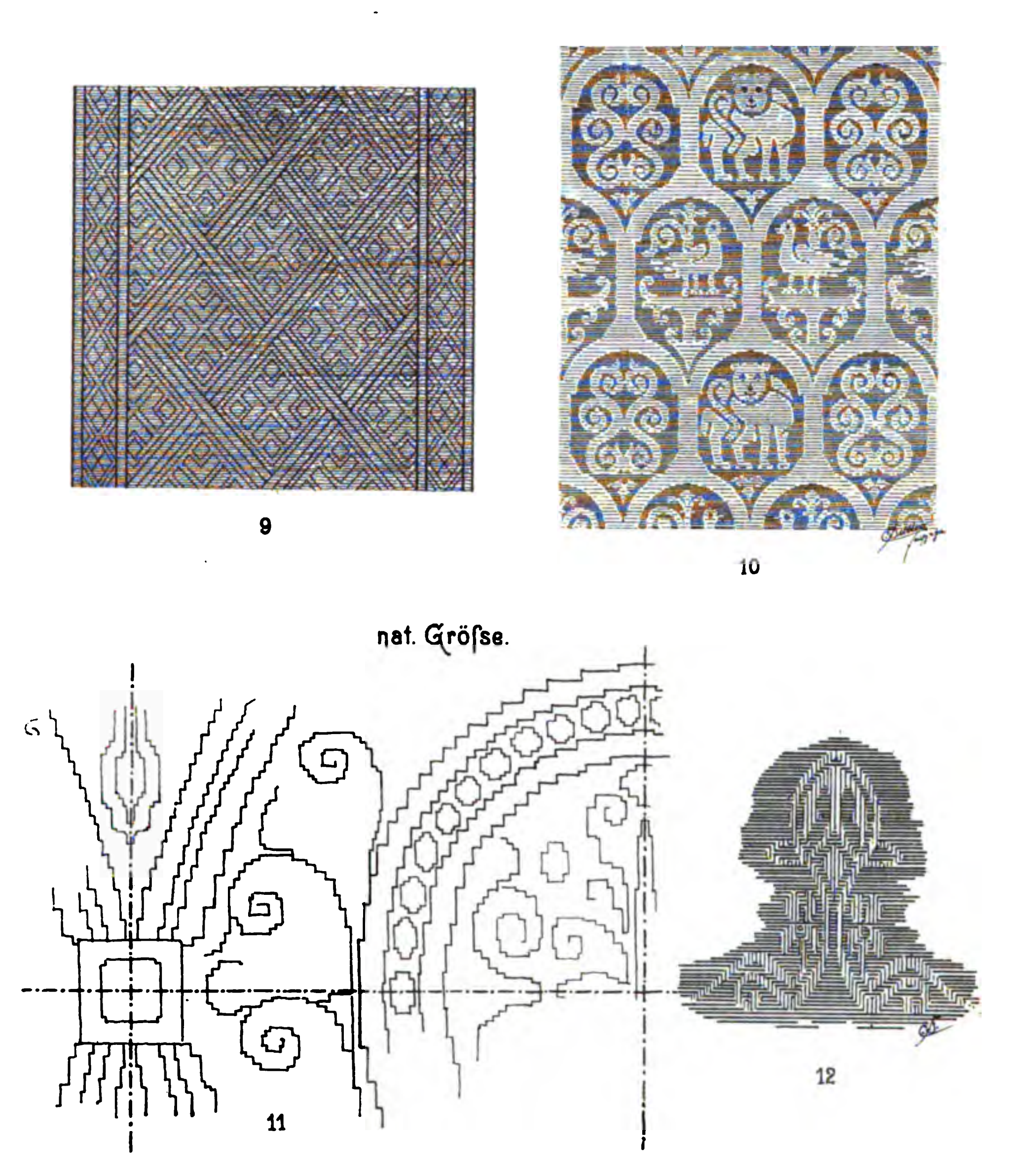

Lutzerath
Driesch
n. Kaisersesch
n. Weiler
Neu M.
M.
Lutzerather Kehr
N.
Bezeichnungen:
Römerstrassen
Wege aus der Römerzeit
Neue Chausseen
alte und neue Wege
Tempel und Bäder
Altäre
Sculpturen
röm. Mauerwerk
röm. Gräber
röm. Münzen
Signalhügel
Maasstäbe 1: 40 000
500
1000
2000
Schritt
500
1000 Meter
1 Km.
1 römische Millie = 1480 Meter = 5000 röm Fuss.
Aequidistante Horizontalen zu je 100 m. über der Nordsee.
Uess B.
Erden B.
Kenfus
Hüstchen
Falkenlay
Krater
Maischquelle
Facher B.
Facherhöh
Krell B.
Hontheim
Kardel B.
Elfen M.
Palmen B.
Römer Kessel
Bertrich
Heinzen B.
Igelkopf
Elbes B.
Wispelt
Krinkhof
Wurzelgraben
Tafengraben
von Bertrich nach Alf 8 Km.
Bonsbeuren
Kessel B.
Rödelheck
nach Alf
nach Reil
Der Kondelwald

Römische Terracotta-Büste aus Köln.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.


Aus dem Grab des Bischofs
Konrad II. von Sternberg (+ 1192)
im Dom zu Worms.
2
1
2/3 natürl. Grösse.


Aus dem Grab des Bischofs
Konrad II. von Sternberg (✝ 1192)
im Dom zu Worms.
3
4
nat. Grösse.
Patena.
5
Kelch.
6
halbe Grösse.
1/10 d. nat. Gr.
7
8
nat. Grösse.



Aus dem Grab des Bischofs
Konrad II. von Sternberg († 1192)
im Dom zu Worms.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXVI.

MIT 13 TAFELN UND 30 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1888.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

Seite

1. Die vorgeschichtliche Ansiedelung in Andernach. Von H. Schaaffhausen. Mit 3 Tafeln und 5 Abbildungen im Text 1
2. Die Unsterblichkeit der Seele nach altägyptischer Lehre. Von A. Wiedemann 42
3. Regenbogenschüsselchen am Rhein. Von H. Schaaffhausen. Mit 3 Abbildungen. 64
4. Die Hügelgräber bei Hennweiler. Von Josef Klein. Mit 20 Abbildungen 85
5. Die Anfänge der Ubierstadt. Ein Vortrag von J. Asbach 121
6. Urnenharz. Von von Cohausen und Florschütz. Mit 1 Abbildung 135
7. Die vorrömischen, römischen und fränkischen Gräber in Andernach. Von Constantin Koenen. Mit 10 Tafeln. 148
8. Die griechischen Ostraka des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Von Ulrich Wilcken 231

II. Litteratur.

1. C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Bespr. von van Vleuten. 267
2. Grempler, Der Fund von Sackrau. Bespr. von Wiedemann 268
3. G. Busolt, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. II. Theil. Bespr. von Wiedemann. 270
4. v. Cohausen, Der römische Grenzwall, E. Hübner, Neue Studien über den römischen Grenzwall in Deutschland, F. Ohlenschlager, Die römische Grenzmark in Bayern, Samwer, Die Grenzpolizei des römischen Reichs, A. Schiller, Römische Kaisergeschichte. Bespr. von J. Asbach . . . 271

III. Miscellen.

1. Die hockende Bestattung. Von H. Schaaffhausen 278
2. Culturgeschichtliche Denkmäler in Ostafrika 280

Seite
3. Die Erhaltung organischer Gewebe. Von H. Schaaffhausen. Mit 1 Abbildung 281
4. Die eiserne Statuette von Plittersdorf. Von H. Schaaffhausen . . 285
5. Römische Inschriften aus Köln. Von Josef Klein 287
6. Nachtrag zur kölner Sepulcralinschrift in Jahrb. LXXXIV S. 237 . . 288
IV. General-Versammlung des Vereins am 27. Juni 1888 289
V. Verzeichniss der Mitglieder 294

Die ersten sechs Abhandlungen sind als Festschrift zu Ehren der am 6. bis 9. August in Bonn abgehaltenen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft erschienen.

I. Geschichte und Denkmäler.

I.

Die vorgeschichtliche Ansiedelung in Andernach.

Von

H. Schaaffhausen.

Die Funde aus der ältesten Vorzeit verdienen darum eine so grosse Beachtung, weil sie uns mit den Anfängen der menschlichen Cultur bekannt machen. Sie gewinnen ein besonderes Interesse, wenn sie uns auch von grossartigen Naturereignissen Kunde geben, deren Zeuge der Mensch war, über die uns aber eine bestimmte Nachricht nicht zugekommen ist oder nicht erkannt und verstanden wurde. Die Entdeckung einer vorgeschichtlichen Niederlassung bei Andernach[1]) erhellt plötzlich eine der wichtigsten Begebenheiten in der alten Geschichte des Rheinthals. Es ist in dieser Beziehung wohl seit Jahrhunderten keine auffallendere und überraschendere Beobachtung gemacht worden und darin liegt der Grund, dass ihr zu Anfang selbst von Sachverständigen Zweifel und Misstrauen entgegengestellt wurden. Schon die alten Rheinufer erzählen uns von vergangenen Zeiten, in denen der Strom mächtig dahinfloss und das ganze Thal erfüllte. Wenn auch keine Gletscherspuren in unserer Nähe vorhanden sind, so sagt uns doch der Moschusochs in den Anschwemmungen des Rheines und der Mosel, wie das Rennthier in den Höhlen, dass es auch hier eine Eiszeit gab. Aber es umgeben uns auch die unzweifelhaften Spuren vulkanischer Thätigkeit. Wann spieen diese Berge Feuer, wann ergossen sie ihre Laven und wann erloschen sie? Als man diese Erschei-

1) Verh. des naturhist. Vereins, Bonn 1883, Sitzungsber. vom 12. Febr. und 5. März S. 39 u. 63.

2) Bericht über die Anthropol. Versamml. in Trier am 9. Aug. 1883, S. 121.

nungen im Rheinthal genauer untersucht und sich über die Oberflächengestaltung und das Verhältniss der sie bildenden Erdschichten und Gesteine belehrt hatte, da erkannte man, was zuerst Steininger hervorhob und von Oynhausen und von Dechen bestätigten, dass im Rheinthal die letzten vulkanischen Ereignisse zu einer Zeit geschehen seien, als die Erdoberfläche schon ihre heutige Gestalt angenommen hatte. Steininger[1]) nahm an, dass noch zur Römerzeit die rheinischen Vulkane thätig gewesen seien. Er wies auf die Stelle des Tacitus hin, dass im Lande der Juhonen Feuer aus der Erde hervorgebrochen sei, und auf den Fund einer Münze des Kaisers Vespasian im Bimssteintuff von Engers. Im letzteren Falle ergab sich aber, dass der die Bimssteinkörner verbindende Tuff eine neuere Bildung war.

Die vielbesprochene Stelle des Tacitus[2]) lautet: „Aber die mit uns verbündete Völkerschaft der Juhonen wurde durch ein unvermuthetes Unglück heimgesucht. Denn Feuer, die aus der Erde hervorgebrochen, ergriffen hin und wieder Landhäuser, Fluren und Dörfer und erreichten sogar die Mauern der neu angelegten Pflanzstatt. Sie waren nicht zu löschen, weder wenn Platzregen fiel noch durch fliessendes Wasser, noch durch andere Flüssigkeit; bis einige Landleute in Ermangelung aller Hülfe und aus Zorn über ihren Verlust von fern her Steine auf die Flamme warfen und als diese hierauf sich legten, näher hinzugehend sie mit Prügeln und andern Schlägen wie wilde Thiere abwehrten. Zuletzt rissen sie die Kleider vom Leibe und warfen sie hinein; je mehr diese verunreinigt und durch den Gebrauch beschmutzt waren, um so besser dämpften sie das Feuer."

Nees von Esenbeck und J. Nöggerath[3]) sahen in dieser Erzählung nur die Schilderung eines Waldbrandes, K. G. Zimmermann[4]) aber wie Steininger ein vulkanisches Ereigniss, das vielleicht in der Gegend von Andernach stattgefunden und vielleicht nur in einem heissen Schlammstrome bestanden habe. Er fügt hinzu, die Mofetten und Mineralquellen, die Erdbeben vom 29. Juli 1846 und vom 18. Februar 1853 bewiesen, dass die vulkanische Thätigkeit in diesen Gegenden noch nicht ganz erloschen sei. Auch der verstorbene Professor Bergk in Bonn bezog die Stelle auf ein vulkanisches Feuer.

---

1) Gebirgskarte der Länder zwischen Rhein und Maas, Mainz 1822, S. 35.

2) Annal. XIII, 57.

3) Das Gebirge in Rheinland-Westfalen, III, Bonn 1824, S. 59 u. 225.

4) von Leonhard u. Bronn, Neues Jahrb. für Mineral. 1853, S. 537.

Die Philologen gaben zu, dass das Wort Juhonum oder Vibonum ein Schreibfehler statt Ubiorum sein möge, aber sie bestanden darauf, dass unter der Colonie nur Köln gemeint sein könne. Nun ergaben sich zwei Schwierigkeiten, bei Köln fehlt jede Spur einer vulkanischen Thätigkeit und Andernach liegt nicht mehr im Lande der Ubier. Auf dem schweren Thonboden von Köln wird man eher sumpfige Waldungen und Wiesen annehmen können, als eine weit verbreitete Haide, deren Brand als ein Unglück für die ganze Völkerschaft angesehen wurde. In der Schilderung des Tacitus wird der Rauch, die bei Waldbränden am meisten belästigende Erscheinung, die jede Annäherung und jeden Löschungsversuch gewöhnlich hindert, gar nicht erwähnt. Noch vor wenig Jahren ward, wie in vielen ähnlichen Fällen, dieses Umstandes bei dem Waldbrande von Klopenberg[1]) gedacht. Bergk theilte mir mit, dass nach Plutarch[2]) alte Lappen von Frauenkleidern gegen Hagelwetter helfen. Im römischen Aberglauben sind die Mittel gegen Hagel und Blitz zum Theil die gleichen. Mit alten Kleidern ward auch sonst allerlei Zauber getrieben. Das lautere Element des Feuers zu verunreinigen, galt als Sünde, die Sitte verbot, Lumpen hineinzuwerfen, weil dann das Feuer erlösche. Daraus entstand der Aberglaube, auf diese Weise die schädliche Gewalt des Elementes zu hemmen. Die Vorstellung, dass das unterirdische Feuer eine dämonische, dem Menschengeschlechte feindliche Macht sei, hat sich noch unter den heutigen Bewohnern in der Umgebung des Aetna erhalten. In einem Bericht[3]) über den Ausbruch des Aetna im Frühling 1879 heisst es, dass das Feuer der Lava nicht nur verbrenne, sondern giftige Brandwunden verursache und tödtlichen Krebs. Da das Ereigniss nur auf Andernach und nicht auf Köln bezogen werden kann, so erwäge man, dass die ganze Erzählung des Tacitus, der Naturereignisse doch nur gelegentlich bespricht, von ihm so berichtet wird, wie er sie von Andern gehört hat und dass ein Ereigniss, welches vielleicht 12 Stunden von Köln entfernt statt gefunden und die Gebäude römischer Niederlassungen erreicht hat, in dem fernen Rom so erzählt werden konnte, als habe sich das Feuer bis an die Mauern von Köln verbreitet. Es ist auch möglich, dass die Römer am Rhein nur von einem Ereignisse reden hörten, welches längst vergangen war, aber in der Erinnerung

---

1) Westfälischer Merkur vom 30. Mai 1880, Beil.

2) Quaestiones Sympos. VII, 2, 2.

3) Köln. Zeit. vom 16. Juni 1879.

des Volkes noch fortlebte. Man fragt wohl gern, warum die vulkanische Thätigkeit im Gebiete von Andernach, in der Eifel, und die des Rodderbergs am Niederrhein aufgehört habe. Da die meisten noch thätigen Vulkane in der Nähe des Meeres oder doch an grossen Wasserbecken liegen, so scheint das Hinausschieben der Meeresküste von diesen Gegenden durch die Bodenanschwemmungen des Rheines im Laufe der Jahrtausende davon die nächste Ursache zu sein, indem der Zutritt des Wassers zu den glühenden Massen des Erdinnern gehemmt wurde, und der Dampf die flüssigen Laven nicht mehr emporhob. Al. von Humboldt führt an, dass der Vulkan Peschan am nördlichen Abhang des Himmalaya bis zum 7. Jahrh. unserer Zeitrechnung thätig war; er liegt 43 Meilen weit vom Alpensee Issikul, aber wie der noch brennende Feuerberg von Turfan[1]) etwa 370 geographische Meilen vom Eismeer und 380 vom indischen Meere entfernt. Schon Erman gab an, dass hier wahrscheinlich brennende Kohlenflötze vorhanden seien, die man für Vulkane gehalten habe. Herr Professor Rein theilt mir mit, dass der russische General Kolpakofsky 1881 in der Lage war, über die Entdeckung beständiger Feuer im Tienschan (d. h. Himmelsgebirge) zu berichten[2]). Man fand, dass das Feuer des Berges Baischan (Pe-schan) nicht vulkanisch ist, sondern von brennender Mineralkohle herrührt. Zur Seite des Berges senden Höhlen Dämpfe und schweflige Säure aus. Mr. Schuyler sagt in seinem Werke über Turkistan, dass schon chinesische Geschichtsschreiber dieser Feuer gedenken, die nach dem Russen Severtzoff, welcher die Gegend durchforschte, durch Selbstentzündung von Kohlenflötzen oder der darin eingebetteten Kohlenwasserstoffe entstanden seien. Das Gebiet sollte im Bogdo-Gebirge sowohl erloschene als noch thätige Vulkane besitzen. Der Reisende Stoliczka hat dies insofern bestätigt, als er in dem vom Toyan durchflossenen Gebirge vulkanische Gesteine fand. Herr von Richthofen (China I, S. 219) zweifelt nicht, dass der Hoschan im Norden von Turfan ein erloschener Vulkan ist und die Solfatara von Urumtsi das letzte Nachwehen einer vulkanischen Thätigkeit. Er nimmt diese für die jüngere Tertiärzeit an, als die mongolische Wüste, das Han-hai als Meer diese Gegend bespülte. Als der vom Meer entfernteste thätige Vulkan der Jetztzeit gilt nach Rein der 200 km vom stillen Ocean entfernte, 5400 m hohe

1) Kosmos 1858, IV S. 454.
2) W. Williams, The middle Kingdom I, p. 219.

Tolima in der Central-Kette der Anden in Neu-Granada. Nicht viel näher der Küste liegt der Puracé, welcher vor 3 Jahren einen gewaltigen Ausbruch hatte, der alle Bewohner von Popayan in Schrecken setzte. Andernach liegt von dem nächsten grossen Wasserbecken, von der Zuyder See 244 km entfernt.

Wenn es noch nicht gelungen ist, einem von mir veröffentlichten Funde eines grossen eisernen Nagels[1]) in einem Krotzenstein bei Pleydt einen ähnlichen Fund an die Seite zu stellen, den man mit jenem als eine Bestätigung der Nachricht des Tacitus betrachten könnte, dass im Lande der Ubier Feuer aus der Erde gebrochen sei und sich gegen die Mauern der Colonie fortgewälzt habe, so ist doch in einem andern Falle der Bericht eines römischen Schriftstellers über Steinregen im alten Latium[2]) in den Jahren 540 und 216 v. Chr. durch Funde beim See von Castello in das rechte Licht gestellt worden. Als man schon 1817 bei Marino am Berge Crescentia in einer Peperinschicht, die mit Aschenschichten wechselte, grosse Urnen von roher Arbeit fand, nahmen der Herzog von Blacas, Carlo Fea, auch Pietro Rosa an, dass dieselben durch einen unter dem Peperin gemachten Gang beigesetzt worden sein, während Al. Visconti behauptete, diese Funde rührten aus der Zeit her, wo die Vulkane von Latium noch brannten. Auch Ponzi[3]) zweifelte, dass diese Funde bewiesen, der Mensch sei Zeuge der vulkanischen Thätigkeit gewesen. Als aber eine genaue Untersuchung durch Steph. de Rossi, Ponzi, Rosa, Pigorini und Fiorelli im J. 1867 stattfand, erklärten alle einstimmig, sich dem Urtheile Visconti's anzuschliessen[4]). Man unterscheidet hier 3 Eruptionen, der letztern gehört die Bildung des Peperin an. Unter den verschütteten Gegenständen fanden sich auch solche aus Bronze und Eisen. Der etrurische Kunststil und die Technik passen in die Zeit, welche Livius schildert. Als die Nachricht von einem Steinregen auf dem Albanischen Gebirge nach Rom kam, schickte man Boten aus, um sichere Nachricht zu bringen. Diese bestätigten das Wunder, dass Steine vom Himmel fielen; in Rom ordnete man Sühnungsfeste an und noch lange wurde, so oft sich dies Ereigniss wiederholte, eine

1) Archiv f. Anthropologie VII, 1874 S. 290.

2) Livius I, c. 31, XXV c. 7 und XXXV c. 9.

3) G. Ponzi, Il periodo glaciale e l'antichita dell' uomo, Roma, 1865.

4) M. St. de Rossi, Scoperti Paleoetnol. nel bacino della Camp. Romana, Annal. dell' Instito XXXIX, 1867, vgl. vom Rath, Sitzungsber. der niederrhein. Gesellsch. vom 7. Juni 1867.

9tägige Feier im Rom begangen. Bis dahin hatte man den Steinregen durch einen Meteorfall zu erklären versucht, womit die Erzählung aber durchaus nicht stimmt. Nissen[1]) hat sich noch für diese Ansicht ausgesprochen, weil dasselbe Prodigium häufig aus nicht vulkanischen Gegenden gemeldet werde.

Nachdem der Bimssteinauswurf als das letzte Ereigniss vulkanischer Thätigkeit in unserer Gegend anerkannt war, musste sich eine erhöhte Aufmerksamkeit auf alles das richten, was etwa unter dem Bimsstein gefunden werden sollte. Seit mehreren Jahren begab ich mich wiederholt in die zahlreichen Bimssteingruben bei Neuwied und Andernach, um die Arbeiter und Grubenbesitzer auf die Wichtigkeit solcher Funde aufmerksam zu machen. Als H. Constantin Koenen im Jahre 1882 im Auftrage der Direction des Provinzialmuseums von Bonn beschäftigt war, römische und fränkische Gräber in Andernach aufzudecken, bat ich ihn, bei etwaigen Grabungen im Lehm unter dem Bimsstein auf vorgeschichtliche Gegenstände Acht zu haben und mich in einem solchen Falle sofort zu benachrichtigen. Am 10. Februar 1883 schrieb er mir aus Andernach: „In aller Eile die Mittheilung, dass man hier auf dem Martinsberg mit Grundarbeiten beschäftigt ist, bei welcher Gelegenheit ich eine höchst wichtige, wenn ich nicht irre, Ihre Ansichten über Rheinvulkane und Bimssandablagerung bestätigende Entdeckung gemacht habe. Dort liegen nämlich mächtige Stücke vulkanischer Schlacken, zwischen und unter diesen Löss. Auf den Schlacken ruhen die regelmässigen Bimssandschichten dieses Bereiches. In dem Löss sind zahlreiche, zumeist gespaltene Thierknochen von mir selbst blossgelegt worden. Auch einen Feuerstein habe ich gefunden. Herr J. M. Schumacher, bei dem ich zum Besuche bin, hat eine Schicht freigelegt. Kommen Sie morgen früh sogleich nach hier. Die Sache ist für Sie äusserst wichtig.“ Am andern Morgen war ich zur Stelle und ordnete eine genaue Untersuchung an. Herr Schumacher sagte mir, dass die Arbeiter, welche die den Feldbau hindernden Basaltblöcke zerschlagen hatten, schon seit mehreren Tagen ihm die zwischen und unter den Blöcken liegenden gespaltenen Knochen gebracht hätten. Dass diese im frischen Zustande aufgeschlagen waren, war augenscheinlich, das Feuersteinstück war zweifelhaft. Was Koenen als Löss betrachtete, war der aus der Verwitterung des Basaltes entstandene Thon. Die fortgesetzten Grabungen

1) Das Templum, Antiquar. Untersuchungen, Berlin 1869, S. 104.

stellten die Sache ausser Zweifel, dass hier unter ungestörten Bimssteinschichten vorgeschichtliche Speiseabfälle und Werkzeuge des Menschen lagen, worüber ich am 12. Februar bereits der Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn berichten konnte. Im Juni brachte die Kölnische Zeitung[1]) von mir folgende Mittheilung:

„Professor Schaaffhausen ist noch immer mit Aufgrabungen auf dem Bimssteinfelde des Herrn M. Schumacher beschäftigt, der mit rühmenswerther Bereitwilligkeit diese wissenschaftliche Untersuchung in jeder Weise unterstützt. Die Arbeiten geschehen auf Kosten des Rheinischen Provincial-Museums in Bonn. Nachdem durch genaue und sorgfältige Unterscheidung der den Boden bildenden Erdschichten zumal an solchen Stellen, wo die Bimssteinbedeckung noch unberührt war, und durch Wegsprengen von Lavablöcken die wichtige Thatsache festgestellt werden konnte, dass die Knochenabfälle und Steingeräthe sich in ursprünglicher Lagerung unter dem Bimsstein befinden und der Lehm, worin diese Dinge liegen, eine von diesem ganz verschiedene Bildung ist, wurde über das Ergebniss der am 11. Februar begonnenen Untersuchung wie über den Fund eines Thongefässes im unberührten Bimsstein zu Weissenthurm schon am 12. Februar in der Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft und am 16. Februar in der Kölnischen Zeitung berichtet. Den zweiten Bericht gab er in der Sitzung der niederrheinischen Gesellschaft vom 5. März. Die zahlreichen bisher gefundenen Thierknochen, unter denen sich Reste des Rennthiers befinden, gestatten, ein ziemlich vollständiges Bild der Fauna zu entwerfen, sie geben zugleich Aufschluss über die Zeit, in die jener Bimsstein-Auswurf, der allgemein als das letzte Ereigniss der vulkanischen Thätigkeit am Rhein betrachtet wird, zu setzen ist. Manche Einzelheiten des Fundes werfen Licht auf die Lebensweise der Menschen jener Zeit, die ihre Hütten auf einem Lavastrom in der Nähe des Flusses aufgeschlagen hatten und deren Hauptnahrung das Pferd war. Wiewohl kein Knochen die Spur des Feuers an sich trägt, so sind doch kleine Stückchen Holzkohle zwischen den Schieferplatten gefunden, auf denen sie die Knochen mit runden Wacken zerschlugen. Topfscherben fehlen gänzlich. Nach Prüfung der Steingeräthe durch die Herren Geh. Rath v. Dechen, Dr. Gurlt und Professor v. Lasaulx scheint kaum ein Feuerstein aus der Kreide darunter zu sein, die Messer und Schaber bestehen vielmehr aus tertiären

---

1) Kölnische Zeitung vom 19. Juni 1883, II.

Quarziten, die in der Umgegend vorkommen. Der ganze Fund entspricht dem der Station la Madeleine in der Dordogne. Auch die geschnitzten Knochengeräthe fehlen nicht. Reste des Menschen selbst wurden bisher nicht gefunden. Professor Schaaffhausen, der bereits früher über Spuren des Menschen unter dem Bimsstein berichtet hat. so bei den Anthropologen-Versammlungen in Strassburg 1879 und in Berlin 1880, sieht in dem Andernacher Funde eine Bestätigung seiner von der gewöhnlichen Annahme abweichenden Ansicht über die Bimsstein-Ablagerung auf dem Boden des Neuwieder Beckens. Sie kann nicht eine im Wasser gebildete Ablagerung sein, sondern sie ist die Folge eines Bimssteinregens, der aus der Luft niederfiel, wie jene Laven und Aschen, welche Pompeji verschütteten. Es ist anzunehmen, dass die ganze Bimssteinbedeckung auch hier das Werk nur einiger Tage war. Die Beziehungen der Bimssteinlager zu dem alten Rheinlaufe hat er 1880 zu einem Gegenstand der Mittheilung bei der britischen Naturforscher-Versammlung in Swansea gemacht." Dieses Bild stellt die Lagerung der vorgeschichtlichen Gegenstände dar.

$2\frac{1}{4}$' Ackererde.

$3\frac{1}{3}$' Bimssteinsand.

$2\frac{1}{3}$' grober Bimsstein.

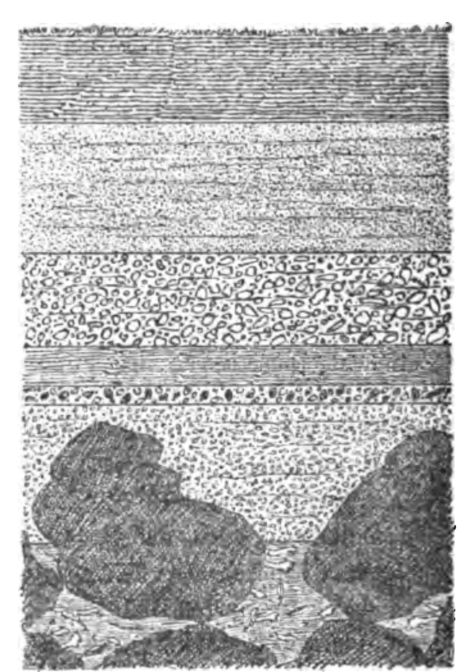
1' Britzband.

$\frac{1}{2}$' Schieferstücke und Bimsstein.

$3\frac{1}{2}$' feiner Bimsstein.

Lava.

Lehm mit Knochen.



Der Bimsstein im Neuwieder Becken sollte nach einer heute noch bei vielen Forschern verbreiteten Meinung eine Ablagerung im Wasser

sein. Die Ursache, wodurch die Niederschläge aus dem Wasser von ihrer ursprünglichen horizontalen Lage abgewichen sind, sagt H. J. van der Wyck[1]), ist späteren Erdbewegungen zuzuschreiben. Dann müssten sich aber die früher horizontal gelegenen Bimssteinschichten, nachdem sie gehoben wurden, unterbrochen und verschoben zeigen, was niemals der Fall ist. Wie die Bimssteinablagerung den kleinsten Unebenheiten des Bodens folgt, kann man an einem Bachthälchen sehr deutlich beobachten, welches nicht fern von der Hackenmühle unterhalb Andernach beim Hause des Herrn Klee sich befindet.

Nöggerath nahm an, dass zur Zeit der Bimsstein-Eruption das damalige Rheinbett bei Andernach noch bis zu einer gewissen Höhe durch einen Damm des Uebergangsgebirges geschlossen gewesen sei, Gustav Bischof theilte diese Meinung. Er führt die Ansicht von Oeynhausen's an, dass der Krater, aus dem der Auswurf geschah, den man bisher vergeblich mit Sicherheit gesucht hat, der nach A. von Humboldt vielleicht im Rheine selbst lag, der Krufter Ofen am Laacher See sei, in welchem der Bimsstein über 100' hoch liegt[2]) und sagt: „Die ganze Gegend wurde offenbar durch einen Niederfall aus der Luft überschüttet. Der Rhein aber hatte zur Zeit der Bimsstein-Eruption einen höhern Wasserlauf als jetzt. Sowie das Liegende und Hangende der Bimssteinschicht zwischen Urmitz und Weissenthurm, so ist auch diese ein Absatz des Stromes. Vor dem Absatz derselben, als der Rhein 10 bis 20 Fuss höher floss, musste das ganze Neuwieder Becken von ihm überfluthet gewesen sein. Die der See zugeführten und so leicht schwimmenden Bimssteine konnten gegen die schwache Strömung durch Winde fortgeführt und da abgesetzt werden, wo wir sie jetzt auf der rechten Rheinseite in den Conglomeraten finden. Bei hohem Wasserstande führt noch heute der Bach im Krufter Thale Bimssteine in die Nette und dieser Fluss führt sie in den Rhein. Diese Terrainverhältnisse erklären daher die Fortführung der Bimssteine aus der Nähe des Krufter Ofens in die ehemalige Stromerweiterung des Rheines ohne alle Schwierigkeit. Unterhalb seines zwischen Andernach und Königswinter im Thonschiefergebirge eingeschlossenen Laufes kamen sie, und zum Theil weit davon ent-

---

1) Uebersicht der Rheinischen und Eifeler erloschenen Vulkane u. s. w., Bonn 1826, S. 26.

2) G. Bischof, Chem. und physik. Geologie II, 1. Aufl. Bonn 1855, S. 2334 u. 2239.

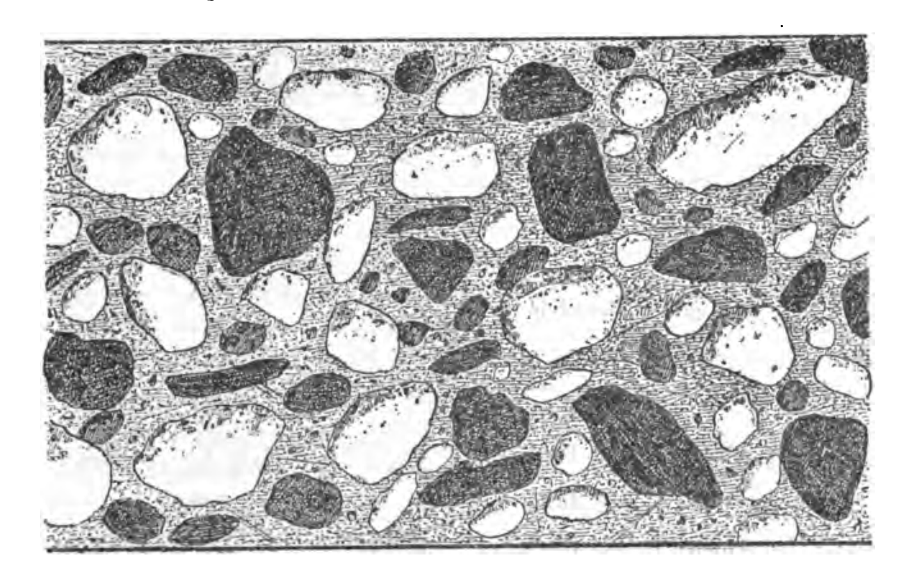
fernt zum Absatz.“ J. van der Wyck lässt sogar die Wasserbedeckung in jener Zeit die höchsten vulkanischen Gipfel um sehr vieles übersteigen. Hatte man den Irrthum begangen, die Bimssteinablagerung in einem See sich bilden zu lassen, so war man zu der zweiten irrigen Annahme gezwungen, ein Querdamm im Strome unterhalb Neuwied habe den Lauf des Rheins aufgehalten und habe das Wasser zu einem See aufgestaut[1]). Es fehlt aber jede Beobachtung dafür, dass es sich so verhalten habe. G. Angelbis[2]) lässt in seiner Darstellung der Entstehung des Neuwieder Beckens den Bimsstein nicht in fliessendem Wasser, sondern in geschlossenen Becken sich absetzen. Er rechnet die Bimssteinablagerung des Rheinthals dem Alluvium zu. Wie von Dechen zeigte, bestand das Neuwieder Becken bereits zur Tertiärzeit. Die Tertiärschichten liegen jetzt hier tiefer als der Rheinspiegel. Die Quarzgerölle des Rheinthals sind nach von Oynhausen die Reste der Quarzgänge der durch das Wasser zerstörten Devonschichten.

Es giebt ausser der Thatsache, dass die Bimssteinschichten allen Wellenlinien des Bodens folgen, noch zwei Beobachtungen, aus denen unzweifelhaft folgt, dass der Bimsstein im Neuwieder Becken nicht im Wasser sich abgesetzt hat, sondern beim Niederfallen aus der Luft so geschichtet worden ist, wie wir ihn heute finden. Es wurden bald grössere, bald kleinere Bimssteinkörner, bald Thonschieferstücke, bald feiner Sand und Asche ausgeworfen, das kann nach Stunden gewechselt haben. Im ganzen Neuwieder Becken findet sich etwas unter der Mitte der ganzen Ablagerungen eine tuffartige festere Schicht, in der die Bimssteine fehlen, der sogenannte, oft steinharte Britz, der einer besonderen Zusammensetzung des ausgeworfenen Materiales entspricht. Gewöhnlich unterscheidet man eine Britzschicht in der Neuwieder Ebene. In der Bimssteingrube von Schuhmacher zu Eich bei Andernach liegt der Bimsstein 10′ hoch. In 2′ unter der Oberfläche liegt schon eine Britzschicht von 1″, dann folgt 1′ tiefer eine zweite von 3′ und $1^1/_2$′ darunter eine dritte Britzschicht von 10″ Dicke. In der Bimssteingrube nahe dem Hause des Herrn Klee liegt die Ackererde 15 Zoll hoch, es folgen vulkanischer Sand in Mulden 3—4′, grober

1) J. Nöggerath, Das Gebirge in Rheinland und Westfalen, 1824 III, S. 59 und 225.

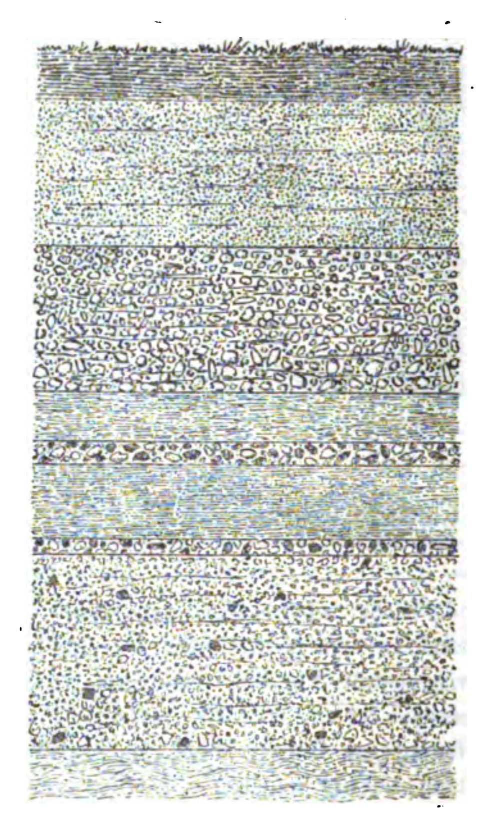
2) Jahrbuch der Königl. Preuss. geolog Landesanstalt und Berakademie zu Berlin für das Jahr 1882, Berlin 1883, S. 10.

Bimsstein 5—6′, schmale Britzschicht $^1/_2$′, etwas feinerer Bimsstein 2′, Britz $1^1/_2$′, schwarzweisse Schicht 5 Zoll, feiner Bimsstein mit einzelnen Schieferstücken 4′, darunter Lehm 16′, dann Basalt. Es giebt unter den Bimssteinschichten eine, welche deutlich beweist, dass leichte Bimssteinkörner und schwerere Schieferstücke zugleich aus der Luft niedergefallen sind. Es finden sich nämlich die schwarz gebrannten Schieferstücke von 25—30 grm Gewicht mit den Bimssteinkörnern, die $^1/_2$—1 grm wiegen, so gemengt wie sie gefallen sind, während unter Wasser die schwereren Schieferstücke sich zu unterst würden abgesetzt haben und darüber der leichtere Bimsstein, aber beide Auswürflinge liegen auf das willkürlichste so durcheinander, wie sie ausgeworfen wurden. Alles liegt noch heute so, wie es aus der Luft herabgefallen ist.



Sehr schön sieht man dieses hier abgebildete schwarz-weisse Band, in dem oberhalb der Fundstelle, zwischen dieser und der neuen Irrenanstalt, kürzlich angelegten Lavabruche des Herrn Cabellen, wo dasselbe 11 cm breit ist. In der Bimssteingrube des Herrn Schimmelpfennig am Burger Haus, $^3/_4$ Stunden oberhalb Andernach, ist dies Band 1 Fuss mächtig. Es liegt gewöhnlich dicht unter der Britzschicht. Es bezeichnet einen wahren Steinregen, der aber nur in der Nähe des Kraters niederfiel, weil die Auswürflinge wegen ihrer Schwere von der Luft nicht weit getragen wurden. Schon in den Bimssteingruben der Herren Gas und Hubalek in Weissenthurm, wie in den

Bimssteinschichten von Coblenz fehlt diese Schicht. An einigen Orten kommen 2 dieser Schichten vor, die durch eine Britzschicht von einander getrennt sind. Wo die Schicht fehlt, sind doch oft Schieferstückchen im Bimsstein vertheilt. In der Bimssteingrube des Herrn M. Schumacher auf der Berghöhe von Andernach neben der Mayener Chaussee sind die Schichten wie folgt geordnet. Unter 1' Ackererde liegen 3' vulkanischer Sand, dann 3' grober Bimsstein, dann ein Britzband von 1', darunter folgt die 1/2' breite erste Schicht von schwärzlichen Schieferstücken und Bimssteinkörnern, dann folgt eine zweite Britzschicht von 1 1/2' Breite, darunter eine zweite, 4 Zoll breite, schwarzweisse Schicht, darunter wieder 4' Bimsstein, darunter Löss. Ein Durchschnitt dieser Bimssteingrube ist hier dargestellt:

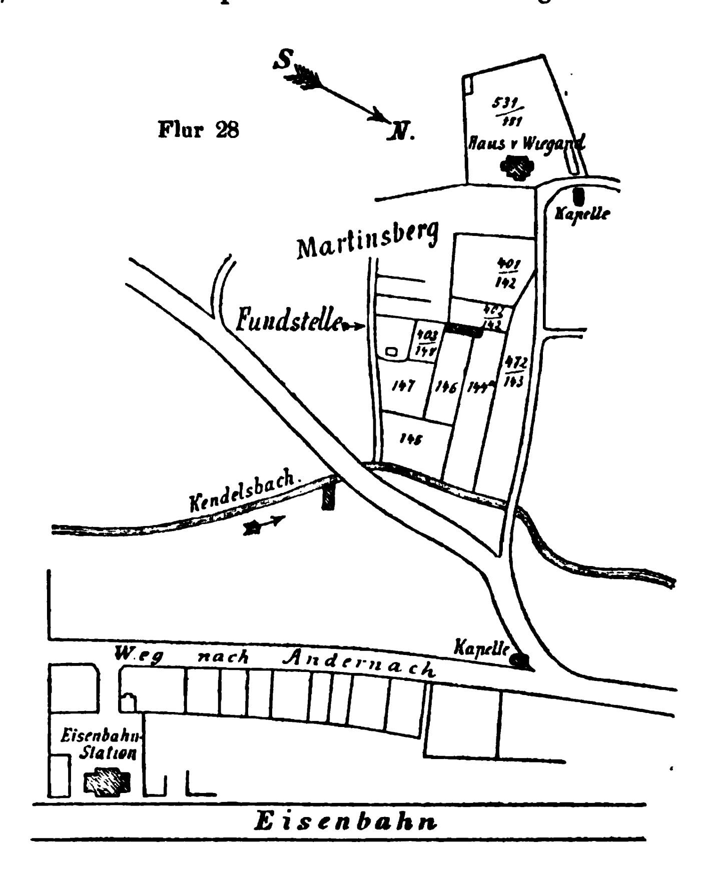


Ebenso deutlich wie diese Schicht spricht gegen die Ablagerung des Bimssteins im Wasser die Thatsache, dass an allen tiefen Stellen der heutigen Rheinebene bei Neuwied und Andernach der Bimsstein

fehlt. Hier müsste erst recht der Bimsstein in Menge unter dem Wasser zusammengeschwemmt sein. Wenn man aber an diesen Stellen, wie mich der Baumeister Herr Kroth in Andernach sowie Herr Schumacher versichert haben, Häuser baut, so findet man beim Fundamentiren niemals eine Bimssteinschicht. Unter etwa 10′ Mergel liegt Rheinkies, auf dem man baut. Auch in der grossen und tiefen Sandgrube vor dem Burgthor ist keine vorhanden. Während der Bimsstein an den tiefsten Stellen der Thalebene fehlt, weil hier der Rhein floss, der ihn wegführte, findet er sich immer in einer gewissen Höhe, so auch an den Bergabhängen und auf beiden Seiten des Flusses in der Höhe des alten Rheinufers und ebenso auf dem Landrücken, auf welchem die Heerstrasse und die Eisenbahn liegen, denn dieser war eine langgestreckte Insel in dem alten Rhein. Es mögen verschiedene Inseln und Rheinarme durch das Vorkommen oder Fehlen des Bimssteins noch nachweisbar sein. Zwischen den Inseln wand sich der alte Rhein hindurch, nur wo Land war um diese Zeit, blieb der Bimsstein liegen. Auf den Bergflächen aber wird das leicht rollende Material bald nach dem Auswurf schon durch den Regen herabgeflötzt worden seien, so dass steile Bergkuppen von ihm bald entblösst wurden und am Fuss derselben der Bimsstein in mächtigen Lagen sich anhäufte. Die grössten Bimssteinstücke finden sich in den obersten Schichten der Ablagerung, sie gehören also dem Ende des Ausbruchs an, in den Gruben des Herrn Klee kommen sie von $^1/_2$ Fuss Durchmesser vor, zerfallen aber leicht in Stücke, wenn man sie aus der Schicht herausnimmt.

Die vorgeschichtliche Ansiedlung in Andernach liegt auf dem alten diluvialen Rheinufer, der Name des Ortes „an dem Wasser" mag ihm schon früh gegeben worden sein. Die aufgedeckte Stelle liegt zwischen der Bahnhofstation und einem auf dem Martinsberge von Herrn Wiegand neu errichteten Hause. Unterhalb desselben sieht man an einer zweiten Bimssteingrube des Herrn Schumacher auf demselben Felde die Bimssteinschichten unter einem Winkel von 35° nach der Rheinebene hin stark abfallen. Ueber dem Britzband liegen hier wohl 12′ Bimsstein, hier hat sich der unter dem Bimsstein liegende Lavastrom in den Rhein ergossen, doch wurde 4′ unter dem Lehm noch keine Lava entdeckt. Als der Bimssteinauswurf stattfand, floss der Rhein höher als jetzt, und man kann die Höhe danach bestimmen, dass die Stellen, wo Bimsstein liegt, über dem Rheinspiegel lagen. Man darf vermuthen, dass das Hochwasser diese Grenze bestimmt haben wird, es wird im Lauf der Jahrhunderte den Bimsstein von den

Stellen fortgeführt haben, auf denen er bei der Eruption niederfiel. Die Lage der Fundstelle über dem alten Rheinufer ist aus diesem Plane ersichtlich, dieselbe liegt nach Angabe des Herrn Baurath Zweck M. 30,04 über dem Nullpunkt des Andernacher Pegels.



Bei Ueberschwemmungen tritt noch heute der Rhein, wo ihn die errichteten Dämme nicht hindern, auch in der Neuwieder Ebene bei Heddesdorf in sein altes Bett ein. Dass der Bimsstein den Rhein hinabschwamm, erkennt man daran, dass am Niederrhein bis Holland an den alten Ufern des Stromes feine Bimssteinschichten sich heute noch finden. Früher glaubte man, dass Bimsstein, der ins Wasser fällt, bald seine Poren mit Wasser fülle und dann niedersinke. Wenn man baumnussgrosse Stücke Bimsstein in ein Glas mit Wasser thut, so schwimmt er 7 Wochen und länger, ehe er niedersinkt. Die Bedeckung des Neuwieder Beckens mit Bimsstein und die Verbreitung desselben

bis in die Gegend von Coblenz und bis Nassau ist ein so grossartiges Ereigniss, dass man zu seiner Erklärung gern auf ähnliche vulkanische Ereignisse der Gegenwart Bezug nimmt[1]). Der Ausbruch des Krakatoa[1]) auf einer Insel zwischen Sumatra und Java erfolgte am 26., 27. und 28. August 1883. Innerhalb eines Umkreises von 15 km Radius lagen Bimsstein und Asche 20 bis 40 m und an einigen Stellen sogar 60—80 m hoch. Diese dicken Lager von Asche glühten 2 Monate nach dem Ausbruch noch in den tieferen Schichten, aus denen Rauch und Wasserdampf empordrangen. Das Verbreitungsgebiet der feineren Asche zeigt deutlich den Einfluss der Windrichtung, südöstlich ist die Asche 1200 km, nordöstlich blos 835 km weit geflogen. Der Flächenraum, in dem die Asche als dicke, dem Boden auflagernde Schicht beobachtet wurde, ist grösser als Deutschland mit Einschluss der Niederlande, Dänemarks und Belgiens. Ein Lavaausbruch fand bei der Eruption nicht statt. Die grössten Stücke Bimsstein fielen in einem Umkreis von 15 km, die kleinen bis zur Grösse einer Faust in einem Umkreis von 40 km nieder. Dass Bimssteinmassen, die aus einem vulkanischen Krater kommen und auf das Meer niederfallen, eine unbegreiflich lange Zeit schwimmend bleiben, hat ebenfalls der Ausbruch des Krakatoa vom 26. bis 28. August 1883[2]) gezeigt. Die Kölnische Zeitung berichtete am 30. März 1884, II, dass die Bai von Lampong durch eine dicke, auf dem Wasser schwimmende Bimssteinschicht unzugänglich geworden sei. Neuerdings sind nun diese ungeheuern Bimssteinmassen nach der Küste von Nord-Bantam hinüber getrieben worden, so dass zwar die Bai von Lampong wieder frei ist, dafür aber viele andere Flüsse und Häfen verstopft wurden. Der Capitän des Dampfers Sumbawa, welcher am 12. Januar in Macassar eintraf, berichtet, dass er in der Strasse von Lombok ausgedehnte Felder von schwimmendem Bimsstein angetroffen habe, so dass also diese Massen von Wind, Fluth und Strömung bereits 11 Längengrade oder gegen 1000 km weit nach Osten fortgetrieben worden sind. Am 1. April 1884, I berichtet dieselbe Zeitung, dass im Februar in einigen Buchten von Java noch der Bimsstein in 1 bis 2′ dicken Lagen schwimme, die der Krakatoa vor 6 Monaten ausgeworfen hat. Bei diesem Ausbruch trat in Batavia eine solche Finsterniss ein, dass um Mittag einige Stunden lang die Laternen

---

1) Köln. Zeit. 20. April 1884 II.

2) v. Rath über Verbeeks Krakatau, Verh. des naturhist. Vereins 1885, Correspondenzbl. S. 134.

angezündet werden mussten. Das unterirdische Getöse wurde wie ferner Kanonendonner 120 deutsche Meilen weit gehört, 37000 Menschenleben gingen dabei verloren. In der Beilage von No. 251 der Allgemeinen Zeitung von 1885 berichtet Behrens, dass der Bimsstein bis Madagascar und an die Ostküste von Südafrica getrieben sei, auch ostwärts in den stillen Ozean. Man hat ihn bei den Karolinen-Inseln gesehen und kann ihn nach dem Berichterstatter im ersten Halbjahr 1886 bei Panama erwarten. Der Pariser Akademie[1]) wurde berichtet, dass am 22. März 1884 Bimssteine vom Krakatoa am Strand von St. Paul antrieben, sie haben den Weg von 5000 km in 206 Tagen zurückgelegt.

Die Bedeckung des Neuwieder Beckens mit Bimsstein wird auch dadurch verständlicher, dass man sie mit älteren geschichtlichen Ereignissen in anderen Ländern vergleichen kann, über die uns ein Bericht hinterlassen worden ist. Als ich im Jahre 1882 in Pompeji war, fiel mir auf, dass die Tuff- und Bimssteinablagerungen, welche die Stadt verschüttet haben, sich auch hier vielfach geschichtet finden, so dass man in horizontalen Lagen eine Aufeinanderfolge von Tuff und Bimsstein erkennen kann, wenn auch nicht so regelmässig wie im Becken von Neuwied. G. Bechi[2]) hat da, wo die Schichten nicht gestört worden sind, 7 Lagen von Asche und Rapilli unterschieden. Wir wissen aber hier genau aus der uns durch Plinius erhaltenen Schilderung des Ereignisses, dass diese Schichten von Pompeji sich nicht aus dem Meere abgelagert haben, sondern dass sie innerhalb dreier Tage niedergefallen sind und in Mächtigkeit von etwa 25 Fuss die Stadt und Umgegend bedeckten. Nach von Leonhard[3]) findet man in Pompeji unter der Dammerde eine Lage zerreiblichen Tuffes, dann folgt eine dünne Schicht Bimssteinbröckchen, darunter scharf geschieden eine etwa 4 Fuss mächtige Bank erdigen Tuffes mit zahllosen kleinen Bimssteinstückchen, die tiefste Lage ist ohne Zusammenhalt und ohngefähr 5 Fuss stark, sie besteht vorherrschend aus Bimssteinbruchstücken meist von Wallnussgrösse, viele jedoch auch von 5 bis 6 Zoll Durchmesser; hin und wieder finden sich auch Lavatrümmer, jenen des Somma-Berges vergleichbar, trachytische Brocken und selbst Kalksteinstücke. Er meint, die beobachteten Erscheinungen würden durch

1) Compt. rend. 19. Mai 1884, p. 1303.

2) Mus. Borb. I 1814, Anhang p. 19.

3) K. C. von Leonhard, Geologie oder Naturgeschichte der Erde V, Stuttgart 1844, S. 248.

einen blossen Aschenregen nicht erklärt. Die ausgeworfenen Massen müssten im flüssigen Zustande in die kleinsten Oeffnungen der Häuser eingedrungen sein. Aus Schlammregen sei der dichte Tuff im Innern der Wohnungen entstanden. Bei der Eruption von 1794 hätten sich Wolkenbrüche in der Luft mit der Asche vermischt. Unbegreiflich ist es, wenn von Leonhard hinzufügt: Hergänge wie die genannten, konnten nur im Verlaufe langer Zeit stattfinden. Aus den Briefen des jüngern Plinius geht doch der rasche Verlauf des ganzen Ereignisses deutlich hervor. Der vulkanische Ausbruch fand am 24. August 79 statt. Monat und Tag der Verschüttung sind in den verschiedenen Handschriften verschieden angegeben. Die besten geben den 24. August an. Ruggiero sagt freilich, dass die aufgefundenen Früchte, die Kastanien, Oliven, Granaten und Pfirsichkerne sowie die Stellung vieler Weinkrüge auf den 24. November schliessen lassen. Nachdem die Nacht vorher ein heftiges Erdbeben stattfand, sah man Mittags 1 Uhr über dem Vesuv eine Wolke, die einer Pinie glich. In der Nacht nahmen die Erscheinungen zu. Gegen Morgen verliess der ältere Plinius das Haus und floh nach dem Strande wo er von Schwefeldünsten erstickt bald niedersank und starb. Zwei Tage später fand man den Leichnam. Der Ausbruch hatte also wohl aufgehört. Dass derselbe rasch erfolgte, dafür spricht auch die grosse Zahl der Verschütteten. Man kann annehmen, dass 1100 Menschen dabei den Tod gefunden. Bis jetzt sind etwa 450 menschliche Skelette gefunden, das ausgegrabene Gebiet ist aber wenig mehr als $^{2}/_{5}$ der Stadt. Auch sind etwa 100 Thierskelete gefunden. R. Schoener[1]) hat folgende Berechnung angestellt. Am Eingang der Stabianer Bäder fand man 3 Skelete mit einem Goldgehänge, 2 Kupfermünzen, 2 thönernen Lampen, einem Oelgefäss und einem Henkelkrug. Sie kamen, wie es scheint, aus dem Bade und lagen 80 cm über dem Boden. Der Ausbruch war um die Badezeit, d. h. um Mittag eingetreten. Wenn diese Personen 8 bis 10 Minuten zum Ankleiden nöthig hatten, dann fielen in jeder Minute 8—10 cm, in einer Stunde also 8 m Auswurfsmassen. J. Overbeck sagt, die 7 bis 8 m dicke Schicht, welche Pompeji begrub, gehört wesentlich einer Eruption an, die durch die weisse oder weissgraue Farbe der Rapilli sich von allen späteren unterscheidet, die schwarzgrau sind. Auf dem Pflaster der Strassen liegen $3^{1}/_{2}$ m hoch Rapilli und Bimssteinbrocken von der Grösse einer Erbse, bis zu

1) Kölnische Zeitung 11. Sept. 1882.

6 auch 9 cm Durchmesser, einzelne Stücke haben 30 cm und mehr. Ueber den Rapilli liegt eine 2 bis 3 m dicke, feste, mit Puzzolanstaub vermischte Aschenschicht, welche mit gewaltigen Wassermassen zusammenfiel und sich in einem breiartig flüssigen Zustande ausbreitete und in die obere Rapillischicht eingesickert ist. In dieser Aschenschicht und von ihr abgeformt finden sich die Leichen. Das Wasser hat die Rapilli an Orte fortgeschwemmt, wohin der Berg sie nicht werfen konnte. Ich hatte im März 1883 Herrn Geh.-Rath Professor vom Rath vor seiner Reise nach Italien gebeten, seine Aufmerksamkeit den geschichteten Auswurfsmassen Pompejis zuzuwenden. Er schrieb mir unter dem 24. Mai 1883: „Ihr Hinweis war mir Veranlassung genug, um nochmals die verschüttete Stadt zu besuchen und diesmal ausschliesslich die natürlichen Verhältnisse der Ueberschüttung möglichst genau zu beobachten. Ich liess mich vom Thore durch die Via marina über das Foro civile, dann sogleich rechts d. h. gegen Süd zur Grenze der Ausgrabungen und der Stadt führen, wo in einem deutlich geöffneten Profil die natürliche Schichtenlage vom alten Planum der Stadt bis hinauf zur jetzigen Oberfläche genau beobachtet werden konnte. Eine spätere künstliche Aufschüttung oder Abtragung hatte hier durchaus nicht stattgefunden. Meine Wahrnehmung ergab: Zu unterst, unmittelbar auf dem Pflaster, also dem alten Planum ruht eine im Mittel 3 m dicke, doch an einzelnen Stellen bis auf 1 m schwindende und wiederum bis auf 4 m steigende Bimssteinschicht. Die Grösse der Bimssteinstückchen schwankt zwischen 1 und 5 cm, selbst einzelne faustgrosse Stücke kommen vor. In dieser Bimssteinschicht finden sich auch nicht wenige Rapilli, d. h. dunkle Lava- und Schlackenstückchen, welche aus Leucitophyr bestehen, dem herrschenden Gestein des Vesuv, sowie ferner ziemlich zahlreiche Fragmente eines dichten weissen Kalksteins. Diese Kalkstückchen sind für die Bimssteinschicht von Pompeji besonders charakteristisch, während die vorhistorischen Eruptionen, deren Auswurfsmassen den trachitischen Tuff der unteren Hälfte vom Vesuv und Somma bildeten, reich an krystallreichen Kalkblöcken sind, liefern die neueren Eruptionen keinen Kalkstein mehr. Ueber der Hauptbimssteinschicht folgt eine circa 4 cm mächtige Lage von sogenannter Asche, d. h. sehr schwach verbundenem feinem vulkanischen Sande, dann eine 2 bis 3 cm dicke Schicht von kleinen, losen Schlacken, darüber wieder Asche, 1 bis 3 m mächtig. Einzelne Bimssteinstücke fehlen dieser Aschenschicht nicht. Diese Lagerung, unten Bimsstein, oben Asche, ist in der Umgebung Pompejis durchaus konstant. Auf einer Wanderung

von Castellamare über den kleinen Monte St. Angelo (c. 1000 m hoch) überzeugte ich mich von der ausserordentlichen Verbreitung der Bimssteinschicht, welche, freilich mit abnehmender Mächtigkeit, bis zu den hohen Kämmen des genannten Gebirges hinaufreicht. Die mächtige Aschenschicht, welche in Pompeji die Bimssteine bedeckt, scheint indess eine geringere Ausbreitung zu besitzen; ich fand sie nicht an den höheren Gehängen des Monte St. Angelo. Angesichts der bis 8 m mächtigen Aufschüttung vulkanischer Massen bei Pompeji muss man allerdings glauben, dass hier die Produkte mehrerer, wenn auch sich bald folgender Ausbrüche vorliegen. Der Bimssteinausbruch ist besonders charakteristisch für jene Eruption, welche Pompeji zerstörte, er hat sich in ähnlicher Weise nie wiederholt. Nichts destoweniger sollen einzelne spärliche Bimssteinstücke auch bei späteren Eruptionen z. B. bei derjenigen von 1872 vorgekommen sein." In einer späteren Mittheilung vom April dieses Jahres bemerkte Professor vom Rath, dass er glaube, die gewaltige Höhe der Bimssteinschicht, welche Pompeji begrub, sei dadurch bedingt worden, dass der Wind die Bimsstein- und Aschenmassen über einen nur schmalen Landstreifen hinwehte. Man sieht deutlich, dass eine schmale, langgestreckte Terrasse, aus jenen Eruptionsstoffen bestehend, sich vom Fusse des Vesuv in radialer Richtung gegen Pompeji hinzieht. Nach Plinius des Jüngeren Bericht[1]) begann der Ausbruch des Vesuv am 24. August Nachmittags 1 Uhr. Am 3. Tage von dem Tage des Ausbruchs an gerechnet, wurde es wieder hell. Nach dem Briefe 20 scheint der Stein- und Aschenregen, der die Sonne verfinsterte, nur 2 Tage mit Unterbrechungen gedauert zu haben. Auch der Steinregen in Latium, von dem Livius berichtet, währte 2 Tage; der gewaltige Bimssteinauswurf des Krakatoa dauerte 3 Tage, und warum sollte der von Neuwied länger gedauert haben? In Pompeji selbst kann man nachweisen, dass die mit dem Ausbruch unzweifelhaft gleichzeitigen oder ihm folgenden Regengüsse den Bimsstein auch zusammengeflötzt und in Keller geführt haben, die bis zur Decke damit angefüllt sind. Dass im Rheinthal zwischen den Tuff- und Bimssteinlagern sich keine Spur einer Humusschicht findet, ist ein Beweis, dass es während der Ablagerung keine Zwischenzeiten gab, in denen sich eine Vegetation entwickeln konnte, dass vielmehr die Eruptionen rasch nach einander geschehen sind. Da diese Gegend, wie die Andernacher Funde beweisen, schon

1) Epist. VI, 16 und 20.

vor dem Eintritt dieses Ereignisses von Menschen bewohnt war, so muss dasselbe Schrecken und Verderben über dieselben gebracht haben. Wenn jetzt unter dem Bimsstein sich Spuren des Menschen gefunden haben, so können sie auch einmal unter einem Lavastrom entdeckt werden. Man weiss, dass diese ein verschiedenes Alter haben, je nachdem sie in einem noch wenig, oder in einem tief ausgeschnittenen Thale hinabflossen. Jene werden, wie von Dechen[1]) lehrte, die älteren Lavaergüsse sein, aus einer Zeit, in der die Thalbildung durch Auswaschung noch nicht weit fortgeschritten war. Diese werden die jüngeren sein; als den jüngsten bezeichnet von Dechen jenen, über welchen bei der Rauschermühle die Nette fliesst, weil er auf der heutigen Sohle des Flusses sich fortgewälzt hat. Zwischen dem Lavastrom, auf dem der Mensch seine Speiseabfälle hinterlassen hat und dem Bimssteinauswurf, der sie bedeckt hat, scheint, wie die Beschaffenheit der Knochen und das Fehlen des Bimssteins in den Spalten der Lava lehrt, eine längere Zwischenzeit vergangen zu sein. Doch muss die Ansiedelung dem Ausbruche der Lava bald gefolgt sein, weil die Speiseabfälle in die leeren Risse und Spalten der Lava gefallen sind, ehe die Verwitterung diese mit thonigem Lehm ausgefüllt hatte. Die Möglichkeit einer Entdeckung, wie sie in diesem Falle gemacht worden ist, wurde von den besten Kennern der vulkanischen Bildung in dieser Gegend schon früher zugegeben. Herr von Oynhausen sagt, der letzte Ausbruch der Laacher Vulkane hätte selbst in historischer Zeit sich zutragen können, wenn für die Rheingegend dieselbe weiter als bis zu den Römern zurückgriffe. Stets hat man die Rheinischen Vulkane denen der Auvergne verglichen. Hier wurde aber ein menschliches Stirnbein von niederer Bildung in der Lava gefunden und von Sauvage beschrieben und abgebildet[2]). K. C. von Leonhard hatte behauptet: „Die vulkanische Wirksamkeit in der Auvergne wie in der Eifel gehört vorgeschichtlichen Zeiten an. Alle Beweise, dass jene Landstriche bewohnt gewesen, als manche Ausbrüche der nun längst erloschenen Vulkane stattgefunden, Bruchstücke von Thongeräthen fremder Form, mit Schlackenmasse zusammengeschmolzene Töpfe zwischen Asche und Lapilli begraben, Holzstücke mit Spuren roher Bearbeitung, Axthiebe u. s. w. beruhen auf Missgriffen und auf Täu-

---

1) Geognost. Führer zu dem Laacher See u. s. w., Bonn 1864, S. 564.
2) Revue d'Anthropologie, Paris 1872, 2.

schungen.“ Auch von Dechen[1]) führt den zweifelhaften Werth der von Steininger angegebenen Funde von Kunstgegenständen unter dem Tuffe von Uelmen mit Recht an, da ihre Lagerung nicht hinlänglich sicher gestellt ist. Steininger selbst hatte gesagt, dass seine Angaben nur dazu dienen sollten, die Aufmerksamkeit der Beobachter auf alle Umstände zu lenken, welche über das Alter der neuesten vulkanischen Bildungen am Rhein einigen Aufschluss zu geben versprechen. Dagegen fragte Scrope[2]), nachdem er die Lavabrüche von Niedermendig beschrieben, ob vielleicht hier die von Tacitus erwähnte Eruption zu suchen sei. Auch einige Lavaströme der Eifel findet der vielgereiste Forscher so frisch aussehend, als seien sie vor 2000 Jahren geflossen. Er sagt, wie selten werden Nachrichten der Art aus entfernten Gegenden nach Rom gelangt sein, nur von einem ungewöhnlichen Ereignisse wird dies wegen der schrecklichen Folgen der Fall gewesen sein. Der Fund von Andernach hat dieser Ungewissheit, ob Kunstgeräthe je unter den jüngsten vulkanischen Gebilden gefunden worden seien, in Bezug auf den Bimsstein ein Ende gemacht.

Unter dem Bimsstein findet sich über der Lava, in nächster Berührung mit ihr, Thon oder Lehm gelagert. Dieser Thon, der auch die Spalten der Lava ausfüllt, ist meist knetbar, wie plastischer Thon, und hat mit dem in der Gegend weit verbreiteten Löss keine Aehnlichkeit. Nur dieser braust mit Säuren auf wegen des grossen Gehaltes an kohlensaurem Kalk. Es kommen in ihm die bekannten Kalkkonkretionen und die ihn bezeichnenden Schalen kleiner Schnecken, sowie die Reste quaternärner Thiere vor. Der Lehm liegt fast überall unter der Lava, in ihm sind zu Safftig unter der durchbohrten Lavaschicht Pferdezähne gefunden worden. Man findet nichts von diesen Dingen nach dem Wegheben des Bimssteins, der an der Fundstelle 8 Fuss hoch, an anderen 15 bis 20 Fuss hoch liegt. Auch liegt plastischer Thon, aber nicht Löss zwischen den Lavablöcken, die an der Fundstelle den tiefer liegenden dichten Lavastrom bedecken. Unter dem Bimsstein liegt an Stellen, wo ein Lavastrom nicht vorhanden ist, der mit dem Löss verwandte, angeschwemmte Lehm des Rheinthals, so dass das Feld wieder beackert wird, wenn man den Bimsstien gewon-

1) Geognost. Beschreibung der Vulkane der Vordereifel, Verh. d. naturhist. Ver. XVIII, Bonn 1861, S. 139 und Geognost. Beschreibung des Laacher Sees u. seiner vulk. Umgeb., Verh. XX, Bonn 1873 S. 642.

2) Ueber Vulkane, deutsch von G. A. von Kloeden, Leipzig 1872.

nen hat. In diesem Lehm fand sich in einer Grube gegenüber Neuwied ein Oberarm des Rhinozeros. Wie an jener Stelle des Bimssteinfeldes von Schumacher Lavablöcke 6 bis 8′ höher lagen als die Lava zu beiden Seiten des Feldes, so dass man, um das Pflügen möglich zu machen, sie zerschlagen und wegschaffen musste, bei welcher Gelegenheit die Arbeiter zwischen den Blöcken der Lava die zerschlagenen Thierknochen fanden, so ragen auch unterhalb Andernach bei der Hackenmühle des Herrn Klee, oberhalb welcher der von einem Lavastrom verschüttete Kendelsbach jetzt entspringt, Lavablöcke über die Oberfläche des Bodens 3 bis 4 Meter hoch empor. Von dieser Stelle sagt von Dechen[1]): „In der Nähe der Bezirks-Irrenanstalt St. Thomas entspringt unter der Bimssteinbedeckung eine sehr starke Quelle, die auf ein darunter liegendes Thonlager hinweist. Lavablöcke zeigen auf das Ende eines Lavastroms, der dieses Thonlager bedeckt“. Diese Stelle liegt über der Höhe des alten Rheinufers und es lässt sich denken, dass der von Eich durch eine alte Thalsenkung nach dem Rhein bei Andernach herabfliessende Lavastrom, durch die Abkühlung und das Erstarren der feuerflüssigen Lavamasse im Flusse eine Stauung erlitt, in Folge deren er emporstieg. Die Breite des Lavastroms, der durch eine Bodenerhebung sich bemerklich macht, beträgt an der Fundstelle etwa 220 Schritte. Derselbe scheint sich, ehe er den Fluss erreichte, in zwei Arme getheilt zu haben. Zu beiden Seiten des Kendelbaches fehlt der Bimsstein. Nach von Dechen[2]) steht bei Fornich am Rhein der Lavastrom in einer Breite von 140 Ruthen und 20 Fuss hoch entblösst, die Lavapfeiler scheinen auf Rheingerölle zu ruhen und man darf schliessen, dass das Rheinbett sich seitdem um 50 bis 60 Fuss vertieft hat.

Nachdem mir die erste Nachricht von dem Funde zugegangen war, wurden die Untersuchungen, für welche die Kosten bald von der Commission für die Rheinischen Provinzial-Museen übernommen wurden, mit kurzen Unterbrechungen bis Anfang August fortgesetzt. Es wurde jedesmal genau festgestellt, dass über der Stelle, wo die zerschlagenen Knochen und Steingeräthe sich fanden, die Bimssteinschichten mit dem harten Britzband ungestört lagen. Dies war um so nöthiger, als an einigen oberhalb dieser Funde gelegenen Stellen desselben Feldes fränkische Gräber schon vor mehreren Jahren gefunden wurden, deren

1) Erläuterungen zur geol. Karte der Rheinprov. und der Prov. Westph. II, Bonn 1884, S. 582.

2) Geognost. Beschreib. des Laacher See's, S. 460.

Todte in den Bimsstein selbst gebettet waren. Hier waren ganz deutlich die oberen Bimssteinschichten durchgraben. Herr Matthias Schumacher berichtete mir zwar im November 1884, dass er unterhalb der vorjährigen Fundstelle auf dem Martinsberg beim Ausschachten eines Eiskellers, wo schon vorher ein tiefes Loch neben seiner Sandsteinfabrik sich fand und die schräg abfallenden Bimssteinschichten entblösst zeigte, Feuersteine und Knochen unter dem Bimsstein etwa $^1/_2$ Fuss tief im Lehm gefunden habe. Ich liess hierauf im Dezember desselben Jahres mehrere Tage dort weiter graben, es wurde indessen nichts gefunden. Auch hatten mehrere Versuche, südlich von der ersten Fundstelle, in der geraden Fortsetzung derselben eine weitere Ausdehnung der Ansiedelung zu entdecken, kein Ergebniss. In etwa 15′ Entfernung unterhalb der Fundstelle wurde in einer Lavaspalte in $3^1/_2$′ Tiefe ein Nest kleiner, meist zerbrochener, weisser Samenhüllen gefunden, die Professor Körnicke einem Lithospermum zuschrieb. Sie werden wohl einem Wintervorrath der Feldmaus angehört haben.

Der erhobenen Lage des alten Lavastromes entsprechend, der hier am Rheinufer sein Ende fand und sich in seiner ganzen Länge bis zum Nastkopf bei Eich als eine Bodenerhebung erkennen lässt, muss auf trockenem Boden nahe dem Flusse und über der sumpfigen Rheinebene hier eine geeignete Stelle für eine menschliche Ansiedelung gewesen sein, wie die zerschlagenen Thierknochen, die nur als Speisereste zu deuten sind, die Angelhaken, Taf. I, 2, 3, 4 und die rundlichen Wacken und Reibsteine, Taf. III, 4 bis 6, sowie die Tausende von Steinmessern, Taf. II, 1 bis 12, beweisen. Dass der thonreiche Lehm, welcher die Lavablöcke bedeckt und sich zwischen ihnen findet, nur das Verwitterungsprodukt der Lava selbst ist, sieht man ganz deutlich an dem allmähligen Uebergang der Lava in den Thon. Es ist dies eine Beobachtung, die schon das blose Auge an den sich ablösenden Schalen der Lavablöcke macht, deren Rinde erweicht ist, während das Innere noch hart ist. Es ist eine solche Auflösung fester Gesteine auch aus anderen Beispielen bekannt. Das Plateau des Petersberges im Siebengebirge ist von einer fruchtbaren Ackererde bedeckt, die nur aus dem verwitterten Feldspath-Basalt des Berggipfels entstanden ist. Man findet in derselben Stückchen blauschwarzen Basaltes, die sich zwischen den Fingern zerreiben lassen. Ich habe durch eine chemische Analyse, die der jetzt verstorbene Herr Theodor Wachendorff zu machen die Güte hatte, feststellen lassen, dass der thonige Lehm, in welchem diese vorgeschichtlichen Dinge liegen, nur die verwitterte Nephelin-Lava des

aus der Gegend des Nastkopfes herabgeflossenen Stromes ist. Nach der Bestimmung des Herrn Prof. von Lasaulx besteht dieser, wie die Ströme von Niedermendig und Mayen, aus Nephelinlava.

Die Zusammensetzung der Nephelinlava von Niedermendig ist nach G. Bischof[1]) die folgende:

		0	
$\ddot{\text{Si}}$	47.48	25.82	
$\ddot{\text{Al}}$	21.26	9.93	
$\dot{\text{Fe}}$	12.39	2.75	7.74
$\dot{\text{Ca}}$	8.54	2.44	
$\dot{\text{Mg}}$	3.16	1.26	
$\dot{\text{K}}$	2.39	0.41	
$\dot{\text{Na}}$	3.42	0.88	
	88.64		
Glühverlust	0.35		
Sauerstoffquotient	0.698		

Die mir am 26. Juli 1883 mitgetheilte Analyse des Herrn Wachendorff ergab:

	durch conc. Schwefelsäure zersetzbar:	nicht zersetzbar durch Säuren:	im Ganzen:
Kieselsäure	10,65	54,58	65,23
Thonerde } Eisenoxyd	17,39	8,02	19,02 / 6,39
Kalk	1,67	1,80	3,47
Magnesia	1,18	1,17	2,35
Kali	—	—	2,48
Natron	—	—	1,13
Mangan und Titansäure in kleinsten Mengen			100,07

Titan zum Theil wenigstens als Titaneisen.

Zunächst zeigt sich, wie Herr Wachendorff bemerkt, dass in der verwitterten Lava die basischen Substanzen $\dot{\text{Fe}}$, $\dot{\text{Ca}}$, $\dot{\text{Mg}}$ und $\dot{\text{Na}}$ zum Theil ausgelaugt sind, während der $\dot{\text{K}}$-gehalt gleich geblieben ist. Die $\ddot{\text{Al}}$ hat sich auch etwas verändert, das Eisen ist als Oxydhydrat vorhanden, wie der Glühverlust 5.40 % zeigt. Dagegen musste der procentuale Gehalt der Kieselsäure wesentlich zunehmen, von 47.48 auf 65.23!

1) von Dechen, Geognost. Führer zum Laacher See, Bonn 1864, 115.

Vom Löss unterscheidet sich der Thon als zersetzte Basaltlava ganz bestimmt durch den Mangel von kohlensaurer Kalkerde und Magnesia, die im Löss bis zu 25 % vorhanden ist. Daher ist der Ursprung des Thones aus der Lava als sicher erwiesen anzusehen, zumal der Thon noch Brocken der Lava in allen Stadien der Zersetzung enthält. Wie Zirkel u. A. gezeigt haben, enthält die rheinische Basaltlava in grosser Menge mikroskopische Körner von Leucit, bestehend aus $\dot{K}$ 21.5, $\dddot{Al}$ 43.4 und $\ddot{Si}$ 55.1, wesshalb der K-gehalt des Thones und die in Säuren lösliche $\ddot{Si}$ 10.65 %, wesentlich auf das Vorhandensein noch unzersetzter Leucit-Körner zu setzen sind."

Die aufgefundenen zerschlagenen Thierknochen sind, wie die alten Bruchränder zeigen, im frischen Zustande zur Gewinnung des Markes gespalten. Sie sind ausserordentlich mürbe und zerbrechlich, neue bei der Auffindung entstandene Bruchflächen sind von den alten leicht zu unterscheiden. Manche Röhrenknochen, die im Innern eine knöcherne Scheidewand haben, sind quer gegen diese Wand gespalten, vgl. Taf. III, 8 was charakteristisch für die vom Menschen gespaltenen Knochen ist, weil auf diese Weise mit einem Schlage zwei Markkanäle geöffnet wurden. Eine auffallende Erscheinung, die ich zu Anfang mir nicht erklären konnte, war, dass an manchen Stellen der auf einer Länge von 15 Metern etwa gemachten Grabungen sowohl Knochen als Feuersteinmesser mehr oder weniger röthlich gefärbt waren, während dies die Farbe des Erdreichs nicht ist. Bald fanden sich verschiedene Stücke Röthel, vgl. Taf. III, 2 und 3, zwischen den andern Gegenständen, die in dem feuchten Boden Farbstoff an die letzteren abgegeben hatten. Das erste dieser Stücke hat in der Mitte einen Einschnitt, der durch ein scharf ritzendes Werkzeug hervorgebracht ist. Da die Auffindung von rothem Farbstoff in belgischen und westfälischen Höhlen bei menschlichen Geräthen wiederholt gemacht ist[1]), auch bei den kürzlich entdeckten Menschenresten in der Höhle von Spy in Belgien wieder beobachtet wurde, kann kein Zweifel darüber sein, dass der Mensch schon in dieser entlegenen Zeit sich geschminkt oder seine Geräthe gefärbt hat. Auch bei den jetzt lebenden Wilden malen sich die Männer um schreckhafter auszusehen, die Frauen um schöner und jünger zu erscheinen. Dass die Frauen sich schon damals geschminkt haben, wie es viele noch heute thun, zeigt, wie alt die Eitelkeit ist.

---

1) W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1888. Vgl. dieses Jahrbuch, S. 116.

Der erste, mir an der Fundstelle gezeigte Feuerstein war von fraglicher Form, aber seine Lage bei den Knochen war Grund genug, ihn für künstlich zu halten. Die spätere Untersuchung förderte Steingeräthe in zahlloser Menge zu Tage, Messer, Taf. II, 2 bis 12, Schaber 1, 13 bis 19, Bohrer 20 bis 28, auch die Steinkerne 13 und 14, von denen sie abgeschlagen waren. Professor von Lasaulx hat indessen das Mineral, aus dem diese Werkzeuge gefertigt sind, nicht als Kreide-Feuerstein, sondern als tertiären Quarzit bestimmt. Auch fanden sich Schieferplatten und weit hergeführte Kalkplatten, die man für Steintische halten muss. Zuweilen waren zerschlagene Thierknochen mit Kalksinter noch auf denselben festgeheftet, Taf. III, 7, und daneben oder darauf lag die Wacke Taf. III, 6, die für die menschliche Faust passt und den Knochen zerschlagen hatte. Gegen die Ansicht, dass die Menschen, welche hier Speisereste hinterliessen, als das schreckensvolle Ereigniss eintrat, plötzlich ihren Wohnsitz verlassen und auf der Flucht Rettung gesucht haben, spricht nur der Umstand, dass bei den Speiseabfällen jede Spur eines Thongefässes fehlt, dass im Bimsstein selbst aber ein Topf aus gebranntem Thon gefunden worden ist.

Dass man an Ort und Stelle die Steinmesser fertigte, beweisen die zahlreichen Steinkerne, Taf. II, 13 und 14, die indessen roher bearbeitet sind wie jene, die man in Westfalen findet. Die meisten Steinmesser sind zerbrochen; wenn auch einige erst bei der Auffindung entzwei brachen, so liegen andere doch so im Boden und sind vielleicht desshalb bei Seite geworfen worden. Die Form ist bei vielen eine ganz übereinstimmende. Das stumpfere Ende ist auf der einen Seite durch kleine Retouchen abgerundet. Eigenthümlich und einzig in seiner Art ist ein Kratzer von 20 cm Länge, Taf. II, 1, mit 3 cm breitem Rücken und bogenförmiger Schneide, ganz verschieden von den mandelförmigen Keilen von St. Acheul und Chelles. Dass der Mensch sich die Messer am Orte selbst gemacht hat, kann man auch aus dem Umstande erkennen, dass immer, wenn ein Messer von einer besonderen Art des Gesteines, z. B. von dem durchsichtigen, dem Chalcedon ähnlichen Quarzit sich fand, bald mehrere andere derselben Art in der nächsten Umgebung vorkamen, als seien sie von demselben Kerne geschlagen und als hätte der Mann, der sie fertigte, an dieser Stelle bei der Arbeit gesessen. So hat man an einigen Stellen in den Umständen der Auffindung den Beweis für die Herstellung der Steingeräthe am Orte selbst finden können. Es werden indessen nicht nur der Abfall bei der Herstellung der Geräthe und die beim Gebrauch zerbrochenen Messer in

die Spalten der Lava gelangt sein, auch die ursprünglich auf der Lava liegen gebliebenen Werkzeuge werden mit der Zeit in die Spalten der Lava geflötzt und in ihre Verwitterungsprodukte eingeschlossen worden sein. Das schönste Schnitzwerk unter den bearbeiteten Knochen ist ein unteres Geweihstück vom Rennthier, welches zu einem Vogel geschnitzt ist und die Handhabe eines Steinmessers war, wie die Höhlung unten zeigt, Taf. I, 1. Es sind zwei Perlen der Krone des Geweihs benützt, um die Augen des Vogels darzustellen, dessen Schnabel an der Wurzel breit, gerade und spitz ist, die Federn des Kopfes sind wie zu einer Haube etwas aufgerichtet. Flügel und Schwanz sind mit Längsstrichen deutlich angedeutet. Ein zweites Stück desselben Thiergeweihs ist gefunden, welches wie eine angefangene Arbeit derselben Schnitzerei aussieht. Es ist stark verwittert, doch sieht man den Schnabel und das Auge angedeutet sowie die Striche, welche die Schwanzfedern darstellen sollen. Es finden sich auch mehrere Stücke eines blauen Dachschiefers, der 2 Stunden von dieser Stelle entfernt noch jetzt gebrochen wird. Diese Stücke sind oft zu kleinen Scheibchen abgerundet, eines ist durchbohrt, ein anderes hat unregelmässige Kritze, die wie von einem Kinde mit dem Feuerstein eingekratzt sind, Taf. I, 24. Dr. Eidam hat kürzlich auf solche Kritze, die in bairischen Hügelgräbern gefunden wurden, aufmerksam gemacht und dieselben abgebildet[1]).

Die Fauna, die sich aus den Thierresten ergiebt, gehört noch einer kalten Periode an, Reste des Rennthiers, Taf. I, 25 und III, 13 und 14, des Polarfuchses, Taf. III, 15, und des Schneehuhns, Taf. III, 17, bezeichnen die postglaciale Zeit. Die grösste Zahl der Knochen gehört dem Pferde, Equus caballus fossilis an, Taf. III, 10 bis 12, das ich indessen nicht mit dem lebenden Pferde für identisch halte, die beiden Emailschleifen in der Mitte der Krone sind grösser und mehr gewunden als beim lebenden Pferd, Taf. III, 11, und erinnern dadurch noch einigermaassen an das ältere Hipparion. Das Gebiss gleicht dem des von Woldrich als Equus Stenonis affinis bezeichneten Pferdes. Die Grösse der Zähne stimmt mit dem lebenden Pferd überein. Das Email ist wunderbar erhalten. Auch Nehring findet an den Oberkieferzähnen des Diluvialpferdes eine stärkere Kräuselung des Schmelz-

---

1) Ausgrabungen des Vereins von Alterthumsfreunden in Gunzenhausen, 43. Jahresbericht des histor. Vereins für Mittelfranken, Ansbach 1887, S. 12, Taf. IV.

bleches zumal an der Innenseite der Halbmonde. Er fand dieselbe auffallend beim Pferde von Westeregeln, aber weniger stark bei dem von Remagen. Er meint, die Kräuselung und die Form der Schmelzschlingen sei je nach der Abnutzung der Zähne sehr verschieden. Da kein ganzer Röhrenknochen erhalten ist, lässt sich über die Grösse dieser Pferderasse wenig sagen. Die Maasse, die man mit den von Nehring[1]) mitgetheilten Maassen des Diluvialpferdes von Remagen vergleichen kann, sind kleiner als diese, doch wird man in Andernach vorzugsweise die Reste junger Thiere erwarten können, was auch die Schneidezähne erkennen lassen. Der Incisivtheil des Oberkiefers hat eine grösste Breite von 70 mm, das grösste Hufbein ist 82 breit, solche von 60 mm gehören wohl Füllen an. Ein Strahlbein ist 51 mm lang und 13 dick. Ein Fesselbein ist 73 lang und oben 54 breit, ein Kronenbein 53 lang, 61 breit, ein Fersenbein ist 102 lang und hinten 49 hoch. Das untere Ende eines Radius ist 80 mm breit und 40 dick. Die Kaufläche eines Unterkiefers ist 157 mm lang. Diese Maasse deuten auf mittelgrosse starke Pferde. Nehring betrachtet das dickknochige nord- und mitteldeutsche Diluvialpferd als die Urrasse unserer heutigen schweren Pferde, da Asien bisher noch keine Fossilreste eines schweren Pferdes geliefert hat. Vom Pferde muss der Mensch jener Zeit vorzüglich gelebt haben, wie man es in Frankreich für die Periode von Solutré festgestellt hat. Noch in der germanischen Zeit, von der wir Nachricht haben, war das Pferd ein gewöhnliches Nahrungsmittel, das unsere Vorfahren auch der Gottheit opferten. Wir wissen, dass Bonifacius den Genuss des Pferdefleisches verbot, um damit die heidnischen Opferfeste zu verhindern. Es findet sich stets der abgeschlagene vordere Theil des Oberkiefers mit den Schneidezähnen, vgl. Taf. III, 10. Alle Pferdegebisse sind jünger als 9 Jahre, weil die Schneidezähne den innern Schmelzring noch haben. Es sind aufgeschlagene Knochen vom Pferde, zahlreiche Zähne und Stücke des Gebisses gefunden; die Hufe sind 7,4 bis 8,2 cm breit. Ich selbst hob die drei Phalangen eines Pferdefusses aus dem Lehm, die so zusammenlagen, wie sie, mit den Weichtheilen umgeben, an den Ort gelangten, Taf III, 12. Dieser Fund beweist, dass nicht die Knochen allein an die Fundstelle gelangt sind, sondern ein ganzer Pferdefuss weggeworfen wurde.

Vom Rennthier wurden grosse Stücke des Geweihs gefunden, Taf. I, 25, und viele Zähne, alle bearbeiteten Geräthe, wie Angelhacken,

---

1) Fossile Pferde aus deutschen Diluvialablagerungen, Berlin 1884.

Pfriemen, Falzbeine, mit schräger Fläche rundlich zugeschliffene Werkzeuge, zwei geschnitzte Messergriffe, Taf. I, 1 bis 4, 6 bis 20, sind aus Rennthierhorn gefertigt. Zwei 3,3 cm lange Nadeln, Taf. I, 21 und 22, scheinen aus Knochen. Andere aufgeschlagene Röhrenknochen rühren, wie die Gelenkenden zeigen, von Bos her. Auch sind Geweihstücke vom Edelhirsch, Cervus elaphus vorhanden, der hier also zugleich mit dem Rennthier lebte, wie heute Hirsch und Reh in derselben Waldung, wenn auch in besondern Revieren und gewöhnlich in verschiedenen Höhen des Gebirges, so im Taunus, sich behaupten. Zahlreich sind die Reste von Canis vulpes lagopus, dem Eisfuchs, von dem alle Knochen etwas kleiner und feiner gebildet sind als die des lebenden Fuchses. Ein halber Unterkiefer, Taf. III, 15, stimmt genau mit der von Woldrich[1]) gegebenen Abbildung. Von Canis lupus und von Lepus timidus oder variabilis wie von Sciurus vulgaris sind nur wenig Ueberreste vorhanden. Das Schwein fehlt. Sehr häufig sind die von Arvicola amphibius oder Hypudaeus und die von Mus musculus. Die vortreffliche Erhaltung der feinsten Knöchelchen dieser Thiere lässt vermuthen, dass dieselben, die sich Gänge in die Erde graben, später zu dem alten Knochenlager gelangt sind, doch lassen sich Nagespuren an den Speiseabfällen nicht nachweisen. Zahlreich sind kleinere und grössere Knochen von Vögeln, da aber meist die Gelenkenden fehlen und die Bruchstücke kurz sind, so ist die Bestimmung schwierig. Vom Schneehuhn sind indessen Humerus, Ulna, Metatarsi mehrfach gefunden. Einige Vogelknochen sind einem Reiher, Ardea cinerea, zuzuschreiben. Eine Ulna vielleicht vom Schwan.

Das grösste Raubthier jener Zeit war der Luchs, Felis Lynx, von dem ein Unterkiefer, Taf. III, 16, von 97 mm Länge gefunden wurde. Er ist durch seine Grösse und den Reisszahn von dem der wilden Katze verschieden. Blasius[2]) sagt: „beim Luchs ist der Reisszahn im Unterkiefer dreispitzig, die beiden vorderen Spitzen sind durch eine tiefe Einbucht von der Mitte des Zahnes getrennt; die letzte ganz niedrige Spitze ist durch eine schwache Einbucht im Hinterrande der hohen Mittelspitze abgetrennt." Ein Rest dieses kleinen Höckers ist bei unserer Katze an der Innenseite des Zahnes noch angedeutet, bei der Wildkatze ist er deutlicher. Auch die Hyäne hat diesen Absatz des 3. Backzahns. Der europäische Luchs wird nach Brehm 3 bis 4 Fuss

1) Diluviale Fauna bei Winterberg im Böhmerwald II, Wien 1881, Taf. I, 15.

2) Fauna der Wirbelthiere Deutschlands u. d. angr. Länder von Mitteleuropa, Braunschweig 1857, S. 173.

lang. Im Thüringer Walde wurden in den Jahren 1773 bis 1796 noch 5 Stück geschossen, in Würtemberg 1846 der letzte erlegt. In der Schweiz ist er häufiger als die Wildkatze, es werden 2 bis 3 im Jahre geschossen. In Schweden und Norwegen werden jährlich über 20 getödtet, in Russland noch viel mehr. Er beisst seiner Beute, dem Hirsche und Rennthier, selbst dem Elen die Schlagader des Halses auf. Für die kurze Zeit der Grabung an der Fundstelle hat sich eine reiche Fauna ergeben. Nach der Häufigkeit des Vorkommens bilden die Thiere folgende Reihe:

Equus caballus fossilis
Cervus tarandus
Bos primigenius
Vulpes lagopus
Cervus elaphus
Arvicola amphibius
Mustela vulgaris
Mus musculus
Lagopus albus
Canis lupus
Lepus variabilis
Felis Lynx
Sciurus vulgaris
Talpa europaea
Strix (brachyotus?)
Anas (boschas?)
Grus cinerea oder Cygnus musicus?
Tetrao Bonasia.

Man hat mich oft gefragt, ob sich denn unter den Knochenresten der Andernacher Ansiedelung nichts vom Menschen gefunden habe. Ich habe zögernd geantwortet: zwei Schneidezähne eines kleinen Kindes und einige Rippenstücke, Taf. III, 18 bis 20, die nach allen angestellten Vergleichen dem Menschen angehören. Es sind im Ganzen 7 menschliche Rippenstücke gefunden, davon ist eines an beiden Enden, Taf. I, 11, das andere nur an einem Ende rundlich zugeschliffen. Es müssen menschliche Rippenstücke unter Speiseabfällen zu einer Vermuthung führen, die ich nicht aussprechen will. Dass sie von Begrabenen herrühren sollen, deren Gebeine auf irgend eine Weise hierher gelangt sind, ist nicht wohl anzunehmen. Die neben den Knochen und Geräthen gefundenen Schieferplatten,

Wacken und Reibsteine sind dem Boden, wo sie lagen, gänzlich fremd, auch die Stücke eines rothen, leicht abfärbenden Thoneisensteins wurden häufig gefunden und können nur vom Menschen dahin gebracht worden sein. Ein faustgrosser Stein, Taf. III, 5, der ein Quarzit zu sein scheint, hat eine natürliche Form mit glatter Unterfläche, so dass man nicht zweifeln kann, er habe zum Zerreiben von Körnerfrüchten gedient oder auch vielleicht zum Mahlen von Farbe. Sowohl die Form der paläolithischen Steingeräthe als die bearbeiteten und geschnitzten Knochen, das Fehlen der Töpferei und die Reste des Rennthiers stellen unsern Fund an die Seite der berühmten Station von La Madeleine in der Dordogne, die eine so grosse Zahl von Knochenschnitzereien und eingeritzten Zeichnungen geliefert hat. Auch hier fand sich ein durchbohrter Zahn, der als Amulet oder als Schmuck getragen wurde, Taf. I, 5, es ist der Eckzahn vom Oberkiefer des Pferdes, der, weil er eine noch offene Wurzel hat, noch nicht durchgebrochen war. Die Angelhacken aus Knochen, die zum Fischfang gedient haben, sind genau in derselben Weise verziert wie die von jener Station; zwei knöcherne Nähnadeln sind ebenso gross und von gleicher Gestalt wie die, welche Lartet in den Grotten der Dordogne fand und Mortillet[1]) abgebildet hat. Eine einzige beweist schon, dass der Mensch jener Zeit bekleidet war.

Es fanden sich auch mehrere Stücke von Vogelknochen, die regelmässig neben einander stehende Höckerchen zeigen, die ich zuerst für künstliche hielt. Es ist in der Grotte von Lourdes ein von A. Milne-Edwards[2]) abgebildetes Werkzeug aus Hirschhorn gefunden worden, welches mit einer Reihe vorspringender Höckerchen verziert ist, die als eine Nachahmung der Natur betrachtet werden müssen. Es sind nämlich die Ellenbogenbeine der Vögel, die solche Höcker haben, an welche die starken Flugfedern mit ihrer Spuhle sich ansetzen. Ein hohler Vogelknochen dieser Art enthält wie ein Köcher zwar keine Nadel, aber einen feineren Vogelknochen, dessen zugeschliffene Spitze man vielleicht durch diesen Köcher hat schützen wollen, Taf. I, 23, a und b. Es waren beide Stücke durch Kalksinter so fest verbunden, dass es mir erst später mit Mühe gelang, ohne das Ganze zu zerbrechen, sie von einander zu lösen. Es giebt auch Röhrenknochen von fossilen Thieren, die innen eine zweite Röhre enthalten, die durch Bildung von Kalksinter entstanden ist. Dies ist hier nicht der Fall.

1) Le Préhistorique, Paris 1883, S. 401, Fig. 43.

2) La periode quaternaire dans la Grotte de Lourdes, Paris 1862.

Der Köcher ist bei a mit dem darin sitzenden feineren Knochen abgebildet, bei b sieht man diesen allein. Beide Knochen sind unten abgebrochen. Der Köcher scheint die Ulna eines Raubvogels, der feine Knochen der Radius einer Eule zu sein.

Wenn man sich alle Fundumstände vergegenwärtigt, so kann man noch weitere Folgerungen daran knüpfen. In die mit verwitterter Lava ausgefüllten Spalten zwischen den auf der Oberfläche des Lavastromes liegenden Blöcken konnten die Speisereste bis zu einer Tiefe von 3 Fuss nur so lange hinabfallen, als die Spalten noch offen waren. Die Menschen haben also auf dem Lavastrome gewohnt, als derselbe auf seiner gespaltenen Oberfläche noch nicht verwittert war. Da auch in horizontalen Spalten und unter einigen Lavablöcken sich die Knochen und Steingeräthe fanden, so wurden etwa 10 Blöcke weggesprengt, und darunter allerdings noch einzelne Gegenstände derselben Art gefunden. Der zusammenhängende Lavastrom wurde an der Fundstelle in 10 Fuss Tiefe noch nicht erreicht. In der Tiefe wurden die Funde viel seltener und die Lava fester. Beim Brunnenbau des auf demselben Felde 76 Schritte aufwärts von der Fundstelle liegenden Wiegand'schen Hauses wurde der ganze Strom durchgebrochen. Nach Aussage des Herrn Lehrers Wiegand, dessen Haus auf dem nördlichen Rande des Lavastromes liegt, traf man beim Kellerbau in etwa 10' Tiefe auf die Lava, welche 17' mächtig war, in den obern 12' bildete sie aufrecht stehende Pfeiler, darunter lagen 5' mächtig horizontalliegende Platten, darunter lag scharfer, grauschwarzer, vulkanischer Sand. Der Brunnen liegt vom Hause etwa 30' nach Norden entfernt. Er ist 40' tief. Bei seiner Anlage fanden sich nur zwei grosse Lavablöcke und gleich darunter, etwa in 15' Tiefe beginnend ein etwa 6' mächtiges Flussgeschiebe, welches wie Rheingerölle aussah. Darunter lag grauer Mauersand, dann folgte Lehm. An dieser Stelle hat der Lavastrom also sein seitliches Ende nach Norden, wie sich auch an einem Thaleinschnitt des Bodens erkennen lässt. Als vor einigen Monaten Herr Fr. X. Michels in Andernach, um Wasser für die städtische Wasserleitung zu gewinnen, an dem sogenannten Rennwege zwischen der Provinzial-Irrenanstalt und der Siebergsmühle, 200 Schritte von der Actienstrasse ein Bohrloch bis zu einer Tiefe von ca. 35 m treiben liess, wurden nach Angabe der Herrn Michels folgende Schichten durchbohrt:

3.80 m Bimsstein und Lehm
3.70 „ harte Lava, dies ist also hier die Höhe des Lavastromes.

3 m grau-blauer Lehm und vulkanischer Sand, alle $1/_2$ m abwechselnd.
3 „ reiner sehr fetter Lehm.
1 „ fetter Lehm mit Grauwacke und Sandsteingeschieben vermengt.

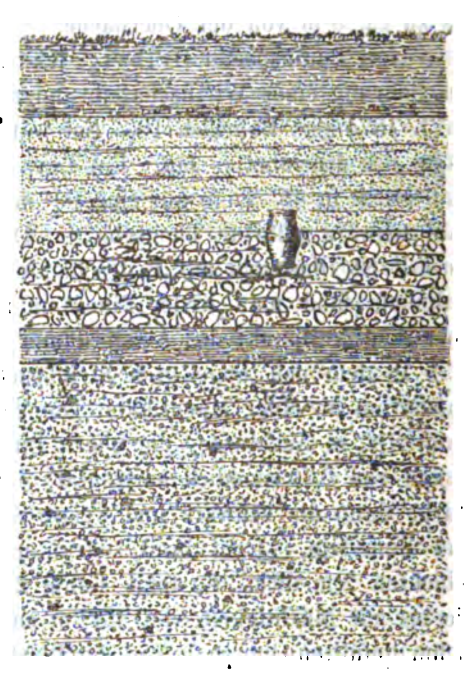
Da von hier an Wasser eintrat, so ist anzunehmen, dass die Geschiebeschicht sich mit dem Lehm beim Einstossen des Gestänges vermischt hat. Unter der Geschiebeschicht ist nur Thon in den verschiedensten Farben aufgefunden worden, der zum Theil stark eisenhaltig war. Ob das erbohrte Wasser im Zusammenhange steht mit dem etwa 100 m südlich aus dem Lavafels entspringenden Quell bei der Hackenmühle war nicht festzustellen. Das Wasser stieg im Rohr nur bis zu ca. 8 m von der Oberfläche.

Herr Bauinspector Hellwig, jetzt in Münster, theilte mir mit, dass bei Bohrung eines Wirthschaftsbrunnens in der Provinzial-Irrenanstalt im J. 1874 das Bohrloch 106′ tief war und der tiefste Punkt in der Höhe des Rheinbettes lag. Ein Lavastrom fand sich nicht, sondern man stiess in 45′ Tiefe auf eine 60′ mächtige, bald blau, bald braun, bald schwarz gefärbte Thonschicht. Der Baugrund aller Gebäude der Anstalt ist Bimsstein mit Britzschichten. Beim Bau des Andernacher Bahnhofs fand man weder Bimsstein noch Lava, er liegt 67,601 m über dem Nullpunkt des Amsterdamer Pegels.

In dem neu angelegten Steinbruche des Herrn Cabellen ist der Lavastrom in einer Mächtigkeit von 25 Fuss blosgelegt. Hier liegen unter $1^1/_2$ m Ackererde, die obern Bimssteinschichten in einer Mächtigkeit von 2,50 ziemlich horizontal, dann folgt das Britzband, 35 cm stark, dann die schwarz und weisse Schicht von Thonschieferstücken und Bimsstein, 11 cm breit, darunter liegen die untern Bimssteinschichten 2 m dick. Es folgt Lehm 2 m stark nnd feste Pfeilerlava, die bis zur Mächtigkeit von 4,30 m entblöst ist und durch einen mit Lehm gefüllten Querspalt von der Plattenlava getrennt zu sein scheint. Man muss annehmen, dass der Mensch auf der Lava seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, ehe der Bimssteinauswurf stattfand und dass er hier seine Mahlzeiten hielt und seine Speiseabfälle in die Spalten des Bodens warf. Das, was in die Spalten fiel, hat sich lange durch die Trockenheit des porösen Gesteins erhalten können und wurde erst später in das Verwitterungsprodukt der Lava, den plastischen Thon eingeschlossen. Die Lava muss auch desshalb älter sein als der Bimssteinauswurf, weil die leicht beweglichen Bimssteinkörner nicht sogleich in die leeren Spalten eingedrungen sind, wie früher die Knochen und Steingeräthe. Die Spalten waren schon mit Lehm ausgefüllt, als der

Bimsstein ausgeworfen wurde und niederfiel. Nur an der höchsten Stelle des Lavastromes, wo die Spalten vom Regen ausgespült worden sein konnten, fand sich Bimsstein auch zwischen den Lavablöcken.

In derselben Zeit, Anfang Januar 1883, wurde ein merkwürdiger Fund 1/2 Stunde rheinabwärts von Andernach, bei Weissenthurm gemacht, der fast unerklärlich dasteht. Etwa 7 Fuss unter der Oberfläche wurde unter den ungestörten Schichten von Tuff und Bimsstein der Topf von rohester Arbeit aufrecht stehend und wohlerhalten gefunden, welcher auf Taf. III, 1 abgebildet ist. Die Lage des Topfes im Bimsstein ist hier dargestellt.



Herr Verwalter Kirch und ein Arbeiter machten übereinstimmende Angaben über den Fund. Auf dem Boden desselben lag ein grünlicher Staub und dünne Fäden wie von Schimmel. Dass er leer war, während sich doch Bimssteinsand darüber befand, lässt sich nur so erklären, dass man annimmt, es habe über dem Topfe vielleicht ein Stück Schiefer oder Baumrinde als Deckel gelegen, der erst verwitterte, nachdem der Bimstein darüber fest geworden war. Die Staubtheile in dem Gefässe waren vielleicht der Rest eines grünlichen Schiefers, der auch in der Ansiedelung von Andernach in einzelnen Tafeln vorkam. Aus der

aufrechten Stellung des hier in der Bimssteingrube des Herrn Hubalek gefundenen Thongefässes kann man vielleicht den Schluss ziehen, dass ein Mensch mit einem Thongefässe in der Hand sich bei jenem vulkanischen Ereignisse geflüchtet hat, durch den Bimssteinauswurf aber verschüttet wurde und zu Grunde ging. Von diesem Menschen hat sich keine Spur erhalten, wohl aber dieses Thongefäss, das er in der Hand gehalten hat.

Dass ein solcher Vorgang möglich ist, schliesse ich aus einer Beobachtung, die ich vor 30 Jahren veröffentlicht habe[1]) und die beweist, dass es keine Erdschicht gibt, in der alle Knochenreste so schnell zerstört werden als der Bimsstein, welcher Luft und Wasser, die beiden wirksamsten Agentien zur Zerstörung organischer Substanzen, zumal wenn sie abwechselnd wirken, beständig durchlässt. In einer Grabstätte aus der Karolinger Zeit, die sich in derselben Gegend am Bubenheimer Berge, zwischen Andernach und Coblenz fand, war vom Skelet der Todten nichts mehr vorhanden als die härtesten Theile des Körpers, die Zähne, aber auch diese konnte man mit den Fingern zerdrücken. Die Knochen waren in einen Filz von Pflanzenwurzeln verwandelt, der ihre Form genau nachahmte, vgl. Taf. III, 9. Ich habe einige derselben damals dem Poppelsdorfer Museum übergeben und Nöggerath hat diese Veränderung als Metamorphose der Knochen beschrieben[2]). In Pompeji hat, wie wir wissen, der Tuff die bei der Verschüttung der Stadt umgekommenen Menschen fest umschlossen und bildet jetzt, da die organischen Theile verschwunden sind, Hohlräume, die nach dem Verfahren von Fiorelli mit Gyps ausgegossen werden, wodurch man ein deutliches Abbild der Menschen im Todeskampfe erhält, oder ihr Bild, mit den Kleidern flüchtig angezogen, in denen sie zu fliehen suchten oder den Schlüssel in der Hand, mit dem sie ihre Schätze retten wollten ehe sie erstickten. Nichts der Art ist beobachtet in dem für Luft und Wasser viel durchgängigeren und lockerer gelagerten Bimssteine des Neuwieder Beckens, der auch niemals Thierknochen aus jener Zeit enthielt. Wie viele Tausende von Menschen und Thieren mögen bei jenem Ereignisse hier umgekommen sein, aber ihre Spur ist verschwunden! Erst vor Kurzem wurde mir durch Herrn Klee in Andernach, den Besitzer mehrerer Bimssteinfelder, mitgetheilt, dass zuweilen allerdings Hohl-

1) Verhandl. des naturhist. Vereins, Bonn 1859, Sitzungsber. S. 64.

2) Westermanns' Illustrirte Monatshefte 1860, S. 516.

räume im Bimsstein vorkommen; einmal glich ein solcher einem Baumstamm mit zwei Aesten. Man wird bei Wiederauffindung solcher eine genaue und sorgfältige Untersuchung darüber anstellen, ob hier ein Gegenstand von Bimsstein umschlossen war, der verschwunden ist, aber eine Höhlung hinterlassen hat, wie wir sie als Abdrücke von Baumstämmen im Tuffe des Brohlthals nicht selten im verkohlten Zustande finden.

Wenn unser Fund, gleich denen der französischen Rennthierzeit auch nicht eine Topfscherbe geliefert hat, so bleibt doch zu bemerken, dass in der Nähe desselben mitten im Bimsstein jenes rohe Thongefäss sich fand, Taf. III, 1, das nicht wohl jünger als der Auswurf desselben sein kann. Aus den Abdrücken der menschlichen Finger im Innern des Gefässes und aus der unregelmässigen Rundung erkennt man, dass dasselbe aus der Hand geformt ist und nicht auf einer Töpferscheibe. Die Verzierung mit parallelen Strichen ist durch ein rohes Holzstäbchen hervorgebracht. Die Ausbuchtung in der Mitte entspricht genau den Fingerspitzen der in das Gefäss hineingesteckten, gekrümmten Hand. Diese Form, die auch in der späteren, kunstreichen Töpferei noch vorkommt, muss als das rohe Erzeugniss einer sehr einfachen und ursprünglichen Technik angesehen werden. Ein Topf von ähnlicher Form steht im Bonner Provinzialmuseum unter No. 1505 und ist fälschlich als fränkische Vase bezeichnet, die bei Meckenheim gefunden ist. Er ist von gelbröthlicher Farbe und reicher verziert als der von Weissenthurm, doch wird man ihn derselben Zeit zuschreiben dürfen. Die Oeffnung umgiebt eine Reihe kleiner mit Punkten dargestellter Dreiecke. Auch um die Mitte des Gefässes läuft eine Reihe von Dreiecken, am Fuss sind sie in einer Doppelreihe angebracht, unten kleinere, oben grössere. Ausserdem ist das Gefäss oben, in der Mitte und unten mit vertieften Streifen geziert, die ebenso unregelmässig verlaufen wie am Topfe von Weissenthurm. Das Fehlen der Töpfe zur Zeit der Andernacher Ansiedelung beweist, dass man das Fleisch noch roh gegessen hat in einer Zeit, die älter ist, als der Bimssteinauswurf, während zur Zeit desselben die rheinische Bevölkerung diese Kunst der Töpferei, wie der Topf von Weissenthurm beweist, schon gekannt haben muss. Man hat auf die Station von la Madeleine in Frankreich die von Solutré folgen lassen, die sich durch die grosse Verbreitung des Pferdes auszeichnet. Diese zeigt sich deutlich in der Station von Andernach und da sich die gefundenen Stein- und Knochengeräthe denen der Station La Madeleine anschliessen, so mag man daraus erkennen,

dass eine solche Eintheilung, wie sie Herr von Mortillet aufgestellt hat, nicht streng genommen werden darf, und keine allgemeine Gültigkeit hat, sondern dass diese Perioden in nahem Zusammenhange stehen und ineinander übergehen, also keinesfalls durch grosse Zeiträume von einander geschieden sind.

Wenn man auch in Frankreich wohl zu unterscheiden pflegt, ob die Steingeräthe aus dem Feuerstein der Kreide oder aus anderen, ihm ähnlichen, kieselhaltigen Mineralien gefertigt sind, so scheint es doch, als wenn diese Bestimmung dort nicht immer so genau gemacht worden sei, wie es in diesem Falle möglich war. Anfänglich glaubte man, dass ein grosser Theil der Steingeräthe von Andernach aus dem Feuerstein der Kreide hergestellt sei. Herr Prof. von Lasaulx erklärte aber nach einer genauen Untersuchung, dass unter den ihm vorgelegten Stücken kein einziger ächter Feuerstein sich befinde. Es sind vielmehr Quarzite aus tertiären Ablagerungen, denen die den Feuerstein kennzeichnenden eingeschlossenen Versteinerungen fehlen. Ich möchte zweifeln, ob in der Station La Madeleine, wie von Mortillet angiebt, die meisten Steingeräthe aus Kreidefeuerstein gemacht sind. Diejenigen, welche ich von dort durch Herrn Lartet erhielt, scheinen Quarzite zu sein. Es gilt auch für die durchsichtigen Jaspis- oder Chalcedonartigen Steine, dass sie an verschiedenen Stellen des Rheingebietes in tertiären Ablagerungen gefunden werden, so bei Muffendorf unweit Bonn, und am Queggstein im Siebengebirge. Ich besitze von Professor von Lasaulx eine kleine Sammlung von tertiären Quarziten unserer Gegend, die den ächten Feuersteinen oft täuschend ähnlich sehen. In den Höhlen Westfalens sind es meist Feuersteine aus der Kreide, die zu denselben Messern und Schabern geschlagen sind und eine grosse Festigkeit besitzen, während die glasartig spröden Quarzite viel leichter zerbrechen. Es ist auffallend, dass man in Andernach die Feuersteine aus der Kreide nicht kannte und benutzte, da sie doch in der Nähe von Aachen und im westfälischem Kalkgebirge vorkommen, und eine zwischen den Knochen in Andernach gefundene Platte aus Devonkalk möglicher Weise aus Westfalen stammt. Es verräth geringen Verkehr, wenn die Menschen ihre Geräthe nur aus dem Gestein der nächsten Umgebung gemacht haben und nicht aus dem bessern Material, das in gewisser Entfernung zu haben war.

Der Thon, welcher aus der verwitterten Lava entstanden ist, erscheint dunkelfarbig und enthält meist noch viele, nicht aufgelöste Lavabröckchen, schon die Farbe unterscheidet ihn von dem mehr

gelben Löss oder Lehm, der in diesem Gebiet oft unter der Lava liegt, aber an andern Stellen, zumal an den Bergabhängen vom Regen darüber geschwemmt und vom Winde darüber geweht worden ist. Nur organische Stoffe können den Lehm so dunkel gefärbt haben, vielleicht waren es die in Humus verwandelten Pflanzenwurzeln; gewiss aber auch die mit den Knochen in die Erde gelangten Fleischreste. Auch in alten Gräbern findet man die das Skelet umgebende Erde in Folge der Vermoderung der Weichtheile dunkler gefärbt. Dass die Bewohner dieser Ansiedelung das Fleisch, welches ihre Hauptnahrung gewesen sein muss, noch roh gegessen haben, wie es von wilden Völkern, den Samojeden bekannt ist, die daher ihren Namen haben, geht aus dem Mangel an Töpfen, auch daraus hervor, dass kein Knochen oder Stein eine Spur des Feuers zeigt. Doch war ihnen das Feuer nicht ganz unbekannt. Man hat freilich sehr vereinzelt ganz kleine Stückchen von Holzkohle im Thon gefunden, so weich, dass sie zwischen den Fingern leicht zerrieben werden. Aus einigen grösseren Stückchen liess sich muthmassen, dass es Kohle von einem Nadelholz sei. Die zerschlagenen Knochen sind an einzelnen Stellen in grösserer Menge vorhanden als an andern. Die Oberfläche der Knochen erscheint meist höckerig, von zahlreichen sich durchkreuzenden Rinnen durchzogen. Es ist bekannt, dass Pflanzen, namentlich die sogenannten Kalkpflanzen, z. B. der Klee sich in die Knochen wie andere in Stein eingraben. Professor Sachs hat in Bonn darüber Versuche angestellt. Es zeigte sich, dass, wenn man eine Steinplatte unter die Pflanzenwurzeln legt, diese sich eingraben und eine Zeichnung darauf hinterlassen. Auf diese Weise können Knochen, wie es in den Gräbern von Bubenheim der Fall war, ganz in einen Filz von Pflanzenwurzeln verwandelt werden. Es ist eine saure Ausscheidung der Wurzeln, welche hierbei den Kalk auflöst, wie es der thierische Magen thut. Die gelösten mineralischen Bestandtheile werden dann als Nahrung aufgenommen. Das Stück eines so verwandelten menschlichen Femur ist auf Taf. III, 9 abgebildet.

Die Oberfläche der Knochen zeigt auch zuweilen verzweigte offene Kanäle, die quer gestreift sind als wenn der Oberkiefer einer Insektenlarve daran genagt hätte. Diese Beobachtung habe ich auch schon früher an begrabenen Knochen gemacht. Wir wissen, dass sogar die römischen Bleisärge von einem Insekt durchbohrt werden, es ist die Larve eines Bockkäfers, des Hylotrupes bajulus, wie wir auch eine Schnecke kennen, das Dolium galea des Mittelmeeres, welches durch

seinen schwefelsäurehaltigen ätzenden Speichel sich in festes Gestein einbohrt. Die Larve des Käfers Bostrichus dactyliperda durchbohrt die steinharten Dattelkerne. Uneben wird die Oberfläche der Knochen auch dadurch, dass durch Verwitterung die oberste Lamelle des Knochens zu Grunde geht, so dass die Haversischen Kanäle, in welchen die zahlreichen Blutgefässe der Knochen sich verbreiten, blossgelegt sind, doch haben diese einen andern Verlauf als jene Rinnen. Wenn an diesen Knochen die eingegrabenen Rinnen zum Theil, wie es scheint, von Pflanzenwurzeln erzeugt worden sind, so wird man schliessen müssen, dass der Boden einmal bewaldet oder doch von Pflanzen bewachsen war und dass Baumstämme oder Sträucher und Gräser mit ihren Wurzeln bis in diese Schicht wo die Knochen liegen, gekommen sind. In dem plastischen Thone liessen sich mehrmals verzweigte Röhren wahrnehmen, die von stärkern Pflanzenwurzeln herrührten. Davon unterschieden sich andere frisch aussehende Röhren, die der Regenwurm gemacht hatte, dessen Dejektionen sich darin vorfanden. Einmal wurde eine mit Bimsstein gefüllte Erdröhre, die bis in den Lehm ging, gefunden, es war ein Gang der Feldmaus, die aber die Knochen und Steingeräthe so wenig hinabgeschleppt haben kann wie der Fuchs. Ob diese Vegetation vor oder nach dem Bimssteinauswurf bestanden hat, ist nicht zu entscheiden. Die jetzige Vegetation des Ackerbodens, Obstbäume und Feldfrüchte dringen, wie ich bei Andernach beobachtete, mit ihren Wurzeln nicht durch den festen Britz. Ich halte es noch nicht für möglich, in jedem Falle mit Sicherheit anzugeben, wie das Netz feiner, in einander mündender Kanälchen entstanden ist, welches sich so häufig anf der Oberfläche alter Knochen zeigt. Diese Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen.

Nachdem die Fundstelle blosgelegt war und die Lage der sie bedeckenden Erdschichten deutlich wahrgenommen werden konnte, haben auf meine Einladung die Herren Geheimerath Prof. vom Rath, Geheimer Bergrath Fabricius, Professor von Lasaulx und Dr. Gurlt sie in Augenschein genommen. An den Grabungen selbst haben sich die Herren Dr. Höstermann, M. und C. Schumacher, J. Schmitz in Andernach sowie Herr Constantin Koenen betheiligt.

Geh. Rath von Dechen sagt über diesen Fund[1]): „Auf dem

1) Erläuterungen der geologischen Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westphalen, II, Bonn 1884, S. 800.

Bimssteinfelde des Martinsberges bei Andernach sind zerschlagene Knochen von Equus, Bos, Cervus tarandus und Cervus elaphus, damit zusammen eine grosse Anzahl von Steinmessern und Schabern aus oligocänem Quarzit, Hornstein, Chalcedon und Kieselschiefer, bearbeitete Knochen und Geweihe unter dem Bimssteinlager in den mit Lehm gefüllten Spalten des tiefer liegenden Lavastromes gefunden."

Gegenwärtig ist die Fundstelle wieder zugeworfen und das Feld darüber wird wieder bestellt. Es ist aber zu hoffen, dass der Besitzer desselben, Herr M. Schumacher in Andernach, der mit zuvorkommender Bereitwilligkeit die Untersuchung gestattet und die Arbeiten unterstützt hat, gelegentlich zu einer Wiederaufnahme derselben gern die Hand bieten wird. Mögen dann künftige Grabungen wieder ebenso reichen Ertrag für die Kenntniss der ältesten Vorzeit unseres Rheinthals geben wie die bisherigen.

Wenn man die blühende und nicht rastende Industrie unserer Tage mit Recht oft beschuldigt hat, dass sie die landschaftlichen Schönheiten rücksichtslos zerstöre, so dürfen wir nicht vergessen, dass sie uns für solche Schäden auch manchen Ersatz bietet, indem sie die Erde aufwühlt und verborgene Schätze zu Tage fördert. Hier wird durch einen Steinbruch eine Höhle entdeckt, dort beim Eisenbahnbau ein altes Grabfeld aufgeschlossen. Möge das jetzt in grossartigem Maassstab betriebene Wegräumen von Bimsstein und Lava in diesem Theile des Rheinthals noch viele merkwürdige und überraschende Funde an das Tageslicht bringen!

Erklärung der Tafeln.

Taf. I, Fig. 1: Aus Rennthierhorn geschnitzter Vogel, ein Messergriff. 2, 3, 4: Angelhacken aus Rennthierhorn. 5: Eckzahn des Pferdes, ein Anhängsel. 6 bis 12: Falzbeinartige Geräthe. 13 bis 20: Pfriemen und spitz zugeschliffene Knochen, 13 ist mit Einschnitten verziert. 21 und 22: Nadeln zum Nähen, aus Knochen. 23a: Ein Köcher aus Vogelknochen, in welchem ein feinerer Knochen b steckt. 24: Blaugraues Schieferstückchen mit eingekritzten Linien. 25: Stück eines Rennthiergeweih's.

Taf. II, Fig. 1: Grosser Schaber aus Quarzit. 2 bis 7: grössere Steinmesser aus Quarzit. 8 bis 11: Kleinere Quarzitmesser. 12: Steingeräthe aus Jaspis. 13 und 14: Zwei Steinkerne, nuclei. 15 bis 18: Schaber mit sägeförmiger Schneide. 19 und 20: Schaber mit gerader Schneide. 21 bis 29: Bohrer aus Quarzit. 30: Aufgeschlagener Knochen mit angekittetem Steinmesser. Alle Gegenstände auf Taf. I und II sind in natürlicher Grösse abgebildet.

Taf. III, Fig. 1: Topf aus dem Bimsstein von Weissenthurm in $^1/_2$ Grösse. 2 und 3: Zwei Stücke Röthel, der erste hat einen Einschnitt. 4: Kleiner Reibstein in $^1/_2$ Grösse. 5 und 6: Wacke und Reibstein in $^1/_2$ Grösse. 7: Steinplatte mit angekittetem Knochen in $^1/_2$ Grösse. 8: Ein quer gegen die Scheidewand aufgeschlagener Thierknochen. 9: Stück eines in Pflanzenwurzeln verwandelten menschlichen Schenkelknochens aus einem fränkischen Grabe im Bimsstein bei Andernach in $^2/_5$ Grösse. 10: Das vordere Gebiss vom Oberkiefer des Pferdes, Equus caballus fossilis. 11: Das Gebiss eines rechten halben Unterkiefers von demselben. Da die letzten beiden Zähne sich erst später unter den ausgegrabenen Knochen fanden, ist dasselbe hier unvollständig abgebildet. 12: Die 3 Phalangen des Fusses vom Pferde in $^1/_2$ Grösse. 13 und 14: Zähne vom Rennthier, Cervus tarandus. 15: Halber Unterkiefer vom Eisfuchs, Canis vulpes lagopus. 16: Halber Unterkiefer vom Luchs, Canis lynx. 17: Oberarmknochen vom Schneehuhn, Lagopus albus. 18: Ulna von einem Vogel. 19 und 20: Zwei Schneidezähne eines zweijährigen menschlichen Kindes. 21: Stück einer Menschenrippe.

II.

Die Unsterblichkeit der Seele nach altägyptischer Lehre.

Von

A. Wiedemann.

So wenig wir auch im Grossen und Ganzen von der altägyptischen Religion und ihrem bunten Gemisch von kindlich rohem Fetischismus und tief philosophischen Gedanken, von Aberglauben und wahrer Götterverehrung, von Poly-, Heno- und Pantheismus wissen, ein Dogma hebt sich doch aus all diesem Gewirre mit voller Bestimmtheit ab, eine Glaubensform, welche der ägyptischen Religion unter allen übrigen Religionen des Alterthums eine eigenartige Stellung verleiht, es ist dies die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Zwar sind auch andere Religionen in alter Zeit zu ähnlichem Dogma gelangt, wir finden dasselbe bei Semiten und Indogermanen, bei Turaniern und Mongolen schon frühe entwickelt, aber bei allen diesen stellt es sich als eine höhere Form der Auffassung des Menschen und der Gottheit und ihres wechselseitigen Verhältnisses dar, als eine Form, die eine Abstreifung roh sinnlicher Gedankengänge mit sich brachte. In Aegypten dagegen haben wir das eigenartige Schauspiel, dass eine der durchgebildetsten Formen der Unsterblichkeitslehre auftritt, neben den allerursprünglichsten Ideen, welche sich Völker von höheren Wesen gebildet haben. Es lässt sich freilich nicht erkennen, ob der Unsterblichkeitsglaube im Nilthale wirklich, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte, ebenso alt ist, wie die ägyptische Religion überhaupt. Wie uns dieselbe hier in den ältesten längeren religiösen Texten, in den Inschriften der Grabespyramiden der Könige der fünften und sechsten manethonischen Dynastie, welche jedenfalls vor das Jahr 3000 v. Chr. zu setzen sind, entgegen tritt, stellt sie sich bereits als ein vollendetes System dar, welches eine langdauernde Entwicklung durchlebt hat.

In diesem Systeme finden wir aber noch alle die Stufen wieder, welche die Gottesverehrung in Aegypten allmälig angenommen hatte. Conservativ bis zum Uebermaasse, wie es das Volk in Allem und Jedem war, hatte es sich nicht entschliessen können, seine alten An-

schauungen von der Gottheit aufzugeben, auch wenn es zu höheren und reineren fortgeschritten war. Im Gegentheile, man hat alle diese Ideen ängstlich bewahrt und so finden wir die Religionssysteme, welche hier nach einander im Ansehen gestanden hatten, in späteren Zeiten neben einander. Von einem Kampfe verschiedener Systeme, der zum Siege des einen oder anderen geführt hätte, sehen wir keine Spur. Jede neu auftretende Gedankenreihe ward in den Kreis der ältern aufgenommen und bestand, mochte sie auch noch so heterogener Natur sein, neben diesen fort. Die Folge hiervon war, dass sich in der Religion als solcher in Aegypten ein Fortschritt in unserem Sinne des Wortes, der doch nur in einem Abstreifen alter, sich überlebt habender Formen bestehen kann, nicht findet, dass eine neue Lehre nichts Höheres erstreben konnte, als eine Stellung neben den älteren Auffassungen des Pantheons.

Jede einzelne Göttergestalt, jede religiöse Vorstellung, jedes Amulet hat an und für sich eine klare und verständliche Bedeutung. Wo dies nicht der Fall zu sein scheint, da liegt dies nicht daran, dass dem Aegypter der Sinn des betreffenden Punktes undeutlich gewesen wäre, sondern nur daran, dass wir noch keine abschliessende Antwort auf die einschlägigen Fragen zu gewinnen vermögen. Verlassen wir jedoch die Betrachtung einzelner Punkte, suchen wir uns ein Bild davon zu machen, wie die Aegypter glaubten, dass die verschiedenen Einzelideen in einander eingriffen, und wie sie sich den Himmel und das Pantheon eigentlich vorstellten, dann stehen wir einer vollkommen verzweifelten Aufgabe gegenüber. Dutzende von Gottheiten haben völlig gleiche Bedeutung, ganze Vorstellungskreise schliessen sich gegenseitig aus, und doch haben alle neben einander bestanden, sind gleichzeitig angenommen und geglaubt worden.

Unter diesen Umständen muss jede Behandlung ägyptischer Religionsvorstellungen von Einzelheiten ausgehn. Sorgsam muss jede Göttergestalt, jede Idee, jedes noch so kleine Amulet für sich untersucht und auf Grund der Texte behandelt werden. Ueber jeden dieser Punkte haben Generationen nachgedacht und ihn sich klar zu machen gesucht. Mit banger Scheu waren Priester und Laien bestrebt, sich alle die Formeln zugänglich zu machen, mit Hülfe derer man die Götter zu besänftigen, die Dämonen zu besiegen, die Seligkeit zu erringen hoffte. Alle Amulette suchte man sich zu verschaffen, welche Werth für das Jenseits und Bedeutung für die ewige Wohlfahrt besassen. So gross aber auch der Aufwand an geistiger Arbeit gewesen

sein muss, der all diesem seinen Ursprung und seine Entwicklung gab, zu der Höhe des Denkens hat sich das altägyptische Volk nicht zu erheben vermocht, dass es alle diese Einzelheiten in ein System gebracht und in einander verarbeitet hätte.

Die beiden Kreise, welche in den meisten Religionen gesondert neben einander stehn, die Götter des Lebens und die des Todes, fallen in Aegypten fast völlig zusammen. Dieselben Gestalten, welche im Diesseits das Geschick des Menschen bestimmten, beherrschen dasselbe auch im Jenseits, nur dass bei einzelnen Gestalten bald die eine, bald die andere Seite ihrer göttlichen Thätigkeit mehr in den Vordergrund tritt. Allein, auch hierbei liegt kein festes Princip der Sache zu Grunde. Die Ausübung der verschiedenen Funktionen der Götter ist eine mehr willkürliche, in ihr freies Belieben gestellte, als dass dieselbe mit ihrer Eigenart innig verknüpft gewesen wäre. Diese Funktionen haben sich im Laufe der Zeit verändert und sind an verschiedenen Orten verschiedenartig aufgefasst worden. Auf den ersten Blick scheint zwar fast überall die Bedeutung der Götter für das Leben nach dem Tode als die wichtigere gegolten zu haben, allein dies rührt nur daher, dass das Material, welches uns für die ägyptische Religion vorliegt, fast ausschliesslich aus Gräbern und aus Todtentempeln stammt, während die Zahl der Denkmäler, welche mit dem Todtenkulte nichts zu thun haben, hinter der der Grabmonumente sehr zurücktritt.

Dies hat es bewirkt, dass man annahm, bei den Aegyptern hätten sich, wie im ganzen öffentlichen Leben, so auch in der Religion alle Gedanken nur auf den Tod und das Jenseits gerichtet. Eine genauere Untersuchung der Denkmäler hat im Gegensatze dazu bewiesen, dass die Aegypter in dem Genusse des Lebens auf dieser Erde den übrigen Völkern des Alterthums vollkommen zur Seite zu stellen sind und dass sie durchaus nicht als ein steifes, lebloses, schematisch dahin lebendes Volk betrachtet werden dürfen.

Wäre dies der Fall gewesen, dann hätten dieselben zu einer pessimistischen Auffassung des Lebens und des Jenseits, wie sie etwa in Indien die herrschende ist, gelangen, sie hätten danach streben müssen, durch den Untergang der Eintönigkeit und Gleichförmigkeit des Daseins zu entrinnen. Allein im Nilthale ist gerade das Gegentheil geschehen. Der sehnlichste Wunsch war, möglichst lange auf dieser Erde zu verweilen, ein Alter von 110 Jahren zu erreichen, und nach dem Tode ebenso fort zu leben, wie man es hier gewohnt gewesen war. In einer sonst fast unerhört materiellen Weise malte man sich das Dasein nach

dem Tode aus, weil man sich kein schöneres Sein zu denken vermochte, als dasjenige, welches man an den Ufern des Nils geführt hatte. Wie einfach und wie verwickelt zu gleicher Zeit die sich hier anschliessenden Vorstellungen waren, das zeigt am besten eine Schilderung der Gedanken, welche sich die Aegypter über die Unsterblichkeit der Seele, über ihre Zusammensetzung aus einzelnen Theilen und ähnliches gebildet hatten, Gedanken, welche wir an der Hand altägyptischer Urkunden hier zu entwickeln versuchen wollen.

War der Mensch gestorben, hatte das Herz aufgehört zu schlagen und die Wärme den Körper verlassen, dann blieb von dem Todten nur eine leblose Hülle auf der Erde zurück. Sie vor dem Untergange zu schützen, war die erste Pflicht der Hinterbliebenen. Man übergab sie zu diesem Zwecke einer Corporation von Leuten, welche unter priesterlicher Aufsicht die Einbalsamirung vorzunehmen hatten. Nach althergebrachten und genau festgestellten Vorschriften ward diese durchgeführt. Die innern leicht verweslichen Theile wurden aus dem Körper entfernt, das Uebrige, das Knochengerüst und die dieses umgebende Haut, ward mit wohlriechenden Salben bestrichen, in Asphalt getaucht und so unzerstörbar gemacht. Die Körperhöhle ward ausgefüllt mit Leinewandbinden und Asphalt, dem man allerhand Amulette, Vasen in der Form des Herzens, Schlangenköpfe in Carneol, Symbole der Beständigkeit, Skarabäen und kleine Bilder von Göttern in glasirtem Thon beimischte. Sie sollten durch ihre mystische Kraft die Erhaltung des Leichnams, für welche durch den Asphalt auf materiellem Wege gesorgt ward, befördern und unterstützen. War das Werk der Einbalsamirung vollendet, was etwa 70 Tage in Anspruch nahm, so ward die Leiche in Leinewandbinden gewickelt, in Särge von Pappe, Holz und Stein gelegt und dann der Familie zurückerstattet.

In feierlichem Zuge geleiteten nun die Hinterbliebenen den Todten über den Nil hinüber zur letzten Ruhestätte, welche er sich noch bei Lebzeiten in dem Gebirge, welches das Nilthal im Westen begrenzt, angelegt hatte. Klageweiber begleiteten den Zug mit ihrem Geschrei, Priester weihräucherten und murmelten Gebete, andere opferten und vollzogen geheimnissvolle Ceremonien während des Transportes und vor der Grabesthür[1]). Dann ward der Todte in die Gruft hinabge-

1) Die ganze Einbalsamirung schildert kurz der Pap. Rhind. ed. Birch, London 1863 und Brugsch, Leipzig 1865; die Handlungen der Taricheuten der Pap. Wien ed. von Bergmann, Wien 1887 und den Schluss derselben ein Pap.

senkt, diese selbst verschlossen und vermauert, die Hinterbliebenen brachten noch ein Opfer dar und vereinten sich dann in der Vorkammer des Grabes zu einem Leichenmahle. Harfenspieler erschienen bei demselben, wiesen hin auf den eben Bestatteten und seine Verdienste und ermahnten die Familienmitglieder des Grames zu vergessen und sich wieder des Lebens zu freuen, so lange als es ihnen vergönnt sei, das Sonnenlicht zu geniessen. Denn wenn das Leben vorbei sei, dann wisse man nicht, was kommen werde, jenseits des Grabes sei Dunkelheit und langer Schlaf. Fröhlich und immer fröhlicher ward das Gelage, das oft in Orgien ausartete, bis sich endlich alle aus dem Grabe entfernten, dasselbe verschlossen und den Todten allein zurückliessen. Nur an bestimmten Festtagen wallfahrteten später die Anverwandten in die Todtenstadt, betraten die Vorkammer und brachten hier theils allein, theils von Priestern unterstützt, den Manen des Todten ihre Gebete dar oder weihten ihm Opfer in wirklichen Speisen und Getränken oder auch in symbolischer Form, in Thon-Bildern von kleinen Ochsen, Gänsen, Broden und ähnlichem mehr. Im Allgemeinen blieb das Grab verlassen, was in ihm mit dem Todten geschah, das lehrte nur die Religion und Mystik, hinabzusteigen in die Gruft selbst und die Ruhe der Mumie zu stören, das galt als ein schweres Verbrechen gegen Götter und Menschen.

Und doch wäre es von Interesse gewesen, hinter die wohl verschlossene Grabeswand zu blicken und zu sehen, was hier Geheimnissvolles mit dem Todten vorging, denn für diesen endete mit dem Tode nicht das Leben als solches, nur das irdische Dasein fand seinen Abschluss und es begann nun ein neues, höheres, ewiges Sein. Die Theile, welche sich in dem Menschen zu einander gesellt und ihm das Leben ermöglicht hatten, trennten sich im Augenblicke des Todes, die unsterblichen verliessen die sterblichen. Aber, während letztere einheitlich waren und nur aus dem „verweslichen" Leichnam (cha), aus dem Theile, an dem die eben erwähnten Ceremonien vollzogen wurden, bestanden, waren erstere verschiedenfach zusammengesetzt. Im Leben hatten alle diese „unzerstörbaren, lebenden" Bestandtheile, welche in ihrer Gesammtheit etwa unserer Seele entsprechen würden, im Körper ihre

---

Paris und einer in Bulaq ed. Maspero, Pap. du Louvre, Paris 1875. Für den Transport der Mumie vgl. Dümichen, Kal. Inschr. pl. 35 ff. Das sehr ausführliche Ritual für die Ceremonien an der Grabesthür entdeckte, publicirte und bearbeitete Schiaparelli, Il libro dei Funerali, Turin 1881—1882.

Heimath gefunden, erst im Tode verliessen sie denselben, um jeder für sich seinen Weg zu den Göttern zu suchen. Gelang ihnen dies und ward zugleich festgestellt, dass der Verstorbene tugendhaft und gerecht gewesen war, dann durften sie sich wieder mit ihm vereinen, um mit ihm in den Kreis der Götter einzugehen.

Der wichtigste aller dieser Bestandtheile[1]) war der sogenannte ⊔ Ka, das göttliche Ebenbild des Todten, welches zu ihm in einem ähnlichen Verhältnisse stand, wie das Wort zu dem Begriffe, den es ausdrückt, wie die Statue zu dem lebenden Menschen. Es war die Individualität, wie sie sich im Namen des Menschen verkörperte, das in Gedanken sich aufbauende Bild desselben, welches sich seine Bekannten beim Anhören seines Namens bildeten oder doch bilden konnten[2]). Aehnliche Gedanken haben andere Völker zu höhern Vorstellungen geführt und dieselben bewogen, sich ähnlich wie Plato in seinen Ideen, den Gegensatz zwischen der Persönlichkeit und der Person auf philosophischer Grundlage zu erklären. Der Aegypter, welcher es nie vermocht hat, abstrakt zu denken, ist hier zu einer ganz concreten Vorstellungsweise gedrängt worden, die in ihrer rein sinnlichen Natur merkwürdig genug berühren muss. Er hat dieser Persönlichkeit eine rein materielle Form gegeben, welche dem Menschen vollkommen entsprach, sie war ihm durchaus gleich, sein zweites Ich, sein Doppelgänger[3]).

In zahlreichen Darstellungen sehen wir seit dem 18. vorchr. Jahrhunderte die Könige vor der Gottheit erscheinen, hinter ihnen steht ihr ka, dargestellt als ein kleiner Mann mit den Zügen des Herrschers oder als ein Stab mit zwei Händen, den das Haupt des Herrschers krönt. Hier erscheint die Persönlichkeit noch als Begleiterin der Person, sie thut dasselbe wie diese, sie folgt ihr, wie der Schatten dem Menschen. Aber man ist schon frühe, schon zur Zeit Amenophis III, etwa 1500 v. Chr., weiter gegangen, man hat die Persönlichkeit gänzlich von der Person

1) Vgl. für dieselben Wiedemann in Compte-rendu du Congr. des Orient. de St. Etienne, II (1878) p. 159 sqq. Zahlreiche Paralleltexte zu dem dort besprochenen Todtenbuch-Capitel bei von Bergmann, Sarkophag des Panehemisis, I, S. 22; II, S. 74 ff.

2) In Folge hiervon wird zuweilen Ka als Synonym von ren „Name“ verwendet.

3) Ein Wort, welches den Begriff des ka im Deutschen wiedergäbe, fehlt begreiflicherweise. Verhältnissmässig am besten ist die von Maspero vorgeschlagene Uebersetzung durch double, Doppelgänger; ganz verfehlt die von Meyer, Gesch. Aeg. S. 83 durch Gespenst.

getrennt. Jetzt erscheint der König häufig vor seiner eigenen Persönlichkeit; dieselbe trägt die Symbole der Gottheit, den Herrscherstab und das Zeichen des Lebens. Vor ihr steht der König mit Gaben aller Art und erfleht sich von ihr himmlische Gaben, und die Persönlichkeit antwortet ihm (Leps. Denkm. III, 87): „Ich gebe Dir alles Leben, alle Beständigkeit, alle Macht, alle Gesundheit und alle Freude, ich besiege für Dich die Völker Nubiens, so dass Du ihnen die Häupter abschneiden kannst". In Reliefs derselben Periode, welche die Geburt Amenophis III. darstellen (Leps. Denkm. III, 74—75) wird gleichzeitig mit dem König sein ka geboren, beide in Gestalt zweier völlig gleicher Knaben werden der Gottheit vorgestellt und von dieser gesegnet. Etwa gleichzeitig begannen die Könige ihren eigenen Persönlichkeiten Tempel zu errichten, sie stellten für dieselben Priester an und erschienen von Zeit zu Zeit in dem Tempel, um sich selbst um Schutz und höhere Güter zu bitten. Während der Herrscher auf dieser Erde wandelte, weilte „seine lebende Persönlichkeit, der Herr von Ober- und Unter-Aegypten in seiner Behausung, im Strahlenhause" (Leps. Denkm. III, 21, 129). Sie war er selbst, von ihm unabhängig und über ihm stehend und doch ihm gleich und mit ihm verbunden.

Die Trennung zwischen Persönlichkeit und Person ist dabei nie systematisch streng durchgeführt worden; dieselben sind zwar zwei gesonderte Wesen, sie sind aber insofern eins, als sie nur durch und mit einander bestehen können. Nur so lange der ka bei ihm ist, lebt der Mensch und dieser trennt sich von ihm erst im Augenblicke des Todes. Nur darin liegt ein Unterschied in dem Wechselverhältnisse, dass der ka ohne den Körper, dieser aber nicht ohne jenen leben konnte. Aber darum ist der ka nicht etwa ein höheres, geistiges Wesen, er ist materiell genau wie der Körper selbst, er braucht Nahrung und Getränke, soll er sich seines Daseins freuen, und empfindet Hunger und Durst, wenn ihm diese entzogen werden. Er theilt hierin das Schicksal der ägyptischen Gottheit, welche gleichfalls der Nahrung bedurfte und sehr in Verlegenheit kam, wenn die Opfer aufhörten und ihr Speise und Trank entzogen wurden.

Nach dem Tode des Menschen ward der ka dessen eigentliche Persönlichkeit, an ihn richteten sich die Todtengebete, den Göttern wird geopfert, damit sie dem ka des Verstorbenen Brod und Wein, Fleisch und Milch und alle guten Dinge, deren ein Gott zur Nahrung bedarf, verleihen. Auch ihm selbst werden Gaben geweiht und man nahm an, der ka werde von Zeit zu Zeit das Grab besuchen, um die

hier aufgehäuften Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen. Er inkorporirte sich dann in der Mumie und diese keimte auf (rut) oder erneute sich wie die Pflanze (renp) und ward so, wie die Texte es zuweilen ausdrücken, „der in seinem Sarge lebende ka". Reiche Leute machten Stiftungen, aus deren Ertrag für ewige Zeiten Opfergaben in Esswaaren für ihren ka angekauft werden sollten und setzten Summen aus, um für dessen Opferdienst eigene Priester anzustellen. Eine lange Reihe von Beamten ward unterhalten, um für die Lebensbedürfnisse der Persönlichkeit des Verstorbenen zu sorgen[1]). Den ka stellten die Statuen des Verstorbenen dar, welche in seinem Grabe Aufstellung fanden, ihm galten die Königsstatuen, welche in den Tempeln errichtet wurden. Wo eine solche Statue stand, da konnte auch der ka weilen, hier konnte er Theil nehmen an den Opferfesten und Freuden des Diesseits, ja, man scheint sogar geglaubt zu haben, man könne ihn durch bestimmte Zauberformeln in Statuen bannen.

Von dem Gedanken, dass die Statue den ka eines Menschen darstellte und verkörperte, ist man weiter gegangen. Auch von den Göttern gab es Bildsäulen, und da zog man denn den Schluss, diese Bildnisse ständen in demselben Verhältnisse zur Gottheit, wie die Statuen zu den Menschen, auch sie wären Nichts weiter, als der ka des Gottes. So ward die Vorstellung der Gottheit rein menschenähnlich; ebenso wie der König nicht sich, sondern seiner Persönlichkeit Tempel errichtete, so weihte man öfters Heiligthümer nicht dem Gotte selbst, sondern dessen Persönlichkeit. So galt z. B. der Haupttempel von Memphis nicht dem Gotte Ptah, dem Weltschöpfer, den die Griechen ihrem Hephästos verglichen, sondern vielmehr dessen ka. Und hier bildet nicht etwa Ptah eine Ausnahme, schon in Texten der neueröffneten Pyramiden lesen wir, dass Thot, Set, Horus und andere Götter ihren ka bei sich hatten, also neben sich selbst auch eine Persönlichkeit besassen[2]). Man glaubte dieser ka, dieses menschenähn-

1) Die eingehendsten hierher gehörigen Angaben finden sich in Verträgen, welche ein Oberpriester zu Siut mit den Priestern des Anubis während der 14 Dyn. abschloss (behandelt Maspero, Transact. Soc. Bibl. Arch. VII, 6 sqq.; Erman, Aeg. Zeitschr. 1882, S. 159 ff.); ähnliche Verträge sind aber bereits in der Zeit der Pyramiden-Erbauer abgeschlossen worden; vgl. z. B. Leps., Denkm. II. 3—7; de Rougé, Inscr. hierogl. 1; Mariette, Mastaba p. 316 sqq.

2) Auch die zuweilen genannten Gestalten des ka des Ostens und des ka des Westens sind in diesem Sinne als ka des Gottes des Ostens, bez. des Westens aufzufassen, nicht als ka der abstrakten Begriffe Osten und Westen.

lichere Bild stehe dem Menschen näher, als der Gott selbst, man rief in Folge dessen, besonders auf Votivstellen, welche dem heilig gehaltenen Apis-Stiere, der Inkorporation des Gottes Ptah, in Memphis geweiht wurden, häufig nicht den Apis an, dem Weihenden freundlich gesinnt zu sein und ihm Gutes zu thun, sondern den ka des heiligen Stieres. Sehr beachtenswerth ist es, dass dem Gotte Ra in mehreren Inschriften[1]) nicht weniger als vierzehn ka zugeschrieben werden, welche wohl den verschiedenen Formen, in denen sich die Gottheit manifestirte, entsprechen sollten.

So hat denn diese uns schon in den ältesten Texten entgegentretende Lehre von dem ka, von der als Doppelgänger gedachten Persönlichkeit des Menschen, eine weitgehende Bedeutung gewonnen, nicht nur für die Lehre von der Unsterblichkeit des Menschen, sondern auch für die Auffassung der Beziehungen der Gottheit zu dieser Welt. Einen solchen ka besass, wie schon bemerkt, jeder Mensch, so lange er lebte, er verliess ihn jedoch im Augenblick des Todes und führte nunmehr eine Sonderexistenz. Erst nach längern Irrfahrten traf der Todte ihn im Jenseits wieder und wir besitzen noch das Gebet, mit welchem er ihn zu begrüssen hatte. Dasselbe (Todtenbuch cap. 105) beginnt mit den Worten: „Preis sei Dir, der Du mein ka während meines Lebens warst, ich komme zu Dir, u. s. f.“

Der zweite unsterbliche Bestandtheil des Menschen ist sein 𓄣 àb Herz. Das menschliche Herz ward bei der Einbalsamirung aus dem Körper entfernt; was mit demselben geschah, darüber geben die Texte keinen sichern Aufschluss. Während einiger Perioden der ägyptischen Geschichte — besonders während des neuen Reiches, doch haben sich vereinzelt auch Canopen aus dem alten Reiche erhalten — setzte man es, ebenso wie die übrigen Eingeweide in besonderen Alabaster- oder Holzvasen, sog. Canopen, deren man der Mumie vier mit in das Grab gab, bei, doch geschah dies verhältnissmässig selten, in andern Fällen legte man die Eingeweide nach der Einbalsamirung wieder in den Körper und gab ihnen als ihre Schutzgottheiten Wachsbilder der vier Todtengenien mit; über den Verbleib des körperlichen Herzens in weitaus den meisten Fällen haben sich keine inschriftlichen Angaben erhalten. Vielleicht liessen es die Priester einfach verschwinden, um ihrer Lehre vom Herzen eine greifbare Unterlage zu geben. Auf ein

1) Leps. Denkm. III, 194 l. 13; Dümichen, Tempelinschr. I, 26; von Bergmann, Hierogl. Inschr. pl. 33; 61 col. 2.

solches Verfahren scheinen einige Notizen klassischer Autoren (Plutarch, septem sap. conviv. p. 159 B.; de esu carnium orat. II p. 996 E; Porphyr. de abst. IV, 10) hinzuweisen, nach denen man das Herz, bez. die Eingeweide in den Nil geworfen hätte, indem man sie als die Ursache aller menschlichen Fehler bezeichnete. Porphyrius hat sogar noch den Wortlaut des Gebetes erhalten, welches man sprach, indem man den Kasten mit den Eingeweiden der Sonne zeigte, und wenn sich dessen Urtext auch bisher nicht auf den Monumenten hat nachweisen lassen, so sind seine Worte doch so völlig in ägyptischem Geiste gehalten, dass an ihrer Authenticität nicht gezweifelt werden kann. Das unsterbliche Herz, welches zu dem körperlichen in einem ähnlichen Verhältnisse stand, wie der ka zum Körper überhaupt, verliess nach dem Tode den Menschen, durchwandelte selbstständig die Räume des Jenseits und begab sich in die Wohnung der Herzen; erst in der Halle des Gerichtes traf es der Todte wieder und hier trat es als Kläger gegen ihn auf. In ihm hatten während der Lebenszeit alle guten und bösen Gedanken ihren Ausdruck gefunden, sie waren nicht aus ihm hervorgegangen, denn es war etwas Göttliches und Reines, aber es hatte sie vermitteln und kennen lernen müssen[1]), so war es denn auch berufen, Zeugniss über alle Thaten und Gedanken des Menschen vor Osiris, dem Richter der Todten, abzulegen.

In der Zwischenzeit fehlte der Mumie das Herz, sie wäre daher leblos und todt gewesen — das Herz durchstechen ist identisch mit völlig vernichten — und mit ihr der Osiris, auf den wir noch werden zurückzukommen haben, wenn man es nicht verstanden hätte, demselben statt seines zu den Göttern eingegangenen wirklichen Herzens ein künstliches zu verschaffen. Dieses provisorische Herz ward gebildet durch einen Skarabäus, durch das Bild eines Käfers, welcher als Symbol des Werdens und Auferstehens galt. Ihn bedeckte man mit magischen Formeln und hoffte, dass er dem Todten das Herz ersetzen und zugleich durch seine Gestalt die Auferstehung verbürgen werde[2]). Hatte später der Todte sein wahres Herz zurückerhalten, dann verlor der Skarabäus seine Bedeutung; Werth besass derselbe ebenso wie die übrigen Amulette, welche der Aegypter dem Todten mitgab, nur während der Zwischenzeit zwischen dem Tode und der

1) In diesem Sinne ist dem Aegypter das Herz der Sitz der Gefühle; das Herz freut sich, trauert und weint.

2) Vgl. hierfür Bonner Jahrb. LXXVIII, S. 113 ff.

Wiedervereinigung der durch diesen getrennten Theile. War die Auferstehung einmal eingetreten, dann konnte kein Amulet mehr nützen, kein fehlendes mehr schaden.

Ein weiterer unsterblicher Bestandtheil des Menschen ward dargestellt durch den ba, durch die Gestalt, welche unserer Seele verhältnismässig am nächsten steht. Er bildet das Wesen, welches im Augenblicke des Todes den Menschen verlässt, um zu den Göttern zu fliegen, denen es nahe verwandt ist und mit denen es, wenn es nicht mit dem Menschen vereint ist, zu leben pflegt, ohne darum immateriel zu sein und der Speise und des Trankes entbehren zu können (vgl. z. B. Todtenb. 148, 8). Seine Gestalt war die eines Vogels mit Händen und einem menschlichen Kopfe oder auch die eines Skarabäus mit dem Kopfe eines Widders. Letztere Gestaltung, welche während des 15.—12. Jahrhunderts v. Chr. besonders beliebt war, ist im Grunde Nichts, als ein symbolisches Schriftzeichen. Der Widder ist ba zu lesen, der Skarabäus cheper, was werden bedeutet, so dass das ganze Bild etwa besagte: „der, welcher eine Seele geworden ist.“ Anders steht es mit der andern Gestaltung, sie zeigt uns wirklich die Seele, wie sich der alte Aegypter dieselbe dachte. Es sind uns plastische Darstellungen überkommen, in welchen wir die kleine Seele neben dem Sarkophage sitzen, denselben berühren und ihm lebe wohl sagen sehen, ehe sie sich zu den Göttern erhebt. In anderen Bildern sehen wir die Seele, wie sie vom Himmel herabgeflogen kommt, in der Hand das Zeichen des Lebens naht sie dem Grabe und der Mumie, um dieselbe zu besuchen, oder sie nimmt an der Grabthüre Opfergaben in Empfang und kommt dann in die Tiefe der Gruft herabgeflogen, in der einen Hand Brod, in der andern einen Wasserkrug haltend, um ihre frühere Hülle zu speisen und zu tränken[1]). Diese Auffassung der Seele als eine Art Vogel ist beachtenswerth in dem Gegensatze, in welchem sie zu der Auffassung anderer Völker steht. In der ältern christlichen Zeit dachte man sich die Seele als Schmetterling und in Reliefs und Bildern aus dem Mittelalter, wie z. B. in Orcagna's Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa oder am Portal der Kirche S. Trophine zu Arles, erblicken wir dieselbe, wie sie in der Gestalt eines Kindes oder eines kleinen nackten Mannes aus dem Munde des Todten entweicht. Hier entspricht die Gestalt dem ka der Aegypter, während der Gedanke, den die Gestalt verkörpert; eher an den ba erinnert.

---

1) Todtenbuch ed. Naville pl. 4, 97, 101, 104; ed. Lepsius pl. 33 u. s. f.

Weiter wird als unsterblich erwähnt der sāḥu. Dieser wird stets in der Gestalt einer in ihre Binden eingewickelten Mumie abgebildet und stellt die Form dar, mit welcher der Mensch auf dieser Erde bekleidet war. Er war ursprünglich ein Theil des ka, aber während dieser eine vollkommene Persönlichkeit bildet, ist er nur eine Hülle, nur Form ohne Inhalt, aber auch diese Form stammt von der Gottheit, auch sie kann nicht vergehn und eilt nach dem Tode in ihre himmlische Heimath zurück. Dieselbe Gestalt hat auch die Mumie und daher ist es natürlich, dass diese, der cha, häufig, wenn sie in den religiösen Texten als ein von dem ka neubelebtes Wesen erscheint, mit dem sāḥu verschmilzt. In diesem Sinne heisst es „der sāḥu lebt in dem Sarge oder in der Unterwelt, er sprosst (ruṭ), er erneut sich (renp)", doch werden in genauern Texten beide auseinander gehalten, wie z. B. Todtenb. 89, 6 „die Seele (ba) sieht ihren cha, sie ruht auf ihrem sāḥu". Dabei hat sie Macht über ihn und heisst es auf dem Sarg des Panehemisis „es lebt der sāḥu auf Befehl des ba". In engem Zusammenhange mit dem sāḥu steht der chaib, der Schatten, welcher in den Bildern des Jenseits die Form eines Fächers besitzt[1]). Wie hier auf Erden keine Gestalt gedacht werden kann ohne Schatten, so war dies auch im Jenseits der Fall, auch dort scheint die Sonne und müssen daher alle optischen Erscheinungen des Diesseits ihre Wiederholung finden. Der Aegypter hat sich hier aber nicht mit der einfachen Thatsache begnügt, er hat dem Schatten des Todten ebenso wie dem der Dämonen und Götter, denn diese werden genau so wie die Todten selbst behandelt, eigene Wesenheit verliehen, er konnte allein bestehn und sich ebenso wie der Schatten von Peter Schlemihl bei Chamisso von seinem Eigenthümer trennen. Dies that er thatsächlich im Augenblick des Todes, um sich selbständig in das Götterreich zu begeben.

Neben den eben besprochenen Hauptbestandtheilen der unsterblichen Seele werden gelegentlich noch einige andere, besonders der chu, d. h. der Glänzende (im Todtenb. 89, 3 neben ba; 149, 40 neben chaib; 92, 5 neben diesen beiden) genannt, doch kommen dieselben seltener vor, haben nur in Lokalkulten Bedeutung gewonnen und decken sich entweder mit den behandelten Theilen, oder sind so wenig klar umgrenzt, dass dieselben bei einer Behandlung der ägyptischen Seele

---

1) Die auf diesen bezüglichen Stellen sammelte Birch, Transact. Soc. Bibl. Arch. VIII, p. 386 sqq.

ruhig unberücksichtigt bleiben können, ohne dass man fürchten müsste, hierdurch ein falsches Bild zu erhalten.

Wenn sich aber so die Seele beim Tode in ihre Bestandtheile auflöste, was ward dann aus der Individualität des Menschen, welche doch nur durch ihr Zusammenwirken gebildet worden war, und wie war es möglich, dass die einzelnen Theile sich im Jenseits wieder fanden, um den neuen, auferstandenen Menschen zu bilden? Auch auf diese Frage hat sich der Aegypter eine Antwort gebildet, welche dieselbe auf dem einfachsten Wege löst, freilich dabei für unsere Denkweise in direktem Gegensatze zu der bisher betrachteten Seelenlehre steht. Man nahm an, dass neben all diesen unsterblichen Seelentheilen auch noch der Mensch in seinen Eigenschaften und in seiner Gestalt eine Art Unsterblichkeit besässe, welche jedoch nicht ewig, sondern nur von beschränkter Dauer gewesen zu sein scheint. Der Mensch, welcher sich in diesem Zustande befand, der also gestorben war, dem das Leben und die Seele fehlte, der aber doch existirte, fühlte und dachte, ward als Osiris bezeichnet.

Osiris war der erste wirklich menschenähnliche Götterkönig Aegyptens gewesen, er hatte dem Volke die Kultur, den Ackerbau, die Gesetze und die richtige Götterverehrung gebracht. Nach langer, segensreicher Regierung war er den Nachstellungen seines Bruders Set-Typhon erlegen, war getödtet worden und hatte herabsteigen müssen zur Unterwelt, in der er fortan als König der Todten und Richter über die Verstorbenen ein ewiges Dasein führte. Sein Schicksal war das eines jeden Menschen. Wie er musste ein Jeder nach der irdischen Wallfahrt herabsteigen durch die Pforten des Todes in die Unterwelt, aber ein jeder hoffte, ebenso wie er, aufzuerstehen um ein ewiges glückliches Dasein zu führen. Dieser Hoffnung gab der Mensch Ausdruck, wenn er den Verstorbenen einen Osiris nannte, er wünschte ihm ein ähnliches Schicksal wie dem Gotte und nannte ihn daher nach diesem, ebenso wie wir einen Todten als selig bezeichnen, in der Hoffnung, dass ihm die Seligkeit zu Theil werden möge. Osiris hatte sich durch seinen Tod nicht verändert, auf Erden war er König gewesen, das war er auch im Jenseits geblieben, genau so erging es dem Menschen, auch er blieb, was er war, der Tod bildete nur einen Abschnitt in seinem Leben ohne an seinen Verhältnissen etwas zu ändern.

In welchem Verhältnisse der Osiris eines Menschen zu der Mumie stand, war den Aegyptern selbst nicht klar. Identisch sind dieselben

nicht, das geht einmal aus den Angaben der Texte, welche die Mumie nie dem Osiris gleichstellen, hervor, dann aber musste es auch die Erfahrung lehren, welche bewies, dass eine Mumie nie aus dem Einbalsamirungshause oder aus dem Grabe verschwunden war um ihren Weg in das Jenseits anzutreten. Aber trotzdem waren Mumie und Osiris auch nicht ganz verschieden, eine Auffassung, welche schon dadurch, dass beide gleiche Gestalt und gleiche Eigenschaften besassen, ausgeschlossen zu sein schien. Die Texte beschreiben den Osiris als wenn er aussähe wie die Mumie selbst ohne ihr gleich zu sein, und die Einbalsamirer rüsteten die Mumie aus, als wäre sie berufen, als Osiris die Wanderung anzutreten. Hier liegt ein innerer Widerspruch vor, der seinen Hauptgrund darin hat, dass der Aegypter glaubte und hoffte, er werde kurz nach dem Tode in seiner Gesammtheit, in Fleisch und Blut auferstehn, genau wie er auf dieser Erde gelebt hatte, dass dem aber die Erfahrung widersprach, welche lehrte, dass die Mumien diese Erde nicht verliessen und nicht verlassen konnten. Er hat sich damit geholfen, dass er der Mumie einen Doppelgänger gab, der ihr vollkommen gleich, nicht nur ähnlich war, ohne darum mit ihr identisch zu werden. Hat man sich mit diesem, auf den ersten Blick freilich sehr eigenartigen Gedanken vertraut gemacht, dann lösen sich alle Räthsel der Lehre vom Osiris des Menschen in einfachster Weise.

Der Mumie ward, wie wir sahen, ein künstliches Herz in Gestalt eines Skarabäuskäfers gegeben, weil der Osiris ohne ein solches nicht leben konnte. Man gab ihr die verschiedenen Amulette mit, deren jener bedurfte, um die Dämonen des Jenseits zu beschwichtigen, man legte ihr eine runde Scheibe aus mit Stuck bedecktem Papyrus, Leinewand oder Bronze unter das Haupt, welche durch aufgezeichnete Figuren und Inschriften in mystischer Weise dem Körper des Osiris die nöthige Lebenswärme erhalten sollte[1]). Man löste von ihren Füssen die Sohlen, welche den Schmutz dieser Erde betreten hatten, ab, damit der Osiris mit reinen Füssen die Halle des Gerichts betreten könne; man bat die Götter, sie möchten dem Osiris Milch geben, damit er seine Füsse in ihr baden und dadurch den Schmerz, den ihm das Ablösen der Fussohlen bereiten musste, lindern könne, und endlich legte man die abgetrennten Fusssohlen in den Körper der Mumie, damit der

1) Ein derartiges „Hypocephal“ ist noch in unserem Jahrhundert berufen gewesen, eine grössere religiöse Rolle zu spielen, es bildet das heilige Buch der Mormonen (vgl. Joseph Smith A Pearl of Great Price 1851 p. 7).

Osiris dieselben zur Vervollständigung seines Ichs zur Hand habe[1]). Damit diesem Ich Nichts fehle, flehte man zu den Göttern, dass die Mumie nicht von der Erde verzehrt werde und betrachtete es als besonders nothwendig, dass alles Fleisch und Gebein an deren Gliedern, alle Glieder an ihrer Stelle sich befänden. Der Mumie gab man auch das Todtenbuch und andere religiöse und mystische Texte mit, deren der Osiris bedurfte, um sich in den Räumen des Jenseits zurecht zu finden und die Gebete zu kennen, die er an jedem Orte in fest vorgeschriebener Weise zu sprechen hatte. Kurz die Mumie ward gerade so behandelt, als wäre sie der Osiris, und doch war sie es nicht. Sie blieb in der Grabkammer im Sarge liegen, während der Osiris seine Weiterfahrt antrat.

Die Fahrt dieses Osiris ist es, welche die ägyptischen religiösen Texte mit Vorliebe in ermüdender Weitschweifigkeit behandeln, der das Todtenbuch, das längste und verhältnissmässig am besten bekannte Werk der religiösen Litteratur des Volkes gewidmet ist. Freilich enthält dasselbe keine systematische Schilderung dieser Fahrt, wie man es nach Analogie anderer Litteraturen erwarten sollte, sondern Nichts als eine Reihe unzusammenhängender Scenen aus derselben. Es sind Gebete, welche der Osiris vortragen musste, wenn er einzelne Theile der Unterwelt betrat, dort bestimmte Dämonen persönlich kennen lernte, u. s. f. Jedem dieser Gebete ist ein Kapitel gewidmet, aber die Kapitel folgen sich nicht in der Reihenfolge, in welcher sich die Gebete thatsächlich abzulösen hatten. Die Aegypter haben sich auch von der Unterwelt kein klares Bild zu machen gewusst, die Systemlosigkeit, welche ihre gesammte Götterwelt so unklar macht, herrscht auch hier vor. Wohl hatte man eine Reihe von Einzelpunkten durchdacht, aber man war nicht dazu gelangt, aus ihnen ein einheitliches Ganzes zu bilden und von dem Jenseits ein topographisch darstellbares Bild sich zu gestalten. So folgen sich denn die Kapitel im Todtenbuche ohne feste Ordnung, ihre Anordnung in den verschiedenen Handschriften, welche uns von dem Werke vorliegen, ist eine grundverschiedene, ebenso verschieden ist auch die Zahl der Kapitel in den einzelnen Exemplaren; während dieselbe in einigen nur sehr gering ist, steigt sie in andern, wie in dem von Lepsius herausgegebenen, dem Anfange der Ptolemäerzeit entstammenden des Au-f-ānch bis zu 165. Da eine

---

1) Ebers, Aeg. Zeitschr. 1867 p. 108; 1871 p. 48; Wiedemann, Compt. rend. du Congr. des Orient. de St. Etienne II p. 155.

fest vorgeschriebene Norm fehlte, so konnte jeder Priester und Schreiber dem Verstorbenen die Kapitel zusammenstellen, welche er oder die Familie für die nothwendigsten hielt, ein jeder konnte sich von den Einzelheiten der Unterwelt ein mehr oder weniger abweichendes Bild gestalten.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, den Osiris auf seiner Wanderung im Einzelnen zu begleiten, für uns genügt die Thatsache, dass derselbe nach der Angabe des Todtenbuchs alle Prüfungen bestand, alle Feinde, die ihm entgegen traten, überwand und endlich eingeführt ward in die Halle der doppelten Wahrheit. Hier empfing ihn die Göttin der Wahrheit, Osiris thronte unter einem Baldachin, in seiner Nähe sassen die 42 Beisitzer des himmlischen Gerichts und versammelten sich die wichtigsten Gestalten des Osiris-Kreises. Jetzt begann der Todte zu reden, er legte ein negatives Sündenbekenntniss ab, vor jedem Beisitzer erklärte er, die eine oder andere Sünde nicht begangen zu haben. Er habe nicht Uebeles gethan, nicht geraubt, nicht gemordet, nicht gelogen, Niemanden zum Weinen gebracht, das Eigenthum der Gottheit nicht geschädigt, und ähnliches mehr. Stumm hörten die Richter seine Worte an, keiner gab ein Zeichen seines Beifalls oder Missfallens, aber wenn der Todte geendet hatte, dann brachte man sein Herz herbei und legte es auf eine Wage, auf deren anderer Schale das Bild der Wahrheit stand. Die Götter Anubis und Horus vollzogen die Wägung, während Thoth, der Schreiber der Götter bereit stand, das Resultat in einer Urkunde zu verzeichnen.

Jetzt konnte der Todte angstvoll sein Herz anrufen, nicht als Kläger gegen ihn aufzutreten, mit den Worten, die ihm das Todtenbuch (Cap. 30; 64 l. 34—36) vorschrieb, denn „das Herz des Menschen ist sein eigentlicher Gott“[1]), es hatte hier über sein ewiges Leben zu entscheiden. War sein Herz mit ihm zufrieden, fiel die Wägung zu seinen Gunsten aus, dann erging der Befehl des Gottes Thoth, das Herz dem Todten zurückzuerstatten, es wieder an seine Stelle zu setzen. Dies geschah und damit begannen die unsterblichen Theile, die der Tod getrennt hatte, sich wieder zu vereinigen. Wie das Herz, so erhielt der gerechtgesprochene Osiris jetzt auch die übrigen Theile, den ka, u. s. f. zurück und so baute sich in ihm der Mensch, der einst auf dieser Erde gewandelt hatte, vollständig wieder auf, er begann sein neues Leben, das Leben der Seligen und Gerech-

1) So auf dem Sarg des Pa-nehem-Isis (Sitzungsber. der Wiener Ak. 82. S. 15).

ten, welches ewig dauern sollte, er war nunmehr im Gefolge der Götter und diesen, die sich freuten ihn zu sehn, gleich.

Die religiösen Texte setzen regelmässig voraus, dass die Gerichtsscene zu Gunsten des Todten ausfiel, dass sein Herz mit ihm zufrieden war, dass er selig werden durfte. Nirgends wird uns in klarer Weise berichtet, was ihm geschah, wenn er nicht vor Osiris bestehen konnte und verdammt wurde. Es wird erzählt, die Feinde der Gottheit würden verzehrt, sie würden vernichtet, niedergeworfen, u. s. f., allein diese Ausdrücke sind so allgemein gehalten, dass aus ihnen nicht mit Sicherheit hervorgeht, ob der Aegypter an eine Hölle glaubte, welche als Bestrafungs- oder als Läuterungsort für die Bösen diente, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, annahm, dass im ungünstigsten Falle das Herz und die übrigen unsterblichen Theile nicht zurückgegeben wurden. Dann vermochte sich der Todte nicht neu zu bilden, nicht in Fleisch und Blut aufzuerstehen. Die unsterblichen Theile selbst konnten nicht vergehen, sie kamen von Gott und waren und blieben rein, wohl aber konnten sie davor bewahrt werden, in die Hülle, in den Osiris, zurückzukehren, der sich ihrer unwürdig gezeigt hatte. Die Seele als solche starb nicht, wohl aber fand das Individuum, in welchem sie geweilt hatte, seinen Untergang. Die Fortexistenz des Individuums aber war die Hoffnung, welche der Aegypter an die Unsterblichkeitslehre knüpfte, sie war dem Guten versprochen, dem Bösen blieb sie versagt.

Der Gute ging nach dem Gerichte in die Seligkeit ein, er war äusserlich wie innerlich unverändert geblieben, nur dass er jetzt ewig das Dasein fortführte, welches auf dieser Erde eine zeitliche Grenze gefunden hatte. Die Seligkeit, welche der Aegypter erhoffte, war dabei keine passive, wie sie fast alle höhern Religionen lehren. Es war kein Aufgehn in dem All oder der Gottheit, kein Schweben in ewiger Ruhe, in ewiger Zufriedenheit und in stetem leidenschaftslosen Glück. Ganz im Gegentheile führte der Aegypter im Jenseits ein ebenso thätiges Leben, wie im Diesseits. Wohl war auch er bei der Gottheit, aber er behielt seine individuelle Selbstständigkeit nach allen Seiten hin, er arbeitete und freute sich gerade so wie auf dieser Erde. Seine Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, die Thätigkeit, welche einem wesentlich auf den Ertrag der Feldfrüchte angewiesenen Volke als die naturgemässeste erscheinen musste. Eine Vignette im Todtenbuche cap. 110 zeigt uns den Todten in den Gefilden der Seligen in voller Thätigkeit, er pflügt die Erde mit seinem Kuhgespann, er wirft

das Saatkorn in die Furchen, er schneidet die emporgesprossenen Aehren mit der Sichel, dann lässt er sie von Ochsen austreten und so das Korn von den Halmen sondern, endlich schichtet er die Körner in hohen Haufen auf, um aus ihnen sich Brod zu bereiten. Zur Abwechselung fährt er auf Booten in den Kanälen des Jenseits umher, geht auf die Jagd, kämpft mit seinen Feinden und opfert den verschiedenen Gottheiten, besonders dem himmlischen Nil, der seinen Feldern Wasser und seinen Saaten Fruchtbarkeit verleiht. Alles geht genau so vor sich, wie im Diesseits, nur hat der Selige in allem, was er unternimmt, glänzenden Erfolg. Der Nil überschwemmt regelmässig die Gefilde, das Korn sprosst fünf Ellen hoch, zwei Ellen ist die Höhe seiner Aehren (Todtenb. 110 l. 10), die Frucht trägt regelmässig reichen Ertrag, die Witterung ist immer günstig, stets weht ein erfrischender, angenehmer Nordwind, die Feinde werden stets besiegt und die Götter nehmen alle Opfer gnädig auf und vergelten dieselben dem Todten durch reiche Gaben aller Art. Kurz, es war ein ideales, freilich nach unsern Begriffen nicht immer sehr moralisches[1]) Erdenleben, welches der Verstorbene im Götterreiche führte.

Allein, wenn sich dergestalt im Jenseits Alles nach Maassgabe der irdischen Verhältnisse darstellte, so lag gerade hierin eine Gefahr, welche den Aegyptern schwere Sorgen bereitet hat. Der Todte lebte, also musste er auch essen und trinken, denn ohne dieses war ein Leben überhaupt undenkbar; wenn er keine Nahrung hatte, dann musste er hungern und dursten. Schon zur Zeit der fünften Dynastie spricht ein ägyptischer König Unas in den Inschriften seiner Grabespyramide diese Besorgniss aus: „Schlimm ist es für Unas, sagt der Text, Hunger zu haben und nicht essen zu können, schlimm ist es für Unas, Durst zu haben und nicht trinken zu können". Ein Theil der Lebensbedürfnisse ward freilich von den Hinterbliebenen an regelmässig wiederkehrenden Festtagen gespendet, ein anderer ward durch magische Formeln auf geheimnissvollem Wege beschafft; aber, wenn die Opfer ausblieben, wenn Niemand sich der Mühe unterzog, für den Todten die Opferformel auszusprechen, dann musste er für sich selbst sorgen, musste arbeiten und das Feld bebauen, um sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen.

Eine solche erzwungene Feldarbeit konnte dem vornehmen Ae-

---

1) Vgl. dazu die seltsamen Stellen Pyramide des Unas l. 628 und Pap. London 10188 (in Proc. Soc. Bibl. Arch. IX. 24 und hierzu Pyramide des Teta l. 286).

gypter nicht sehr verlockend erscheinen und so suchte man nach einem Auskunftsmittel um derselben zu entgehn. Dabei diente das Diesseits als Analogon. Ebenso wie der Reiche auf dieser Erde Diener besessen hatte, welche für ihn arbeiteten, ebenso suchte er sich solcher für das Jenseits zu versichern. In ältester Zeit scheint man angenommen zu haben, die Menschen, welche im Diesseits Diener gewesen waren, würden es auch im Jenseits bleiben. Um ihnen zu diesem egoistischen Zwecke die Unsterblichkeit zu verbürgen, haben die Reichen damals Bilder ihrer Diener, also deren ka, in den Grabkammern aufstellen lassen. Ebenso wie den alten Germanen ihre Sklaven und Pferde in das Jenseits nachfolgten, ebenso wie andere Naturvölker den Verstorbenen Bedienung nachsendeten in den Tod, ebenso war auch im alten Aegypten ein Theil der Menschheit bestimmt, dem anderen in alle Ewigkeit dienstbar zu bleiben. In späterer Zeit, als die Kultur in Aegypten stieg und man anfing menschlicher zu fühlen, da änderten sich auch diese Anschauungen und der Gedanke, dass vor dem Tode und den Göttern alle Menschen gleich seien, kam zum Durchbruch. Damit musste der Reiche auf die Hoffnung verzichten, im Jenseits seine Diener in gleicher Eigenschaft wiederzufinden, wieder musste er fürchten, vielleicht durch die Lässigkeit seiner Nachkommen gezwungen zu werden, schwere Arbeit zu verrichten.

Um dieser Gefahr zu entgehen, kam man auf einen andern, höchst eigenthümlichen Gedanken, man formte kleine Thonbilder in Menschengestalt, beschrieb sie mit einer bestimmten Formel und hoffte, dieselben würden in dem Grabe, in welches man sie legte, Leben gewinnen und nun dem Seligen als Diener hülfreich zur Seite stehn. Diese Figürchen sind die sog. Uschebtis[1]), deren jede ägyptische Sammlung Hunderte und Tausende von Exemplaren aufweist. Diese „Diener für die Unterwelt" oder „Diener für den Osiris", wie die Texte sie nennen, verdankten nur dem Todten selbst das Dasein und das Leben, sie standen zu ihm in einem ähnlichen Verhältnisse, wie der Mensch zur Gottheit. Wie nun der Mensch der Gottheit seinen Dank durch Dienste zu bezeugen sucht, so hoffte man, würden auch diese Figürchen durch fleissige Arbeit im Jenseits ihre Erkenntlichkeit beweisen, und ihrem Schöpfer und Herren alle schwere Arbeit ersparen.

Aus ähnlichen Vorstellungen, wie die es waren, welche die Herstellung dieser Statuetten veranlassten, sind zahlreiche andere Gebräuche

1) Vgl. für diese Bonner Jahrbuch LXXVIII S. 90 ff.

hervorgegangen. Man gab dem Todten Schmuckgegenstände und Kränze, Waffen und Wagen, Spielzeug und Geräthe mit, oft wurde das vollständige Mobiliar einer Wohnung in dem Grabe angehäuft, Alles nur, damit sich der Osiris dies im Jenseits nicht erst mühsam zu beschaffen und zu sammeln brauche. Nicht etwa, dass das Grab die Wohnung des Todten und seine Wandbilder Bilder aus dessen jenseitigem Dasein gewesen wären, wie Maspero[1]) hat annehmen wollen, sondern ebenso wie die Amulete, welche man in und neben die Mumie legte, deren Osiris zu Statten kamen, so waren auch diese Möbel und Geräthe, die man neben dem Sarge aufstellte, nicht für die im Grabe ruhende Mumie, sondern für deren bei den Göttern weilenden Osiris bestimmt. Ebenso wie die Mumie in dem Osiris, so hatten auch sie im Jenseits ihnen entsprechende Ebenbilder.

Auf alle Weise suchten derart die Aegypter sich das Jenseits heimisch zu gestalten und sich das Leben dort so behaglich zu machen, wie es nur je auf Erden gewesen war. Trotzdem glaubten sie nicht, dort dauernd und immer als Osiris, als menschenähnlicher Gott leben zu müssen, hofften vielmehr, im Jenseits mehr Freiheit zu besitzen und zeitweise andere Gestalten annehmen und sich in Thiere, in Schwalben und Reiher, in Pflanzen, besonders in den Lotus, in Götter und anderes mehr verwandeln zu können.

Es handelt sich dabei nicht um eine Seelenwanderung, wie man sie früher, verführt durch die Angaben Herodots (II, 123), gern den Aegyptern zuschrieb, um Formen, welche die Seele annehmen musste, um sich allmählich zu läutern und die Vollkommenheit zu erlangen. Es war nicht ein Zwang, der ihr hier oblag, sondern eine Gunst, die ihr, der bereits vollkommenen Seele gewährt wurde. Immer und immer von Neuem wiederholen die Texte, der Seelige könne alle Gestalten annehmen, die er wünsche, er könne jeden Ort besuchen, den er wolle, er wäre nicht mehr an Form und Raum gebunden. Mit dem Sonnengotte Ra konnte er am Himmel kreisen, mit dem Gotte Osiris konnte er in der „göttlichen Nacht“ (am 26 Choiak, d. h. am Wintersolstitium) auferstehn, er war gleichwie Gott, ja er war die Gottheit selbst, und konnte wie diese in Wahrheit und von der Wahrheit, die er sogar ass und trank, leben.

Diese Incorporationsfähigkeit der Seele ist gleichzeitig ein Haupt-

1) Rev. scientif. 1. März 1879 p. 819 sqq.; Etudes égypt. I, 2. Vgl. Le Page Renouf, Transact. Soc. Bibl. Arch. VI p. 494.

grund für die Einbalsamirung der Todten geworden. Die Erhaltung der Mumie hatte, wie wir sahen, einmal den Zweck, einen Körper zu schaffen, als dessen Substrat der Osiris auftreten konnte, allein dies hätte man einfacher erreichen können, da die Wanderung der Seele bis zum Gerichtssaale in verhältnissmässig kurzer Zeit vollendet gewesen sein wird[1]). Es handelte sich hier noch um etwas anderes. Die Seele konnte zeitweise die Mumie besuchen, sie konnte in diese zurückkehren, sie neu beleben und in ihr auf diese Erde gelangen, um die Stätten wiederzusehn, an denen sie einst geweilt hatte. Hierzu war ein irdischer, sinnlich fassbarer Körper nothwendig und diesen bildete eben die Mumie. War diese zerstört, dann ging der Seele eine Gestaltungsform verloren und zwar gerade diejenige, an der sie am meisten Interesse nehmen musste, welche sie mit dem Diesseits verband und ihr die Möglichkeit gewährte, die Hinterbliebenen an Opfer zu mahnen und zu sehn, wie es denen erging, die sie hier hatte zurücklassen müssen. Die Zerstörung der Mumie hatte demnach nicht eine Vernichtung der Seele zu Folge, sondern nur eine Verminderung des Wirkungskreises und der Verwandlungsfähigkeit des Todten. — Im Zusammenhang mit dieser Lehre hat sich in Aegypten auch eine Theorie der Geisterbeschwörung entwickelt. Durch magische Formeln konnte man die Seele zwingen in die Mumie zurückzukehren, dann mit dem neubelebten Todten sprechen und sich von ihm, den man in seine Gewalt bekommen hatte, allerhand Vergünstigungen ausbedingen, ehe man ihm seine Freiheit zurückerstattete. Freilich galt ein solches Unterfangen für sehr gefährlich und Setna, dem es nach einer der Ptolemäerzeit entstammenden Erzählung glückte, musste es, als er seinerseits durch Unvorsichtigkeit in die Gewalt der Dämonen gekommen war, schwer büssen, dass er versucht hatte, sie sich dienstbar zu machen.

Das System, welches wir auf den vorigen Seiten auf Grund altägyptischer Texte dargelegt haben, ist dasjenige, welches sich die alten Aegypter über die Unsterblichkeit und die Theile der menschlichen Seele gebildet hatten. Ueber die Entstehung desselben und die Umbildungen, die es erfahren hat, ehe es so wurde, wie es uns jetzt vorliegt, wissen wir Nichts bestimmtes. Es liegt auf der Hand, dass es allmählich entstand und dass manche ursprünglich heterogene Lehren

1) Nach dem Pap. Rhind dauerte es 170 Tage vom Tode bis zu dem Augenblicke, in dem der Todte die Sonne sah, d. h. selig gesprochen wurde.

in ihm verwoben worden sind. So haben z. B. der ka und der Osiris zunächst gewiss gleiche Bedeutung besessen und sind erst weit später, bei der Verschmelzung zweier Systeme, deren eines den geistigen Doppelgänger als ka bezeichnete, während das andere ihn Osiris nannte, als zwei gesonderte Wesen betrachtet worden. Allein über diese und ähnliche Fragen lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Wie in Kunst und Staatseinrichtungen, in Sprache und Schrift, so tritt uns auch in der Religion das ägyptische Volk bereits in der ältesten Zeit fertig und durchgebildet entgegen. Wie auf allen andern Gebieten, so können wir auch in der Seelenlehre bei ihm keine Anfänge und erste Versuche nachweisen. In dem Augenblicke, in welchem die ägyptischen Texte Einblick in dieselbe gewähren, erscheint sie in allem Wesentlichen vollendet, die Folgezeit hat ihr kaum neue Züge beizufügen vermocht. Gerade hierdurch wird aber diese Lehre doppelt interessant für die Geschichte der Menschheit, indem sie uns zeigt, wie ein Volk schon im vierten Jahrtausend v. Chr. nicht nur an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, sondern sich von derselben auch bereits ein festes Bild zu gestalten vermocht hat, ein Bild, dem man, mag es auch dem modernen Menschen oft wunderbar und nur schwer verständlich erscheinen, doch eine gewisse Consequenz und tiefern geistigen Gehalt nicht absprechen kann. Wie zahlreich die Analogien sind, welche diese Lehren zu den Religionssystemen anderer Völker und Zeiten darbieten und wie gross andererseits die Unterschiede sind, welche dieselben von einander scheiden, das auszuführen, ist hier nicht der Ort. Sache der religionsvergleichenden und ethnographischen Forschung wird es sein zu untersuchen, wie viel von diesen Lehren in Aegypten selbst entstand und wie viel von dem ägyptischen Volke mitgebracht wurde aus seinen Ursitzen, die es mit Semiten und Indogermanen theilte.

III.

Regenbogenschüsselchen am Rhein.

Von

H. Schaaffhausen.

Von einem nicht näher bezeichneten Orte in der Umgebung des Siebengebirges werden seit vielen Jahren keltische Goldmünzen, sogenannte Regenbogenschüsselchen nach Bonn zum Verkaufe gebracht, die in unserer Gegend als seltene Funde zu bezeichnen sind. Sie haben ihren Namen von ihrer napfförmigen Gestalt und weil sie nicht selten nach stärkeren Gewitterregen gefunden worden sind, indem der Regen sie aus dem Boden ausspült. Der Aberglaube des Volkes lässt sie da gefunden werden, wo der Regenbogen mit dem Fusse die Erde berührt. Sie bringen Glück, wenn man sie im Hause aufbewahrt. In ähnlicher Weise hat man die vorgeschichtlichen Steingeräthe, deren Ursprung von Menschenhand man nicht kannte, Blitz- und Donnersteine genannt, und glaubte, dass sie vom Himmel niederfielen. Die Funde dieser kleinen, durch ihre Form und ihr eigenthümliches Gepräge auffallenden Goldmünzen sind in Süddeutschland viel häufiger als bei uns, zumal im Gebiete der Donau, zwischen Rhein und Main, aber auch in Böhmen, Ungarn und Norditalien kommen sie vor. In Baiern und Böhmen wurden Massenfunde von 1000 Stück und mehr gemacht. Im Jahre 1880 erregte ein Fund von etwa 200 Stück bei Mardorf unfern Marburg allgemeines Aufsehen. Soweit nördlich hatte man bisher solche Funde nicht gemacht, doch kommen vereinzelte Funde dieser Münzen auch anderwärts vor, wie einer in Paderborn. Im Jahre 1880 enthielt das Jahrbuch der Alterthumsfreunde[1]) die Anzeige von dem Verkaufe zweier solcher Münzen in Bonn, die bald an der Sieg, bald nördlich von Königswinter gefunden sein sollten. Die eine dieser Münzen kam in den Besitz des Herrn van Vleuten, eine andere kaufte Herr Consistorialrath Prof. Krafft von einem Manne aus Oberpleis,

1) Jahrb. LXVIII S. 61.

mehrere gelangten die letzten Jahre in die Hände des Antiquitätenhändlers H. Engels in Bonn, von denen eine in das Berliner Museum kam. Auch jetzt besitzt Herr Engels deren 4, die aus dem Siebengebirge stammen. Herr Antiquar Hanstein hat schon solche angekauft. Eine andere ebendaher besitzt Herr Goldarbeiter Kronenberg hierselbst, sein Sohn hat vor einigen Jahren drei dieser Münzen eingeschmolzen, zwei von demselben Fundort und demselben Gepräge sind im Besitz der Brüder Krautwig in Bonn. Das Provinzialmuseum hierselbst besitzt von dort 4 dieser Münzen, Nr. 2672, 3324, 3325 und 4323 mit dem Triquetrum, und ausserdem ein napfförmiges Goldstück, ohne jede Prägung, so dass man fragen darf, wurden vielleicht die Münzen hier geprägt? Im Juni dieses Jahres wurde wieder eine Goldmünze mit dem Triquetrum angeblich von der Sieg nach Bonn zum Verkaufe gebracht. Woher diese Münzen kamen, deren mehr als zwanzig bekannt geworden sind, blieb ein Geheimniss, man wusste nur, dass sie beim Ackern auf einem Felde gefunden wurden. Es ist mir gelungen, diese Stelle ausfindig zu machen. Zuerst wurde mir von Stieldorf aus auf einem Höhenzug der Goldberg gezeigt; so nennen die Bewohner der umliegenden Dörfer das Feld. Dasselbe liegt dicht hinter den letzten Häusern von Stieldorfer Hohn, auf einem Thalgehänge des Lauterbachs, der später an Heisterbach vorbeifliesst. Dasselbe gewährt einen herrlichen Blick auf das Siebengebirge und ist mit schräger Fläche gegen Süden gelegen, also durch seine warme Lage vortrefflich zu einer Ansiedelung geeignet, das Feld, auf dem die Münzen gefunden werden, ist nur etwa $^1/_4$ Morgen gross. Dass Kelten bis in diese Gegend sich verbreiteten, kann durch Orts- und Flussnamen nachgewiesen werden. Nach Caesar waren die Menapier, die am Niederrhein zur linken Seite des Stromes wohnten, mit ihren Besitzungen aber auf die rechte Seite hinüberreichten, keltischen Stammes. Auch zwischen dem Rhein und den Weserzuflüssen sassen keltische Stämme, wofür man sprachliche Beweise beibringen kann. Sind doch die Namen für Rhein und Main ebenso wie für die Donau keltischen Ursprungs. Es kommen auch Silber- und Bronzemünzen von derselben Form am Rheine vor, wiewohl sie viel seltner sind. Von 2 Bronzemünzen mit dem Triquetrum im Besitze des Herrn Brofft in Frankfurt a. M. ist die eine in Cobern an der Mosel zwischen vorrömischen Hals- und Armringen, die andere in Ochtendung gefunden. Herr Koenen berichtet, dass er ein Regenbogenschüsselchen mit dem Triquetrum vor dem Burgthor in Andernach gefunden, Herr J. Schmitz fand ein

solches in der Asche eines Leichenbrandgrabes auf dem Martinsberg daselbst. Das Provinzialmuseum in Bonn bewahrt unter Nr. 2517a zwei Regenbogenschüsselchen, die nach dem Kataloge im Grabfelde des Martinsberges in Andernach gefunden sind. Beide zeigen das Triquetrum, die eine ist von Kupfer und war mit Silber belegt, welche Technik auch bei römischen Familienmünzen vorkommt, die andere besteht aus einem harten Weissmetall, wahrscheinlich einer Silbermischung. Das Silber ist an beiden schwärzlich von Farbe. Nach Ch. Robert finden sich diese Münzen in Frankreich nicht, wohl aber noch in Elsass und Lothringen. Nach J. Evans giebt es in England keine.

C. Müllenhoff[1]) sagt: „Bis Ariovist im J. 72 mit seinen Sueben über den Rhein ging und das Land von Worms bis gegen Basel in Besitz nahm, bewohnten Gallier die linke Seite des Flusses vom Gebirge bis zum Meer. Auch die rechte Seite desselben bis zum Main, sowie das Gebiet der oberen Donau war von Galliern besetzt; sie müssen den Fluss eher gekannt und benannt haben, als die Germanen, welche den Namen Rin, von der Wurzel ri = fliessen, von ihnen empfingen. Auch das männliche Geschlecht des Flussnamens spricht wie beim Main, Neckar, Roten (Rhone) für eine Entlehnung. Renos ging aus der älteren Form Reinas hervor. Die Menapier werden als der letzte Ueberrest der keltischen Bevölkerung diesseits des Rheines angesehen werden können. Wenn Main, Lahn, Sieg, Ruhr, Embscher Lippe undeutsche und ursprünglich keltische Namen sind, müssen Gallier vor den Germanen auch auf der rechten Seite des Rheines gewohnt haben und wir dürfen hier ihr Gebiet schon bis zur Scheide der Rhein- und Wesergewässer ausdehnen. Die Entscheidung darüber, wie weit einmal das westliche Deutschland von Kelten bewohnt war, muss vom Rhein aus gewonnen werden." Müllenhoff bemerkt noch S. 202, dass der Name Germanen auf dem linken Ufer älter als auf dem rechten ist und in dem Maasse auf dem linken Ufer zurückweicht, als er auf dem rechten sich befestigte und ausbreitete. In dieser Beziehung ist unser Fund gewiss von grosser Wichtigkeit.

Das Gepräge dieser Münzen, die aus der bekannten Gold- und Silbermischung bestehen, die man Electrum nennt, soll, wie der Besitzer des Feldes angiebt, immer ein und dasselbe gewesen sein, auf der Hohlseite 8 Ringe oder Kugeln mit einem Blätterkranze umgeben,

---

1) Deutsche Alterthumskunde, Berlin II 1887 S. 218 u. 226.

auf der erhobenen Seite zeigen sie das Triquetrum, vielleicht aus drei menschlichen Beinen entstanden, die am dicken Ende vereinigt sind. Dies Zeichen kommt am häufigsten und mehr oder weniger deutlich, oft nur schematisch dargestellt und anders gedeutet, auf kleinasiatischen Münzen, zumal den lycischen vor. Das Gepräge erscheint hier als eine Nachbildung des griechischen Vorbildes. Auf anderen keltischen Münzen ist die Zahl der Ringe und Kugeln eine andere, und auf der erhobenen Seite befindet sich statt des Triquetrum ein Vogelkopf, eine Schlange, eine Muschel oder ein Stern. Streber[1]) hat die hier vorkommende Prägung auf Taf. VII Fig. 84 seiner ersten Abhandlung über die Regenbogenschüsselchen abgebildet. Mit dieser Prägung ist nach Schreiber[2]) ein Stück bei Donauwörth gefunden. Dieselbe Münze kommt auch in Silber vor. Das Triquetrum ist ein Symbol, welches schon früh in der kleinasiatischen Kunst erscheint und sich auch in andere Länder, wiewohl lange nicht so häufig wie das Hakenkreuz, die sogenannte Suastica, verbreitet hat. Schliemann hat das Triquetrum eingeritzt auf Thongefässen in Troja beobachtet, vgl. Atlas No. 264, 1862, 1868, 1905. Virchow[3]) hat es auf prähistorischen Thongefässen in Posen in Verbindung mit einem Bilde der Sonnenscheibe gefunden. Die napfförmige Gestalt dieser Münzen erklärt sich wohl aus der Einfachheit und Unvollkommenheit des Prägverfahrens. Um das Ausgleiten der Münze unter dem Prägthammer zu vermeiden, gab man dem Goldstücke schon vorher eine vertiefte Form, die in eine hohle Unterlage des Prägstockes passte. Man hat aber auch gefragt, ob diese Form der Münze nicht vielleicht symbolisch sei und hat sie mit den schalenförmigen Höhlungen der Näpfchensteine verglichen[4]). Sie kommt nach Mommsen auch auf belgisch-britischen Münzen vor.

Der letzte Fund solcher Münzen in grösserer Menge, welcher in der Nähe des Rheines am 22. März 1880 gemacht wurde, ist der von Mardorf. Ich war zu dieser Zeit in Marburg und sah dort viele Exemplare, die von den Tischgenossen des Gasthofs zum Ritter angekauft worden waren. Herr Dr. Pinder schrieb mir kürzlich, dass vielleicht

1) Abhandl. der philos.-philol. Klasse der K. Bayer. Akad. d. Wiss. B. IX, 1860, S. 167 und 1863, S. 549.

2) Taschenb. für Gesch. u. Alterthum in Süddeutschland III 1841, Taf. II, Fig. 10.

3) Berliner ethnol. Zeitschrift IX, S. 222.

4) Corresp.-Blatt d. deutsch. anthrop. Gesellsch. Febr. 1888, S. 16.

200 dieser sogenannten Iriden damals gefunden worden seien, und dass er etwa von der Hälfte Kenntniss habe, theils durch eigene Ansicht, theils durch schriftliche Ermittelungen. Der Fund enthielt 3 Typen, solche mit dem Triquetrum, andere mit dem Vogelkopf, andere mit der Schlange. Auch eine kleine keltische Silbermünze mit einem Kopfe auf dem Avers war dabei, von denen das Museum zu Kassel eine ganze Anzahl aus einem Neuheimer Funde besitzt, wobei auch ein thönernes Töpfchen sich befand. Später erhielt das Museum noch, als bei Kassel gefunden, ein Regenbogenschüsselchen mit einem vierzackigen Stern auf dem Avers, wie ihn Streber auf den Münzen 19 bis 21 und 99 bis 103 abbildet, und einer Kugel auf dem Revers. Direktor Pinder konnte von dem Mardorfer Funde noch 25 Stück erwerben, eines mit eigenthümlichen Schriftzeichen, ein anderes mit doppelter Prägung, welches unter dem Präghammer ausgeglitten sein muss. Zu Gagers in Oberbayern wurden im Jahre 1751 deren 14 bis 1500 Stück gefunden[1]), bei Vohburg nahe Ingolstadt im Jahre 1858 über 1000. Zu Podmokl in Böhmen, dem Lande der Bojer, die Tacitus zu den Kelten rechnet, wurden 1771 einige Tausend dieser Münzen gefunden, die, verschieden von den unsrigen, die meist aus $16\frac{1}{2}$ karätigem Golde bestehen, vom feinsten Golde sind, auch das Gepräge ist anders, nur die Muschel kommt auf beiden vor, jene sind auch schwächer gewölbt. Wilhelmi[2]) beschrieb 150 in Rheinbaiern gefundene.

Streber weist zuerst in seiner gelehrten Abhandlung, die noch immer maassgebend für die Erklärung dieser Münzen ist, nach, dass dieselben weder den Aegyptern, noch den Phöniziern, noch den Etruskern zugeschrieben werden können, Tacitus sagt ausdrücklich, dass die Germanen keine eigne Münze hatten. Sie können auch nicht von den Alemannen herrühren oder den Hunnen, sie sind auch nicht christliche. Sie sind, wie schon Schreiber[3]) zu zeigen gesucht hat, von den Kelten geprägt. Die ersten gallischen Münzen, womit man, da sie auch nur von Gold sind, und zwar von Electrum, unsere Münzen verglichen hat, geben den römischen Einfluss kund, und dies gilt auch für die Zeit nach dem Sinken der Römermacht von den ostgothischen, suevischen und vandalischen Münzen. Es ist gar nicht denkbar, dass ein an rö-

---

1) F. H. Graf Hundt im Oberbayer. Archiv f. vaterl. Gesch. XIV, Münster 1853—54, S. 295.

2) Sinsheimer Jahresb. 1836, S. 47.

3) a. a. O. 1839, 1841 und 1844.

mische Provinzen angrenzender deutscher Volksstamm in Electrum, ohne menschliches Bild und Schrift, in schüsselförmigen Klumpen Münzen geprägt haben soll. Die Ringe und Kugeln, die sich auf dem Revers derselben finden, so verschieden auch der Avers ist, müssen eine symbolische Bedeutung haben und kommen sonst nicht vor. Das Triquetrum auf unsern Münzen findet sich auch auf einem römischen Ass und gilt hier als Sinnbild von Sicilien, dessen 3eckige Form ihm den Namen Trinacria gegeben hat. Auch Münzen der Stadt Panormus, der Gens Claudia, vor Allem aber die Lyciens, haben dieses Bild, dessen spätestes Vorkommen nach van Vleuten[1]) das auf Münzen des Hadrian ist. Mit Recht weist van Vleuten in Bezug auf die von Caesar, de bello Gallico I, 33 erwähnte Sage von einer trojanischen, also kleinasiatischen Einwanderung am Niederrhein, auf den beachtenswerthen Umstand hin, dass die einzige, am rechten Ufer des Mittelrheins und nun auch des Niederrheines vorkommende Münze einheimischer Prägung das lycische Triquetrum zeigt[2]). In Bezug auf die häufigen Funde dieser Münzen im alten Vindelicium bemerkt Streber, dass sie vor der Eroberung dieses Gebietes durch die Römer geschlagen sein müssen. Rhätien wurde 15 vor Ch. römische Provinz. Die römischen Schriftsteller schildern zwar die Rhätier und Vindeliker als roh und wild, aber sie hatten nach Plinius Ackerbau und Augustus zog den rhätischen Wein allen andern vor. Sie hatten nach Vellejus Paterculus, II, 90 viele Städte und Burgen. Die Rhätier und Vindeliker waren wie die Helvetier in 12 Stämme getheilt und wohnten, wie Caesar de bello Gallico I, 5 berichtet, in 12 Städten, während die Germanen keinen Ackerbau hatten und nach Tacitus, Germ. 16, nicht in Städten wohnten. Caesar bezeichnet die Helvetier als Gallier, de bello Gall. I, 1, Tacitus nennt als solche die Helvetier und Bojer, Germ. 28. Die norischen und rhätischen Legionen werden keltische genannt. Wie weit die Kelten sich im südlichen Deutschland verbreiteten, zeigt die Angabe des Appian, der den Brutus vom Rhein durch das Land der Kelten bis Aquileja fliehen lässt. Beim Vordringen der Römer gegen die Donau führte Marbod die Marcomannen nach Böhmen, von wo sie die Bojer verdrängten. Auf einigen Münzen hat man, vgl. Streber No. 44 u. 45, Buchstaben entdeckt, wie M oder MA. Hätte aber Marbod auf der Höhe seiner Macht die Münzen geschlagen, so würden sie

---

1) Jahrb. LIII, 1873, S. 269.

2) Jahrb. LXVIII, 1880, S. 61.

sich nur in Böhmen finden; niemals herrschte er in Vindelicien. Im Lande der Kelten fehlte es nicht an Gold. Strabo[1]) berichtet, dass die Salasser im rhätischen Gebiet am Flusse Durias Goldwäschereien besassen. Nach Strabo gab es in der Umgegend von Noreja in den Alpen Goldwäschereien. Polybius nennt das Land der Taurisker in Noricum reich an Gold. Auch sagt er, dass die Römer die Goldbergwerke bei Vercelli und Piacenza eingehen liessen, weil die spanischen Werke und die der transalpinischen Kelten ergiebiger waren. Diodor[2]) rühmt das Vorkommen des Goldes im Rhein und in der Donau. Ein blasses, silberreiches Gold soll nach Streber bis in die letzte Zeit noch im Rheine, in der Donau, der Isar und dem Inn durch Waschen gewonnen worden sein. Diese Angabe ist unrichtig. Das Rheingold enthält auf 0,934 Gold nur 0,066 Silber[3]). Das Electrum muss für eine künstliche Mischung gehalten werden.

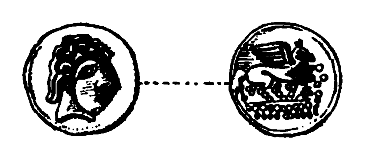
Uebervölkerung und kriegerischer Muth hatten, wie Streber bemerkt, die keltischen Gallier veranlasst, nach Süden und nach Osten auszuwandern, über die Rhone und die Alpen und über den Rhein. Dieser Auszug der Kelten geschah um 400 vor Chr. und war nur eine spätere und rückläufige Wanderung der nämlichen Volksstämme, die zuerst in entgegengesetzter Richtung sich in Gallien niedergelassen hatten. Jenen keltischen Stämmen aber, die nicht bis nach Gallien und Britannien vordrangen, sondern an der obern Donau und am obern Rhein Halt machten und eine bleibende Stätte wählten, sind unsere Münzen zuzuschreiben, sie gehören wenigstens theilweise dem 5. Jahrh. vor Chr. an. Die nördlich der Donau und in Vindelicien gefundenen sind alle demselben Volksstamm zuzuweisen. Sie können aus dem Golde geprägt sein, welches der Rhein, die Donau, der Inn und die kleinen Flüsse dieses Gebietes damals in reicherer Menge mit sich führten. Sie müssen lange vor der Ansiedelung der Germanen in diesen Gegenden und vor dem Einfall der Cimbern geschlagen sein, als die Bojer noch ein mächtiges Volk waren, die im Jahre 113 jene hinderten, in Böhmen einzudringen. In Süddeutschland schienen keltische Stämme länger ihren Wohnort gehabt und eine höhere Cultur entwickelt zu haben, wie es der Inhalt zahlreicher Hügelgräber

1) IV, c. 3, 3 und VII, c. 2, 2.

2) Diodor Sicul. V, 211.

3) Kachel, Badisches landwirthschaftliches Wochenbl. 1838 und Das Grossherzogthum Baden, Karlsruhe 1885, S. 477.

zeigt, die ihnen zugeschrieben werden dürfen[1]. Wenn auch die ältesten gallischen Münzen nur von Gold und zwar nicht von Ducatengold, sondern von Elektrum sind, wenn sie auch ohne Schrift und etwas gekrümmt sind, so weichen doch die Goldschüsselchen von den zur Zeit Caesar's in Gallien geprägten Münzen in Bild und Prägung so sehr ab, dass beide nicht zu gleicher Zeit, etwa von Ariovist, geschlagen sein können. Nach Lenormant[2]) hat man in Gallien um 279 vor Chr. zu münzen angefangen, nach Lelewel schon um 330. Die gallischen Münzen sind den Stateren der Könige Philipp, Alexander und Lysimachus nachgebildet. Ein Apollokopf, ein Zweigespann, ein Reiter, ein Pferd sind die vorherrschenden Typen; die auf den Regenbogenschüsselchen so gewöhnlichen Ringe und Kugeln fehlen. Doch kommt auf diesen schon ein Apollokopf vor (vgl. bei Streber No. 86 und 87) und auf gallischen noch das Triquetrum und die Leyer, die indessen nur als Nebentypen im Felde der Münze erscheinen. Wegen der grösseren Einfachheit und Ursprünglichkeit der Typen wird man mit Streber die Regenbogenschüsselchen für älter halten müssen, doch gestatten die auf beiden vorkommenden Symbole eine nahe Verwandtschaft derselben und einen Uebergang der einen Münze in die andere anzunehmen. Auch im Gewichte stimmen sie überein. Streber hat als Mittel von 90 Regenbogenschüsselchen 7,540 gr gefunden, Pinder für die von Mardorf 7,25 bis 7,50. Hier ist eine gallische Münze meiner Sammlung, die hier am Rhein gefunden ist, abgebildet, sie wiegt 1,89, das ist gerade $1/4$ von einem keltischen Stater = 7,56.



Das hiesige Provinzial-Museum besitzt zwei dieser nicht seltnen Münzen. Die gallischen Münzen erscheinen wie barbarische Nachahmungen klassischer, die Iriden nicht. Wo wären ihre Vorbilder?

Der auf der Vorderseite befindliche Kopf darf wohl für einen Apollo gehalten werden. Das Flügelpferd auf dem Revers ist ein Symbol der Sonne, die Beine desselben endigen in symbolische Kugeln.

---

1) Vgl. Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, Stuttgart 1887 in Jahrb. LXXXV, S. 130.

2) Revue numismat. 1856, p. 304.

Unter dem Pferde ist eine Doppelreihe von 9 mit einander verbundenen Kugeln, daneben rechts steht eine Mondsichel. Unter der Vorderseite des Pferdes ist eine Blume, darunter eine kleine Kugel. Diese gallischen Münzen müssen jünger sein als unsere Regenbogenschüsselchen. Domenico Promis[1]) beschrieb einen in der Ebene zwischen Dora Baltea, der Sesia und dem Po, westlich von Vercelli gemachten Fund von 10 Stück Regenbogenschüsselchen, dabei lag eine Pfeilspitze, ein Feuerstein und 2 Bronzeringe. Er schrieb sie mit Unrecht den Cimbern zu, die hier, in den Campi Raudii, die man fälschlich bei Verona gesucht hat, im Jahre 101 vor Chr. von Marius besiegt wurden. Auf einer dieser Münzen befinden sich die Buchstaben ATV. Friedländer führte eine solche mit der Inschrift CUR aus dem Berliner Museum an. Man wird ihm indessen nicht beistimmen, wenn er sagt, dass diese Münzen geprägt seien, als die Kelten von Römern und Griechen noch keine Kunde hatten. Mommsen[2]) sagt, die sogenannten Regenbogenschüsselchen, die durch ganz Deutschland und in grossen Massen z. B. in Rheinbaiern und namentlich in Böhmen zum Vorschein gekommen sind, sind wahrscheinlich abgeleitet aus dem belgisch-britischen Philippus, mit dem sie Anfangs wenigstens im Gepräge und Gewicht übereinstimmen. Longpérier machte darauf aufmerksam, dass das Gewicht derselben dem der Goldmünzen der letzten Zeit der Republick und der ersten römischen Kaiser gleiche. Charles Robert[3]) bestreitet die Ansicht des Herrn von Pfaffenhofen, der die Regenbogenschüsselchen in die Mitte und gegen das Ende des letzten Jahrhunderts v. Chr. setzt, er glaubt, dass sie früher geschlagen seien aber auch noch im ersten Jahrhundert unserer Aera gegolten haben. Er sagt, dass die Gallier diese Münzen in Italien zu der Zeit schlugen, als sie dort herrschten, also im 5. Jahrh. vor Chr. Für die Altersbestimmung der Regenbogenschüsselchen ist die Uebereinstimmung der auf diesen Münzen vorkommenden symbolischen Zeichen mit den Ornamenten der bemalten Thongefässe aus den von Naue beschriebenen oberbayerischen Hügelgräbern wichtig, worauf ich bereits aufmerksam gemacht habe[4]). Auch von einer Urne aus den

1) Sitzungsber. der Akad. d. Wissensch. zu Turin vom 17. Dez. 1865, vgl. Friedländer, Berlin. Blätter für Münzen, Siegel- und Wappenkunde III, 2. 1866, S. 169.

2) Th. Mommsen, Gesch. d. röm. Münzwesens, Berlin 1860, S. 688.

3) Annuaire de la Soc. de numismat. Paris V, 1877, p. 337.

4) Jahrb. d. Ver. v. Alterthumsfr. LXXXV, S. 134.

Gräbern von Pullach sagt Naue, dass sie mit Dreiecken verziert sei, in die concentrische Kreise eingestempelt seien. Auch E. Wagner[1]) beschreibt einen Topf, auf dem 10 Doppelringe in einer Pyramide zusammengestellt sind.

Streber sagt, man wird dem Volke, welches diese Münzen schlug, seltenen Wohlstand und eine gewisse künstlerische Fertigkeit zuschreiben müssen. Wie die bildende Kunst von Anfang an überhaupt im Dienste der Religion stand, so deuten auch die Bilder dieser Münzen auf die Verehrung der siderischen Mächte. Die Verehrung der Gestirne durch die alten Völker ist durch vielfache schriftliche Zeugnisse beglaubigt. Die Darstellung der Götter in Menschengestalt gehört einer jüngern Zeit an. Herodot[2]) berichtet von den Persern, dass sie keine Götterbilder, Tempel und Altäre errichten, dass sie aber den ganzen Himmelskreis als Zeus anrufen. Auch opfern sie den Sternen und dem Monde, der Erde, dem Fener, dem Wasser und den Winden. Dass sie der Aphrodite Urania opfern, das haben sie von den Assyrern und Arabern angenommen. Das IV. Buch der Könige erzählt von König Josias, dass er die Götzenpriester abgeschafft habe, welche dem Baal, der Sonne, dem Monde und den Gestirnen und dem ganzen Heere des Himmels räucherten. Streber bringt die ihm bekannten Regenbogenschüsselchen je nach ihrem Gepräge in 7 Gruppen. Er unterscheidet: 1) solche mit einer ringförmig sich krümmenden Schlange, auf der Rückseite ein Beil oder Kugeln, 2) solche mit einem Vogelkopf, auf der Rückseite ein Stern oder Kugeln, 3) die mit einem Halbkranz, auf der Rückseite 5, 4 oder 3 Kugeln, 4) die mit einer Leyer oder dem Triquetrum, auf der Rückseite Kugeln, 5) mit dem Hirschkopf und 3 ineinander verschlungenen Bogen, oder mit dem Apollokopf und einem aus 2 Kränzen gebildeten Kreuz, in dessen 4 Winkeln je ein S-förmiges Zeichen steht, 6) solche mit Schild oder Leyer oder undeutlichem Zeichen, rückwärts eine Kugel, ein Kreuz, ein Triquetrum, drei Halbmonde u. a. 7) die mit einer Muschel, aussen und innen. Streber erklärt mit grosser Gelehrsamkeit diese verschiedenen mythologischen Zeichen und führt als Beispiel der bisherigen willkührlichen Deutungen die Meinung Obermaiers an, welcher fragt, ob der halbrunde Zirkel, welcher gewöhnlich die Kugeln umgiebt, nicht ein Hufeisen vorstelle.

Die Kugeln oder Ringe, die meist auf der konkaven Seite der

1) Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, Karlsruhe 1885, Taf. III.

2) Hist. I, c. 131.

Münze sich befinden und oft zu einer Pyramide geordnet sind, hat man mit denen verglichen, die auf römischen und altitalischen Kupfermünzen den Werth derselben bedeuten, aber sie entsprechen hier dem Gewichte nicht, denn es giebt Goldstücke mit gleicher Zahl von Kugeln, die ein verschiedenes Gewicht haben und umgekehrt. Man könnte von den Ringen glauben, dass sie das Ringgeld darstellen. Auf einem ägyptischen Gemälde[1]) werden Ringmünzen in Gegenwart eines Aufsehers, der das Ergebniss auf einer Tafel notirt, gegen ein Gewicht in der Gestalt eines Lammes gewogen. Der goldene Ring und die zwei Armringe, die der Knecht Abrahams der Rebecca gab[2]), wogen jener $^1/_2$ von diesen und von diesen jeder 10 Seckel = $^1/_6$ äg. Mine = 90,89 gr. Nach einer Inschrift erhob Tuthmosis III. von einem syrischen Stamme als Tribut 8 silberne Ringe, deren jeder 37,63 ägyptische Pfund wog. Cäsar[3]) sagt von den Briten, dass sie sich goldener Münzen oder eiserner Ringe von bestimmtem Gewicht als des Geldes bedienten. Auch im germanischen Norden gab es Ringgeld[4]). W. Betham[5]) deutet so die Gold- und Bronzeringe, die von verschiedener Grösse und Schwere, aber von gleicher Form in Irland gefunden werden. Kiss[6]) hat für Ungarn und Siebenbürgen dieselben Beobachtungen mitgetheilt. Volundr[7]) besass 700 Ringe an einer Bastschnur aufgezogen und im Rigsmal[8]) heisst es von Jarl, er hat die Ringe vertheilt, die Kette zerrissen, also waren die Ringe geschlossen. Auch Africaner in Benin und Calabar verwenden Ringe unter dem Namen Manilla als Münzen. Dass die in der Mitte der Münzen im Dreieck stehenden Ringe sich auf das Ringgeld beziehen sollen, ist nicht annehmbar, Kiss hat aber den Halbbogen, der oft die Kugeln umspannt, darauf bezogen. Er ist, wie Streber mit Recht bemerkt, dafür zu weit geöffnet. Nur auf No. 88 und 89 der von ihm abgebildeten Regenbogenschüsselchen nähern sich die knopfförmigen Enden

---

1) Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptiens, London 1847 II, 10. 11. Vgl. R. Andree, Ethnogr. Parallelen u. Vergleiche, Stuttgart 1878, S. 221.

2) Moses I, 24. 22.

3) de bello Gall. V, 12.

4) Schreiber, Taschenbuch u. s. w. 1840, S. 132.

5) Grote, Blätter für Münzkunde IV, S. 44.

6) Zahl- und Schmuckringgelder, Pest 1859, 8.

7) Schreiber a. a. O. 1844, S. 115.

8) Martin, La religion des Gaulois II, p. 85.

so, dass man einen Halsring darin erkennen kann. Es ist aber wahrscheinlich, dass dieser hier nicht als Geldring, sondern aus einem andern Grunde abgebildet ist. Oft ist das Brustbild der Vorderseite der Münzen der Remi, Catalauni und Leuci mit dem gallischen Halsring geziert. Streber will in dem Bogen, der die Kugeln umspannt, das Himmelsgewölbe sehen; auf der Münze No. 84 ist dieser Bogen in einer Zickzacklinie dargestellt, die allerdings an den Zickzack des Blitzes erinnert. Auf dieser Münze, deren Vorderseite das Triquetrum zeigt, sind die 3 Kreise an der Spitze von den in einer Linie unter ihnen stehenden 5 Kugeln sehr wohl unterschieden. Streber macht S. 579 schon darauf aufmerksam, dass die obern drei Kugeln aus 2 koncentrischen Ringen bestehen, also gar keine Kugeln sind, und die untern einfache Ringe sind mit einem Kügelchen in der Mitte, doch ist seine Abbildung dem nicht ganz entsprechend, weil jeder Ring anstatt mit einer einfachen Linie mit einer Doppellinie dargestellt ist. Dieser Unterschied scheint aber nur bei diesem Gepräge deutlich zu sein, auf den übrigen Goldschüsselchen erscheinen die Ringe nicht selten alle wie Kugeln, aber Streber bemerkt mit Recht, wenn auch die Kugeln der Trias von den andern nicht verschieden seien, so sei es doch ihre Anordnung. Weil die am Siebengebirge gefundenen Münzen genau das Gepräge von No. 84 haben, ist hier eine solche in natürlicher Grösse dargestellt. Zwischen den beiden Ansichten der Münze







ist oben der Doppelring und unten die in einem Ringe stehende Kugel, beide in doppelter Grösse dargestellt, um den Unterschied derselben deutlicher zu zeigen. Streber meint, dass man in den obern im Triangel stehenden Kugeln schon desshalb das Symbolische finden müsse, weil auch dann, wenn mehr Kugeln vorhanden seien, die drei die einzige Zahl bilden, die auf allen Münzen dargestellt ist. Mir scheint ihre Anordnung im Triangel und das von den übrigen Kugeln auf diesem Gepräge unterschiedene Bild ein wichtigerer Grund zu sein, in ihnen ein anderes Symbol zu sehen, als in den darunter stehenden

Kugeln, wovon die beiden äussersten das Ende des aus Blättern bestehenden Kranzes darstellen.

Wie Streber hervorhebt, tritt die Dreizahl in der Theogonie und Kosmogonie des Alterthums allenthalben als maassgebend hervor. Zu dem Virgilischen Satze[1])

numero deus impare gaudet

bemerkt Servius in seinem Commentar: Pythagoras schrieb schon der Gottheit die Dreizahl zu, bei der der Anfang, die Mitte und das Ende ist. Jupiters Blitz ist dreizackig, Neptun hält den Dreizack, der Cerberus ist dreiköpfig nach Plato; es gibt 3 Parzen, 3 Furien und 3 Musen. Apollo hatte eine dreifache Gewalt, nach Pausanias waren ihm zu Hermione 3 Tempel und 3 Bildsäulen errichtet. Auch die Diana war crescens, plena und decrescens; und Aphrodite wurde zu Knidos in 3 Heiligthümern verehrt. Die Dreiheit war auch den Kelten heilig. Die Stadt Cabilliona, das heutige Chalons, im Lande der Aeduer war von einer Mauer umgeben, die von 3 Ringen vergoldeter Ziegel umfasst war. Wegen dieser Druidenkreise, die St. Julien noch in ihren Resten sah, hiess sie im Mittelalter Orbandale, die Goldumgürtete. Die 3 goldenen Ringe wurden in das Wappen der Stadt aufgenommen. Maçon hatte ohne Zweifel aus verwandten Gründen drei silberne in seinem Wappen. Diese Dreiheit zeigt sich auch auf bildlichen Darstellungen der Kelten. Auf dem Denkmal in Notre Dame zu Paris sitzen 3 Vögel auf einem Stier. Die in Rheims und Malmaison gefundenen Votivaltäre zeigen einen bärtigen, mit einem Blätterkranze geschmückten Kopf mit drei Gesichtern. Auf den Münzen der Remi stehen 3 Köpfe von gleichen Gesichtszügen und von gleichem Alter nebeneinander. Die 3 Ringe auf unsern Münzen sollen das Bild der keltischen Göttin Belisama sein, die bald Diana, bald Minerva, bald Aphrodite genannt wird. Aber ist der Vergleich der Belisama mit den griechischen Göttinnen nicht jünger als diese Münzen? Auch in Bezug auf die Kugeln selbst lassen wir Streber reden.

Alle 9 Jahre feierten die Thebaner in Böotien das Sonnenfest, wobei Sonne, Mond und Sterne durch Kugeln dargestellt waren. Der schönste Knabe trug dieselben in feierlichem Aufzuge herum, eine obere Kugel stellte die Sonne, eine untere den Mond dar, in der Mitte waren mehrere andere, welche die Planeten und andere Sterne vorstellten[2]). Die Kugel über dem Altare auf den Grabmonumenten von

1) Eclog. 8. 73.

2) Creuzer, Symbolik II, S. 159.

Persepolis, über dem Thürsturz der ägyptischen Tempel, auf den Denkmälern von Ninive, die 7 Kugeln auf babylonischen Cylindern mit einer Mondsichel und einem Sterne[1]) haben gewiss keine andere Bedeutung. Wenn die 3 Doppelkreise auf unsern Münzen Sonne, Mond und Himmelskreis bedeuten, so darf man die fünf darunter stehenden Kugeln als die fünf damals bekannten Planeten, Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn bezeichnen. Dass man die Kugeln auf den Regenbogenschüsselchen als Sternbilder betrachten kann, folgt schon daraus, dass sie auf gallischen Münzen oft von Strahlen umgeben sind, doch sind die drei Gottheiten auf unsern Münzen nicht als Kugeln, sondern als Doppelkreise dargestellt. Die Trias und die 5 Planeten bilden 8 Gottheiten, das ist die Zahl der Kabiren, die in Aegypten, Phönizien und Samothrake verehrt wurden. Die 7 Gottheiten waren von gleicher Natur, alle Söhne des einen Vaters, des Phtha oder Hephaistos, dieser war der oberste und achte. Auch Creuzer zweifelt nicht, dass die Phönizier bei jenen 8 grossen Potenzen an die 7 Planeten mit Phtha an der Spitze gedacht haben. Dass dieser Cultus bis an die obere Donau und weiter nach Westen verpflanzt worden ist, dafür spricht, dass Artemidorus nach dem Zeugniss des Strabo (IV c. 4. § 6) den Ritus von Samothrake auf einer zunächst Britannien gelegenen Insel fand. Die Anordnung der Kreise und Kugeln ist nach Streber ebenfalls symbolisch, der Tempel des Bel zu Babel hatte die Gestalt einer achtstöckigen Pyramide[2]), deren Stockwerke sich aus lauter gleichen Würfeln zusammenfügten, das unterste hatte 8×8, das zweite 7×8 Würfel u. s. w. bis das Ganze oben in einem Würfel seinen Abschluss fand. Er war offenbar ein Sinnbild der 7 Kabiren mit Phtha an der Spitze. Es ist kein Zweifel, dass die 8 Kreise oder Kugeln unserer Münzen damit einen Zusammenhang haben. Es sei hier bemerkt, dass eine Gruppe von 3 und eine von 5 Hohlkugeln auch auf babylonischen Hieroglyphen[3]) vorkommt, die indessen Hommel für Zahlen hält.

Cäsar sagt, dass die Gallier den Apollo verehrten, auf Inschriften kommt ein Apollo Belenus vor. Dieser Belenus ist auch wie Apollo ein heilender Gott und vertreibt die Krankheiten. Das Bilsenkraut hat daher seinen Namen. Die Leyer, die auf den keltischen Goldschüsselchen, das Pferd, das so häufig auf gallischen Münzen ist, sind

1) Streber a. a. O. S. 718.

2) Abh. d. phil.-philos. Kl. d. bayer. Akad. d. Wiss. V, 1847, S. 133.

3) American Journal of Archäol. V, 1888, p. 89, Pl. IV und V.

seine Symbole. Auf einer Münze mit 3 Kugeln befindet sich ein Doppelkopf, das ist nicht Janus, sondern Apollo und Diana. Auf einer andern gibt es Sterne und die 3 Sicheln des Mondes. Nach Tertullian war Belenus die Hauptgottheit der Noriker. In Aquileja sind 11 ihm gewidmete Inschriftsteine gefunden worden.

Die Inder dachten sich die Sonne als ein Ross. Auch den Persern war dasselbe heilig, die Griechen opferten dem Helios Pferde. Bei den Skandinaven zogen zwei Pferde den Sonnenwagen. Auch die Gallier verehrten das Pferd, auf Münzen ist oft der Schwanz desselben eine Aehre oder er ist dreimal getheilt.

Wenden wir uns zu dem Triquetrum, welches auf der Vorderseite unserer Goldschüsselchen angebracht ist. Das aus drei Menschenbeinen gebildete Zeichen findet sich auf den ältesten Silbermünzen von Athen und Selge, auf Münzen der römischen Familien Claudia und Cornelia, auf Kupfermünzen von Panormus, Syracus und Jaeta, auf celtiberischen Münzen, es findet sich auch als Sinnbild von Sicilien. Einem diesem Dreibein ähnlichen Zeichen begegnen wir auf kleinasiatischen Münzen von Argos, Olba und Tarsus in Cilicien, vor allem aber auf denen von Lycien[1]), wo Apollo die eigentliche Nationalgottheit war. Das lykische Triquetrum ist gegenüber dem aus 3 Menschenbeinen gebildeten, wie es in Sicilien unter den mannigfachsten Formen erscheint, aus 3 Halbmonden oder Haken zusammengesetzt, so dass Streber mit Recht das sicilische von dem lykischen Triquetrum unterscheidet.

Man hat in dem letzteren einen Bund von 3 Städten sehen wollen, von dem nichts bekannt ist. Daniell und Stewart sahen darin einen Enterhaken, den der persische General Harpagos nach der Unterwerfung Lyciens anstatt seines Namens oder Bildnisses auf die Münzen gesetzt habe. Aber man findet das Sinnbild nur auf Münzen einzelner Städte und Alexander setzt es noch auf eine Münze von Tarsus. Zuweilen hat das Zeichen 4 Haken, dann ist es das im Alterthum so verbreitete Hakenkreuz, die indische Suastica. Auf Münzen von Salassis kommt sowohl das lycische als das sicilische Triquetrum vor. Bei diesem sind die Beine so geordnet, als wenn sie einander nachliefen, sie haben bald Flügel an den Fersen, bald keine, der sie vereinigende Mittelpunkt ist eine Kugel, ein Ring, ein menschliches Haupt. Der Herzog von Luynes[2]) sieht darin die weibliche

1) Fellows, Coins of ancient Lycia, London 1855.

2) Etudes numismi sur quelques types relat. au culte d'Hécate, Paris 1835. 4.

Trias, die dreigestaltige Hecate: Diana, Minerva, Proserpina, die 3 Gorgonen, auch die 3 Mondphasen. Streber[1]) sagt, wie im sicilischen Triquetrum die Bewegung der himmlischen Sphären und insbesondere die Phasen des Mondes durch drei Menschenbeine angedeutet sind, so hat das lycische statt der Beine drei gekrümmte Zeichen oder Schnörkel oder Mondsicheln. Auf Münzen von Berytis und Thebae in Troas sowie auf einer von Argos sind deutlich 3 Halbmonde dargestellt, sie erscheinen auch auf den Druidenbildern von Autun und Narbonne. Diana und Apollo gehören in den Kreis dieser Vorstellungen. Unter den Münzen von Gagers ist eine seltene mit Hirschkopf und 3 verschlungenen Bogen. Die Goldschüsselchen, welche Streber unter No. 86 und 87 abbildet, zeigen den Apollokopf. Er findet sich auch auf Silbermünzen der Volcae Tectosages. Deren befinden sich zwei von der Donau in der Münchener Sammlung, auf der Rückseite ist ein Kreuz, in dessen 4 Winkeln 2 Leyern und Buchstaben angebracht sind. Streber liest einmal VOLC, was auch sonst vorkommt. De Saulcy[2]) versichert, dass dergleichen Silbermünzen von Zeit zu Zeit im Grossherzogthum Baden am rechten Rheinufer und im Schwarzwald gefunden werden. Es ist nicht wahrscheinlich, dass das Triquetrum und das damit zusammenhängende Hakenkreuz, wie Milchhöfer[3]) glaubt, aus einem alten Ornament entstanden ist. Das Hakenkreuz ist sicherlich aus den 4 Speichen eines Rades entstanden. Indem diese einen nach derselben Seite gerichteten Haken am äussern Rande haben, ist eine Umdrehung der Speichen angedeutet. Das Rad mit vier Speichen hat sich freilich erst aus der massiven Scheibe entwickelt, die wohl zuerst zur Fortbewegung von Wagen benutzt wurde und selbst aus der Walze entstanden war, aber dies Zeichen des Rades findet sich in einer symbolischen Bedeutung schon auf den ältesten Denkmälern des Nordens, so auf dem von Nilsson abgebildeten Kiwik-Monument, wie auf den von Bruzelius bei Simrisland und bei Jerrestad in Schonen entdeckten Felsenbildern. Nilsson[4]) bildet auch einen Ring mit einer Kugel in der Mitte, der genau den Kugeln auf unsern Goldschüsselchen gleicht, als ein Bild der Sonne auf nordischen Steindenkmalen ab. So mögen diese Zeichen vieldeutig gewesen sein. In den Veden wird die Sonne als ein Rad aufgefasst;

1) Streber a. a. O. S. 686.
2) Revue numismat. 1859, p. 320.
3) Schliemann, Troja p. 123.
4) Das Bronzealter II, Hamburg 1863, S. 62.

auch Virgil[1]) spricht vom Rad der Sonne. In der Edda heisst die Sonne das schöne lichte Rad. Am Johannisabend, wenn die Sonne auf ihrem Lauf am höchsten steht, zündete man, was auch vor 50 Jahren noch am Rheine geschah, ein Feuerrad an und liess es einen Berg hinab rollen. Im Griechischen heisst ἀκτις, im Lateinischen radius sowohl Strahl als Speiche. Auf der gallischen Münze No. 15 auf Tafel II bei Streber[2]) ist die Sonne als ein Rad, der Mond als eine Kugel abgebildet, neben dem jederseits ein zackiger Stern steht.

Auch die übrigen auf den Regenbogenschüsselchen vorkommenden Bilder finden bei Streber eine dem Gestirndienst der Kelten entsprechende Erklärung. So ist die Schlange im Alterthum des Orients das Sinnbild des Heils und des Lebens. Bei den Griechen und Römern ist sie das Symbol der Weissagung, der Heilkunde und der Dichtkunst, Eigenschaften, die in Apollo vereinigt sind. In der nordischen Mythologie spielt die Schlange Nidhöggr eine grosse Rolle, sie benagt die Wurzel des Lebensbaumes, der Esche Yggdrasil. Thor tödtet in der jüngern Edda die Midgardschlange. Plinius[3]) berichtet uns, dass bei den Kelten das Schlangenei hoch in Ehren stand. Zuweilen hat die Schlange einen Löwenkopf oder ein Widderhorn, das deutet auf den Aufgang und Niedergang der Sonne. Der Kamm auf ihrem Rücken bezieht sich auf den Hahn, der den Beginn des Tages meldet, die Mähne und die Borsten erinnern an den Eber, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tage erhellen[4]). Es ist wahrscheinlich, dass das S-förmige Zeichen zwischen den Kugeln auf einigen Goldschüsselchen, welches auch auf gallischen Münzen über oder unter dem Pferde vorkommt, der Anfangsbuchstabe von Sul, dem keltischen Worte für die Sonne ist; oder soll das Zeichen den krummen Lauf der Gestirne und die harmonische Bewegung derselben andeuten? fragt Streber. Auf den Goldmünzen 1 und 2 der Taf. I der ersten Abhandlung von Streber ist statt der Kugeln ein Gegenstand abgebildet, den er für einen Streithammer halten möchte. Doch findet er ihn einem Beile ähnlicher als einem Hammer. Es ist unzweifelhaft ein blattförmiger Kelt mit fast kreisrunder Schneide, wie ihn Montelius, Yngre Bronsåldern Fig. 143 und Evans, Anc. Bronze Impl. p. 53 und 73 ab-

---

1) Ecl. VI. 22.
2) Streber a. a. O. S. 620.
3) Hist. nat. XVI, 95.
4) Grimm, Mythologie S. 194.

bilden. Es kann nicht überraschen, auf der keltischen Münze ein keltisches Geräthe zu finden. Arneth hatte in Bezug auf ein Wiener Exemplar, wo es mit drei neben einander stehenden Kreuzen geziert ist, gefragt, ob es eine Francisca sei. Ein Kreuz kommt wie über den Hüten der Dioskuren so auf der Schulter des Belenus und über dem Rücken des Sonnenrosses vor. Ebenso wenig darf man an den Hammer des Thor denken, den Miölnr, welcher die Riesen zermalmt, die Brautpaare weiht und die Leichen segnet. Streber selbst findet es gewagt, die keltogallischen Denkmäler mit der nordischen Mythologie in Verbindung zu bringen. Horaz [1]) erwähnt eine Doppelaxt der Vindeliker, die er dem Doppelbeil der Amazonen vergleicht. Ein solches Beil ist in den Wohnsitzen der Kelten bisher nicht gefunden worden. Ein ihm ähnliches, stark ausgeschweiftes aber einfaches Beil kommt auf dem Kiwikmonumente vor und ist von Nilsson [2]) abgebildet, es gleicht dem slavischen Wurfbeil [3]). Das Beil war ein dem Belenus geheiligtes Zeichen. Auf einer Münze von Bayeux ist vorn ein Apollokopf, auf der Rückseite ein Pferd und 3 Beile [4]). Auf No. 89 der Streber'schen Tafel 7 kommt ein Doppelspitzhammer vor, auf der Rückseite ist ein Torques. Der Vogelkopf auf vielen Münzen ist die der Aphrodite heilige Taube. Das Schwert auf andern bezieht Streber nicht auf das des Ares, es ist vielmehr das goldene des Sonnengottes, womit er die Erde spaltet und fruchtbar macht. Die sternförmig zusammengestellten ovalen Körper auf andern Münzen hält er für Getreidekörner, die Muschel bezeichnet die Aphrodite. Die Münzen No. 90, 91 und 92 sind mit griechischem Ornament geziert.

Man darf wohl annehmen, dass die einfachste Form des Triquetrum die älteste ist; so erscheint dasselbe gleich dem Hakenkreuz nur in Strichen auf den Thongeräthen von Troja. Erst der erfindende Geist der späteren griechischen Kunst hat das Bild des umlaufenden Rades fassbarer dargestellt und aus den 3 Speichen 3 laufende menschliche Beine gemacht.

Auch das Gewicht unserer Münzen weist nach Kleinasien, wo überhaupt die Ausprägung der Münzen und insbesondere der goldenen ihren Anfang nahm. Nach Vacquez Gueipo wurde das bospho-

1) Carm. IV, 4.

2) a. a. O. S. 42.

3) Lindenschmit, die vaterländ. Alterth. der F. Hohenz. S. 1860, S. 17.

4) Lambert, Essai sur la numism. Tab. II, Fig. 27.

rische Didrachmon zu 7.420 gr, das attische zu 8.500 ausgeprägt. Mommsen unterscheidet ein milesisches zu 7.11 und ein phokäisches zu 8.25 gr. Nach Streber hatten 85 Stateren unserer Münze von gleichem Gepräge ein mittleres Gewicht von 7.514. Bei älteren Münzen ohne die 3 Kugeln steigt das Gewicht bis 7.737. No. 84 wiegt 7.042 und ist 12karätig, d. h. auf 12 Karat Gold, kommen 12 Karat Silber, während im Ducatengold auf 23½ Karat Gold nur ½ Karat Silber enthalten ist. Von 90 schweren Stateren ist das mittlere Gewicht 7.540; von 11 kleinen aber 1.894, also ohngefähr ¼ Stater. Die böhmischen Goldschüsselchen sind von Dukatengold und wiegen 6.873 bis 7.174. Vier Münzen vom Siebengebirge wiegen 6.70, 6.80, 7.04 und 7.07, im Mittel also 6.90. Das Gewicht jener 85 Stateren stimmt nahe mit dem von Caylus bekannt gemachten Bronzegewicht von Cyzicus, welches 7.475 schwer ist. Cyzicus, eine der blühendsten Handelsstädte an der Westküste Kleinasiens, war seiner Lage nach vorzüglich geeignet, eine Niederlassung in Europa zu vermitteln. Merkwürdig ist es gewiss, dass auch die Goldmünzen des in Mysien gelegenen Cyzikus nach W. Greenwell[1]) aus Electrum bestanden.

Wundern wir uns schon darüber, wie im Alterthum religiöse Vorstellungen in sinnbildlicher Sprache sich weit verbreitet haben, und wie das, was von den kleinasiatischen Griechen ersonnen war, sich bei den keltischen Stämmen an der Donau und am Rhein wiederfindet, so ist es fast noch merkwürdiger, dass solche Symbole sich bis in unsere Zeit erhalten konnten. Noch in diesem Jahrhundert wurden in einem keltischen Gebiete Englands Münzen mit dem sicilischen Triquetrum geprägt. Ob aber diese Münze mit den Kelten oder mit den Normannen in Sizilien irgend einen Zusammenhang hat, bleibt ungewiss. Ptolemaeus nennt im 2. Jahrh. unserer Zeitrechnung belgische Menapier in der Nähe des heutigen Dublin. Hier ist die Kehrseite einer Münze von der Insel Man abgebildet, = ½ Pence; sie zeigt das Triquetrum in mittelalterlich geharnischten menschlichen Beinen mit der Umschrift: „Stabit quocumque jeceris“, auf dem Avers steht DA und die Jahreszahl 1758. Auf der Vorderseite einer andern, die ich besitze, = 1 Pence, befindet sich der Kopf der Königin Victoria von England mit der Umschrift: Victoria Dei Gratia und demselben Revers[2]).

1) Athenaeum, N. 3146. 11. Febr. 1888.

2) Vgl. J. Neumann, Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen, Stuttg. 1858, I S. 190, Taf. V, 4287 und 4290.



In Camdens Britannia, Ausg. von Edm. Gibson, London 1695 fol. heisst es p. 1060:

„Bald danach (1270) gewannen die Schotten die Insel wieder unter Führung von Robert Brus und von der Zeit an nannten sich Thomas Randolph und Alexander Herzog von Albany Herren von Man und führten dasselbe Wappen, welches die letzten Könige der Insel hatten, nämlich 3 bewaffnete Beine eines Menschen, zusammen vereinigt und in der Kniekehle gebeugt, ganz gleich den 3 nackten Beinen, welche ehemals auf den Münzen Siciliens geprägt waren, um die 3 Vorgebirge dieser Insel zu bezeichnen." Das frühere Wappen der Insel war ein Schiff mit vollen Segeln und dem Motto: Rex Manniae et Insularum. Mittelalterliche Münzen mit dem Triquetrum giebt es nach Evans in England nicht. Sir John Stanley, Grossvater des ersten Grafen von Derby erhielt die Insel 1406 von Heinrich dem IV. von England zum Geschenk. Jacob Murray, Herzog von Athol verkaufte sie 1764 an König Georg III. Die ersten Münzen sind vom Herzog von Athol, 1758, die ersten königlichen Münzen von Man sind von Georg III. 1786 geprägt. Die Umschrift: Stabit quocumque jeceris deutet auf eine ganz neue Auslegung des alterthümlichen Zeichens.

Am Schlusse dieser Abhandlung sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass in der Menschengeschichte gewisse Vorstellungen trotz dem Wechsel so vieler andern, unverändert dieselben bleiben, weil sie sich auf die unveränderliche Natur beziehen, die sich dem menschlichen Geiste vor Jahrtausenden eben so offenbart hat, wie sie ihm heute gegenübersteht. Wir glauben zwar nicht mehr, dass die Sonne eine Gottheit ist, aber die neueste Naturforschung hat es beweisen können, dass die leuchtende und wärmende Sonne die Quelle alles Lebens auf der Erde ist und die bewegende Kraft nicht nur im thierischen und menschlichen Körper, sondern auch in Allem, was der Mensch auf künstliche Weise hervorbringt. Aus dem Glauben ist ein Wissen geworden. Der Sonnendienst, der sich auf unsern Münzen

ausspricht, erscheint als Gottesverehrung der ältesten Völker. Gegen Ende des römischen Reiches und des Heidenthums fand er in der Mithrasreligion, die eine Vorläuferin des Christenthums war, noch einmal eine grosse Verbreitung. Die ewige Lampe in unsern Kirchen, die Stellung des christlichen Altars nach Osten, so dass der opfernde Priester dem Sonnenaufgang zugewendet ist, das sind alte Ueberlieferungen. Auch wir können noch heute, aber mit tieferem Verständniss als das Alterthum, dem Tagesgestirn die Huldigung darbringen:

Soli invicto!

IV.

Die Hügelgräber bei Hennweiler.

Von

Josef Klein.

Mit 20 Abbildungen.

Bereits seit einer geraumen Zeit ist es bekannt, dass keine Landschaft des Rheinlandes eine so grosse Anzahl von Gruppen grösserer und kleinerer Grabhügel aus vorhistorischer Zeit aufzuweisen hat, als die lang gestreckte Hochebene, welche im Norden und Osten von der Mosel, dem Rhein und der Nahe begrenzt wird, im Südwesten mit dem Hochwald zusammenhängend sich bis zur Saar hin ausdehnt. Nicht minder ist es eine anerkannte Thatsache, dass in keinem andern Gebiete des Rheinlandes so charakteristische und zugleich so werthvolle Funde aus den einheimischen Grabhügeln zum Vorschein kommen. Die zahlreichsten und beträchtlichsten Funde, welche bisher nachweisbar der Erde enthoben worden sind, entfallen zwar auf den südwestlichen, nach der Saar hin gelegenen Theil des Gebietes, für dessen Reichhaltigkeit die in den Grabhügeln von Weisskirchen[1]), Wallerfangen[2]) und Besseringen[3]), im Fuchshügel bei Tholey[4]) und in zwei Tumuli bei dem Dorfe Schwarzenbach[5]) im Fürstenthum Birkenfeld entdeckten Gegenstände ein deutliches Zeugniss ablegen. Allein dies mag mehr

1) Lindenschmit, Ein deutsches Hügelgrab in Abbildungen von Mainzer Alterthümern. Mainz 1852. Heft IV.

2) Jahresbericht der Gesellschaft für nützl. Forschungen zu Trier 1854 S. 27 ff.

3) Bonner Jahrbücher des Vereins v. Alterthumsfr. im Rheinl. XLI S. 1.

4) Erster Bericht des Vereins f. Erforsch. u. Samml. v. Alterth. in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler, Zweibrücken 1838. S. 8 ff.

5) Bonner Jahrb. XXIII S. 131 ff. u. S. 194 Taf. IV—VI. Archäol. Zeitung 1856 S. 161 Taf. LXXXV.

ein Spiel des Zufalls sein, der ja bei Funden eine grosse Rolle spielt. Denn dass die in dem nördlichen Theile des Gebietes, dem sogenannten Hunsrücken, vorhandenen Erdhügel mit vorgeschichtlichen Leichenbestattungen sowohl hinsichtlich der Zahl als auch der Bedeutung und der Eigenthümlichkeiten ihres Inhaltes hinter denen des Saargebietes keineswegs zurückstehen, ja sogar ihnen gleichkommen und theilweise sie überragen, dafür genügt es nur auf die von Oberst von Cohausen[1]) gegebenen zahlreichen Nachweise solcher Grabhügel, die sich leicht vermehren lassen, sowie auf den Grabhügel im Walde Gallscheid[2]) bei Dörth westlich von St. Goar mit seinen schönen im Königlichen Museum zu Berlin jetzt aufbewahrten Fundstücken und den noch prächtigeren und interessanteren Grabfund[3]) von Wald-Algesheim, einem südwestlich von Bingen belegenen Pfarrdorfe, hinzuweisen, welcher gegenwärtig eine der schönsten Zierden des Bonner Provinzialmuseums ausmacht. Diese Funde allein waren wohl geeignet, energisch zu einer planmässigen Durchgrabung der vorhandenen Grabhügel aufzufordern. Indessen bis jetzt ist dieselbe immer nur einzelnen, geschweige denn ganzen Gruppen derselben zu Theil geworden und dann, wenn man von wenigen trefflich durchgeführten Grabarbeiten absieht, in neuerer Zeit meistens von unberufenen Händen, welche weniger aus wissenschaftlichem Interesse als von Gewinnsucht geleitet in höchst sinnloser Weise das für die Forschung oft bedeutsamste Material entweder zerstört oder doch unbeachtet gelassen haben. Es haben daher diese unmethodischen Ausbeutungen von Grabstätten, wie leicht einzusehen ist, trotz der einzelnen zum Theil recht bedeutenden Fundgegenstände in der Wirklichkeit der prähistorischen Forschung grösseren Verlust als Gewinn gebracht.

Um diese recht fühlbare Lücke auszufüllen, sind von Seiten des Bonner Provinzialmuseums in den Jahren 1886 und 1887 zuvörderst in den in der Nähe des Dorfes Hennweiler gelegenen Hügelgräbern Grabungen vorgenommen worden, welchen bald andere an anderen

---

1) Bonner Jahrb. XVIII S. 27 ff. Annalen des Vereins f. Nass. Alterth. u. Gesch. XIV S. 331 ff.

2) Beschrieben von A. von Cohausen Bonn. Jahrb. XVIII S. 59 f.

3) Zehnter Bericht des antiq.-hist. Vereins für Nahe und Hundsrücken. 1868—1869 S. 3 ff. Aus'm Weerth, der Grabfund von Wald-Algesheim. Bonner Winckelmannsprogramm 1870 S. 11 ff. Lindenschmit, die Alterthümer uns. heidn. Vorzeit Bd. III Heft 1 Taf. 1. 2.

Orten folgen sollen. Einstweilen sind dieselben noch nicht zahlreich genug und hinreichend, um daraus bereits mit Sicherheit Schlüsse von allgemeiner Gültigkeit zu ziehen und um die charakteristischen Unterschiede in der Beschaffenheit der einzelnen in den Gräbern vorgefundenen Beigaben zu ermitteln. Allein dasjenige, was zu Tage gefördert worden ist, ist wenigstens der Art, dass es sich verlohnt darüber einen kurzen Bericht abzustatten, welchen ich als einen kleinen Beitrag in der Sammlung des Materials zur Erforschung der in den Rheinlanden vertretenen Kulturperioden zu betrachten bitte.

Das ganze bergige Plateau des Hunsrückens ist mit Grabhügeln förmlich übersäet. Die Zahl derselben ist auf ungefähr 500 anzuschlagen, obgleich wohl ausser diesen noch eine beträchtliche Menge existiren mag, welche, weil sie im Laufe der Zeit durch die Ackerkultur und Forstwirthschaft stark abgetragen oder sogar dem Erdboden gleich gemacht sind, bei den Nachforschungen als solche noch nicht erkannt worden sind. Im Allgemeinen sind sie ziemlich gleichmässig über das ganze Hochplateau des Hunsrückens verbreitet. Besonders zahlreich vertreten sind sie in den Distrikten zwischen Perscheid und Wiebelsheim, im Neunzhäuser Gebück, bei Dörth, bei Nieder- und Obergondershausen und bei Hennweiler. Auf isolirten Höhen kommen sie höchst selten vor. Noch seltener erscheinen sie selbst vereinzelt. In der Regel erheben sie sich gruppenweise, oft bis zu 15—20 Stück, am meisten auf den waldbedeckten Bergrücken, von denen man eine hübsche Um- und Fernsicht geniesst, dann aber auch an Stellen, wo früher Wald, namentlich Eichenwald gestanden hät, sowie am Anfange von Thaleinsenkungen in der Nähe von Waldgrenzen umgeben von Ackerland.

Hennweiler, ein ziemlich grosses Pfarrdorf, 30 km westlich von Kreuznach, zu dessen Kreis es gehört, liegt von Obstbäumen umgeben in einer ziemlich tiefen Mulde, welche einerseits von dem das Hahnenbachthal begrenzenden Höhenzuge, andererseits dem Fusse des Lützel-Soon gebildet wird. Auf dem sanft abfallenden Abhang des letzteren, welcher in seinem unteren Theile jetzt in Wiesen und Getreidefelder verwandelt ist, in seinem oberen dagegen prächtige Fichten- und Tannenwaldung trägt, befinden sich in Gruppen zertheilt die Grabhügel[1]), welche im Folgenden näher beschrieben werden sollen.

---

1) Die Grabhügel sind bereits von Mehlis in seiner „archäologischen Karte der Pfalz und der Nachbargebiete“ Mitth. des hist. Vereins der Pfalz XII, 1884, S. 45 berücksichtigt worden.

Bei der Untersuchung der einzelnen Hügel wurde das mehrfach erprobte Verfahren des Herrn Oberst von Cohausen, welcher auch selbst uns bei den Grabungen durch passende Rathschläge und Winke zu unterstützen die Freundlichkeit hatte, eingeschlagen. Es wurde daher zuvörderst jeder Hügel regelrecht in seinen Profilen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen gemessen. Es war so ein Leichtes genau die Beschaffenheit des Hügels, die Grundriss- und Höhenlage der einzelnen Fundgegenstände festzustellen und dem Leser ohne beigefügte Zeichnung klar darzulegen. Die Masse des Hügels wurde mittelst concentrischer Ringgräben bis zum gewachsenen Boden, wofern nicht besondere Rücksichten ein tieferes Hinabgraben bis unter die Vegetationsschichte rathsam erscheinen liessen, ausgegraben und so allmählich der Mittelpunkt des Hügels erreicht. Auf diese Weise wurde es möglich, sämmtliche Beigaben eines Hügels zu ermitteln, während bei dem früheren Verfahren, Einschnitte zu machen oder Schachte von dem Gipfel hinabzuführen, nicht selten die wesentlichsten Fundgegenstände, welche erfahrungsmässig sehr häufig am Rande der Grabhügel sich finden, unbeachtet liegen geblieben sind. In den folgenden Fundberichten bezeichne ich die Lage der einzelnen Gegenstände durch Angabe der Himmelsgegend und ihres Abstandes von der Hügelmitte.

Fundberichte.

Gruppe I. Distrikt: Hennweiler Haide.

Diese Gruppe besteht aus drei Grabhügeln, welche sämmtlich geöffnet wurden.

Nr. 1. Grosser Grabhügel, welcher nach Nordost, da das Terrain hier sich senkt, abfällt. Höhe 1,30 m. Durchm. 24 m. Sein Fuss liegt N — 0,96, O — 0,98, S — 0,84, W — 0,12 m. Schon bei 9,90 m von d. M. fand sich ein bearbeiteter Stein 22 cm tief unter der Oberfläche in den aufgeschütteten Boden eingesetzt. Die Grabungen, welche stets von Süden nach Norden fortschreitend ausgeführt wurden, deckten bei 7,95 m v. d. M. entfernt das Grab I in einer Tiefe von 60 cm unter der Hügeloberfläche auf, welches bei einer Länge von 92 cm und einer Breite von 1,20 m an zwei Stellen 13 cm tiefe Brandschichten von 17 cm Länge und 19 cm Breite, aber keine Beigaben enthielt.

Weiter nördlich stiessen die Arbeiter 6,50 m v. d. M. in einer Tiefe von 80 cm auf ein zweites Grab (II), welches sich durch zer-

streute Kohlenpartikelchen und Asche ankündigte, die von fünf unregelmässig im Kreis zusammengestellten Feldsteinen umschlossen waren. Beigaben waren nicht vorhanden.

Das in der Südlinie 6 m v. d. M. entfernte, 90 cm lange und 75 cm breite Grab (III) barg ausser einigen völlig zerdrückten Thonscherben in der gleichen Tiefe von 35 cm zwei fragmentirte Lanzenspitzen, von denen die eine mit einer Mittelrippe auf der schmalen Klinge versehene 10 cm lang, die andere 7 cm lang war.

In der Nordlinie wurde 5,90 m v. d. M. 35 cm tief Grab IV gefunden, 1,48 m lang, 62 cm breit, ebenfalls mit fünf Steinen unregelmässig eingefasst. Es enthielt eine starke Brandschichte und dazwischen vereinzelte Thonscherben; von Knochen keine Spur.

Grab V kam in einer Tiefe von 24 cm v. d. M. 5,70 m entfernt, südwestlich zum Vorschein. Bei einer Länge von 2,44 m und einer Breite von 90 cm enthielt dasselbe zehn nicht geschlossene Armringe von $6^1/_2$ cm Durchm. mit kantigem auf der Aussenfläche in bestimmten Zwischenräumen mit je vier parallelen Strichen verziertem Stab (Fig 1).

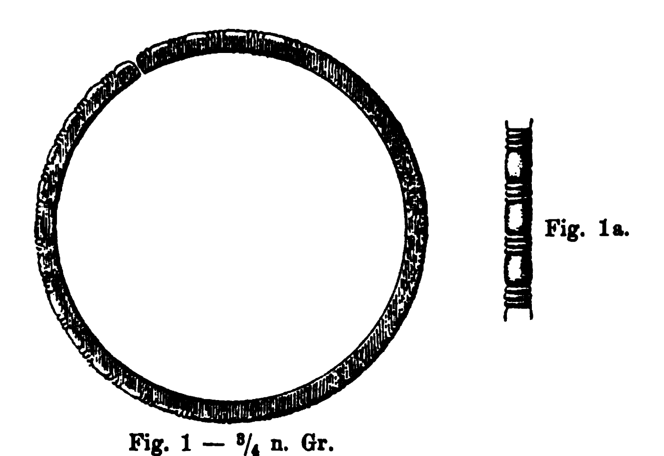


Fig. 1a.

Fig. 1 — $^3/_4$ n. Gr.

Neben diesen lagen ziemlich nahe bei einander fünf kleine glatte Ringe aus kantigem dünnem Bronzedraht, dessen Enden einfach über einander gezogen sind. Bei näherer Betrachtung erweisen sie sich als aus längeren Bronzedrähten abgezwickte Stücke, welche ringförmig zusammengebogen sind. Ihre Bestimmung ist unklar. Fingerringe können sie aus verschiedenen Gründen nicht gewesen sein, aber auch keine Zierstücke wegen der unregelmässigen Zusammenbiegung. Naue (Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee S. 132) hat solche Ringe

nach dem Vorgange von Désor und Favre (Le bel âge du bronze S. 18) für Geld- und Werthzeichen erklärt; ob mit Recht, muss ich dahingestellt sein lassen. Aehnliche Ringe haben sich auch in Cypern gefunden. Vgl. Antiqua 1885 S. 4 Taf. I.

Beim Weiterarbeiten der ringförmigen Gräben stiessen wir südlich 4,46 m v. d. M. in einer Tiefe von 75 cm auf eine allein liegende 9 cm lange an der Spitze abgebrochene Lanzenspitze mit breiter blattförmiger Klinge, ohne dass Spuren eines Grabes wahrnehmbar waren.

Dagegen trafen wir auf der Nordlinie in einer Entfernung von 4,17 m v. d. M. ein 2,50 m langes und 92 cm breites Grab (VI) in einer Tiefe von 35 cm an, an dessen südlichem Ende eine fragmentirte glatte Schale von röthlichgelbem Thon, 5 cm hoch (Fig. 2) beigesetzt war.



Fig. 2 — 1/8 n. Gr.

Nicht weit davon lagen umhergestreut die Scherben eines napfähnlichen Gefässes mit steilem, leicht eingezogenem Rande von röthlichgelbem Thon, welches am oberen Theil des Bauches mit eingedrückten, schraffirten Dreiecken verziert ist. Es gelang dasselbe ziemlich vollständig wiederherzustellen, wie Fig. 3 zeigt.



Fig. 3 — 1/8 n. Gr.

Im nordwestlichen Quadranten entdeckte man dann 3,30 m v. d. M. und 33 cm tief Grab VII welches 2,36 m lang und 80 cm breit war. Es enthielt einige völlig von Rost zerfressene Stücke einer eisernen Lanzenspitze, welche beim Herausheben zerfielen, und die Fragmente einer Urne von röthlichgelbem Thon mit linearen Verzierungen. Nach der Lage der Urnenscherben und der Eisenstücke scheint die ehemals hier verbrannte Leiche, von der gar keine Spur mehr zu finden war, von Südost nach Nordwest gelegen zu haben.

Endlich wurde noch 3 m v. d. M. nach SO in einer Tiefe von 40 cm ein 2,30 m langes und 1,30 breites Grab (VIII) blossgelegt. In demselben lagen in der Nähe einer Aschenschichte zwanzig theils vollständig erhaltene theils zerbrochene Armringe mit kantigem Stab, dessen Aussenseite ähnlich wie die der im Grab V gefundenen Armreife ornamentirt war, auf einander geschichtet; hart daneben völlig

zerstörte Reste von feinem Bronzedraht, die nur von Fingerringen herrühren konnten. Ungefähr 80 cm weiter ein in zwei Stücke gebrochener Beinring mit massivem rundem Stab, und dabei die Bruchstücke einer gelben Thonschale mit steilem niedrigem Rande, deren Restitution nur theilweise möglich war. Auf dem oberen Theile des Bauches sind sparrenförmig zusammengestellte Gruppen von je drei parallelen Schrägstrichen sehr unregelmässig eingeritzt (Fig. 4).

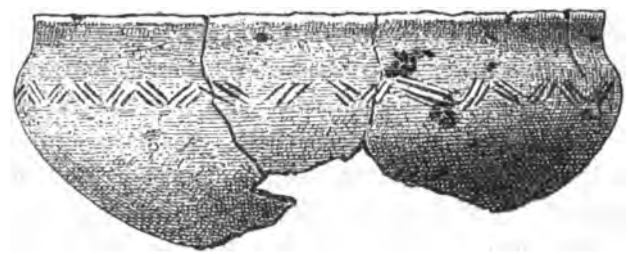


Fig. 4 — $^1/_8$ n. Gr.

Von einem Halsringe fand sich keine Spur, so dass die Grösse der Leiche nicht erschlossen werden kann; nur lässt sich nach der Lage der ihr beigegebenen Schmucksachen sagen, dass sie mit den Füssen nach Süden gerichtet war. Zu bemerken ist noch, dass sämmtliche bisher beschriebene Gräber mit Ausnahme des zweiten und vierten von einer durchschnittlich 25 cm hohen Steinsetzung eingeschlossen sind.

Nachdem man dann noch auf der nördlichen Linie 1,65 m v. d. M. eine 86 cm lange und 70 cm breite mächtige Aschenschichte in einer Tiefe von 43 cm aufgedeckt hatte, blieb noch der in der Mitte des Hügels stehende Erdcylinder zu untersuchen übrig, aus welchem an einzelnen Stellen starke Steine hervorsahen. Derselbe hatte noch einen Durchmesser von 2,30 m. Beim Abdecken stiess man in 93 cm Tiefe unter dem Hügelgipfel auf eine 2,40 m lange und 1,60 m breite fest gefügte Steinbettung, welche an den Ecken mit nach Innen geneigten, auf die hohe Kante gestellten Steinblöcken besetzt war. Auf der Mitte derselben kam wieder ein Aschennest von 52 cm Durchm. und um und zwischen ihm die Ueberreste eines Wagens zum Vorschein bestehend in grösseren und kleineren Stücken von 35 cm breiten eisernen nach innen am Rande umgebogenen und mit langen Eisennägeln besetzten Radreifen, in denen noch die Spuren der Holzräder stellenweise sichtbar sind, sowie stark vom Rost angegriffene lange eiserne Nägel mit hübsch verzierten Bronzeköpfen, welche als Vorstecker zur Sicherung der Räder gegen das Abstossen von der Achse während des Fahrens ge-

dient zu haben scheinen. Weder von den Rädern und ihren Theilen noch von dem Wagenkasten hat sich etwas gefunden. Es ist daher nicht unmöglich, dass der Wagen nicht ganz in das Grab gestellt, sondern zuerst in seine einzelnen Theile zerlegt und dann so beigesetzt worden ist, wie dies von dem im sogenannten Fürstengrabe[1]) bei Pullach an der Isar entdeckten Wagen feststeht, und von einem andern bei Uttendorf[2]) im Mattigthale (Oberösterreich) gefundenen wahrscheinlich ist. Von den eisernen Randreifen hat sich eine ziemlich beträchtliche Anzahl grosser und mittelgrosser Stücke erhalten, so dass sich vielleicht zwei Räder einigermassen vollständig werden wiederherstellen lassen. Ob der Wagen zwei oder vier Räder gehabt hat, lässt sich leider nicht mehr feststellen. Es wäre dies von um so grösserem Interesse, als heutzutage durch Funde festgestellt ist, dass auch vierräderige[3]) Wagen in germanischen Grabhügeln vorkommen. Die Verzierung und die Form der Bronzeköpfe an den Nägeln verdienen ferner insofern noch besonders eine Beachtung, weil sie sowohl für die Kunstfertigkeit und die Begabung der Metallarbeiter als auch für die Wohlhabenheit der auf dem Hochplateau des Hunsrückens in jener vorgeschichtlichen Periode ansässigen Bevölkerung einen Maassstab liefern. Thongefässbeigaben und Menschenknochen fehlten gänzlich. — Dieser Hügel deckte demnach die Ueberreste mehrerer Leichen.

Nr. 2. Dieser Grabhügel hatte eine Höhe von 82 cm und einen Durchmesser von 15 m. Sein Fuss lag nördlich — 23 cm, südlich — 80 cm, östlich — 36 cm und westlich — 82 cm, also auf einem nach Südwest abfallenden Gelände. Beim Ausgraben, welches von Osten nach Westen fortschreitend bewerkstelligt wurde, fand man schon auf eine Entfernung von 7,60 m v. d. M. in einer Tiefe von 47 cm ein 28 cm im Geviert messendes Aschennest von 8 cm Dicke, welches von vier unregelmässig gesetzten Steinen umlagert war. Beim weiteren Eindringen ins Innere des Hügels begegnete man in Abständen von 6,70 m, 6,58 m, 5,60 m, 4,88 m, 4,16 m und 3,32 m vom Mittelpunkt Stücken concentrischer Steinsetzungen, welche durchschnittlich aus je vier meist

1) Naue, Beiträge zur Anthropologie Bd. V S. 259 ff.

2) Straberger, Vorläufiger Bericht über die Durchforschung prähistor. Hügelgräber bei Uttendorf S. 113.

3) Vgl. Herzog, Bonn. Jahrb. LX, 170. Genthe, der etrusk. Tauschhandel nach dem Norden S. 58 spricht nur von zweiräderigen Wagen.

in Gestalt eines Viereckes, seltener in der eines Rechteckes zusammengestellten Steinen gebildet waren und in verschiedener zwischen 42 und 18 cm schwankender Höhe im aufgeschütteten Hügel lagen. Auch kam 2,14 m v. d. M. nach SO kaum 10 cm unter der Oberfläche eine eiserne Lanzenspitze von 25 cm Länge zum Vorschein. Nicht weit davon in einer Tiefe von 20 cm wurde eine 1 m im Durchm. einnehmende Brandstelle 2,80 m v. d. M. entfernt aufgedeckt, und eine zweite von 50 cm Durchm., von einer 75 cm im Geviert grossen Steinsetzung umgebene im nordwestlichen Quadranten in einem Abstand von 2,62 m v. d. M. blossgelegt.

Nachdem dann die Mitte des Hügels bis auf 75 cm Tiefe abgetragen war, wurde ein 50 cm hoher Plattenbelag von 65 cm Durchm. angetroffen, den in einer Entfernung von 1,72 m eine elliptische Setzung von 0,52 m von einander abstehenden Steinblöcken umgab. Auf dieser Plattenlage lag an dem südwestlichen Ende ein offener Bronzehalsring

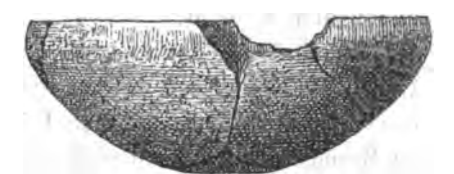


Fig. 5 — $^1/_8$ n. Gr.

von 20 cm Durchm. mit massivem rundem Stab; weiter 60 cm davon entfernt neun durch senkrechte vertiefte Striche verzierte Armringe von Bronze und ein glatter offener Armring auf einander, welche einen Durchmesser von 6 cm hatten; endlich 70 cm weiter die Scherben einer grossen, roh gearbeiteten, unverzierten Urne von röthlichem Thon und daneben eine kleine ebenfalls zerdrückte Schale (Fig. 5) von ziemlich feinem braunem Thon mit niedrigem, innenwärts geneigtem Rande, die bis auf wenige fehlende Stücke zusammengesetzt werden konnte. Auffallend ist an ihr der verhältnissmässig kleine Boden des Gefässes. Sie ist ohne Verzierung. Die Leiche scheint nach der Lage des Halsringes mit den Füssen nach Nordosten gerichtet und nach der Entfernung der Schmuckgegenstände von einander zu urtheilen, von mittlerer Grösse gewesen zu sein. Kohlen- und Aschenreste waren hier in grosser Menge vorhanden.

Bemerkt zu werden verdient noch, dass in diesem ebenso wie in dem vorher beschriebenen Hügelgrab, obgleich bis zum gewachsenen

Boden gegraben worden ist, keine Knochen und Knochenreste aufgefunden worden sind.

Nr. 3. Dieser dritte Grabhügel hatte 90 cm Höhe und 12 m Durchm.; sein Fuss lag nördlich — 0,74 m, östlich — 0,66 m, südlich — 0,76 m und westlich — 0,35 m. Auch er wurde mit Kreisgräben umgraben. Was sich fand, vertheilte sich mit einer einzigen Ausnahme auf den südwestlichen Kreisabschnitt. Zunächst 5,56 m v. d. M. und 50 cm tief ein 14 cm langes und 4 cm dickes Aschennest, dann auf gleicher Höhe ein zweites von 14 cm Durchm, v. d. M. 4,80 m entfernt. Sehr bald stiess man auf eine 4,64 m v. d. M. entfernte kleine ringförmige Umschliessung mit zerstreuten Kohlenresten und den Scherben einer völlig zerdrückten Urne von grauschwarzem Thon ohne Verzierung. Diesen ähnliche Steinsetzungen fanden sich noch drei im Hügel vertheilt, die eine 4,10 m v. d. M. des Hügel in einer Tiefe von 52 cm in der Südlinie, die zweite 3,38 m v. d. M. 36 cm tief mehr nach Westen mit einem Aschennest und endlich die dritte ebenfalls in der Südlinie 40 cm tief und 2,20 m v. d. M.

Nachdem in der Westlinie 1,37 m v. d. M. in einer Tiefe von 84 cm ebenfalls ein Aschennest blossgelegt worden war, stiessen die Arbeiter 80 cm unter dem Gipfel des Hügels auf eine 1,66 m lange, 75 cm breite und 6 cm dicke Brandschichte über dem festgestampften Lehmboden. Zwischen den Aschenresten kamen zunächst zwei fragmentirte Lanzenspitzen von Eisen, die eine 9 cm, die andere $25^1/_2$ cm lang, zum Vorschein. Daneben stand eine 22 cm hohe, am oberen Rande 22 cm weite stark fragmentirte Situla (Fig. 6) von Bronze, welche durch den Druck des sie füllenden und auf sie drückenden Lehmes eine stark verquetschte Form angenommen hat. Der Durchmesser ihres Bodens betrug circa 15 cm. Dieselbe ist von sehr dünnem Bronzeblech angefertigt, welches in der Länge durch sechs Bronzenägel mit breiten flachen Köpfen an einer Seite so zusammengenietet ist, dass die Bleche eine starke Fuge bilden. Die Nieten sind so sorgfältig verhämmert, dass sie nirgends herausragen. Die Situla steigt gleichmässig sich erweiternd in geradliniger Contour auf, wodurch sie die Form eines umgekehrten abgestutzten Kegels erhält. Oben ist der Gefässkörper ein wenig ausgebaucht, biegt in hübscher Rundung um und geht dann sich in einer scharfen Einschnürung verengend in den Rand über, welcher niedrig und röhrenartig gebildet ist, indem das Bronzeblech über einen um die Peripherie gelegten Ring von Eisen gehämmert ist, wie man dies an einer defekten Stelle deutlich sehen kann. Unmittelbar unter dem

Rande waren auf den beiden Seiten runde Oesen festgenietet, die bandschleifenartig gebildet sind und von denen sich bloss eine erhalten hat. Deren Vernietung ist durch Nägel bewirkt mit spitzen kegelförmigen Köpfen, die gerade so wie bei der von Naue[1]) beschriebenen Situla nach aussen kommen, während sie im Innern flach vernietet sind. In den Oesen spielte ehemals ein beweglicher Tragreifen von Eisen, von dem einzelne Bruchstücke neben der Situla liegend gefunden wurden. Wie die Bodenplatte des Eimers befestigt war, ob sie schalenförmig getrieben und aufgenietet oder eingefugt und um den Rand der Längeplatten festge-



Fig. 6 — 1/4 n. Gr.

schlagen war, lässt sich nicht ermitteln, da das Bodenstück nur theilweise erhalten ist. Im Uebrigen hat der Eimer hinsichtlich seiner Form grosse Aehnlichkeit mit den in Hallstatt[2]), Watsch[3]) und Alt-Grabau[4])

1) Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. S. 138 und Taf. XXXV, 1.

2) Von Sacken, das Grabfeld von Hallstatt. Wien 1868 S. 92 ff. Taf. XX.

3) F. von Hochstetten, die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain in Denkschriften der Akad. der Wiss., math.-naturwiss. Cl., Wien 1833. Taf. I, 1. II, 1.

4) Beschrieben und abgebildet von Undset, das erste Auftreten des

(Kreis Berendt) gefundenen Gefässen dieser Gattung. Freilich, den schönen Schmuck figürlicher oder ornamentaler Darstellungen, durch den namentlich mehrere der an den beiden erstgenannten Orten ausgegrabenen Eimer sich auszeichnen, weist das Hennweiler Exemplar nicht auf. Aber gerade der Umstand, dass es unverziert ist, ist von Bedeutung. Denn er ist ein weiterer Beleg für die kürzlich von Naue[1]) ausgesprochene Ansicht, dass der Verbreitungskreis dieser figürlich verzierten Situlae mehr südlich und südöstlich liege und dass andere Völker als diejenigen, deren Todten in den Grabhügeln des westlichen Deutschlands ruhen, mit Vorliebe diese Ausschmückung ihrer Situlae betrieben haben.

In der Situla selbst fand sich nach sorgfältiger Entfernung des dieselbe bis zum Rande füllenden Lehmes auf dem Boden stehend ein kleines, unverziertes napfartiges Gefäss von grauschwarzem Thon von 7 cm Höhe. Man scheint dasselbe besonders geschätzt zu haben, dass man es vor Bruch auf diese Weise zu bewahren gesucht hat. Die Erwartung, welche beim Auffinden desselben durch die Analogie süddeutscher Hügelgräber erregt wurde, dass vielleicht in ihr kleinere Gegenstände, wie Perlen, Schmucksachen, Ueberreste von Knochen und Kohlen oder sonstigen Substanzen enthalten wären, hat sich nicht erfüllt. Ausser diesem kleinen Gefäss und den früher erwähnten Scherben wurden keine anderen Geschirre von Thon gefunden.

Zu bemerken ist noch, dass der Hügel eine doppelte ringförmige Umschliessung aufzuweisen hatte. Die äussere in der Nähe des Fusses des Hügels einherlaufende ist vom Mittelpunkte 6,50 m entfernt und besteht aus mannskopfdicken, in einem Abstand von 1,52 m auf einander folgenden Steinen, welche an einzelnen Stellen durch je 2—5 kleinere Steine ersetzt sind. Der innere 5,40 m v. d. M. entfernte Steinring besteht ebenfalls aus einzelnen 2—3 m von einander abstehenden grossen Steinen. Dergleichen Umschliessungen sind auch in anderen Grabhügeln wie z. B. in Nassau[2]) und in Würtemberg[3]) beobachtet worden.

Eisens in Nord-Europa. Deutsch. Ausg. von J. Mestorf. Hamburg 1882. S. 114 f. Taf. XIII, 18.

1) Bonn. Jahrb. LXXXII, 1886, S. 11.

2) von Cohausen, Nass. Annalen XII. S. 253.

3) Keller, Vicus Aurelii. Bonner Winckelmannsprogr. 1871 S. 50 ff.

Gruppe II. Distrikt: Jagen.

In diesem Distrikt befinden sich mehrere zum Theil stark abgeackerte Hügel, aus denen früher nach Aussagen der Ortsangehörigen mehrfach Gegenstände, welche leider nicht weiter beachtet und daher bei Seite geworfen worden sind, zu Tage gekommen sind. Es wurden daher zwei aus ihrer Zahl, welche einigen Erfolg zu versprechen schienen, geöffnet, aber einer von ihnen ergab keine besonders greifbare Ausbeute.

Nr. 4. Dieser Grabhügel, welcher ehemals eine bedeutend grössere Höhe gehabt hat, ist jetzt 1,30 m hoch und hat einen Durchm. von 18 m. Sein Fuss lag nördlich — 1 m, östlich — 1,50 m, südlich — 1,28 m, und westlich — 1,50 m.

Auch er wurde mit concentrisch gezogenen Gräben aufgedeckt. Schon bei 8,18 m Entfernung von der Mitte des Hügels stiess man auf ein Aschennest in einer Tiefe von 48 cm, wie deren mehrere von bald grösserem bald kleinerem Umfang allenthalben und in verschiedenen Höhen des Hügels wiederkehrten.

Bei einer Tiefe von 50 cm fanden sich 7,42 m v. d. M. entfernt, vier in ein Rechteck gestellte grosse Steine, welches 1,35 m lang und 89 cm breit war. Weder in dem Innern noch in der nächsten Umgebung wurde irgend etwas bemerkenswerthes gefunden.

Beim Weitergraben wurde dann 5,95 m v. d. M. in einer Tiefe von 87 cm eine vereinzelte, in drei Stücke jetzt gebrochene, 12 cm lange Pfeilspitze von Eisen, und 80 cm weiter nach Osten eine Scherbe von rothem Thon, welche so mürbe war, dass sie beim Reinigen gänzlich zerfiel, bloss gelegt, ohne dass ein Zusammenhang mit den Steinringen oder Aschennestern bestimmt erkennbar war.

Im südöstlichen Quadranten fand sich dann ebenfalls ganz vereinzelt ein morsches Stück Eisen in einer Tiefe von 68 cm und 4 m vom Mittelpunkt entfernt, welches wahrscheinlich von einer Lanzenspitze herstammt.

Der Hügelmitte allmählich näher rückend entdeckten wir 2,50 m von ihr entfernt in einer Tiefe von 20 cm einen 12 cm langen Wetzstein und 1,57 m v. d. M. in der östlichen Linie einen 4 m langen zerbrochenen Feuerschlagstein sowie eine 10 cm lange eiserne Lanzenspitze mit schilfblattähnlicher, von einem starken Mittelgrat durchzogener Klinge.

Endlich kam nordöstlich 2,50 m v. d. M. eine festgefügte Steinbettung von 1,86 m Länge und 52 cm Breite zum Vorschein, circa 66 cm unter der Oberfläche, auf der weder Spuren von Kohlen- und Knochenresten, noch sonstige Beigaben sichtbar waren.

Die Mitte des Hügels ergab bei ihrer Abtragung gar nichts, keine Steinsetzung, keine Brandspuren, keine Scherben und keine Reste von Bronze oder Eisen.

Nr. 5. Höhe des Hügels 70 cm; Durchm. 17 m. Der Hügel hat durch die Beackerung bedeutend an seiner ursprünglichen Höhe eingebüsst, allein sein grosser Umfang reizte sehr zur Durchsuchung. Und wenn auch der Erfolg nicht ganz den gehegten Erwartungen entsprochen hat, so ist er doch immerhin ein nicht unbeträchtlicher.

Wie bei allen vorherbeschriebenen Hügeln, so wurde auch hier die Untersuchung mittelst concentrischer Gräben geführt. Die hauptsächlichsten Funde vertheilen sich auf das nordöstliche Kreissegment. Aschennester und zerstreute Kohlen erstrecken sich in verschiedener Höhenlage über den ganzen Umkreis des Hügels. Derselbe ist zunächst an seinem Fusse von einem 8 m v. d. M. allenthalben entfernten Steinringe eingeschlossen, welcher aus einzelnen in Abständen von 1,50 bis zu 5 m gesetzten dicken Steinen gebildet wird. Stets von Norden bei der Anlage der Ringgräben ausgehend, entdeckten wir östlich 5,46 m v. d. M. in einer Tiefe von 45 cm die zerstreut umherliegenden Scherben mehrerer Thongefässe von roher Arbeit, von denen keines sich wiederherstellen liess, und in gerade entgegengesetzter nordwestlicher Richtung 5,32 m v. d. M., 16 cm unter der Oberfläche eine 14 cm lange, mit schilfblattähnlicher, von einem Mittelgrat durchzogener Klinge versehene Lanzenspitze von Eisen.

In der Südlinie kam in fast gleicher Entfernung v. d. M. ein offener Bronzehalsring von $16^1/_2$ cm Durchm., mit massivem rundem, an den Enden sich stark verjüngendem Stab, in welchem ein kleiner offener, stark verbogener Ring frei beweglich hängt (Fig. 7), und 60 cm davon nach NW fünf offene Armringe mit verzierter Aussenseite von $6^1/_2$ cm Durchm. zum Vorschein. Beides lässt auf eine mit den Füssen nach NW gerichtete Leiche schliessen.

Im nordöstlichen Quadranten wurden, 4,85 m v. d. M. entfernt, in einer Tiefe von 50 cm wiederum zahlreiche Spuren von Bronze mit vereinzelten Thonscherben gefunden, und 70 cm weiter zwei fragmentirte, auf einander gerostete eiserne Lanzenspitzen von 10 bezw. $11^1/_2$ cm Länge, durch deren Richtung in Verbindung mit der Lage

der Scherben und einiger Steine es wahrscheinlich gemacht wird, dass der Todte nach Südwest gebettet war.

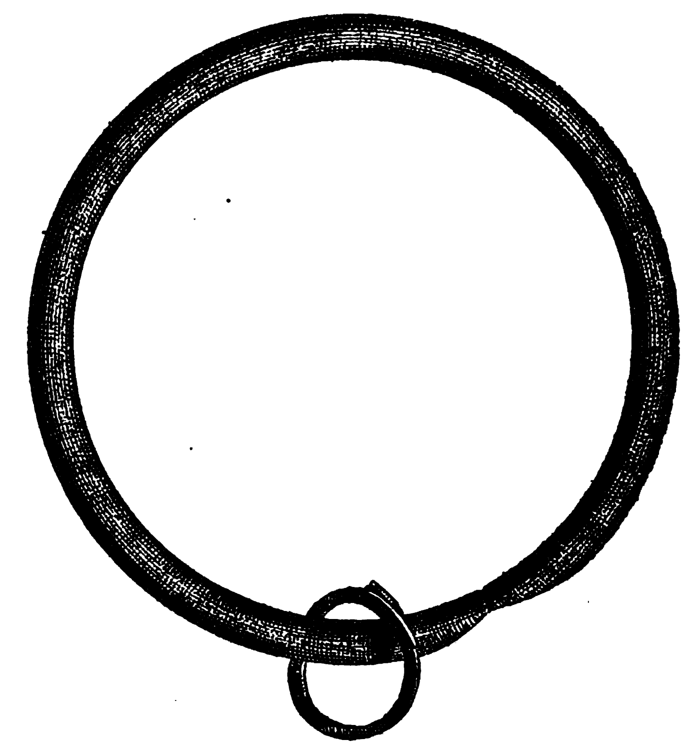


Fig. 7 — $^1/_2$ n. Gr.

In der östlichen Linie wurde ein reicher ausgestattetes, von Norden nach Osten gerichtetes Grab aufgedeckt, 4,75 m v. d. M. und 32 cm tief, welches einen mit Steinen gepflasterten Boden aufwies. Ostwärts zunächst lag ein grosser geschlossener, dem vorher beschriebenen ähnlicher massiver Halsring, mit rundem glatten Stab von $20^1/_2$ cm Durchm., 65 cm weiter nach der Mitte des Grabes hin 10 offene Armringe (Fig. 8) von Bronze mit schmalem vierkantigem, auf der Aussenseite durch parallele senkrechte Einkerbungen verziertem Stab (Fig. 8a) von $6^1/_2$ cm Durchm., und endlich vier ähnliche 80 cm weiter nach Norden mit einigen Thonstückchen.

Von der Leiche selbst, die nach der Entfernung der ihr beigegebenen Schmucksachen eine beträchtliche Grösse gehabt haben muss, war keine Spur zu finden.

Südwestlich 2,77 m v. d. M. stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 60 cm auf ein 2,40 langes, 70 cm breites Grab, in dessen Mitte

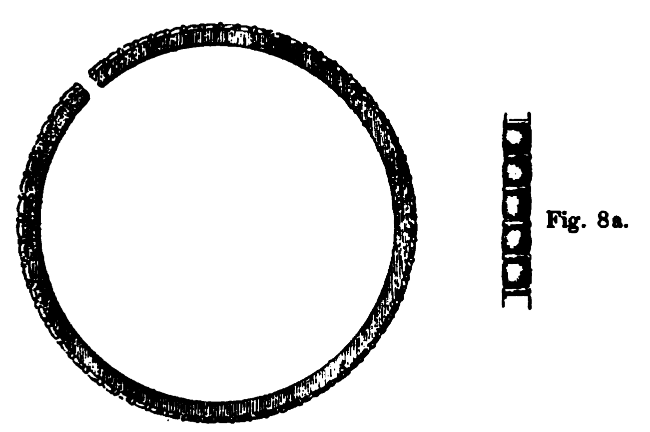


Fig. 8a.

Fig. 8 — $^1/_2$ n. Gr.

sich auf einer Steinpflasterung zehn offene Bronzeringe mit schmalem vierkantigem Stabe fanden, dessen Aussenseite durch Gruppen paralleler Striche verziert ist. Dieselben lagen theils auf einander, theils zerstreut.

Beim Abtragen der Hügelmitte wurde 46 cm unter dem Gipfel eine von Nordost nach Südwest gerichtete 2,60 lange, 1,20 m breite, auf dem gewachsenen Boden aufsitzende Steinlage von 20 cm Höhe blossgelegt, welche ringsum mit auf die hohe Kante gestellten Steinplatten eingefasst war. Auf derselben fand sich eine im nordöstlichen Theile gelegene kleine Grube ohne alle Beigaben von Thon, Bronze oder Eisen.

Gruppe III. Distrikt: Wasem.

Von den in diesem Theile der Hennweiler Flur gelegenen Hügelgräbern konnten neun Stück geöffnet werden.

Nr. 6. Dieser abgetragene Hügel ist jetzt 85 cm hoch und hat einen Durchm. von 13 m. Beim Umsetzen seiner Masse, welches mittelst sechs concentrischer Ringgräben von Nordost nach Südwest ausgeführt wurde, stiess man im nordöstlichen Radius 5,70 m v. d. M. auf 9 grosse in Abständen von $2^1/_2$—3 m gelegte Steine in der Tiefe von 48 cm unter der Oberfläche. Im ganzen Umkreis des Hügels fanden sich dann in einer Entfernung von 4,70—2,70 m v. d. M. einzelne Steine vertheilt, die eine Art concentrischer Steinsetzung bildeten; ohne erkennbaren Zusammenhang damit wurde in der östlichen Linie

eine ziemlich grosse Scherbe eines dickwandigen Gefässes von röthlichgelbem Thon (Fig. 9) 20 cm unter der Oberfläche und 5,20 v. d. M. gefunden, dessen Körper mit einem aus hervortretenden buckelartigen Ornamenten gebildeten Bande umgeben war.

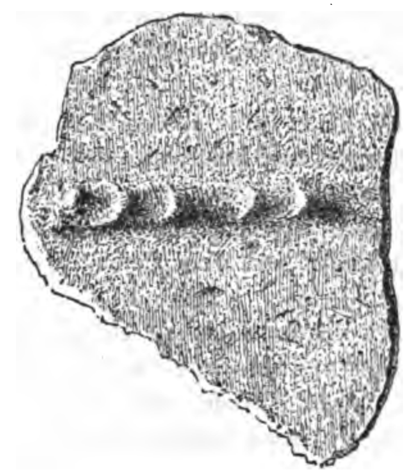


Fig. 9 — $^1/_8$ n. Gr.

Im südöstlichen Radius lag 3,76 m v. d. M. in einer Tiefe von 65 cm ein einfacher Schleifstein, im nordwestlichen Radius kam in einer Entfernung von 3,57 m v. d. M. eine 1,18 m lange und 1,12 m breite Steinlage zum Vorschein, zu deren beiden Seiten süd- und nordwärts zwei kleinere von 58 und 82 cm Länge sichtbar wurden. Nicht weit davon wurden mehrere Brandstellen aufgegraben. In deren Nähe waren eine Anzahl dickwandiger, grober, unverzierter Gefässe von röthlichem Thon niedergesetzt worden. Dieselben waren durch die schwere Lehmschichte so zertrümmert, dass von ihnen bloss einige Scherben gehoben werden konnten. Weitere Beigaben und Knochen fehlten.

Der Mittelpunkt des Hügels endlich barg in einer Tiefe von 70 cm eine 1,68 m im Durchm. grosse runde Brandstelle, auf der nur eine ganz zerdrückte Thonscherbe lag. Auch hier keine verbrannten Knochenreste, keine Bronze, kein Eisen.

Nr. 7. Höhe 60 cm; Durchm. 12 m. Indem die Untersuchung dieses Hügels, der ebenfalls stark abgetragen ist, von der südöstlichen Seite in Angriff genommen wurde, fanden sich am Fusse desselben 5,70 m v. d. M. grosse Feldsteine, welche in Zwischenräumen von 1,50

bis zu 4 m von einander entfernt im Umkreise eine ringartige Umschliessung bildeten. Allenthalben im Hügel waren Aschennester und Kohlen zerstreut.

Im südöstlichen Radius kamen 42 cm unter der Oberfläche und 5 m v. d. M. entfernt ein $11^1/_2$ cm langes an der Schneide beschädigtes Steinbeil von Quarzit und westlich davon in gleicher Tiefe 3,78 m v. d. M. ein Spinnwirtel von röthlichem Thon von 32 cm Durchm. zum Vorschein.

In der südlichen Linie wurde 1, 84 m v. d. M. eine 2,80 m lange und 1,08 m breite Steinbettung freigelegt, welche von einer mit Erde vermischten 30 cm starken Brandschichte bedeckt war. In derselben fanden sich eine grosse, an einer Seite etwas abgeflachte Bernsteinperle von 45 mm Durchm. und drei kleinere von je 25 mm, 20 mm und 18 mm Durchm.

In der Mitte des Hügels trafen wir endlich 48 cm tief unter dem Gipfel zwei in einem Abstande von 34 cm parellel laufende Steinsetzungen von 1 m Länge. Weder von Kohlen noch von Knochen fand sich hier eine Spur; ebenso fehlten Beigaben an Thongefässen sowie Bronze- und Eisengegenstände.

Nr. 8. Dieser fast ganz abgetragene Hügel hat jetzt nur eine Höhe von 65 cm und einen Durchmesser von 15 m. Im südwestlichen Radius wurden sowohl in einer Entfernung von 3,45 v. d. M. als auch von 60 cm v. d. M. drei grosse Feldsteine in einer Tiefe von 20 cm aufgedeckt; doch konnte kein Steinkranz constatirt werden.


Fig. 10 — $^1/_8$ n. Gr.

In der östlichen Linie war 4,20 m v. d. M. etwa 45 cm unter der Oberfläche ein kleiner 66 cm hoher urnenähnlicher Topf (Fig. 10) von bräunlichem Thon mit eingekehltem hohem Halse und weiter Oeffnung niedergesetzt. An dem oberen Theile des Bauches ziehen sich sparrenförmig zusammengestellte Gruppen ziemlich regellos aber tief eingerissener und schräg gestellter Parallelstriche als Verzierung rings herum. Um den Topf herum lagen einige unverzierte Thonscherben. In der Nähe, mehr nordwärts, fand sich eine dünne viereckige, auf beiden Seiten unebene Steinplatte von 9 cm Länge und Breite, welche an einer Seite in der Mitte durchlocht war. Da jedoch beide Seitenflächen Spuren von Bearbeitung an sich tragen, so scheint dieselbe unvollendet dem Todten mitgegeben worden zu sein.

Im nordwestlichen Kreisabschnitt legten wir dann 3,30 m v. d. M. in einer Tiefe von 35 cm eine kleine $6^1/_2$ cm lange Speerspitze von Eisen sowie drei runde kleine Lavastücke frei, welche im Dreieck um die Speerspitze herumgelegt waren. Andere Beigaben wie auch Kohlen- und Knochenreste fehlten ganz.

Nr. 9. Höhe 1 m; Durchm. 10 m. Der Hügel hat eine sehr unregelmässige, an der nördlichen Seite eingedrückte, an den anderen Seiten stark ausgebauchte Form. In der Tiefe von 30 cm beginnt ein Steinkranz aus neun mittelgrossen Steinen, welche im Umkreise des Hügels auf eine Entfernung von 5,80 bis 6,20 m v. d. M. vertheilt sind und deren Abstand unter einander zwischen 1,60 m und 7,60 m wechselt.

4,92 m v. d. M. entfernt treffen wir in einer Tiefe von 19 cm das erste Grab an. Dasselbe besteht aus einer festen 3,22 m langen, 67 cm breiten und 49 cm hohen Steinsetzung, welche von Norden nach Westen gerichtet ist. Im Westen des Grabes lagen drei dünne bronzene Fingerringe, 30 cm weiter nach Norden ein grosser Bronzehalsring mit massivem rundem Stab von $13^1/_2$ cm Durchm., welcher in zwei Theile gebrochen war, und daneben das $10^1/_2$ cm lange Stück eines eisernen Ringes mit rundem Stab, wieder 55 cm weiter auf einer starken Schicht von Asche und Kohlen zu beiden Seiten Fragmente von ornamentirten Armringen und endlich am Fuss des Grabes an der Seite zwei Aschennester.

Nachdem dann ein zweiter Steinkranz in einer Tiefe von 45 cm und in einer Entfernung von 3,73—4,48 m v. d. M. constatirt worden war, legten wir in der südlichen Linie ein zweites 3,52 m v. d. M. entferntes, 1,78 m langes, 90 cm breites und 49 cm hohes Grab, welches von Steinen umgeben war, in einer Tiefe von 30 cm bloss. Dasselbe enthielt neben Spuren von Bronze eine grosse Menge von zerstreuten Kohlen und Asche, aber keine weiteren Beigaben an Thongefässen und Eisensachen.

In entgegengesetzter Richtung in der nördlichen Linie befindet sich jetzt hart unter der Oberfläche ein drittes, ebenfalls von Platten regelmässig umstelltes Grab, dessen Inhalt, da es durch den Ackerboden sehr stark abgepflügt worden ist, völlig zerstört ist und allein aus zerstreuten Kohlen besteht.

Das vierte Grab nordwestlich 2,13 m v. d. M. und 20 cm tief unter der Oberfläche gelegen, bestand aus einer 2,76 m langen, 1,26 m breiten und 63 cm hohen Steinsetzung, innerhalb welcher sich allenthalben zerstreute Kohlen und Asche vorfanden. Nordwärts wurde in demselben das stark vom Rost angegriffene Bruchstück einer Eisen-

lanze sichtbar. Im Süden des Grabes waren zwei ornamentirte Gefässe von lehmfarbigem Thon niedergesetzt, welche völlig zerdrückt waren. Das eine hatte ein wellenförmiges Ornament, während das andere durch sparrenförmig zusammengestellte Gruppen paralleler Schrägstriche verziert war.

Ebenfalls von Platten umschlossen war das fünfte, nordöstlich 2,76 m v. d. M. gelegene Grab in einer Tiefe von 47 cm, dessen Einfassung 1,68 m lang und 83 cm breit war und bis zur Tiefe 48 cm hinabreichte. Hier waren im ganzen Grabe Kohlen und Asche umhergestreut, auf ihnen lag am Nordrande ein in mehrere Stücke gebrochener unverzierter Halsring von Bronze (Fig. 11), von $12^1/_2$ cm Durchm., mit massivem rundem Stab, an dessen Enden je ein Stollen heraussteht.

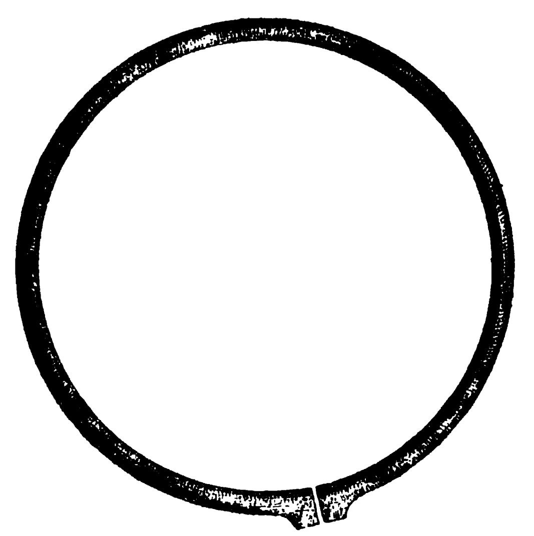


Fig. 11 — $^1/_2$ n. Gr.

Endlich 32 cm unter dem Gipfel des Hügels kam abermals eine Steinsetzung von 2,80 m Länge und 1,83 m Breite zu Tage, welche 42 cm tief hinabging. Auf dem inneren fest gestampften Grabboden, den stellenweise eine ziemlich starke Kohlenschichte bedeckte, waren in der Mitte eine eiserne Lanzenspitze mit schmaler Klinge, welche wegen ihres fragmentirten Zustandes jetzt bloss $7^1/_2$ cm lang ist, und zwei fragmentirte Bronzearmringe mit hohlem, oben und unten abgeplattetem, durch senkrechte vertiefte Striche in regelmässigen Absätzen verziertem Stabe niedergelegt. Gefässüberreste fehlten hier.

Nr. 10. Höhe 1,60 m; Durchm. 10 m. Theilweise abgeackert. Im Inneren zeigte sich gleich nach Beginn des ersten concentrischen Grabens in einer Tiefe von 18 bis 30 cm unter der Ackerkrume ein Steinkranz, welcher von elf mässig grossen 4,70 bis 5 m von der Hügelmitte entfernt liegenden Feldsteinen gebildet wird.

Bei Anlage des vierten Grabens trafen wir in einer Entfernung von 3,70 m v. d. M. und einer Tiefe von 22 cm das erste Grab an mit einer 2,54 m langen und 1,00 m breiten Steinsetzung, welche bloss eine fragmentirte, stark ausgebauchte Urne (Fig. 12) von bräunlichem Thon mit weiter Oeffnung enthielt. Auf dem oberen Theile der Wandung ist dieselbe mit einem breiten Zickzackbande verziert, welches durch Gruppen von je vier parallelen Schrägstrichen gebildet wird.



Fig. 12 — $^1/_3$ n. Gr.

Das im südöstlichen Radius 3,43 m v. d. M. entfernte zweite Grab, welches aus einer 1,85 m langen, 84 cm breiten und 58 cm hohen Steinsetzung bestand, enthielt weder Asche noch Kohlen, noch irgend welche Beigaben.

Dagegen in dem dritten 2,50 m langen, 1 m breiten und 85 cm hohen Grabe, welches wir 2,30 m v. d. M. in einer Tiefe von 18 cm aufdeckten, stand in der Mitte ein dickwandiges roh gearbeitetes Gefäss von braunem Thon ohne jedwede Verzierung, welches völlig zerdrückt war.

Reicher ausgestattet war die vierte 4,46 m lange, 1,30 breite und 48 cm hohe in der östlichen Linie gelegene Grabstelle, welche auf eine Entfernung von 2 m v. d. M. in einer Tiefe von 20 cm angetroffen wurde. Von Norden nach Osten gerichtet barg sie einen offenen, in mehrere Stücke zerbrochenen Halsring (Fig. 13) von 16 cm Durchm. aus dünnem gewindeartig geschnittenem Bronzedraht von 4 mm Stärke,

bei dem die Richtung des Gewindes abwechselnd nach links und nach rechts geht. Die Art des Gewindes zeigt die Abbildung (Fig. 13a) in

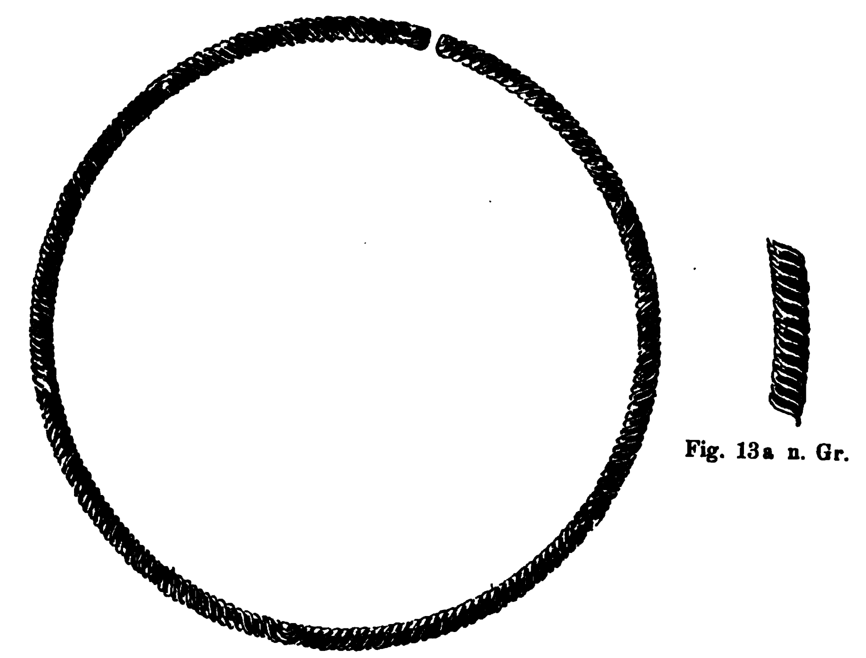


Fig. 13a n. Gr.

Fig. 13 — $^1/_2$ n. Gr.

natürlicher Grösse und die Bruchstücke eines ebensolchen mit in ähnlicher Weise wechselnder Torsion, ferner 70 cm weiter zehn offene

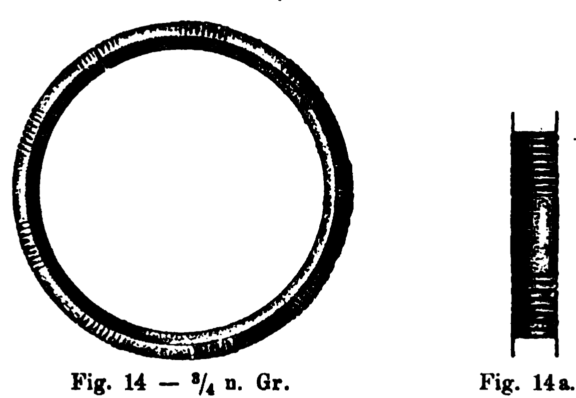


Fig. 14 — $^3/_4$ n. Gr. Fig. 14a.

Bronzeringe (Fig. 14) mit oben und unten kantigem, nach innen und aussen gewölbtem Stab, dessen Aussenseite in bestimmten Zwischenräumen wiederkehrende Gruppen von Strichverzierungen (Fig. 14a)

aufweist, und 85 cm weiter am Fusse des Grabes seitwärts eine fragmentirte unverzierte, $17^{1}/_{2}$ cm hohe Urne von ziegelfarbigem Thon, mit kurzem schwach eingekehltem Halse. Die Lage der einzelnen Gegenstände und die Entfernungen zwischen ihnen machen es wahrscheinlich, dass die Füsse des Todten gegen Osten gerichtet waren und dass derselbe eine nicht unbedeutende Grösse gehabt hat. Ausserdem wurden an mehreren Stellen innerhalb der Steinsetzung Spuren von vermodertem Holz bemerkt, aber keine Kohlen und keine Asche.

In der östlichen Linie wurde dann noch eine fünfte, 1,85 m lange und 1,30 m breite Steinsetzung in einer Tiefe von 15 cm blossgelegt, welche 85 cm von der Mitte des Hügels entfernt war und 77 cm tief hinabging. Sie enthielt in der Mitte ein gänzlich zerdrücktes Gefäss von braunem Thon, dessen Wandung mit in Zickzackform angeordneten Strichverzierungen geschmückt war, aber auch hier keine Kohlen, keine Asche, keine Knochenreste und keine Beigaben von Bronze und Eisen.

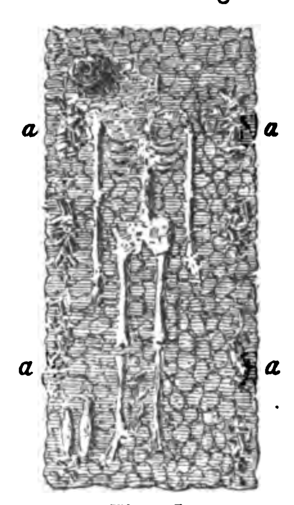


Fig. 15.

Der Mittelpunkt des Hügels, welcher somit noch zu untersuchen übrig blieb, ergab zunächst in einer Tiefe von 20 cm einen 2,48 m langen und 50 cm hohen gewölbten Steinbau, welcher aus nach Innen geneigten, auf die hohe Kante gestellten und fest gefügten Steinen hergestellt war. Dieser ruhte unmittelbar auf der ebenfalls 2,48 m langen, 1,10 m breiten und 93 cm hohen, zwei Steine dicken Umschliessung des eigentlichen Grabes, dessen Boden mit Steinplatten belegt war. Auf diesem fanden wir ein auf dem Rücken von Westen nach Osten liegendes Skelett ohne Kopf (Fig. 15).

Rechts von der Stelle, wo nach der Richtung der Leiche der Kopf hätte liegen müssen, standen zwei jetzt stark zerdrückte Gefässe von braunem Thon, von denen das eine lineare Verzierungen auf der Wandung aufweist, das andere dickwandig und unverziert ist. Am rechten Fuss waren zwei fragmentirte eiserne Lanzenspitzen von 15 bezw. 22 cm Länge niedergelegt worden. Zu beiden Seiten des Skelettes zeigten sich Spuren von morschem Holz (Fig. 15a), das vielleicht einst zur Ueberbrückung oder zur Unterlage der Leiche gedient hatte. Diese war jetzt mit Steinen, welche das Grab bis an den Rand füllten, bedeckt, so dass sie förmlich in denselben eingebettet erschien. Bronzebeigaben fehlten hier gänzlich.

Nr. 11. Höhe 52 cm; Durchm. 12,50 m. Der Hügel befindet sich auf einem nach Südosten abfallenden Terrain. Auch er hatte einst eine viel beträchtlichere Höhe, welche der jahraus jahrein darüber hinweggehende Pflug jedoch stark vermindert hat. In Folge dessen stiessen wir bereits 10 cm tief unter der Oberfläche im nordöstlichen Radius auf ein zerstörtes Grab, welches 3,40 m von der Mitte entfernt war. In demselben lagen ein glatter massiver Bronzehalsring von 19 cm Durchm. und ein kleiner, offener Bronzering von 5 cm Durchm., mit glattem rundem Stab und Stollen an den Enden. Gefässbeigaben fehlten.

In der westlichen Linie kam 2,10 m v. d. M. und in einer Tiefe von 23 cm ein zweites 2,67 m langes, 1 m breites und 30 cm hohes Grab zum Vorschein, welches bloss ein Stück eines grossen Eisenringes und zwei eiserne Pfeilspitzen von $6^1/_2$ bezw. $10^1/_4$ cm Länge enthielt. Neben dem Grabe fand sich Asche ausgestreut.

In einem dritten nordöstlich gelegenen Grabe von 1,36 m Länge und 78 cm Breite, welches 2,10 m v. d. M. entfernt in einer Tiefe von 17 cm aufgedeckt wurde, waren nur eine Anzahl Armringe von Bronze niedergelegt worden, von denen jedoch mehrere zerbrochen waren.

Nachdem in dem folgenden concentrischen Graben im nordwestlichen Radius noch zwei allein liegende offene Bronzereife 1,80 m v. d. M. in einer Tiefe von 18 cm gefunden worden waren, blieb der in der Mitte stehende Erdcylinder zu untersuchen übrig. Beim schichtweise Abtragen desselben trafen wir 10 cm tief unter dem Hügelgipfel bereits eine von NW nach SO laufende 2,90 m lange, 1,45 m breite und 40 cm hohe Steinsetzung, welche am südöstlichen Ende offen, nur durch einen schweren vorliegenden Steinblock geschlossen war. Innerhalb der so gebildeten Grabstätte lagen ringsherum Kohlen und Asche zerstreut;

in der Mitte stand als einzige Beigabe eine stark ausgebauchte braune Urne (Fig. 16) von 14½ cm Höhe mit grosser Oeffnung und nach innen fein geschweiftem Rande, in den der obere Gefässbauch in schöner Linie übergeht. Derselbe ist in seinem unmittelbar an den Rand anstossenden Theile mit einem roh eingekratzten Bande sogenannter „Wolfszähne" verziert.

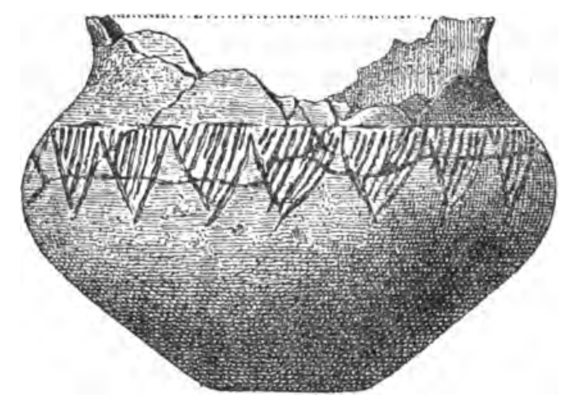


Fig. 16 — ⅛ n. Gr.

Auf dem Boden der Urne war ein kleiner unverzierter, 6 cm hoher Napf von sehr primitiver Arbeit niedergesetzt.

In diesem Hügel waren kein Steinkranz und keine einzeln gestellten Steine zu finden; auch keine Knochenüberreste zeigten sich.

Nr. 12. Auch dieser Hügel ist theilweise oben abgetragen. Seine jetzige Höhe beträgt 75 cm, sein Durchmesser 14 m. Ausser einigen unregelmässig vertheilten Feldsteinen von mässiger Grösse enthielt derselbe in seinem äussern Umkreise nichts.

Im südwestlichen Quadranten war 2 m v. d. M. circa 5 cm unter der Oberfläche eine 19½ cm hohe unverzierte Urne von dunkelgrauem Thon mit kurzem, oben etwas ausladendem Halse beigesetzt. Etwa 90 cm weiter nach Süden war ein von Steinen eingeschlossenes, 1,36 m langes, 85 cm breites und 48 cm hohes Grab, in dem keine Urnenscherben, kein Bronzeschmuck, keine Lanzenspitzen, nichts gefunden wurden.

Die Mitte des Hügels endlich barg 18 cm unter dem Gipfel ein 2,50 m langes, 1,40 m breites und 30 cm hohes, von Steinen umstelltes Grab, welches von NW nach SO gerichtet, in letzterer Richtung einen Eingang hatte. Wenngleich von der Leiche, welche einst hier geruht hat, keine Spuren mehr zu finden waren, so lässt sich doch deren

Lage aus der Anordnung der gefundenen Beigaben einiger Massen errathen. Am Nordwestende des Grabes nämlich wurden kleine Bronzestücke entdeckt, die sämmtlich in Staub zerfielen. In der Mitte des Grabes fanden sich auf der einen Seite ein in zwei Stücke gebrochener offener Armring von Bronze mit kantigem Stabe, auf der anderen zwei nach innen hohle, nach aussen gewölbte Armbänder (Fig. 17) aus dünnem stark verbogenem, 9 mm breitem Bronzeblech, dessen Ornamentirung durch parallele senkrechte Striche in Folge der Abnutzung der Aussenseite kaum noch zu erkennen ist, sowie endlich am Fusse

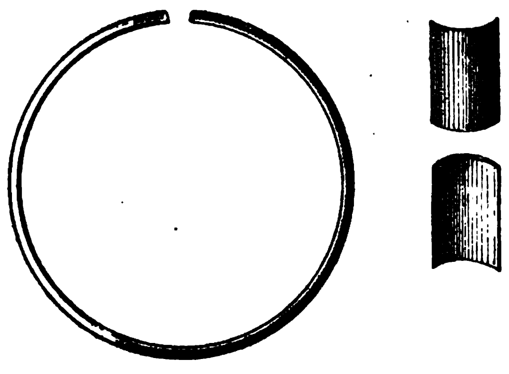


Fig. 17. — $^{3}/_{4}$ n. Gr.

durch den Rost unkenntlich gewordene Eisentheile, welche wahrscheinlich von Lanzenspitzen herrühren. Demnach scheint die Leiche mit dem Haupte nach Nordwesten und, obgleich keine Beinringe gefunden worden sind, mit den Füssen nach Südosten gelegen zu haben. Auch muss sie, nach der den Gliedmassen entsprechenden Entfernung der einzelnen Beigaben von einander zu urtheilen, eine ansehnliche Grösse gehabt haben.

Nr. 13. Dieser Grabhügel ist oben stark abgetragen und hat an der westlichen Seite ausserdem dadurch gelitten, dass in neuerer Zeit ein Fahrweg über denselben gelegt worden ist; vordem erstreckte er sich viel weiter nach Westen. Er ist 70 cm hoch, und hat von Norden nach Süden gemessen einen Durchmesser von 14 m.

Im Umkreise des Hügels sind auf Entfernungen von 5,20 m, 3,93 m und 2,76 m von dem Mittelpunkte drei aus je 8 schweren Steinblöcken gebildete concentrische Steinsetzungen wahrnehmbar, welche nicht auf dem gewachsenen Boden, sondern in verschiedenen Höhen von 14 cm, 18 cm und 36 cm unter der Oberfläche in dem aufge-

schütteten Hügel eingesetzt waren. Ausserdem trafen wir auf der Nordwestseite 3,75 m von der Mitte entfernt in einer Tiefe von 30 cm vier ins Rechteck gestellte grosse Feldsteine und in der westlichen Linie in gleicher Entfernung von der Mitte 24 cm tief eine 1,57 m lange und 68 cm breite Steinbettung, auf der jedoch weder Knochen noch Kohlen noch sonstige Beigaben sichtbar waren.

Das erste Grab kam südwestlich 2,10 m v. d. M. nur 10 cm unter der Oberfläche zu Tage; es hatte eine Länge von 1,56 m und eine Breite von 77 cm und war von einer 30 cm hohen Steinwand umgeben. Auch hier wurden keine Beigaben gefunden.

In gerade entgegengesetzter Richtung nordöstlich wurde ein zweites ebenfalls von Steinen umschlossenes, gleich hohes Grab von 90 cm Länge und Breite in einer Tiefe von 12 cm aufgedeckt, welches bloss 1,50 m von der Mitte entfernt angelegt war. Auch hier waren keine Kohlen, keine Aschenstelle, keine Knochen, keine Thonscherben noch sonstige Gegenstände zu finden.

Unter dem Gipfel des Hügels befand sich dann in einer Tiefe von 10 cm eine von NW nach SO laufende parallele Steinsetzung von 2,10 m Länge, 1 m Breite, welche 35 cm hinabreichte, und an den beiden Enden offen war. Mitten zwischen ihr war eine 1 m lange, 48 cm breite und 12 cm tiefe Grube. Auf dem Boden derselben lagen die Scherben mehrerer unverzierter Gefässe von dunkelbraunem Thon, deren Zahl nicht ermittelt werden konnte; um diese herum die Stücke eines grösseren massiven Bronzeringes, die Ueberreste mehrerer in ursprünglicher Weise auf einander liegender hohler Bronzearmringe mit in bestimmten Zwischenräumen wiederholten Strichverzierungen, ein in mehrere Stücke zerbrochener Armring mit unverziertem, kantigem Stab, kleine unbestimmbare Fragmente völlig zerstörter Bronzegegenstände, und wahrscheinlich zu Lanzenspitzen gehörende Eisenstückchen in malerischer Unordnung gruppirt.

Von einer Brandstelle, von Aschenresten und Kohlen fand sich hier ebenso wenig wie im ganzen Hügel eine Spur; ebenso waren keine Knochenreste vorhanden. Die Fortführung der Grabungen bis zum gewachsenen Boden ergab keine weiteren greifbaren Resultate.

Gruppe IV. Distrikt: Wahrsberger Wald.

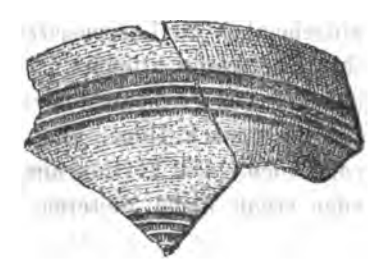
Zu dieser Gruppe gehören im Ganzen zehn Hügel. — Ihrer Eröffnung setzte der aufstehende prachtvolle Waldbestand leider grosse

Hindernisse entgegen. Indessen ist es durch das liberale und uneigennützige Entgegenkommen des Freiherrn von Dorth, dessen Eigenthum der Wald ist, und seiner Verwaltung möglich gemacht worden, dass wenigstens vier an lichteren Waldstellen gelegene Hügel näher untersucht werden konnten, wofür ich nicht unterlassen will, auch hier den aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Nr. 14. Grosser Hügel von 1,90 m Höhe und 20 m Durchm. Die Hoffnung, welche die Höhe und der Umfang rege werden liess, dass derselbe eine grosse Ausbeute an interessanten Funden liefern werde, ist arg enttäuscht worden, was um so mehr empfunden wurde, als die Umsetzung der aufgeschütteten Erdmassen einen bedeutenden Aufwand an Zeit und Geld verursacht hat.

Gleich bei der Anlage des ersten Ringgrabens ward am Fusse des Hügels etwa 18 m v. d. M. ein aus schweren Steinen hergestellter concentrischer Steinkranz von 75 cm Breite blossgelegt, dem ein zweiter von gleicher Breite in einer Entfernung von 13 m v. d. M. folgte, bis zum gewachsenen Boden 90 cm tief hinabreichend. Ausser einigen planlos im Hügel in verschiedenen Höhen eingesetzten mittelgrossen Feldsteinen und verstreuten Kohlen fanden sich bloss nordöstlich 8 m von der Hügelmitte in einer Tiefe von 65 cm die Scherben eines lehmfarbigen unverzierten Thongefässes von roher Arbeit, welche so mürbe waren, dass sie grösstentheils beim Ausheben zerfielen.

Erst die Hügelmitte brachte beachtenswerthere Funde. Beim allmählichen Abdecken derselben fanden wir zuerst eine 50 cm starke schwarze Erdschichte, worauf bis 1,40 m tief unter dem Gipfel eine mit kleinen Feldsteinen vermischte Lehmauffüllung folgte. In dieser Tiefe begann ein runder, wohl gefugter Steinbau, der 40 cm tief bis



Figur 18 — $^1/_8$ n. Gr.

zum gewachsenen Boden hinabging. In der Mitte desselben befand sich der Brandplatz mit vielen Kohlen und verbrannten menschlichen

Knochen, zwischen und auf denselben lagen bunt durcheinander geworfen die Scherben eines dünnwandigen Gefässes (Fig. 18) von dunkelbraunem Thon, dessen Hals und Bauch mit ganz vortrefflich und exakt ausgeführten geometrischen Figuren in Form parallel neben einander laufender erhabener Rippen-Verzierungen geschmückt waren. Ausserdem kamen dort noch das 6 cm lange Stück eines schmalen Wetzsteins, zwei fragmentirte kreisrunde dünne Scheibchen aus Eisen von 6 cm Durchm., von denen eine wieder zusammengesetzt werden konnte, ein rechteckiges, an dem einen Ende umgebogenes Eisenplättchen von $3^{1}/_{2}$ cm Länge und ein fragmentirter Ring von Eisen, sowie ein kleiner an den beiden Enden mit Häkchen versehener Bügel von Bronze zum Vorschein.

Nr. 15. Der Hügel liegt auf stark nach Südosten abfallendem Terrein. Seine Höhe beträgt 1,20 m, sein Durchm. 11,50 m.

In einer Entfernung von 5,42 m v. d. M. wurde eine elliptische Steinsetzung in dem nordöstlichen Radius 12 cm tief unter der Oberfläche blossgelegt, eine zweite von mehr kreisrunder Form fand sich 32 cm tief südöstlich 5,30 m v. d. M. entfernt. In beiden zeigten sich weder Kohlen noch Spuren von verbrannten Knochenüberresten noch sonst irgend etwas Bemerkenswerthes.

In der östlichen Linie hatte man 1 m tief und 3,40 m v. d. M. entfernt ein dickwandiges Gefäss aus grobem rothem Thon niedergesetzt, von dem jedoch bloss einige unbedeutende Bruchstücke aufgelesen werden konnten.

Die ferneren concentrischen Gräben lieferten nichts. Als dann die Mitte des Hügels bis auf 1,10 m Tiefe unter dem Gipfel abgetragen worden war, fand sich eine 45 cm lange und 28 cm breite Aschenschichte. Nicht weit davon waren zwei unverzierte Thongefässe beigesetzt, das eine von grauschwarzem, das andere von röthlichem Thon, beide völlig zerdrückt und morsch. Gleichsam im Halbkreis um diese Thonscherben herum lagen sieben offene Bronzearmringe mit schmalem kantigem Stab, dessen Aussenseite mit hervorstehenden senkrechten Rippen verziert ist. Und zwar waren dieselben so gruppirt, dass von Westen nach Norden fortschreitend zunächst drei, dann je einer und zuletzt zwei lagen. Knochenüberreste und Eisensachen wurden keine bemerkt.

Nr. 16. Dieser Hügel, welcher eine Höhe von 78 cm und einen Durchmesser von 12 m hatte, war schon in früherer Zeit, wie sich ergab, mittelst eines vom Gipfel herabgeführten breiten Schachtes durch-

sucht worden. Die trotzdem angestellte Durchgrabung mittelst zweier Kreuzgräben von Norden nach Süden und von Osten nach Westen ergab das Vorhandensein eines ziemlich breiten Steinkranzes, Stücke von Steinsetzungen von 1—$1^1/_2$ m Länge, mehrfache Spuren von Aschenstellen und vereinzelte Kohlenstücke, aber keine Thonscherben, keine Bronze- und Eisenbeigaben. Ebenso waren noch Theile der einst in der Mitte des Hügelbodens errichteten Steinbettung erhalten, auf der noch Ueberreste verbrannter menschlicher Gebeine lagen.

Nr. 17. Dieser Hügel konnte wegen der vielen und grossen Bäume, die auf ihm standen und nicht geschlagen werden durften, nur mittelst eines ziemlich umfangreichen Schachtes vom Gipfel herab untersucht werden. Er wurde nichts desto weniger regelrecht von Norden nach Süden und von Osten nach Westen gemessen. Seine Höhe beträgt 1 m gegenwärtig, obgleich dieselbe früher beträchtlicher gewesen zu sein scheint. Sein Durchmesser ist von Norden nach Süden 13 m und von Osten nach Westen 12 m. Der Schacht wurde 128 cm tief bis auf die gewachsene Erde geführt.

Im nordwestlichen Radius kamen 2,20 m v. d. M. entfernt in einer Tiefe von 35 cm die Scherben einer von der harten Thonschichte zerdrückten Urne zum Vorschein.

Auf dem Grabboden in der Mitte befand sich eine 2,39 m lange und 2,27 m breite Brandstelle mit grossen Mengen von Asche und Kohlenpartikeln, zwischen denen zerstreut die Scherben verschiedener Thongefässe, ein in zwei Stücke gebrochener Armring mit massivem rundem Stab und Fragmente von ebensolchen mit kantigem, auf der Aussenseite durch hervorragende senkrechte Rippen verziertem Stabe niedergelegt waren. Keine Spur von Eisen.

Nr. 18. Höhe des Hügels 1,20 m; Durchm. 18 m. Derselbe liegt an einem Waldweg und ist an seiner Westseite von diesem nicht unbedeutend angeschnitten. Die Beseitigung der den Hügel bedeckenden grossen und alten Bäume und deren starken Wurzeln bereiteten der Umsetzung der den Hügel bildenden beträchtlichen Erdmassen nicht geringe Schwierigkeiten. Da zugleich möglichste Schonung des übrigen Baumwuchses gewünscht worden war, so wurde dieser Hügel abwechselnd mit 2 m breiten Ringgräben und 3 m breiten Quergräben umgesetzt.

Es ergab sich, dass derselbe zunächst in einem Abstande von 6,98 m v. d. M. eine Umschliessung hatte, welche von neun grossen im Umkreis desselben vertheilten Steinen gebildet war.

Als die Grabungen sich bis auf 4,20 m der Hügelmitte genähert hatten, deckten die Arbeiter sowohl auf der nordöstlichen als auch auf der südöstlichen Seite viele zerstreut umherliegende zerdrückte Scherben von Thongefässen der verschiedensten Art und Farbe auf, die, obgleich sie mit der grössten Sorgfalt gesammelt worden sind, nicht hinreichen, um auch nur ein einziges Gefäss wieder zusammenzusetzen. Es ist daher nicht möglich über die Grösse, Beschaffenheit und Form der einzelnen Gefässe etwas Näheres festzustellen. Ausserdem wurden in der westlichen Linie 3,56 m v. d. M. in einer Tiefe von 45 cm ein Steinbeil von Quarzit, dessen Schneide $5^1/_2$ cm misst und dessen andere Hälfte abgebrochen ist, sowie ein ebenfalls fragmentirter Schleifstein von 12 cm Länge gefunden.

Damit war man zur Abtragung des in der Mitte noch stehen gebliebenen Erdcylinders gelangt. Fast unmittelbar circa 30 cm unter der Rasendecke beginnt in der Mitte des Hügels ein Steingewölbe, um das sich, in der Tiefe von 80 cm beginnend, ein rund herum gehender Steinkranz (Fig. 19) fest anschliesst. Beide Steinbauten, die äusserst

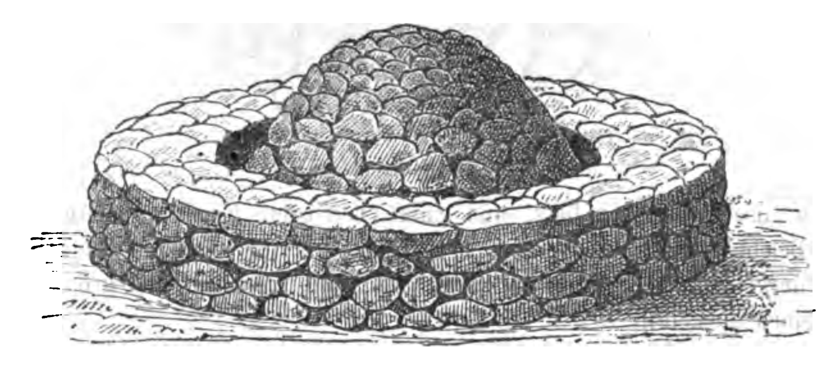


Fig. 19.

sorgfältig gefugt sind, gehen bis zur Grabtiefe von 1,20 m hinab. Der Durchmesser des Steinkranzes bei einer Stärke von 70 cm beträgt 3,40 m, der des Gewölbes auf dem Grabboden 2,28 m. Das Grab (Fig. 20) selbst ist in der Richtung von Osten nach Westen in der gewachsenen Erde 1,20 m lang, 68 cm breit und 40 cm tief eingegraben und sein Boden ebenso wie der Boden des Steinkranzes mit Steinplatten regelrecht gepflastert. Mitten auf dieser Steinpflasterung des Grabbodens lagen ausser einigen vereinzelten Aschen- und Kohlenresten Theile eines Schädels und morsche Oberschenkelknochen, welche beim Herausnehmen zerfielen. Um sie herum waren die Bruchstücke eines

zerdrückten Gefässes von braunem Thon mit Spuren von ins Dreieck gestellten linearen Verzierungen auf der Wandung, das nur theilweise

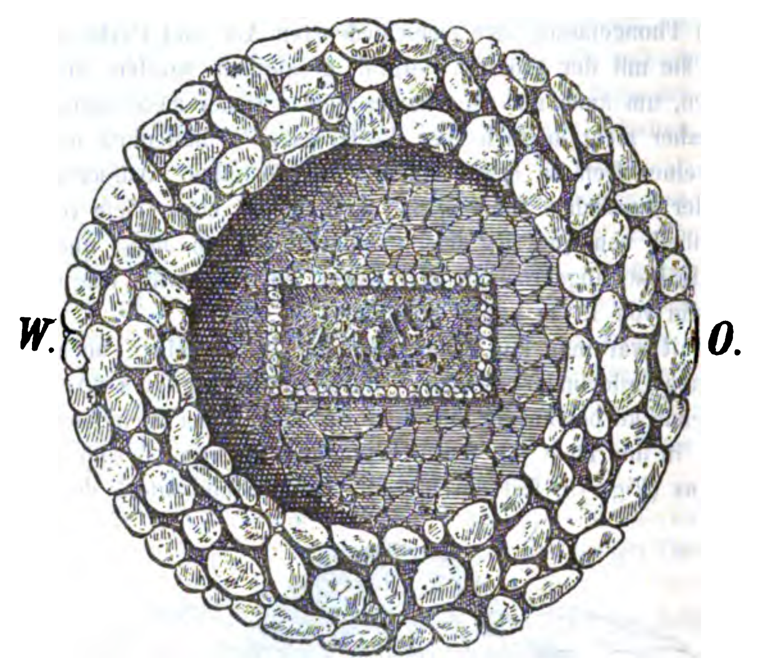


Fig. 20.

sich zusammensetzen liess, und einige verrostete Eisenfragmente, die vielleicht von Lanzenspitzen herrühren, als die einzigen Beigaben niedergelegt. Das Grab war vollständig mit kleineren und grösseren Steinen ausgefüllt.

Indem wir die Ergebnisse der im Vorhergehenden beschriebenen Ausgrabungen kurz zusammenfassen, sind folgende Eigenthümlichkeiten der Fundstellen und der in ihnen aufbewahrten Gegenstände hervorzuheben.

Wenn ich auch die einzelnen Hügel nach Gruppen eingetheilt habe, so sollte damit nur bezeichnet werden, dass die in denselben vereinten Gräber sich in einem und demselben Distrikt befinden. Eine Anordnung derselben nach einem bestimmten System lässt sich nirgends

beobachten. Auch hinsichtlich des Abstandes von einander scheint bei ihrer Anlage kein fester Grundsatz obgewaltet zu haben.

Die Höhe der Gräber wechselt ganz ausserordentlich; sie differirt zwischen 52 cm und 1,90 m, ebenso wechselt auch die Masse ihres Umfanges. Die weitaus meisten haben zwar die runde Form, daneben erscheint auch die ovale ziemlich häufig. Beides, Höhe und Umfang, sind nicht maassgebend für den Reichthum desjenigen, zu dessen Ruhestätte sie bestimmt sind.

Leichenbrand und Leichenbestattung kommen in den Hügeln eines und desselben Distriktes vor. Ein Sammeln der verbrannten Knochentheile in eigenen Gefässen lässt sich nirgends mit Gewissheit beobachten, meistens finden sich die Ueberreste auf dem Grabboden ausgestreut. Die Brandschichte ist fast immer nachweisbar, ihr Umfang verschieden. Kohlen sind allenthalben im Hügel vertheilt, bald schmale Streifen bald Kreise bildend. Bemerkenswerth ist, dass in mehreren Hügeln, welche unzweideutige Spuren von Leichenbrand aufweisen, keine verbrannte Knochen neben den Grabesbeigaben enthalten sind. Dass die Beigaben bei Leichenverbrennung nicht immer mit den Todten verbrannt sondern erst später beigesetzt worden sind, zeigt der Umstand, dass sehr viele, namentlich die Schmuckgegenstände von Bronze, gut erhalten sind und keine Spuren von der Einwirkung des Feuers an sich tragen. Sie wurden in der Regel auf die gesammelten Knochenreste gelegt und die Thongefässe im Umkreise um sie gestellt.

Bei der Bestattung ist die Lage der Skelette nach den Himmelsrichtungen sehr verschieden, so dass kein einheitliches Princip für sie maassgebend gewesen zu sein scheint. Die Gerippe lagen meist auf dem Rücken und gerade hingestreckt und hatten, wie dies die Lage der Schmuckgegenstände beweist, die Arme an den Leib fest angedrückt. Bei einem derselben hat eine sorgfältige Untersuchung ergeben, dass es ohne Kopf beerdigt worden ist, eine Bestattungsweise, welche sowohl von von Sacken[1]) in Hallstatt als auch von Naue[2]) in den Hügelgräbern zwischen Ammer- und Staffelsee beobachtet worden ist.

In den meisten Hügeln hat eine gemeinsame Bestattung mehrerer Verstorbenen Statt gefunden. Jedes einzelne Grab ist von einer bald rechteckigen, bald elliptischen Steinsetzung umgeben. Selten findet sich in der Mitte des Hügels die Beisetzung auf bloss festgestampftem

1) Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich S. 13 f.

2) a. a. O. S. 174.

Boden vollzogen; meist ist eine geordnete, feste Steinpflasterung hergestellt. Einmal hat diese Bauart zur Errichtung eines aus Platten gebildeten Gewölbes geführt. Ebenso wurden einmal Spuren von vermodertem Holz zu beiden Seiten des Skelettes gefunden. Ob die Leiche darauf[1]) bestattet war oder ob das Holz zu ihrer Ueberbrückung gedient hat, ist nicht zu bestimmen. In sämmtlichen Grabhügeln finden sich grössere und kleinere Steinringe, seltener einer, meist sogar zwei.

Was die in unseren Hügelgräbern den Todten mitgegebenen Grabgeschenke anlangt, so besteht ihr hauptsächlichstes Inventar aus Thongefässen. Sie liegen in den Brandhügeln auf und um die Brandschichte, zwischen und neben den Knochenresten, in den Leichenhügeln stehen sie lediglich zu Häupten der Gerippe, während sie in anderen Gegenden[2]) auch am Fussende derselben gefunden werden. Ihre Farbe stuft sich durch alle Schattirungen vom lehmfarbigen Gelb und ziegelfarbigen Roth bis zum graubraunen Roth und dem bräunlichen Schwarz ab. Als Ornamente begegnen uns fast gleichseitige eingeritzte Dreiecke, welche neben einander gestellt und mit schrägen in einer Richtung von rechts nach links laufenden Parallelen ausgefüllt sind, sowie die aus zwei oder mehreren parallelen Schrägstrichen gebildeten Zickzackbänder, welche dicht unter dem Hals die obere Bauchseite umrahmen. Diese Ornamente sind mit einer weissen, kreideartigen Masse ausgefüllt; sie sind meist ziemlich tief eingeritzt und hinsichtlich ihrer Länge, Richtung und Distanz wenig sorgfältig ausgeführt. Bemalte Thongefässe fehlen in den Hennweiler Grabhügeln bis jetzt ganz, ebenso ornamentirte Prunkgefässe.

In der Form der gefundenen Gefässe herrscht eine ziemliche Mannigfaltigkeit. Am stärksten vertreten sind urnenartige Gefässe von zwiebelähnlicher Form mit kleinem Fuss. Daneben erscheint auch noch eine wenn auch mehr oder minder umgebildete Birnenform bei einzelnen Urnen, die man mit Naue vielleicht nicht unpassend „topfartige Urnen“ nennen könnte. Ausserdem kommen in unseren Hügeln in stattlicher Zahl Schaalen vor von stark ausgebauchter Form, mit kleinem Boden und weiter Oeffnung. Daneben haben andere unter der Hand des Töpfers ein mehr gedrücktes Aussehen erhalten. Endlich

---

1) Dies war der Fall in einem Hügel von Spranthal, Amt Bretten. Vgl. E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden S. 43.

2) Vgl. von Cohausen, Annalen des Vereins f. Nass. Gesch. u. Alterth. XII S. 250.

finden sich noch kleine halbkugelige Näpfe theils in der gelblichen Naturfarbe des Thons, theils in schwarzbrauner Farbe.

Wenngleich zwischen den einzelnen Gefässen mit Bezug auf ihre Vollendung in Form und Technik ein starker Abstand besteht, so kann es doch kaum zweifelhaft sein, dass dieselben alle aus freier Hand und nicht mit Hülfe der Drehscheibe angefertigt worden sind. Vielleicht ist auch ihre Herstellung in derselben Gegend, in der sie gefunden sind, zu suchen, also eine einheimische gewesen.

Von Bronzegegenständen bieten unsere Hennweiler Hügelgräber keine grosse oder besser gesagt keine mannigfaltige Auswahl. Denn ausser der aus dünnem Bronzeblech mit einseitiger Vernietung hergestellten Situla und den Bronzeknöpfen der zu einem Wagen gehörenden eisernen Nägel sind bloss Ringe in den Hügeln angetroffen worden, aber auffallender Weise keine Fibeln, keine Ohrgehänge, keine Haarnadeln, keine Zierschnallen, keine Waffen, keine Geräthe. Und deren Fehlen kann doch wohl nicht bloss ein reines Spiel des Zufalles sein. Die gefundenen Ringe sind freilich in einer beträchtlichen Anzahl und aller Art zum Schmuck für Hals, Arme und Beine, rund und vierkantig, geschlossen und offen, massiv und hohl, verziert und unverziert. Die Verzierungen bestehen in einfachen theils fortlaufenden, theils gruppenweise in bestimmten Abständen von einander angeordneten geradlinigen Einkerbungen. Dieselben sind bei mehreren Ringen an Stellen, welche durch längeres Tragen am Körper am meisten leiden, stark abgeschliffen, während andere noch eine staunenerregende Schärfe selbst der hervortretenden Theile zeigen. Jene scheinen also der langjährige Schmuck des Todten, diese ihm nach dem Tode erst beigegeben worden zu sein. Einige der Halsringe zeigen eine wechselnde Torsion.

Von Eisenbeigaben fanden sich bloss Lanzenspitzen fast in jedem Hügel, aber keine Schwerter, keine Messer, ferner die Theile eines Wagens und kleine runde Eisenscheiben nebst den Resten eines grossen massiven Ringes.

Auch Bernsteinperlen und zwar eine grössere flache von $4^1/_2$ cm Durchm. und drei kleinere von 25 mm, 20 mm und 18 mm Durchm. sind in einem Grabe von Gruppe III, Distrikt „Wasem", Nr. 7 zu Tage gefördert worden und zwar zusammen mit den Scherben eines groben Thongefässes, einem Steinbeil und einem Wirtel von röthlichem Thon. In diesem Grabhügel fehlte merkwürdiger Weise jegliche Beigabe von Bronze und Eisen.

Ueberblicken wir demnach das Grabinventar der Hennweiler Hügel-

gräber in ihrer Gesammtheit, so erkennen wir, dass das, wenn auch immer noch verhältnissmässig spärliche Auftreten des Eisens und die typische Form der Hals-, Arm- und Fussreife, besonders aber die an ihnen hervortretende technische Vollendung diese Gräberfunde im Allgemeinen auf diejenige Culturperiode hinweisen, welche man sich jetzt als die jüngere Hallstattperiode zu bezeichnen gewöhnt hat. Dieser Zeitbestimmung steht der Umstand unterstützend zur Seite, dass eiserne Radreifen mit umgebogenen Rändern[1]) bis jetzt als Eigenthümlichkeit dieser Periode bekannt sind. Auch der Charakter der Ornamentmotive auf den gefundenen Thongefässen widerspricht diesem Ansatze nicht. Endlich müssen auch die hübschen Halsringe mit wechselnder Torsion in Betracht gezogen werden, welche im Norden bekanntlich die grösste Verbreitung gefunden haben und, da sie auch dem Rheingebiet unterhalb Mainz nicht fremd sind, nach dem Urtheile von Undset[2]) für eine Berührung des nördlicheren Theiles des mittleren Rheingebietes mit der Bronzealter-Gruppe Norddeutschlands und der skandinavischen Länder sprechen. Wenn demnach die in den Hennweiler Grabhügeln enthaltenen Bestattungen einer und derselben Periode angehören, so gestatten doch die in denselben hervortretenden einzelnen Differenzen nicht, sie alle der gleichen Zeit einzureihen; sie werden vielmehr mehr oder minder auseinander liegenden Zeiträumen innerhalb dieser Periode zuzutheilen sein.

---

1) Vgl. von Tröltsch, Fundstatistik der vorröm. Metallzeit im Rheingebiete. S. 76.

2) In seinem Aufsatze „Zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden“ in der Westdeutsch. Zeitschr. f. Gesch. und Kunst. Jahrg. V, 1886, S. 16.

V.

Die Anfänge der Ubierstadt.

Ein Vortrag von

J. Asbach.

I.

Die Wanderung der Kimbern ist im Grunde nicht nur der Anfang der germanischen Völkerbewegungen, die plötzlich wie mit elementarer Gewalt auftretend die Barbaren in die gesegneten Länder des Westens und Südens führen, sondern sie ist für die geschichtliche Betrachtung das älteste Ereigniss der deutschen Geschichte überhaupt. Das Treiben und Drängen der jugendfrischen, kraftstrotzenden Stämme ist unseren Blicken auf Jahrzehnte entzogen, nachdem Gaius Marius die unbesiegten Eindringlinge, die im Begriffe waren sich in der Kulturwelt des Mittelmeers festzusetzen, in den Ebenen von Aix und Vercellae bis zur Vernichtung geschlagen hatte.

Die politischen Verhältnisse haben dann dazu geführt, dass das Andenken des Marius verflucht wurde. Der erste, der es wagte, die unvergleichlichen Verdienste desselben wieder in Ehren zu bringen, war sein Neffe, der junge Caesar. Als Aedil liess er bei einem Umbau des Capitol ein Denkmal errichten, welches die Erinnerung an die Siege über die Kimbern auffrischte. Seit diesen Tagen war er der Führer der Volkspartei. Durch Volksbeschluss wurde er, der Marianer, an die Spitze einer Provinz gehoben, die ihm Gelegenheit gab, das Imperium bis zum atlantischen Ocean und dem Rheine auszudehnen. Im Kampfe mit eingedrungenen suebischen Stämmen hat er Gallien erobert, durch die Vernichtung der Usipeter und Tenkterer die neue Erwerbung gesichert und, zweimal mit einer imposanten Kriegsmacht über den Rhein gegangen, den Germanen für die nächsten Jahrzehnte die Lust benommen, in die reichen Fluren des Westens vorzudringen.

Welche Stellen des Stromufers er besetzte, hat Caesar, der, dem Geschmacke des grossen Publikums Rechnung tragend, überhaupt mit Namen bei der Beschreibung von Lokalitäten äusserst sparsam ist, selbst nicht bezeugt. Dass es strategisch wichtige Punkte waren, ver-

steht sich von selbst, und da es nach den Untersuchungen von Th. Bergk[1]) so gut wie sicher ist, dass der erste Uebergang unterhalb der Siegmündung in das Land der Sigambrer führte, welche die versprengten Reste der Usipeter und Tenkterer aufgenommen, der zweite oberhalb derselben erfolgte und gegen die Sueben gerichtet war, welche den aufsässigen Kelten Hülfe gesandt hatten, so ist die oft ausgesprochene Ansicht, dass die Plätze des heutigen Bonn und Köln schon in Caesarischer Zeit mit einer Besatzung belegt waren, nach der Lage der Sache nicht von der Hand zu weisen, wenn auch kein weiteres Zeugniss dafür vorliegt, als dass Caesar zwölf Cohorten in einem wohlbefestigten Lager zum Schutz der Brücke zurückliess.

Schon vor dem zweiten Rheinübergang hatte dieser die Menapier gezüchtigt, nach demselben unternahm er einen Rachezug in den Gau der Eburonen zu beiden Seiten der Maas, deren König Ambiorix die Seele eines weitverzweigten Aufstandes gewesen war, der dem Feldherrn 15 Cohorten und zwei Legaten kostete. Die Meuterer mussten die ganze Schwere seines Zornes fühlen. Die Bevölkerung des linken Rheinufers war damals fast ausschliesslich keltischen Ursprungs. Nur in der oberrheinischen Tiefebene hatte Caesar die suebischen Stämme der Nemeter, Triboker und Vangionen als Hüter des Grenzstromes angesiedelt. Die Kelten hausten in den Thälern der Flüsse und weiter abwärts in der niederrheinischen Ebene bis zur Mündung des Stromes. Die Waldlandschaften der Eifel aber, der Hunsrück und Wasgau waren für menschlichen Anbau noch nicht gewonnen. Der Flusslauf der Kyll bot dem Ambiorix ein sicheres Versteck, als die Caesarianer das gehetzte Wild verfolgten, und die Waldgebirge ermöglichten es ihm, sich zu den Germanen über den Rhein zu retten[2]).

Nach dem Siege bei Philippi unterzogen sich Caesars Erben Antonius und Octavian jeder an seinem Theile der Lösung der Aufgabe, die der Diktator unvollendet hinterlassen. Während Antonius im Kampfe mit den Parthern unfruchtbare Lorbeeren erntete und in den Armen der Kleopatra die angeborene Kraft vergeudete, nahm Octavian die Organisation der grossen Erwerbung seines Vaters und die Sicherung der Rheingrenze energisch in die Hand.

Im Jahre 38 ging sein Vertrauter und Helfer M. Vipsanius Agrippa, um den Einwirkungen der Germanen auf die immer unruhigen Kelten

1) Zur Geschichte und Topographie der römischen Rheinlande. 1882. S. 14 fg.

2) Th. Bergk a. a. O. S. 35 fg.

ein Ziel zu setzen, über den Rhein. Wie er nach Caesar der erste war, der mit einem Heere Germanien betrat, so hat er nach dessen Vorgang den Stamm der Ubier, der, zu beiden Seiten der Sieg das Ufergelände bewohnend, schon früher den Römern wichtige Dienste erwiesen hatte, auf das linke Ufer verpflanzt und die Treverer genöthigt, ihnen einen Theil ihres Gebietes einzuräumen. So ward auch an dieser Stelle ein Keil in die keltische Bevölkerung getrieben und die Germanisirung des linken Rheinufers dem Ziele entgegengeführt.

Nach Rom zurückgekehrt, erhielt Agrippa zur Belohnung seiner Verdienste das Consulat. In den Schlachten von Naulochos und Aktion hat er darauf Octavians Sache zum Siege geführt, in fast allen Provinzen des Reiches die Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen, das Schwert in der Faust ist er vom Tode ereilt worden. Aus einfachen Verhältnissen emporgestiegen, hat dieser Mann ein Verdienst ohne Gleichen um das Caesarische Haus und die Consolidation des Reiches. Persönlichkeit und Erfolge sichern ihm unmittelbar neben Caesar den Platz: staatsmännische und strategische Talente sind selten wieder in dieser Harmonie vereinigt gewesen. Der Wahrheit noch näher dürfte wohl die Behauptung kommen, dass der grosse Plebejer in der Mitte zwischen Julius Caesar und Tiberius Claudius steht. Der Claudier hat das Werk, das Caesar begonnen und Agrippa mächtig gefördert, zum Ende geführt. Durch Eröffnung der Alpen hat er die Scheidewand zwischen dem Norden und Süden beseitigt und gleichzeitig den Südosten Europas in engere Verbindung mit dem Reiche gebracht. Caesars geniales, grossartiges Wesen geht beiden ab; aber Agrippas methodische Art, die Geschäfte zu führen, lässt ihn wiederum dem Tiberius verwandter erscheinen.

An der Ordnung des Westens hatte auch Augustus mit dem ihm eigenen staatsmännischen Geschick, das sich durch Lösung verwickelter Verhältnisse zur vollendeten Technik ausbildete, persönlichen Antheil. Wiederholte Empörungen keltischer Gaue überzeugten ihn, dass hier von Grund aus Wandel zu schaffen sei, wenn nicht der Besitz der gallischen Landschaften in Frage gestellt werden sollte. Er hat sich in eigener Person wiederholt nach Gallien begeben und die Neuorganisation der Grenzlande geleitet. Aber an wirklichem Verdienste kann er sich mit M. Agrippa nicht messen, der in seiner Person Schwert und Schild vereinigt darstellt. In den Jahren 20 und 19 Inhaber des grossen Commandos, das Augustus geschaffen hatte, liess er das grosse Strassennetz ausbauen, das sich von Lugudunum aus über das

Gebiet von Gallien, über die Rhein- und Alpenlandschaften, ja über den ganzen Westen spannte. Es waren Jahre, entscheidend auch für das Verhältniss zu den Germanen. Wiederholt hatten die Sueben die Grenze überschritten, und waren sie auch mit Erfolg in ihre Schranken zurückgewiesen, so war der Frieden am Rheine nicht gesichert, so lange der Strom eines ausreichenden Schutzes entbehrte. Agrippa begnügte sich nicht, die Germanen über den Rhein zurückzutreiben, er liess sich die Einrichtung einer zuverlässigen Grenzdeckung angelegen sein. Denn allem Anscheine nach ist die Anlage der festen Plätze bei dem oppidum Ubiorum und Moguntiacum ein Werk dieser Jahre[1]).

Agrippas Scharfblick konnte die hohe strategische Bedeutung dieser Orte nicht entgehen. Jedenfalls setzt die von Drusus vorgenommene Befestigung von Castel im Jahre 11 und die Errichtung einer festen Position im Taunus das Vorhandensein eines grösseren Lagers bei Mainz nothwendig voraus.

Die Gründung des niederrheinischen Waffenplatzes geht auf die persönliche Initiative des Augustus zurück. Das Gebiet des untersten Stromlaufes war schon oft von kriegsmuthigen Stämmen heimgesucht worden, die sich über die schutzlose Grenze hinüber nach Gallien ergossen. Als die Führer erscheinen die Sigambrer und ihre Bundesgenossen, die Usipeter und Tenkterer: aus den wenigen Tausenden, die dem Schwerte der Legionare und den Fluthen der Maas entrannen, war ein kräftiger Volksstamm erwachsen, stark genug, Rache zu nehmen für die erschlagenen Ahnen. Die Niederlage, die sie dem M. Lollius im Jahre 17 beibrachte, reiften den Entschluss des Kaisers, durch Eroberung des rechtsrheinischen Landes ihren Raubzügen für immer ein Ziel zu setzen. Das Lager auf dem hohen Thalrande bei dem heutigen Xanten war bestimmt, das Ausfallsthor gegen die Germanen zu werden. Aber Mittelpunkt der Provinz, die Drusus in einer Reihe siegreicher Feldzüge eroberte, sollte die Ubierstadt werden, die 60 r. Milien von jenem Platze entfernt war.

Die Ausdehnung des Imperiums bis zur Elbe fällt in die Jahre, in welchen die Verehrung der Gottheit des Kaisers allenthalben im Reiche Wurzel fasste. Dem Beispiele der Städte des Orients, dessen Herrscher seit Jahrhunderten göttliche Ehren genossen hatten, folgte auch der Westen, indem mit dem längst eingeführten Cultus der

1) Th. Bergk, Die Verfassung von Mainz in der Westdeutschen Zeitschrift. 1883. S. 499.

Roma die Verehrung des kaiserlichen Genius verbunden ward: allen voran gingen die Bewohner von Taraco in Spanien. Es dauerte nicht lange, und alle Provinzen hatten dem Sohne des vergötterten Caesar, der eine Friedensepoche von unerhörter Dauer begründet, Altäre errichtet. Am 1. August des J. 12, an demselben Tage, an dem seit Alters die Kelten ihrem Gotte Lug ein Fest feierten, ward in Lyon die *ara Augusti et Romae* von Drusus in Anwesenheit der Häuptlinge von ganz Gallien eingeweiht und seitdem Jahr für Jahr die Festfeier nach römischem Ritus mit Opfern und Spielen begangen. Der erste Priester (sacerdos oder flamen), den die Abgeordneten der 64 gallischen Kantone wählten, gehörte demjenigen Stamme an, der sich als die festeste Stütze der römischen Herrschaft erwiesen hatte: er war ein Aeduer; er hiess wie der grosse Imperator, der die Selbständigkeit der keltischen Nation zertreten hatte, C. Julius mit dem Beinamen Vercondaridubnus.

Auf Drusus wird von den angesehensten Forschern auch die Einrichtung der rheinischen Ara zurückgeführt, die den Ubiern Gelegenheit bot, dem Kaiser, der ihnen eine neue Heimath gegeben hatte, ihre Treue und Dankbarkeit zu bethätigen. Aus ihrer Mitte wird der erste Flamen hervorgegangen sein, der das Priesteramt am Altar des Kaisers versah und den Vorsitz bei den Jahresversammlungen der Vertreter der germanischen Gaue auf beiden Ufern des Stromes führte. Die Genossenschaft der Augustalen, die ihm zur Seite stand, machte die vornehmste Klasse der Bürgerschaft aus. Nach einer ansprechenden Vermuthung, die Otto Hirschfeld geäussert [1]), ist ebendort die Stätte des Kenotaphs gewesen, den die Legionen dem geliebten, in der Blüthe der Jahre einem harten Schicksal erlegenen Drusus aufrichteten. Alljährlich wurde bei demselben das Andenken an den siegreichen Heerführer erneuert, indem die Soldaten eine Parade abhielten und die Abgesandten der zugehörigen Staaten ein Todtenopfer darbrachten.

Das Werk, das Drusus begonnen hatte, wurde von Tiberius vollendet. Schon während seiner ersten Verwaltung (8/7) haben sich die Germanen in die römische Herrschaft fügen lernen. Die Ansiedelung der Sigambrer schloss die Germanisirung der linksrheinischen Uferlandschaften ab. Die Vertreter der Gaue pilgerten Jahr für Jahr zur Ubierstadt, um dem Genius des gewaltigen Kaisers ihre Verehrung zu zollen. Der jugendliche Sohn des Segestes, des Hauptes der römischen Partei unter den Cheruskern, genoss im J. 9 n. Chr. die Auszeichnung,

---

1) Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften 1886. S. 1152.

das Priesteramt am Altare der Ubier zu verwalten. Als dann noch in demselben Jahre in Folge der kraftvollen Erhebung des Arminius und ungünstiger Sterne der Bau, den die beiden Claudier durch Waffengewalt und Kunst der Unterhandlung gegründet hatten, zusammenbrach, als alle rechtsrheinischen Plätze bis auf das starke Aliso (Hamm) geräumt wurden, begann auch die Treue auf dem linken Ufer zu wanken. In patriotischer Aufwallung warf Segimundus die wollene Binde zur Erde hin und eilte in die Heimath zu seinen Stammgenossen. Das rechtzeitige Erscheinen des L. Nonius Asprenas, des Legaten des Varus, der zur Zeit der Katastrophe mit zwei Legionen ein Lager im Gebiete der Lippe besetzt gehalten und die der Schlacht entronnenen Römer gerettet hatte, erstickte die Auflehnung gegen die Fremdherrschaft im Keime. Tiberius fasste im folgenden Jahre, mit einem neugebildeten Heere erscheinend, wieder jenseits des Rheines festen Fuss. In dem Lager bei der Ara Ubiorum war bei Augustus Tode das Hauptquartier des Germanicus. Hier dämpfte er den Aufstand der Legionen. Hier ward ihm die Tochter Agrippina geboren. Hier wurden die Unternehmungen vorbereitet, welche die Mehrzahl der Stämme zwischen Rhein und Weser von neuem zur Unterwerfung brachten. Hier plante er für den Sommer des Jahres 17 einen neuen Feldzug, der den letzten Widerstand der Cherusker brechen sollte.

Aber ehe er diesen Plan ausführen konnte, rief ihn Tiberius aus Gründen, die vorwiegend mit der innern Politik dieses grossen Rechners zusammenhangen, im J. 16 nach Rom zurück. Dieser freiwillige Verzicht auf die Behauptung der überrheinischen Provinz ist für die Geschichte der römischen Rheinlande epochemachend geworden. Denn waren bis zu diesem Augenblick mit Rücksicht auf die grossen Kriege die Einwirkungen der Römer auf diese Landschaften rein militärisch gewesen, jetzt, nachdem man in eine friedlichere Atmosphäre getreten, konnte man sich auf dem flachen Lande häuslich niederlassen, den fruchtbaren Boden der gesegneten Thäler ausnutzen und sich mit dem Behagen der italischen Kultur umgeben. Waren die Ebenen an Nahe, Saar und Mosel schon in voraugustischer Zeit durch die keltische Bevölkerung besiedelt, jetzt ergriff der römische Anbau von dem übrigen Lande Besitz, die Wälder der Eifel wurden von den Flussthälern und Heerstrassen aus gelichtet und die Ebene von Zülpich bis Jülich in ein reiches Fruchtland umgeschaffen, in dem nächst dem Getreide auch Flachs und Obst gediehen. Mittelpunkt des Niederrheins und der unter-

worfenen germanischen Stämme war und blieb die Ubierstadt[1]). Denn von einer vollständigen Räumung des rechten Ufers war keine Rede. Alles Land westwärts der unteren Ems blieb in einem freilich lockeren Verbande mit dem Reiche. Bataven, Caninefaten und Friesen sowie die spärliche Bevölkerung, die innerhalb der zur Kontrole der Germanen in einiger Entfernung vom Rheine gezogenen Grenzstrasse (limes) wohnten, mussten sich die römische Aushebung gefallen lassen[2]). Aber ihre Interessen hatten an dem Landtage, der sich bei der Ara versammelte, einen Rückhalt. Denn sie war nicht nur ein Mittelpunkt der bezwungenen Völkerschaften, die durch den Cultus des Kaisers die Gewöhnung an Gehorsam lernten: sondern die wohlorganisirten Verbände der Unterthanenschaft waren berufen, einigermaassen Ersatz zu bieten für die verloren gegangene nationale Selbständigkeit. Die Abgeordneten hatten nicht nur den Priester zu wählen und den Etat für Unterhaltung des Tempels, seines Inventars, seiner Sklaven und Freigelassenen aufzustellen, sondern ihre Befugnisse reichten soweit, dass man ihre Versammlung als eine repräsentative bezeichnen darf und das von einem französischen Forscher ausgesprochene Bedauern versteht, dass „kein ernstliches System politischer Garantien dieser Einrichtung entwachsen ist[3])“.

Der Landtag berieth über Errichtung von Statuen und Denkmälern, er bekundete dem abgehenden Statthalter den Dank der Provinz oder beschloss über seine Verwaltung Beschwerde beim Kaiser zu führen. Die Freiheit der Bewegung, die ihm garantirt war, legt die Vermuthung nahe, dass er als eine Art von Gegengewicht gegen die weitgehenden Befugnisse der Legaten und der Prokonsuln des Senats mit dieser in einem absolut regierten Reiche auffälligen Selbständigkeit bekleidet war. Denn wie er durch Gesandtschaften mit dem Haupte des Reiches in unmittelbaren Verkehr treten durfte, so gingen dessen Antworten direkt an den Landtag selbst zurück.

Die Ubier waren sich des Vorzugs, den sie genossen, wohl bewusst. Auch nachdem der Platz als Colonie mit einem neuen Namen geehrt worden war, griff man namentlich in den Censuslisten und den Namensverzeichnissen der Soldaten mit Vorliebe auf den älteren Namen zurück.

---

1) Jung, die roman. Landschaften S. 241. Desjardins Géogr. de la Gaule Romaine III p. 302.

2) Vgl. Mommsen, röm. Geschichte V. S. 113.

3) Vgl. das von der französischen Akademie gekrönte Werk Guiraud, assemblées provinciales Paris 1887. S. 299.

Selbst in Inschriften, nicht nur rheinischen, sondern italischen und afrikanischen Ursprungs bis ins 3. Jahrhundert hinein bezeichnet der Ubier seine Heimat mit Ara [1]), daneben erscheint die Tribus Claudia und wohl auch der neue Name des Ortes. Die Ara selbst hat ohne Frage fortbestanden, bis die Franken ihren Einzug hielten. Der im Jahre 352 zu Zülpich verstorbene Masclinius Maternus, der neben den Aemtern, die er in Köln bekleidet hatte, auch den Titel sacerdotalis führte, war nach Th. Bergk's Bemerkung vielleicht einer der letzten Priester der Ara des Augustus. Der Landtag wird, wie anderwärts im Reiche, um die Mitte des 3. Jahrhunderts seine Bedeutung verloren haben, bis Diocletian und Constantin, die Erneuerer der Reichsverfassung, auch diese Einrichtung wieder lebensfähig machten [2]).

Der Ubier hatte alles Anrecht darauf, mit Stolz auf die Nachbaren herabzublicken. Denn seine Hauptstadt war auch der Mittelpunkt der römischen Verwaltung, der Sitz des Statthalters einer grossen Provinz. Durch den Vinxtbach bei Sinzig von der oberen Provinz geschieden, umfasste Niedergermanien noch die civitas Tungrorum und das heutige Namur an der Maas und reichte nordwärts bis zum Meere.

Höchst merkwürdig ist die Stellung, welche die Legaten der beiden Grenzländer einnahmen. Obschon ausser dem Commando über je vier Legionen auch die Civilverwaltung in ihren Händen lag, so waren die ihnen unterstellten grossen Landschaften doch keine Provinzen im vollen staatsrechtlichen Sinne dieses Wortes. Noch im Jahre 74 n. Chr. wird Cornelius Clemens als legatus Aug. propraetore exercitus superioris bezeichnet. Den Grund für diese auffallende Erscheinung hat F. Hettner [3]) richtig erkannt. Es war diese Organisation aus Rücksicht auf die anstossende belgische Provinz gewählt worden. Der Statthalter derselben war zwar in Friedenszeiten selbständig, aber im Kriegsfalle konnte der Statthalter der Grenzdistrikte ohne Umstände in die Nachbarprovinz einrücken. Weil aber der Anmarsch ihrer Legionen einem Einmarsch in feindliches Gebiet gleich gekommen wäre, der Statthalter aber auf einen Einmarsch zur Unterdrückung der Erhebung des keltischen Elements stets gefasst sein musste, blieb den Grenzdistrikten der Titel einer Provinz versagt, bis Domitian nach

---

1) Nach Th. Bergk, Zur Geschichte und Topographie der röm. Rheinlande S. 142.

2) Vgl. Guiraud a. a. O. S. 220.

3) Westdeutsche Zeitschr. III. S. 3. Vgl. S. 42.

Annexion des Dekumatenlandes und nach Errichtung des obergermanischen Grenzschutzes um das Jahr 90 die neue Organisation anordnete. In dem festen Lager bei dem oppidum standen bis zum Jahre 43 zwei Legionen mit den zugehörigen Hülfsvölkern, daselbst war auch ein Theil der Rheinflotte stationirt.

Wie schmerzlich fühlt hier der Historiker das Fehlen untrüglicher Zeugnisse inschriftlicher Denkmäler, namentlich der früheren Kaiserzeit. Der Niederrhein ist arm an Steinmaterial. Zum Theil wurde es aus den Steinbrüchen bei Brohl rheinabwärts geschafft. Als dann die Barbaren um die Wende des 4. Jahrhunderts sich der Römerstadt bemächtigten, haben sie die Denkmäler zerstört und die Steine zu ihren Neubauten verwandt. Einer der grösseren Inschriftsteine und einer der werthvollsten ist diesem Lose entgangen. Im Jahre 1879 ward ein Schatz in der Nähe der Marienburg, wo das römische Castell gelegen und die aus der Eifel kommende Wasserleitung endete, zu Tage gefördert. Ein Sarg aus röthlichem Sandstein, 1,96 m die Länge, 0,90 m die Höhe, 0,78 m die Breite, wies auf den ersten Blick die Spuren des Niedergangs auf. Ueber eine ganze Langseite erstreckte sich eine vierzeilige Inschrift, von der wenige Buchstaben erhalten sind, deren Formlosigkeit sammt den im Sarge liegenden Münzen auf die Zeit des Diocletianus und seiner Mitregenten hindeutet [1].

Auf dem Sarge lag ein aus Jurakalk gehauener 1,78 m hoher Grabstein, der unter einer geschmackvollen giebelartigen Verzierung folgende Inschrift trägt: *L. Octavius L. f. Elaites gubernator ann(orum) LVIII stip(endiorum) XXXIII h(ic) s(itus) e(st). Dionysius Plestarchi f(ilius) Trallianus scriba pro meritis.* L. Octavius, ein römischer Bürger aus Elaia in Mysien, war in seinem dreiundreissigsten Dienstjahre als Steuermann der rheinischen Provinzialflotte gestorben. Sein Landsmann, der Grieche Dionysios aus Tralles hat ihm für seine Verdienste den Grabstein gesetzt. Er bekleidete das Amt eines Schiffschreibers. Welche wunderbare Fügung des Schicksals mag die kleinasiatischen Landsleute auf die rheinischen Schiffe nach Köln geführt haben! Wie ist diese Thatsache so bezeichnend für das römische Imperium, das die verschiedensten Nationen nicht nur vereinigte, sondern im Heeres- und Flottendienst zu verwerthen wusste! Der Stein trägt alle Kennzeichen der frühesten Kaiserzeit. Auf diese Zeit führen das Fehlen

---

1) Der Fund ist von mir besprochen in der der Trierer Philologenversammlung gewidmeten Festschrift des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1879.

des Cognomen und der Tribus, auf diese deuten der Name Octavius, den nach dem Stifter der Prinzipates die Provinzialen häufig führen, und die Güte der Schriftzüge. Sie sind ähnlich den bekannten Zügen des Bonner Caeliusmonumentes [1]), das im Jahre 16 errichtet wurde, sie sind wesentlich verschieden von den Typen der grossen Inschrift des Jahres 75, die an einem Gebäude des Bonner Castrums angebracht war [1]). Jenes werthvolle Denkmal, vielleicht das älteste, das in Köln zum Vorschein gekommen ist, bezeugt, dass die Rheinflotte, die allem Anscheine nach Drusus ins Leben gerufen hat, bei dieser Festung ankerte, dass diese eine ähnliche Organisation hatte, wie die Reichsflotten in Ravenna und Misenum. Es ist aber wahrscheinlich, dass die Flotte zur Verfügung des Statthalters ganz oder theilweise blieb, als die Legionen verlegt wurden.

Ihr Abzug fällt in die Regierung des Kaisers Claudius, die überhaupt für den Westen des Reichs von der grössten Bedeutung war. Dieser Kaiser, des Drusus Sohn, und wie der Vater mit dem Namen Germanicus ausgezeichnet, war in Lugudunum geboren worden und brachten der keltischen Bevölkerung ein solches Interesse entgegen, dass das Pasquill auf seinen Tod ihn einen richtigen Gallier nennt. Wie er zur Förderung der Communication die Alpenstrasse über den Brenner vollendete, so hat er, der jüngst richtig gedeuteten [2]) Inschrift eines Meilensteins vom Jahre 44 zufolge, die grosse Strasse, welche die Hauptwaffenplätze der beiden Provinzen verband, wieder in Stand gesetzt.

Bei seiner persönlichen Anwesenheit in Gallien im Jahre 43 hatte er Gelegenheit sich zu überzeugen, dass an der Treue der Ubier kein Zweifel aufkommen konnte. Wie diese schon in der Zeit, als sie noch auf dem rechten Ufer sassen, für die fremdländische Kultur empfänglicher waren, als andere Stämme, so haben sie nach ihrer Verpflanzung gewiss rasch Sprache und Sitte der Römer angenommen. Unbedenklich konnte eine der beiden Legionen zur Kriegführung in Britannien verwandt werden [3]), dessen Unterwerfung der erste grosse Erfolg der Regierung des Claudius war. Um diesen zu sichern, zog er alle Besatzungstruppen von der rechten Rheinseite zurück, um dann durch eine andere Verthei-

---

1) CIRh. 209, 486. — Westdeutsche Zeitschrift VI 1887 von mir ergänzt.

2) Zangemeister in der Westdeutschen Zeitschr. IV S. 318. Dieser Meilenstein ist das älteste Zeugniss für die Strasse überhaupt (CIRh. 1941).

3) Bergk, Die Verfassung von Mainz in röm. Zeit. Westd. Zeitschr. I. S. 504.

lung der Legionen die Vertheidigung der Rheingrenze von neuem zu organisiren. Bergk lässt die erste Legion von Köln nach Vetera verlegt werden, während gleichzeitig der vom Oberrheine berufenen XVI. Legion Novaesium als Standquartier angewiesen wurde und in Bonn die XV. an Stelle der XXI. trat. Ob diese Aufstellung im einzelnen richtig ist, muss ein sorgfältiges Studium der Geschichte der Rheinischen Legionen, die leider noch immer fehlt, ergeben.

Die Verlegung der Legionen von Köln ist selbstredend [1]) erst dann zur Ausführung gekommen, als dieser wichtige Grenzplatz in eine starke Festung verwandelt war, deren Vertheidigung einer aus römischen Veteranen und Eingeborenen gebildeten Miliz übertragen werden konnte. Diese Umwandlung muss in den ersten Jahren des Claudius erfolgt sein, für welche der Bau der Rheinstrasse bezeugt ist.

Die neue Stadt hatte der Politik des Kaisers eine Ehre zu danken, die sie als eine der bevorzugten Städte des Reichs erscheinen liess. Sein Bemühen war darauf gerichtet, den Gegensatz zwischen Italien und den Provinzen nach Möglichkeit auszugleichen. Unter diesem Gesichtspunkte hat man die folgenreiche Massregel zu betrachten, welche allen Galliern, soweit sie die *civitas sine suffragio* besessen hatten, das Recht zusprach, in Rom Aemter zu bekleiden und auf diesem Wege in den Senat zu gelangen. Unter diesem Gesichtspunkte erklärt sich die Anlage von Militär-Colonien in Thrakien, Afrika, Britannien und Germanien, die zugleich den Vortheil gewährte, verabschiedete Soldaten, zunächst die Prätorianer zu versorgen. Und nur einem falschen Pragmatismus verdankt die Nachricht des Tacitus ihre Entstehung, dass Agrippina, um ihre Macht den verbündeten Völkern zu zeigen, die Gründung der Colonie in der Ara Ubiorum und die Benennung derselben nach ihrem Namen erwirkt habe. Tacitus [2]) bemerkt dies zum Jahre 50, in dem Agrippina, die neue Gemahlin des Claudius, zur Augusta erhoben wurde. Ist es gewiss sicher, dass die kluge und energische Frau die auf Ausdehnung des Bürgerrechtes gerichteten Bemühungen der Regierung unterstützt hat, so ist es nicht weniger sicher, dass damals alle vorbereitenden Schritte schon geschehen waren und nur übrig blieb dem neuen Gemeinwesen den Namen des M. Agrippa und seiner Enkelin, die in ihm geboren war, beizulegen.

Der officielle Name ist colonia Claudia Augusta Ubiorum ara Agrip-

1) Vgl. Wolf, Bonner Jahrb. 78. S. 70.

2) ann. 12, 26.

pinensis oder Agrippinensium. Der ältere Name, der sich zunächst in der Umgangssprache erhielt, wird sicher hinzugefügt worden sein, wie er in colonia Ulpia Traiana Augusta Sarmizegetusa in Inschriften vorkommt. „Die Ubier selbst", sagt Th. Bergk, „welche sich gerade so wie heutzutage die Deutschen im Elsass ihres Ursprungs schämten, nannten sich mit Vorliebe Agrippinenses, wie schon Tacitus berichtet: sie bezeichneten daher ihre Stadt als Colonia Agrippinensium, gleichsam als wenn sie von jeher diesen Namen geführt hätten. Daher kommt der Name der Ubier auf rheinischen Inschriften gar nicht vor, während die Römer officiell den alten Namen stets festhielten, wie die cohortes Ubiorum beweisen."

Die Colonie wurde der Tribus Claudia zugeschrieben. Die Identität der Ara und der colonia Aprippinensis, die wohl bezweifelt worden, wird durch die zahlreichen Inschriften, die nach dem Jahre 50 verfasst, die Heimath mit ara bezeichnen und daneben die Tribus Claudia nennen, unbedingt bestätigt[1]). „Zum Ueberfluss steht auf einer Inschrift von Lyon Cla ... Ara Agripp., und auf einer andern von Ostia, wo der Beiname der Colonie die Stelle des Tribusnamens vertritt, Col. Cl. Ara"[2]).

Agrippinenses nannten sich aber nicht allein die Bewohner der festen Stadt, sondern auch des zugehörigen Gebietes. In ihrer Mark lag Tolbiacum (Zülpich), der Fundort des Grabsteins eines dec(urio) c(oloniae) A(grippinensis)[3]), ferner der vicus Marcodurum, wo die sorglosen Cohorten der Ubier von Civilis aufgerieben wurden[4]); man wird nicht fehl gehen, wenn man auch Bonna, Antunnacum und Novaesium als ubische Ortschaften betrachtet.

So wurde die civitas Ubiorum eine Römerstadt. Die anderen Niederlassungen, die sich in der Nähe der Wälle der römischen Lager fanden, blieben, wenn die bürgerliche Bevölkerung auch noch so sehr zunehmen mochte, blosse Flecken (vici)[5]), die der Gewalt des

1) Die Nachweise bei Grotefend, Imperium Romanum tributim discriptum S. 123 und Th. Bergk, a. a. O. 142. — Die Colonien erhielten häufig den Namen eines Gottes, so Narbo Martius, Colonia Veneria Cornelia.

2) Th. Bergk a. a. S. 142.

3) Tac. hist. 4,79: Tolbiaci in finibus Agrippinensium — Der Grabstein Orelli n. 1108.

4) Hist. 4, 28.

5) Th. Bergk, Westd. Zeitschrift I. S. 1 fg. Mainz hat erst um 275 (unter Probus) unter dem Namen civitas Aurelia bürgerliche Verfassung erhalten.

des Statthalters unterstellt waren. Die Colonien, die wie Köln und Trier mit italischem Recht ausgestattet waren, besassen ausserordentliche Privilegien[1]: erstens die libertas, in dem Sinne, dass sie selbständig ihre städtischen Angelegenheiten ordneten, zweitens die immunitas d. h. sie zahlten keine Kopf- und Grundsteuer, drittens erfreuten sie sich des eigentlichen ius Italicum, eines Pivilegs, welches dem Gemeinwesen in der Provinz das Recht einer italischen Colonie verleiht, so dass seine Grundstücke im quiritischen Eigenthum ihrer Herrn sind und Anwendung aller Formen des römischen Rechtes (der usucapio, in iure cessio, mancipatio) auf dieselben stattfindet. Es versteht sich, dass den Insassen der Zutritt zu den römischen Aemtern und somit in den Senat und die Ritterschaft eröffnet war.

Die Zahl der Veteranen, die auf Grund eines Gesetzes damals deducirt wurden, entzieht sich, wie so viele andere Umstände, welche die neue Gründung begleiteten, unserer Kenntniss. Aber man darf sich dieselbe nicht zu gross denken, da sie einem alten, entwickelten Gemeinwesen einverleibt und mit den Bewohnern nach besonderen Bestimmungen verbunden wurden. Wie rasch die Verschmelzung der beiden Bestandtheile der Bevölkerung vor sich ging, lehrt eine Stelle des Tacitus. Im Jahre 69 mussten sich auch die Agrippinenser dem Aufstande der Germanen anschliessen. Als sie aber von den Tenkterern aufgefordert wurden, ihre Mauern, das Bollwerk der Knechtschaft, niederzureissen, und alle Römer in ihrem Gebiete zu ermorden, wiesen sie dies Ansinnen zurück. „Die erste Gelegenheit", sagten sie, „die sich uns zur Freiheit bot, haben wir bereitwilliger als vorsichtig ergriffen, damit wir mit Euch und unseren übrigen Stammesgenossen vereinigt wurden. Aber jetzt ist es gegenüber den anrückenden römischen Heeren geboten, unsere Mauern zu stärken, nicht zu schleifen. Die in Italien oder in den Provinzen geborenen Bürger sind entweder im Kriege gefallen oder geflohen. Dass wir aber die Römer, die in Folge der Deductio zu uns gekommen und durch das Conubium verbunden sind, dass wir die von ihnen Erzeugten, unsere Eltern, Brüder, Kinder tödten sollen, werdet ihr nicht verlangen"[2]. Der Name Römer verschwindet in diesen Worten. Die Gründung der colonia Agrippinensis wird so aufgefasst, als wenn den Ubiern allein das Recht einer Colonie ertheilt wäre.

---

1) Nach J. Marquardt, röm. Staatsverw. I. S. 365. Madwig Staatsverw. II. S. 100 fg.

2) Hist. 4, 64.

Ueber Grösse und Umfang der Ubierstadt und des römischen Köln ist von den Schriftstellern nichts überliefert. Aber eine Reihe von feststehenden topographischen Thatsachen ersetzen weitläufige Schilderungen. Auch sind die Inschriften zahlreich genug, um eine Vorstellung von der Kultur der Stadt und der Landschaft zu gewinnen. Wenn dieselben auch fast ausnahmslos der Zeit nach dem Jahre 50 angehören, so erlauben dieselben doch, vorsichtig benutzt, Rückschlüsse auf die frühere Periode der Stadt[1]).

1) Nachträglich sei noch bemerkt, dass die obige Darstellung sich streng innerhalb des Rahmens der Ueberlieferung hält und von gewagten Combinationen absieht. Deswegen ist auch von der Erwähnung der scharfsinnigen Vermuthung Th. Bergks kein Gebrauch gemacht worden, dass in dem Texte des Florus 2, 30 für das nicht nachweisbare Borma Ubiorum ara zu lesen ist. Dass in dem Text des Florus an dieser Stelle eine Lücke ist, halte ich aus sprachlichen Gründen für sicher; dass das Kapitel des Florus de bello Germanico in die Augusteische Zeit hinaufreicht, glaube ich im Bonner Jahrbuch LXXXV S. 38 dargethan zu haben.

Ich theile Hettners Ansicht, dass unter Augustus und Tiberius in Deutz wohl ein Erdkastell bestanden hat und eine Holzbrücke über den Rhein führte. Die Frage nach der Zeit der Anlegung des Deutzer Castrums scheint mir aber noch nicht spruchreif und wird es nicht werden, bis eine kritische Sammlung der zeitschriftlichen, baulichen und statuarischen Reste des römischen Köln vorliegt. (Vergl. Westdeutsche Zeitschrift VI S. 244 fg.)

VI.

Urnenharz.

Von

von Cohausen und Florschütz.

Mit einer Abbildung.

In den nordischen Mooren werden zum Oefteren die sogenannten Räucherkuchen (harpixkaker, rögelsekuger) gefunden: runde, scheibenförmige, oft in der Mitte durchbohrte Platten aus einer harzigen Masse, welche auf ihrer Oberfläche fest mit den Fingern zusammengeknetet erscheint. Diese Platten haben gemeiniglich einen Durchmesser von 15 cm bei $2^1/_2$ bis 5 cm Dicke. Ihre Farbe ist dunkelbraun, der Braunkohle ähnlich. An das Feuer gebracht brennen sie durchweg gleichmässig und ununterbrochen bis gegen das Ende mit heller Flamme und geben einen starken, angenehm-harzigen Geruch von sich. Der beim Verbrennen sich bildende Rückstand gleicht, so lange er noch warm ist, flüssigem Theer. Diese Kuchen treten oft in grösserer Anzahl zusammen auf. So berichtet Lisch[1]) von einem Funde von 14 grossen Harzkuchen, der im Jahr 1845 zu Tägarp in Schweden gemacht wurde; viele auch wurden in Dänemark erhoben, 5 z. B. in einem Moor auf Falster, 9 auf verschiedenen Plätzen Seelands (von ihnen 4 aufeinander geschichtet), und unterliegt es keinem Zweifel, dass seit jenem Bericht des mecklenburgischen Forschers die Anzahl dieser eigenthümlichen Fundgegenstände sich um ein Bedeutendes vermehrt haben wird.

Stücke derartiger sogenannter Räucherkuchen, meist kleineren Umfanges und in der Regel die Spuren von Gebrauch durch Feuereinwirkung an sich tragend, selten mit frischer Bruchfläche, sind als Grabbeigaben besonders der Urnenfriedhöfe schon seit Langem bekannt; und wenn sie auch mit wenigen Ausnahmen bis dato die Würdigung

1) Jahrbücher d. Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Jahrgang XXXII, S. 213.

noch nicht gefunden, welche sie verdienen, ihre Bedeutung uns unklar und ihre chemische Untersuchung noch vielfach unterlassen ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass wir in ihnen ebenso wie in den noch ganz erhaltenen Räucherkuchen die Ergebnisse einer fabrikmässigen vorgeschichtlichen Production mit ausgedehntem Handelsvertrieb zu erblicken haben. Ob diese Präparate, welche wir nach ihrem zuerst im Inhalt gewisser Aschenurnen beobachteten Auftreten als Urnenharz zu bezeichnen pflegen, ihren Ausgang nur von den nördlichen Ländern genommen, wie es ihre nach Norden zu steigende Frequenz vermuthen lässt, oder ob wir auch eine einheimische Production annehmen dürfen, ist eine Frage, der wir später näher treten wollen.

Gewöhnlich wird das Urnenharz als Grabbeigabe nur in verhältnissmässig kleinen Stücken von meist flacher Form in den Gräbern vorgefunden. Dieselben sind von dunkelbrauner, unter Umständen auch grau-schwärzlicher Färbung, und zeigen eine blasige, poröse Oberfläche, welche in eine homogene, pech- oder dunkelbernsteinartig gefärbte Masse mit scharfem, muscheligem Bruch übergeht. Nicht so gar selten sind sie durch und durch porös und schlackenartig, als Ausdruck einer stärkeren Feuereinwirkung. Sie brennen, besonders in der ersteren Form, sehr leicht und genau nach Art der Räucherkuchen; der dabei entwickelte Geruch erinnert an Räucherkerzchen oder brennenden Bernstein; in neuerer Zeit wird er als juften-(juchten-)artig, nach brennendem Birkenharz, bezeichnet. Das Urnenharz findet sich neben anderen Beigaben in der Mehrzahl der Fälle in der eigentlichen Begräbnissurne zwischen den verbrannten menschlichen Knochenresten; doch treffen wir es auch nicht selten in den Erdbestattungsgräbern der älteren Bronzezeit und haben es ebenso in vereinzelten Fällen bis in die Steinzeit zurückzuführen. Am häufigsten aber ist sein Auftreten in der beginnenden Eisenzeit, und liefern die Urnenfriedhöfe, welche dieser Periode angehören, die ergiebigste Ausbeute. So besonders der Friedhof von Borstel bei Stendal, welcher durch die Reichhaltigkeit seiner Funde an Urnenharz eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Der erwähnte, beim Verbrennen entwickelte aromatische Geruch des Urnenharzes hat von jeher den Gedanken nahe gelegt, in demselben ein vorgeschichtliches Räucherwerk zu erblicken, welches nach uns unbekannten rituellen Gebräuchen den Todten mit in das Grab gegeben wurde — nach Analogie vielleicht der römischen sogenannten Thränenfläschchen, von denen wir jetzt wissen, dass sie nicht zum Sammeln der Thränen der Leidtragenden dienten, sondern vielmehr von den-

selben, mit wohlriechenden Essenzen gefüllt, bei den Leichenconducten vorgehalten wurden, um später mit verbrannt oder der Asche beigefügt zu werden — eine Einrichtung, die bei den häufig so langen Aufbahrungen unter dem heissen italienischen Himmel, wie beim Verbrennungsprocess der Leichen selbst ebenso von ästhetischer wie sanitärer Bedeutung gewesen ist. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass gewisse Zauberbegriffe beim Gebrauch des Urnenharzes bei Bestattungen zur Geltung gekommen sein mögen. Fräulein Mestorf[1]) betonte mit Recht, dass Räucherungen mit würzigen Düften seit ältesten Zeiten gegen die Wichte und Elben, sagen wir im Allgemeinen: die bösen und feindlichen Geister, zur Anwendung gelangten — ein Brauch, der sich in vielen Orten noch bis zum heutigen Tag erhalten hat. Es möge gestattet sein, neben dem von dieser Autorin erwähnten Beispiel, bei welchem eine Frauensperson dem Erstickungstod nahe geführt wurde, auf einen ähnlichen Vorgang in einem Coburgischen Dorfe aufmerksam zu machen, wo vor wenigen Jahren ein altes Weib ihren Stall mit brennenden Wachholderbüschen (dem traditionellen Räuchermittel der Landbevölkerung) ausräucherte, um die Hexen von ihrer Ziege zu vertreiben, und dabei ihr ganzes Anwesen in Asche legte. Und wenn wir andrerseits berücksichtigen, dass jetzt noch bei der Mehrzahl der Culte die aus den entlegensten Perioden überkommenen Räucherungen mit Weihrauch (die alten Rauchopfer) einen Theil der vorgeschriebenen Ceremonien ausmachen, so ist die Wahrscheinlichkeit nicht von der Hand zu weisen, dass in der That das in den prähistorischen Gräbern gefundene Urnenharz eine wirkliche, dem Cultus der Bestattung zugehörige Bedeutung gehabt hat.

Eine weitere Auslegung gibt ihm Dr. Heintzel[2]). Ausgehend von dem Gebrauch des Birkentheers in Russland als specifischen Mittels gegen Gicht und Rheumatismus, neigt er zu der Vermuthung, dass die in Rede stehenden Harzstücke als Amulete gegen derartige Krankheiten von den Vorfahren getragen worden seien, wie der Bernstein jetzt noch getragen wird, weil er „die (rheumatischen) Flüsse anzieht." Eine Bestätigung seiner Ansicht fand er in dem Umstande, dass einzelne Stücke Zahneindrücke aufweisen und deswegen wohl gegen Zahnschmerz angewendet worden sein dürften, ganz abgesehen von der

---

1) Verhandlungen d. Berliner Gesellschaft f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch. Jahrgang 1881, S. 167.

2) Ebendaselbst. Jahrgang 1880, S. 376.

weiten Verbreitung des Urnenharzes und seinem Vorkommen selbst in ärmlichen und kleinen Urnen. Wir möchten uns dieser Auffassung nur bedingt anschliessen und eine wirklich medicinisch-hygienische Bedeutung nur in den bei der Bestattung vorgenommenen Räucherungen erblicken.

Aber wir finden das Urnenharz nicht bloss in Gräbern; wir entdecken ganz gleiche Stücke zuweilen an anderen Plätzen vorgeschichtlicher Bethätigung, wie z. B. in den Erd- (Trichter- oder Erdhöhlen-) Wohnungen, wo sie unter all dem Gemeng von Kohlen und Asche, zerschlagenen Thierknochen und primitivsten Topfscherben, durchaus nicht den Eindruck machen, als seien sie dereinst nur zu Räucherzwecken benutzt worden, sondern in ihrer gleichzeitigen Vergesellschaftung mit Artefacten aus Stein und Knochen uns auch auf eine technische Verwerthung ihres Materials himleiten.

Es ist die dem Harz inwohnende Klebkraft, welche dasselbe als Binde- und Dichtungsmittel den Alten nach den verschiedensten Richtungen verwendbar erscheinen lassen musste. Wir besitzen hierfür genügende Beweise.

Nur vorübergehend wollen wir der im Allgemeinen seltenen Benutzung des Urnenharzes zur Verzierung älterer Bronzen Erwähnung thun, wo es sich auf Schwert- und Dolchgriffen, auf dem Boden von Hängeurnen, sowie auf den Tutuli und anderen Gegenständen in Vertretung von Niello oder Email als dunkelbraune Einlage zeigt. Von grösserer Wichtigkeit ist uns seine Anwendung als Bindemittel für die primitiven Werkzeuge und Waffen. Hat sich auch bei derartigen Fundstücken aus unseren Gegenden in der Regel nichts von ihm erhalten, indem durch ungünstige Bodenverhältnisse alle organischen Bestandtheile: die Holzstiele der Steinbeile, die Schäfte der Pfeile, die Fassungen der Kelte, ihre Verschnürungen u. s. w. längst einer vollständigen Auflösung verfallen sind, so gestatten uns doch die Erhebungen aus den Torfmooren, besonders aber aus dem Schlamm der Pfahlbauten manchen Schluss auf die ausgedehnte Anwendung eines derartigen Kittes, welcher besonders für die Befestigung der Feuersteingeräthe gedient zu haben scheint. Herr Gross, Neuveville, theilt uns mit, dass letztere im Allgemeinen in ihren Griffen mittels eines schwärzlichen Harzes befestigt seien, welches beim Brennen einen angenehmen Duft verbreitet und nach der chemischen Analyse aus Birkentheer besteht. Doch fand er daneben auch einige Male eine schwärzliche Masse, welche vollständig das Aussehen und den Geruch von Asphalt besass. Von dieser Masse war der Boden eines Gefässes noch

ganz bedeckt, und er vermuthet, dass dieser Stoff ebenfalls zu dem gleichen Zweck benutzt wurde. Ebenso fand er in einer Pfahlbaustation der Steinzeit einen länglichen Stein, der an beiden Enden mit Asphalt bekleidet war und sichtlich dazu gedient hatte, dieses Material zu verarbeiten. Herr Leiner, Constanz, welcher nur bei den Feuersteinsägen eine Einkittung in ihre Holzfassung beobachtet hat (nicht bei Hirschhornfassung!) bezeichnet uns die Kittmasse als Erdpech, besitzt aber das Fragment eines Thontopfes aus Bodmann mit einem cylindrischen Handstein, welche beide Reste von Pech an sich tragen und ganz den Eindruck hervorrufen, als ob man mit dem Stein in dem Topf herumgerührt habe. Herr Keller[1]) berichtet ebenfalls von der Einkittung der Silexsägen mittels Erdpeches. Wegen des hohen Interesses, welche diese zierlichen Fundgegenstände der Pfahlbauzeit — man möchte sie fast als prähistorische Taschenmesser bezeichnen — bei jedem Beschauer erwecken müssen, bringen wir seine Mittheilung wörtlich. Er schreibt: „Spähne von 3" Länge und $1^1/_2$" Breite, auf der einen Seite flach, auf der anderen mit scharfem Rücken und 2 Längsflächen sind mit der Kante in ein Stück Ebenholz von der Form eines Weberschiffchens wie in eine Scheide eingefügt und mit natürlichem Erdpech (Asphalt) befestigt. Es war eine kleine Säge und der hölzerne Rücken erleichterte das Anfassen, wie er dem mit Zähnen versehenen Stück Feuerstein Stärke gab, da nur ein kleiner Theil mit den Zähnen vorstand." Zwei sehr hübsch gearbeitete Exemplare im Museum zu Friedrichshafen sind in ihrer Fassung zum Anhängen durchbohrt; das eine zeigt dabei seine Kittmasse auffällig stark zu beiden Seiten neben dem Steine hervorgequollen. Endlich bringt Desor in seinen „Pfahlbauten des Neuenburger Sees" die Abbildung einer Pfeilspitze aus Feuerstein, welche an ihrer Zunge noch eine dichte Auflagerung von „Cement oder Erdpech" trägt, und von einer Pfeilspitze aus Knochen, die noch deutlich ihre Befestigung an den Schaft mittels „Pech und Faden" erkennen lässt.

Gegenüber diesem, ursprünglich jedenfalls sehr häufigen Vorkommen ist es auffällig, dass die in so unendlicher Masse und vielfach noch in ihren Schäften gefundenen Steinkelte zuverlässige Spuren einer derartigen, doch sehr nahe liegenden Befestigungsart nicht aufzuweisen

1) Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band IX: Die keltischen Pfahlbauten in den Schweizerseen, beschrieben von Dr. Ferd. Keller S. 75.

haben. Nach den gütigen Mittheilungen der Herrn Leiner und Gross scheinen dieselben nur mechanisch eingefestet gewesen zu sein. Der Pfahlbau Bodmann z. B. (Leiner) hat im letzten Winter sehr viele Geräthe von allen möglichen Gesteinsarten: Nephrit, Jadeit, Eklogit, und Amphiboliten, auch von Feuerstein ergeben, welche noch in ihren Düllen steckten; „aber sie lottern alle lose in denselben und beim Herausnehmen sieht man nichts von Kitt; nur vom Uferschlamm ist Letten in die Ritzen und Höhlungen eingetreten. Auch die zahlreich mit ihren Holzschäften erhobenen Hirschhornhacken zeigten keine Einkittung; dagegen bemerkte man an einer derselben, bei welcher die Einfügung noch besonders deutlich erhalten schien, dass diese durch Keile von Hirschhornstiften bewerkstelligt war, wie wir jetzt noch die Handhaben der Hämmer und Aexte einkeilen.“ In Gegensatz hierzu hat Herr Gross verschiedene Düllen aus Hirschhorn gefunden, deren Inneres mit einer Lage von Birkenrinde bekleidet war, wodurch er zu der Annahme gelangt, dass die Steinkelte in den meisten Fällen wohl mit solcher Rinde umgeben in das Schaftloch eingelassen wurden, um alle Lücken auszufüllen und der Einfügung auf diese Weise die nöthige Festigkeit zu verschaffen. Ob freilich trotz dieser Beobachtungen auch nicht bei den Kelten und Beilen zeitweilig ein harziger Kitt zur Verwendung gekommen ist, auch wenn derselbe vielleicht nur zur grösseren Festigung der — oft nachgewiesenen — Umschnürung dieser Steinwaffen und Werkzeuge mit ihren Schäften bestimmt war, bleibt bei der grossen Vergänglichkeit des Materiales zum Mindesten zweifelhaft; beobachten wir doch bei den Polynesiern und anderen noch in der Steinzeit befindlichen Völkern eine ganz analoge Befestigungsweise, die in Australien z. B., am Murrayfluss, durch das Harz des Grasbaumes ausgeführt wird.

Auch eine andere technische Verwerthung des Urnenharzes (sowie des Erdpechs) hat schon früh die Aufmerksamkeit der Anthropologen erregt: seine Benutzung als Bindemittel für beschädigte Thongefässe. Dieses Verfahren ist ebenfalls bis in die Steinzeit zurückzuführen. So berichtet u. A. Lisch[1]) von einer Urne aus einem steinzeitlichen Grab zu Moltzow, welche an einer ausgesprungenen Stelle mit einem Stück Scherbe von einer anderen Urne durch einen Kittverband ausgeflickt war. Die Untersuchung ergab mit Sicherheit, dass der Teig,

1) Jahrbücher d. Ver. f. mecklenb. Geschichte u. Alterthumskunde, Jahrg. XXXVIII, S. 98.

mit welchem die Scherbe in die Lücke eingekittet war, aus demselben braunen Harz bestand, aus welchem die Räucherkuchen gefertigt sind. Es brannte in heller Flamme, indem es schmolz und endlich verkohlte, und gab den eigenthümlichen angenehmen Geruch. Er erzählt ferner von einem anderen Gefässe aus einem Begräbnissplatz der Bronzezeit zu Sietow bei Röbel, an welcher Urne auf der Aussenfläche, nicht durchreichend, ein Stück ausgesprungen war. Man fand diese schadhafte Stelle mit dem gleichen Kitt ausgefüllt, der bei der Verbrennung an Birkentheer und Harz erinnerte. Herr Leiner berichtet von einem hübschen Krug aus Bodmann, der augenscheinlich schon kurz nach seiner Fertigung gesprungen war und Reste von Kitt erkennen liess. „Die abgesprungene Kittmasse zeigte ganz deutlich die Furchen des alten Sprungs. Die Masse selbst ist grauschwarz von anhaftendem Uferschlamm und zeigt Eindrücke wie von Fingern und Fingernägeln. Sie brennt an der Flamme mit russendem und etwas nach Pech riechendem Lichte, wird dann matt kohlenschwarz, verbrennt weiter, wenig erdige Masse zurücklassend und die Spitzen der Pincette mit einem schwarzgeschmolzenen Ueberzug bekleidend". Fräulein Mestorf erwähnt einer mit solchem Kitt restaurirten Urne im Kieler Museum; wir selbst erinnern uns eines Gefässes aus dem Züricher Museum, bei welchem ein abgeschlagener Henkel angekittet ist — und es würde sich wohl eine ganze Reihe dieser seltenen Funde zusammenstellen lassen, da jetzt fast jedes grössere Museum im Besitz derartig reparirter Keramik sich befindet.

So treffen wir das Urnenharz, selten zwar, aber in durchaus maassgebender Weise für seine dermalige technische Verwerthung als Binde- und Befestigungsmittel; mit ihm und zu gleichem Zweck verarbeitet in den Schweizer Pfahlbauten das natürliche Erdpech — den Asphalt. Auf Grund der angeführten Beobachtungen scheint an letzteren Plätzen die Anwendung des Urnenharzes mehr auf den Westen beschränkt, und das Erdpech im Osten, besonders im Bodensee, zu überwiegen. Die Beschaffung dieses Materiales war eine verhältnissmässig leichte und es brauchte aus nicht zu grosser Ferne beigeholt zu werden. Finden sich doch im Val de Travers im Canton Neuenburg mächtige Asphaltminen, die jetzt noch bei einer Lagerung von oft 6 Meter Mächtigkeit in grossem Massstab ausgebeutet werden. Man möchte demnach annehmen, dass der Asphalt für die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten das ursprünglichere Material gewesen sei, während das Urnenharz von weiter her, von Norden eingeführt wurde. Doch er-

scheint hier grosse Vorsicht geboten. Es haben noch viel zu wenig eingehende Untersuchungen der Objecte stattgefunden und scheint bisher auf die exacte Benennung der einzelnen Kittfunde vielfach zu wenig Werth gelegt worden zu sein, um bereits jetzt ein gewisses gegenseitiges Verhältniss dieser beiden Materialien festzustellen und aus demselben irgend welche Schlussfolgerungen zu ziehen.

Eine sehr bedeutende Rolle hat endlich das Urnenharz als Dichtungsmittel gespielt. Abgesehen von seiner Verwendung zum Verschliessen der Fugen hölzerner Gefässe, unterliegt es nunmehr keinem Zweifel, dass eine grosse Zahl der prähistorischen Thongefässe durch die Anwendung dieses harzigen Stoffes wasserdicht und dadurch für ihren eigentlichen Zweck erst brauchbar gemacht worden sind. Der mangelhafte und ungleichmässige Brand, welchem diese frühesten Erzeugnisse der Keramik im offnen Herdfeuer unterworfen wurden, machte eine künstliche Verdichtung ihrer Masse nothwendig, wenn dieselbe keine Flüssigkeit mehr durchlassen sollte, und alle Töpfe, welche zu Kochzwecken dienten (aus welchen nebenbei bemerkt Dr. Heintzel stets noch Fett ausziehen konnte), verdanken ihre schwarze Farbe weniger der Einschwelung durch Rauch als einer Harzimprägnirung. Die spätere Dichtung der Amphoren und Schläuche mittels Pech, unser heutiges Auspichen der Fässer ist eine rationelle Fortsetzung dieses uralten Gebrauches. Ein interessantes Beispiel für die erwähnte Art der Harzanwendung gibt uns u. A. der zum Auffangen von Flüssigkeiten bestimmte Opferkessel, welchen Dr. Lisch bei seiner bekannten Oeffnung der grossen Hügel von Peccatel gefunden hat. Dieser Kessel von 3 Fuss Durchmesser und 2 Fuss Tiefe befand sich auf einem Unterbau von lehmigem Sand und war von durchaus regelmässiger, runder Form. Am Boden war er mit kleinen Feldsteinen ausgelegt; seine ungefähr 2 Zoll dicke Wand war aus lehmhaltigem Sand aufgemauert, an Ort und Stelle festgebrannt und von Russ und Theer oder Fichtenharz schwarz gefärbt, und durchaus so fest, dass sie mit der Hacke freigelegt werden und einen Menschen tragen konnte. —

Trotz seiner ausgedehnten Anwendung und Verbreitung ist das Urnenharz bisher nur vereinzelt einer chemischen Untersuchung unterworfen worden. Man begnügte sich mit den allgemeinen Erscheinungen, welche es beim Brennen hervorruft, und welche ziemlich gleichartig geschildert werden. Anfänglich war man, von der Ansicht ausgehend, dass es nur zu Räucherzwecken verwandt worden sei, geneigt, in demselben ein ausländisches, von Osten oder Süden importirtes Räucher-

werk zu erblicken, wie ein solches sich in den Ludwigsburger Fürstenhügeln in grosser Menge in zwei Broncecysten vorgefunden hat und durch Dr. Heintzel als Weihrauch bestimmt wurde. Gegenwärtig dürfte die Frage durch die sorgfältigen Untersuchungen, welche derselbe Gelehrte an verschiedenen Stücken aus dänischen Torfmooren und Urnen, sowie aus niedersächsischen Gräbern anstellte, wenigstens für den Norden entschieden sein. Er konnte nachweisen, dass alle diese Harze aus denselben Substanzen: Birkenharz und Bienenwachs, hergestellt worden sind. Bei trockner Destillation zeigten sie zunächst den süssen lieblichen Geruch (Juftengeruch, welcher auf ein Präparat von Betula alba oder odorata schliessen lässt und dem Urnenharz den Ruf eines Räuchermittels verschafft hat); später entwickelten sich die Dämpfe des unvollständig verbrennenden Wachses. Ein bräunliches, unangenehm riechendes, klebriges Oel destillirte über, welches sich in Aether leicht löste. Die filtrirte und im Wasserbad eingedampfte Lösung ergab ein röthlich-gelbes Harz von ungemein starker Klebkraft und prachtvollem, balsamischem Geruch. Uebergiesst man dieses Harz wieder mit Aether und giesst die gelbliche Flüssigkeit rasch ab, so bleibt ein weisser, klebriger Stoff zurück, welcher die Eigenschaften des Wachses zeigt. Wird die ätherische Lösung des wohlriechenden gelben Harzes mit Natronkalk versetzt, zum Trocknen gebracht und destillirt, so tritt als Destillationsproduct ein gelbes, bald verharzendes Oel auf, das den ausgeprägtesten, reinen Juftengeruch besitzt. Dieses Juftenöl aber ist ein Derivat des Birkenharzes. (Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthr. Ethn. und Urgeschichte 1880, 10. Dec.). In einer uns freundlichst gemachten Mittheilung bestätigt Herr Dr. Heintzel nochmals, dass das Urnenharz, wie es als Beigabe in den Brandurnen gefunden wird, in seinen Hauptbestandtheilen unzweifelhaft ein Derivat der Birke ist. „Wie es aus dieser aber hergestellt wird, kann bisher nur vermuthet werden; nur die wirkliche Synthese der Substanz würde Aufschluss verschaffen. Neben der, der Birke entnommenen Substanz, welche kein wirkliches Harz, sondern ein Wachs sein wird, findet sich Bienenwachs im Urnenharz und ist dieses also eine Composition.“

Auch frühere Untersuchungen, z. B. die des Professor Berlin zu Stockholm, haben auf die Abstammung des Urnenharzes von der Birke — nach Professor Berlins Ansicht von der Birkenrinde — hingewiesen. Gleichzeitig nahm er einen Zusatz von Bernstein an. Ein merkwürdiges Fundstück schien diese Erklärung zu stützen. Dasselbe besteht aus einer gebogenen ovalen Bronceplatte von ungewisser Be-

stimmung, welche mit einer Partie prächtiger, ungewöhnlicher Gold- und Broncesachen in einem Grabhügel auf Fühnen erhoben wurde. Diese Platte ist auf beiden Seiten mit einer verhältnissmässig dicken Lage von Urnenharz überzogen und in derselben ist eine Menge grösserer und kleinerer Stücke von Birkenrinde und Bernstein festgeklebt.

Tannen- und Fichtenharz konnte nicht nachgewiesen werden. Doch gelang es von Sehestedt aus Fichtenharz ein Präparat herzustellen, das, nachdem es einige Jahre gelegen hatte, mehr und mehr die Farbe des Urnenharzes annahm und genau den Duft des ächten antiken Harzes entwickelte.

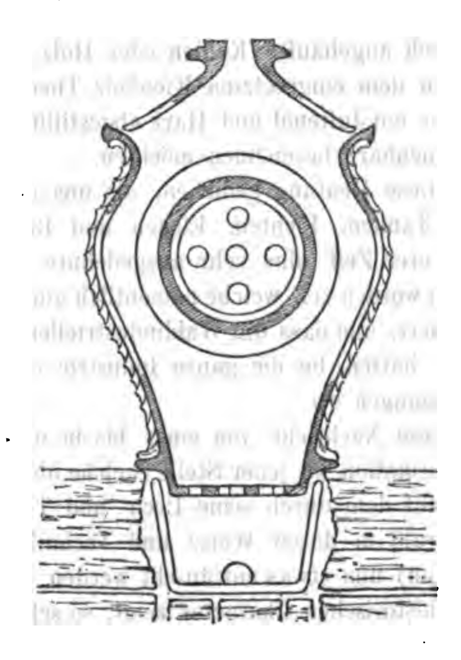
Nachdem auf diese Weise, besonders durch die Arbeiten des H. Dr. Heintzel, die Natur des nordischen Urnenharzes festgestellt worden ist und auch die Untersuchung des Urnenharzes der Pfahlbauten, wie oben erwähnt (Dr. Gross) auf ein Derivat der Birkenrinde hingeführt hat, sämmtliche Stücke des Harzes aber an den verschiedenen Fundstellen das gleiche äussere Verhalten und die gleichen äusseren Erscheinungen beim Verbrennen ergeben, dürfte der Schluss nahe liegen, dasselbe als ein allgemeines Handelsproduct aufzufassen, das seinen Ursprung im Norden genommen und fabrikmässig in den sogenannten Räucherkuchen dargestellt wurde. Es spricht dafür das häufige Auftreten, besonders dieser Kuchen, im Norden und ihre Fabrikation aus gewissen, noch nicht genau festgestellten Bestandtheilen der Birke, welche ja heute noch als der hauptsächlichste Baum der nördlichen Länder betrachtet wird. Dagegen aber wäre einzuwenden, dass wie vieles Andere so auch das Harz bei uns im Laufe der Zeiten vergangen sein kann, während es in den nordischen Torfmooren die besten Bedingungen für seine Erhaltung vorfand, und dass ferner die Birke überall und besonders auch an den Schweizer Seen heimisch gewesen ist. Besteht doch ein guter Theil der Pfähle in den Lacusteransiedlungen aus Birkenholz, und weist die Mittheilung des H. Dr. Gross über die Befestigung der Kelte in ihren Schäften mittels Birkenrinde mit Sicherheit auf eine vielseitige Benutzung dieses Baumes.

Die Frage ist eben noch nicht spruchreif und wird es erst dann werden, wenn womöglich Stücke einer jeden Fundstelle einer genauen chemischen Analyse unterworfen worden sind und damit der Nachweis geliefert werden kann, ob das Urnenharz überall das gleiche ist, oder ob es nicht grössere oder kleinere Abweichungen seiner Composition zeigt, welche auf verschiedene örtlich von einander getrennte Fabrikationsplätze hinweisen. Ebenso wird man gleichzeitig seine Aufmerk-

samkeit auf alle prähistorischen Gegenstände zu lenken haben, welche zur Bereitung dieser im Alterthum so allgemein gebrauchten Masse in Beziehung gestanden haben könnten, und würden derartige, zuverlässige Localfunde von höchstem Werthe sein.

Einen nicht unwichtigen Fingerzeig in dieser Richtung gibt ein sehr eigenthümliches Thongefäss, welches durch Herrn Professor Kurtz in Ellwangen dem Museum zu Wiesbaden freundlichst übermittelt wurde. Es besteht zwar nur aus grösseren Scherben, doch liess sich nach denselben eine genaue Zeichnung entwerfen, welche nebenstehend in $^1/_8$ Grösse wiedergegeben ist.

Es ist aus einer rauhen, schwarzgrauen Thonmasse gefertigt von einer Härte, welche das gewöhnliche Töpfergeschirr übertrifft, aber die des Steinzeugs nicht erreicht, also jener der fränkisch-allemannischen Töpfe gleich ist. Das Gefäss ist 40 cm hoch, oben 28, im Bauch 30 und unten 15 cm weit, und wird durch sechs senkrecht verlaufende, eingekniffene Wülste, wie wir diese an Urnen im Wallburgcharakter zu



sehen gewöhnt sind, verstärkt. Eigenthümlich aber ist, dass sein Boden mit fünf, 2 cm weiten, runden Löchern — vor dem Brand — durchbohrt ist und 3 cm höher auf der Aussenseite eine ringsumlaufende Leiste angebracht ist, als sollte das Gefäss in das Loch einer Herd-

platte eingesetzt werden. Als Schluss dient ihm ein flach kegelförmiger Deckel, dessen wohlgestalteter Knopf gleichfalls mit einem 2 cm weiten Loch durchbohrt ist. Die Arbeit ist überhaupt sauber auf der Töpferscheibe aufgedreht, aber nicht abgedreht.

Aussen und mehr noch innen ist das Gefäss stellenweise mit einer schwarzen, rauhen und bröckligen Kruste überzogen, von welcher kleine Stückchen an der Lichtflamme einen harzigen, aber nicht unangenehmen Geruch verbreiten.

Von solchen Scherben soll nun im Walde von Schrezheim, 3 km südwestlich von Ellwangen, eine grosse Menge umherliegen und sich auch noch in anderen Waldungen der Umgegend unter der Moosdecke vorfinden.

Stellt man sich nun den Topf vor als eingesetzt in einen aus wenigen Steinen gebildeten Herd, so dass unter ihm Platz für ein anderes Gefäss bleibt, in welches der Inhalt des oberen abtropfen kann, — im oberen aber Kienholz oder Birkenrinde aufgeschichtet, den Deckel und später auch seine Oeffnung im Knopf mit Thon verstrichen, lätirt, das Ganze ringsum durch angehäufte Kohlen oder Holz der Hitze ausgesetzt, — so wird von dem eingesetzten Kienholz Theer und Pech, von der Birkenrinde aber ein Juftenöl und Harz abdestilliren und abtropfen, welches wir als Urnenharz bezeichnen möchten.

So weit war diese Deutung gediehen, als uns mitgetheilt wurde, dass in jenen aus Tannen, Fichten, Eichen und Birken bestehenden Waldungen in früherer Zeit eine sehr ausgedehnte Theer- und Harzproduction betrieben worden sei, welche namentlich auch Wagenschmiere und Schmieröl geliefert, und dass die Waldindustriellen auch diese Töpfe sich selbst gefertigt hätten, bis die ganze Industrie zu Anfang unseres Jahrhunderts eingegangen sei.

Wenngleich diese Nachricht von einer bis in unsere Zeit hineinreichenden Theerfabrikation an jener Stelle (welche übrigens an anderen Plätzen, wie z. B. auf dem durch seine Pech- und Theersiedereien bekannten Thüringerwald in dieser Weise und Technik nirgends nachgewiesen werden kann) uns etwas enttäuscht werden liess, da der Topf einen durchaus prähistorischen Character zeigt, so scheint uns derselbe doch aus eben diesen Gründen und wegen der sonst nicht vorkommenden Verbindung der beiden Gewerbe: der Theerschwelerei, wahrscheinlich mit Kohlenbrennerei verbunden, mit der Töpferei, nach seiner Form und Verwendung in das früheste Alterthum hinaufzureichen und uns einen ersten Aufschluss über die Gewinnung des Urnenharzes auf

dem Wege der trockenen Destillation aus den harzigen Bestandtheilen der Birke, vielleicht auch gewisser Nadelhölzer und unter Umständen schon mit gleichzeitigem Zusatze von Wachs der wilden Bienen zu verschaffen.

Jedenfalls würde es ein lohnendes Unternehmen sein, derartigen durchbohrten Töpfen, zumal wenn dieselben Harzreste zeigen, in den Museen und auf prähistorischen Fundstellen weiter nachzuspüren; man wird durch dieselben und durch ihnen verwandte Funde dann wohl bald zur Lösung der noch offenen Frage gelangen.

VII.

Die vorrömischen, römischen und fränkischen Gräber in Andernach.

Von

Constantin Koenen.

Zwischen Coblenz und Andernach treten die Gebirge, welche oberhalb und unterhalb dieser Orte die Ufer des Rheines begrenzen, in weitem Bogen zurück und bilden das Neuwieder Becken. Der Rand desselben zeigt Terrassen, die bis 130 ja 250 m hoch und mit Flussgeschiebe, Lehm, Löss und verschiedenartigen alluvialen Massen bedeckt sind. Die Thalebene selbst trägt Rheinablagerungen, aus denen hier und da eine erhöhte Strecke hervorragt. Diese Erhöhungen der Ebene, seit Menschengedenken von keinem Hochwasser berührt, sind von einem Bimssteinmantel bedeckt, der sich von dort über die höheren Stromufer und über das Gebirge erstreckt in einer Ausdehnung von 40 Quadratmeilen und zwar in ziemlich gleichmässiger Schichtenfolge, die im Andernacher Bezirk eine Mächtigkeit von 12 bis 20 Fuss besitzt, aber von hier entfernt immer schwächer wird und an den Rändern der Ausbreitung nur noch dünne Lagen aufweist.

Beim Abdecken des Bimssteins fanden sich, denselben durchschneidend, zahlreiche Leichenbrand- und Skeletgräber. Im Laufe der Zeit hatte man auch dem Boden der Ebene bei Strassen-, Haus- und Bahnbauten eine grosse Anzahl alterthümlicher Funde abgewonnen. Eine planmässige archäologische Ausgrabung unternahm jedoch erst das damals neu gegründete Rheinische Provinzialmuseum in Bonn. Professor Schaaffhausen berichtete 1868 in seiner Abhandlung „Ueber germanische Grabstätten am Rhein" (vgl. Jahrb. XLIV u. XLV, S. 85) über die früheren Andernacher Grabfunde. Darauf, im J. 1879, begann der damalige Direktor des Provinzialmuseums in Bonn, Herr Professor Dr. E. aus'm Weerth eine planmässige Aufdeckung der dortigen Grabfelder und vertraute diese Untersuchung meiner Leitung an.

Die Ausgrabungen in Andernach, welche am 28. April 1879 begon-

nen und mit zeitweiser Unterbrechung bis zum 13. April 1881 fortgesetzt wurden, ergaben eine überaus grosse Anzahl von Todtenwohnungen aus der letzten vorrömischen, den verschiedenen Perioden der römischen und der fränkischen Zeit, welche theilweise einfach, theilweise auf das Kostbarste ausgestattet, vielfach auch beraubt waren. Alle Fundgegenstände wurden dem Provinzialmuseum in Bonn einverleibt. Abgesehen von ihrem lokalgeschichtlichen Interesse haben diese Ergebnisse eine geradezu grundlegende Bedeutung für die römische und nachrömische Gräberkunde, insbesondere für ein Verständniss der verschiedenen Uebergänge von der einen in die andere Culturepoche und für eine chronologische Bestimmung der verschiedenartigen Hinterlassenschaften, wie vornehmlich für eine Zeitbestimmung der Thongefässe. Aber auch für den Naturforscher geben die Resultate der Andernacher Ausgrabungen einen Fingerzeig, insofern als selbst die Gruben der vorrömischen Gräber die Humuslage, stellenweis auch die verschiedenen Schichten des Aschenmantels durchschnitten und bis in das Liegende desselben hineinreichten.

Ich beschränke meinen Fundbericht auf das Thatsächliche der bei den Ausgrabungen in Betreff der Aschentöpfe oder Skelette, sowie der Beigaben, und vor Allem der vielen Münzen gemachten archäologischen Beobachtungen.

I. Die vorrömischen Gräberfunde.

1. Die jüngste prähistorische Uferterasse hat gleich südlich des westlichen Stadttheiles von Andernach, am Fuss des weit über dieselbe hervorragenden Kranberges den Namen „Kirchberg". Durch die Mitte des letzteren schneidet ein Hohlweg nach Mendig. Ein zweiter, tief eingefurchter Strassenzug begrenzt den Kirchberg westlich; ein dritter, der von Andernach nach Mayen führt, östlich. Oestlich des letzteren führt der bezeichnete Uferrand den Namen „Martinsberg" und zwar bis zu „St. Thomas", dem südöstlich von Andernach gelegenen, mehr abgeflachten Ufer.

Der Fuss dieser mit verschiedenen, den kirchlichen Anlagen des Mittelalters entnommenen Namen, wird streckenweis von einer Strasse begrenzt, die vom Westtheil Andernachs über St. Thomas nach der Nette Mühle führt. Oestlich letztgenannter Linie erstrecken sich die Coblenzer- und die Rheinuferstrasse.

Auf dem genannten Martinsberg, der vor seinem starken Ab-

hange die von Schaaffhausen beschriebene paläolithische Ansiedelung trug, stiess man mehrfach auf Skeletgruben, welche die obersten vulkanischen Aschenschichten durchschnitten. Auf dem hier befindlichen Grundstück einer Wittwe Graf lag ein solches Grab unter einer der dort weit verbreiteten Leichenbrandstätten der ersten römischen Kaiserzeit. Der Schädel des Skeletes ist dolichocephal nach Art der Köpfe aus historisch bestimmbaren, germanischen Grabstätten.

2. Nur wenige Schritte nördlich, auf dem Grundstücke des Herrn Bärsch in Andernach lagen in einer solchen, von Antiquar Schmitz geöffneten Grube, neben Skeletresten folgende Sachen: a. grosser eiserner Reif mit an demselben haftenden Stückchen Erzblech, das durch Grünspan sehr angegriffen ist; er rührt augenscheinlich von einem Eimer her, wie solche in Gräbern der La Tène-Zeit nicht selten sind. — b. Kochtopf, Taf. IV, Fig. 1; 18 cm hoch, oben 10½ cm Oeffnung, in der Mitte der Bauchung zwei sich einander gegenüber stehende, nach oben geöffnete Schnurösen zeigend; sein Thon ist stark mit Quarzsand vermischt; die Farbe erscheint schwarzbraun; ein Anschlag klingt wie ein solcher, den man gegen Holz richtet. — c. Erzring, Taf. IV, Fig. 2; 8 cm Dm.; verdünnt sich drahtförmig, hier zwei Spiralwindungen zeigend. Nach Aussagen des Finders waren diese Fundstücke mit Steinstücken belastet, eine Erscheinung, die Gräbern der Eisenzeit nicht fremd ist.

3. Ackerer Tommes, der damals zeitweis die Grabungen für Professor aus'm Werth beaufsichtigte, fand in 1 Meter Tiefe, auf der Sohle einer dieser Gruben neben Skeletresten vom Menschen die Taf. IV, Fig. 3 bis 5 abgebildeten Hohlringe und einen schwach gebrannten Teller braungrauer Farbe. Tommes gab mir an, der Halsring, Fig. 3, habe die Halswirbel des Skeletes, der Fig. 4 dargestellte, welcher in 2 Exemplaren erschien, das Handgelenk des Skeletes umgeben, während Fig. 5, ebenfalls 2 mal vorgefunden, das Fussgelenk des Todten schmückte. Die Ringe sind in natürlicher Grösse wiedergegeben; Fig. 4 hat nur 5,1 cm inneren Durchmesser, ist also wohl zu klein für das Handgelenk eines Erwachsenen; Fig. 5 könnte jedoch für ein solches verwendet worden sein. Der grösste Ring, dessen innerer Durchm. 13 cm beträgt, ist augenscheinlich mit einer Vorkehrung versehen, die das Oeffnen desselben ermöglichte, auch er ist bis auf den Schlussknopf hohl. Der letztere hat daher auch eingefurchte Ornamente, während die übrigen getrieben sind. Ich möchte daran erinnern, dass auf rheinischen Grabsteinplatten Soldaten darge-

stellt sind, deren Hals durch einen Ring, wie Fig. 3, geschmückt ist. Unterhalb dieses Ehrenzeichens hängen an breiten Bändern zwei Ringe (armillae), derart wie Fig. 4 (vgl. L. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung u. s. w.; Braunschweig 1882; Taf. I, Nr. 1).

4. Vor dem Burgthor in Andernach, auf der Oberfläche des Zervas'schen Grundstückes, gleich östlich neben der Coblenzer Strasse, fand man das Fig. 6 abgebildete „Regenbogenschüsselchen" aus Silber. Das Fig. 7 wiedergegebene, ebenfalls aus Silber, wurde von Schmitz auf dem Martinsberg in der Asche einer der augusteischen Zeit angehörenden römischen Leichenbrandstätten angetroffen. Die Fig. 8 dargestellte gallische Erzmünze hob Schmitz im „Langentrog" bei Andernach, zwischen dem rechten Netteufer und der vom Burgthor in Andernach nach Kettich führenden Römerstrasse auf, wo Fundamente eines grösseren Römerbaues zum Vorschein kamen. Die anderen hier zu Tage geförderten Münzen sind römischer Herkunft, zumeist aus der Zeit der Constantine. Die Fig. 9 und 10 wiedergegebenen gallischen Erzmünzen (Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens, Berlin 1860, setzt die letzteren in die Blüthezeit des Arvernerstaates im siebenten Jahrh. Roms) fanden sich merkwürdigerweise, nach der Aussage von Schmitz, in einem auf dem Kirchberg zu Andernach geöffneten Merovingergrab. Den Guttae iridis entsprechend, sind auch die abgebildeten auf einer Seite convex, auf der anderen concav.

Wie aus der Zeitstellung der frührömischer Zeit angehörenden Leichenbrandstätten des Martinsbergs und dem Umstande zu ersehen, dass eine r. ustrina auf einem der vorbeschriebenen Gräber errichtet worden ist, sind die letzteren in eine Zeit zu setzen, die der Anlage von mit festgebrannten Thongefässen und Münzen des Augustus ausgestatteten Todtenwohnungen, welche im folgenden Abschnitte Besprechung finden, vorangegangen ist. Dass diese Sachen jedoch der Entstehungszeit jener augusteischen Leichenbrandgräber nicht fern stehen, bezeugt der Stil dieser Fundstücke im Vergleich zu den älteren einheimischen Hinterlassenschaften der La Tène-Zeit.

II. Die römischen Gräber.

A. Die frührömischen Leichenbrandgräber.

a. Lage der Gräber und Brandstätten.

Auf dem Martinsberg in Andernach fanden sich auch die ältesten Gräber mit festgebrannten Thongefässen und Münzen der ersten rö-

mischen Kaiserzeit. Solche kamen auch auf dem nordöstlichen Theile des Kirchberges, gleich östlich neben dem Hohlwege zum Vorschein, der von Andernach über Niedermendig nach der Eifel hin führt; einige wenige sind auch vor dem Burgthor, südlich der Coblenzer Strasse, beobachtet worden.

Sie zeigten sich in nicht ganz regelmässig wiederkehrenden Reihen und Abständen von 2—3 Meter und zwar scheinbar in einer, sich nach dem Laufe der bezeichneten Strassen richtenden Lage. Sowohl auf dem Kirchberg als auch vor dem Burgthor erschienen die Gräber am dichtesten neben der Strasse und verloren sich in einer Breite von ca. 13 Meter landeinwärts. Auf dem Kirchberg waren östlich der Gräberstrasse, in bezeichneter Entfernung, die eigentlichen Brandstätten errichtet. Dahingegen schienen auf dem Martinsberg die Gräber von den Leichenbrandstellen begleitet zu sein.

Gewöhnlich etwas westlich der eigentlichen Grabstätte[1]) lagerten in kesselförmigen Bodenvertiefungen verschiedener Grösse die Ueberreste der Leichenverbrennung. Manchmal schien Leichenbrand- und Grabstätte an ein und derselben Stelle angelegt worden zu sein. Dies war jedoch nur bei Gräbern der Fall, welche keine reichen Beigaben enthielten. Freilich lässt sich die Möglichkeit eines zufälligen Zusammentreffens von Brandstätte und Grab nicht in Abrede stellen; denn wie leicht konnte man da die Graburne beisetzen, wo früher Leichenverbrennung stattgefunden hatte, wobei freilich zu beachten bleibt, dass die Römer die Stelle, an der Jemand verbrannt und zugleich begraben wurde, „bustum", von dem, lediglich aus dem eigentlichen Grabe bestehenden „sepulchrum" unterschieden, andererseits auch eine „ustrina" kannten.

b. Inhalt der Brandstätten.

In dem Leichenbrande fanden sich alle möglichen, im Allgemeinen sogar verhältnissmässig werthvollere Gegenstände, als in dem eigentlichen Grabe. Die meisten der im Zusammenhange mit den Brandüberbleibseln gefundenen Sachen waren allerdings durch das Feuer hart mitgenommen worden. Die Thongefässe erschienen fast ausschliesslich in Bruchstücken, deren Bruchflächen und Aussenseiten waren gewöhnlich schwarz angebrannt, wie dies besonders bei vielen Scherben aus Terra sigillata insoweit sehr auffiel, als diese so aussahen, wie sogenannte Terra nigra-Waare. Die Gläser fanden sich als unförmliche

Glasklumpen, oder aber es waren einzelne Seiten einer Scherbe besser erhalten, die anderen mehr oder weniger zusammengeschmolzen. Oft hatten solche Glasflüsse die Form von Eiszapfen. Die meisten Metallsachen waren ganz oder theilweise zu einer formlosen Erzmasse zusammengeschrumpft. Aber die Eisengeräthe zeigten oft eine geradezu wunderbare Erhaltung. Es fanden sich kleine Eisennägel, welche im Feuer und später in der Holzkohlenasche des Scheiterhaufens gelegen hatten, sie sahen so aus, als kämen sie eben aus der Schmiede; nicht eine Spur von Verrostung war an ihnen wahrnehmbar!

Es fanden sich zwischen den Holzkohlenresten und der Branderde, die oft wie mit Leichenfett durchsetzt zu sein schien, Gefässreste verschiedenster Art: Koch-, Ess- und Trinkgeschirre, prunkvolle Auftrag- und Prachtgefässe aus Thon, aus Glas und Erz, Tintenfässer, Lampen; alle mir bekannt gewordenen Arten provinzialrömischer Gefässe wurden angetroffen, von den schlichtesten bis zu den prunkvollsten, von den häufigsten bis zu den seltensten. So fanden sich die schönsten der reich verzierten Sigillata-Gefässe in grossen Massen, und es erschienen zahlreiche Bruchstücke jener Goldstaubbewurfs-Arbeiten und Gefässe mit Barbotine-Schmuck. Daneben traten jene rohen Kochschüsseln und Töpfe auf; wir sehen wieder schöne, reich verzierte römische Glasurgefässe, Gefässe von kostbarster glänzend schwarz gefärbter Erde und endlich Bruchstücke von wahren Riesen-Amphoren. Unter den Glasgefässen waren die kleinen Fläschchen am häufigsten, aber es erschienen auch grosse, mit reichen Verzierungen versehene Prunkgefässe von grüner, weisser und blauer Farbe. Verschiedenster Grösse und Art sind auch die Erzgefässe und anderen Erzarbeiten, die sich unter den Leichenbrandresten fanden. Da zeigten sich zusammengeschmolzene Metallkessel, Schlüssel, Schlossreste und ähnliche Sachen aus Erz. Aus Eisen erschienen zusammengebogene Schwerter, zahlreiche Lanzen- und Speerspitzen, mehrfach waren die letzteren zu je zweien zusammengebacken; so lagen sie nebeneinander, wie wir sie als Wurflanzen zu zweien in der Hand der auf Grabsteinen dargestellten Soldaten finden. Auch erschienen Gürtelbeschlagstücke, und zahlreich waren die zu Tage geförderten eisernen Schildbuckel (umbones). Dann sah man Dolche, Messer, Schlüssel, Beschlagstücke, Schlösser, Bohrer, Sägen, Scheeren und die verschiedenartigsten Nägel aus Eisen. Auch fanden sich eiserne Roste, Bratpfannen, Löffel und Meissel, dann Feuergabeln. Man konnte Ueber-

reste der schönsten Schmucksachen in dem Leichenbrand beobachten und diese zeigten sich oft in einer Weise, als habe man gefüllte Schmuck- und Juwelenkästchen in den Leichenbrand geworfen. Es fehlten auch nicht kleine thönerne Götterbilder. Merkwürdigerweise hoben wir sogar mehrere Mahlsteine und viele Schleifsteine aus dem Leichenbrande auf. **Wir haben also Alles im Leichenbrand gefunden, was auch in den Wohnungen der Lebenden angetroffen wird, von diesem ist weder das Kostbarste noch das Geringste ausgeschlossen.** — Nicht alle Leichenbrandstätten zeigten einen solchen Prunk an Geräthresten; es kamen auch solche vor, welche nur sehr geringe und gewöhnliche Sachen aufzuweisen hatten.

Die Sitte, welche durch die Leichenbrandreste zum Ausdrucke gekommen ist, erinnert ganz an die entsprechende, prunkvolle griechische und römische Leichenverbrennungsart. Bekannt ist es ja, dass die Römer bei ihrem Leichenbegängniss ein möglichst grosses Schaugepränge liebten, auf dem Ustrinum den Scheiterhaufen errichteten und diesen je nach dem Range oder den Vermögensverhältnissen des Verstorbenen ausschmückten. Er galt als Opferaltar und seine Flamme war die Opferflamme; die Verbrennung wurde als Reinigung des Todten, als Loslösung des Unsterblichen vom Sterblichen aufgefasst. Jener Todten-Altar wurde daher mit wohlriechenden Salben, mit Weihrauch, mit Geräthen, mit Schmuck und Waffen bedeckt und man warf in seine Flamme Gefässe mit Oel und Schüsseln mit Speisen, man warf Kleider und Schmuck hinein, nicht nur des Verstorbenen Sachen, sondern die Leidtragenden spendeten auch die eigenen; es ward Alles, Alles den Flammen übergeben, von dem man die Vorstellung hatte, dass es dem Dahingeschiedenen bei dessen Lebzeit werth und theuer war. Zu diesen Liebesgaben gehören auch die bei dem Scheiterhaufen geschlachteten und auf denselben geworfenen Thiere. Thier-Knochenreste fanden wir verkohlt, zum Theil in vereinzelten Stücken zwischen den Holzkohlenresten der Brandstellen, zumeist jedoch in besonderen Gefässen neben den die Menschenbrandreste bergenden Urnen.

Sonderbar war es oft, dass neben einer Urne mit angebrannten Menschenknochen sich oft eine zweite oder dritte fand, die ebenfalls verkohlte Menschenreste barg. Dass hier mehrere Todten in ein Grab beigesetzt worden sind, ist möglich; wir können es mit „**Familiengräbern**“ zu thun haben; allein es ist auch der bei Indiern, Thraciern und auch bei Galliern (Caes. B. G. V, 17) üblichen

Sitte zu gedenken, dass nämlich wie bei letzteren Sklaven und Klienten, so bei ersteren die Weiber auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrannt wurden (Cic. Tusc. V, 27; Mela de sit. orb. II, 2). Man wird auch an die von J. Caesar (B. G. VI, 19) ausdrücklich hervorgehobene prunkvolle gallische Todtenbestattung und an deren Gegensatz zu der von Tacitus (Germ. 27) charakterisirten einfachen, germanischen erinnert, umsomehr als die bezeichnendsten und vorherrschendsten Gefässe von Andernach nicht stadtrömischen, sondern einheimischen Ursprunges sind.

c. Ein charakteristisches Leichenbrandgrab.

Zwei Leichenbrandgräber, welche nur wenige Gefässe aufzuweisen haben, finden wir Taf. V Fig. 52, 53 und ebendaselbst 54—56. Sie wurden auf dem Martinsberg angetroffen. Als charakteristischer Inhalt eines der ältesten römischen Leichenbrandgräber, welche auf dem Kirchberg zu Tage gefördert worden sind, ist die oberste Gruppe von Taf. V Fig. 1—14 zu betrachten. Wir sehen Fig. 1 den Aschentopf. In demselben befanden sich zwischen den halbverbrannten Menschenknochenresten die drei Gewandnadeln Fig. 2, 3 und 4, der eiserne Schlüssel Fig. 5, eine Silbermünze des Augustus, ein silberner Denar und eine kleine, unkenntliche Erzmünze. Neben der Urne (Fig. 1) stand der dieser ähnliche Topf Fig. 9; beide haben sehr dünne, fest gebrannte, spiegelglatte Wände von graublauer Farbe und ein Gurtband von feinen, eingedrückten Strichelverzierungen. Ausserdem fand sich in der Umgebung des Knochentopfes der hohe Kochtopf mit enger, oberer Oeffnung Fig. 10, welcher eine röthlich-graue Farbe und nicht so sehr feste, jedoch auf der Oberfläche etwas unebene und durch härtere Zusätze porös gemachte Wände hat. Ferner zeigte sich die technisch gleichartig behandelte Kufe Fig. 11, dann der eiserne Rost Fig. 12, ferner die eiserne Casserolle Fig. 13 und endlich die grosse, mit unverbrannten Thierknochen — also mit Speiseresten — bedeckte Schüssel aus recht dünner, ehemals spiegelglatt bearbeiteter festgebrannter rother, orangeroth überzogener Erde (terra sigillata) Fig. 14. Alle übrigen Gefässe — ausgenommen die Urne — waren mit dem Füllgrund des Grabes versehen und könnten daher wohl ohne Inhalt der Erde anvertraut worden sein. — Zu bemerken ist, dass die Sigillata-Schüssel 14 den Stempel C.IRVGA zeigt. Sind die Münzen

in der Zeit ihrer Prägung in die Urne gelangt, so würde dieses Grab in die Regierungszeit des Kaisers Augustus fallen. Jedenfalls jedoch kann es nicht vor dem Jahre 1 v. Chr. angelegt worden sein; denn der Denar trägt auf dem Avers den lorbeerbekränzten Kopf des Augustus mit der Umschrift: CAESAR AVGVSTVS DIVI F(ilius), zu ergänzen ist pater patriae, da sich dieser Titel auf allen Münzen mit Caius und Lucius findet. Der Revers zeigt die Enkel des Augustus, Caius und Lucius, mit der Umschrift: C(aius) L(ucius) CAESARES AVGVSTI F(ilii) CO(nsules) DESIG(nati) PRINC(ipes) IVVENT(utis). Die Brüder sind stehend dargestellt, zwischen ihnen Schild und Lanze, darüber Capeduncula und Lituus. Den bezeichneten Titel pater patriae erhielt Augustus im Jahre 2 v. Chr.; im Jahre 1 nach Chr. waren Caius und Lucius bereits Consuln, während beide im Jahre 2 nach Chr. starben. Da nun diese Consuln im Jahre 1 vor Chr. designirt wurden, so muss in diesem Jahre die Münze geschlagen worden sein. Der Denar der römischen Republik zeigt auf dem Avers den Pallaskopf mit beflügeltem Helm, dahinter X, auf dem Revers: die Dioskuren zu Ross mit eingelegter Lanze, unten Roma.

d. Ein charakteristisches Familien-Grab.

Ein Grab, welches nicht unwahrscheinlich als Familiengrab aufgefasst werden kann, zeigt uns die mittlere Gruppe der Taf. V, Fig. 15—35 abgebildeten Gefässe. Unter Fig. 15 wird uns wieder der glatte, blauthönerne Topf vorgeführt, den wir Fig. 1 kennen lernten; jedoch zeigt unser Topf ein breites Gurtband von Gruppen senkrechter Linien, die in den angehärteten Thon eingeritzt sind. Er ist bis zum Rande mit Menschenknochen angefüllt. Als Deckel hat man, wie Fig. 16 zeigt, einen eisernen, augenscheinlich den Resten des Scheiterhaufens enthobenen Schildbuckel (umbo) benutzt. Das scheint also die Urne eines Kriegers gewesen zu sein. Neben derselben stand der graue Topf, Fig. 17. Auch dieser ist mit den angebrannten Knochen eines erwachsenen Menschen angefüllt. Er hat eine mehr blaugraue, dem Topf Fig. 10 ähnelnde poröse Wandung, deren Oberfläche auch etwas uneben ist. Die aus blauem, tief schwarz gedämpftem, spiegelglatt gedrehtem Thon bestehende Schale, Fig. 18, lag umgekehrt auf dem oberen Rande dieses Topfes und diente so als Verschluss. Es ist dieselbe, wie das nebengezeichnete Profil angibt, sehr scharf und glatt-

flächig und sie zeigt in ihrer Mitte den Stempel INDVOIOF, welcher, wie Fig. 18a zeigt, von einer schraffirten Doppelkreislinie umgeben ist.

Zu einer näheren Begründung der Ansicht, in dem Topfe Fig. 17 den der Leichenbrandasche einer Frau zu erblicken, könnte vielleicht der minder glatte, blauthönerne Topf mit einem Gurtbande feiner Tupfverzierungen dienen, welcher Fig. 19 dargestellt ist. Derselbe enthielt neben angebrannten Kinderknochen ein kugliges Rässelchen aus gebranntem Thon von braungrauer, etwas unebener Oberfläche, wie Fig. 20 zeigt. Unten hat dasselbe einen gedrungenen Griff. Auch das schöne, röthlich braune, spiegelglatte und sehr sauber bearbeitete Gefäss Fig. 21, dessen Bauchung ebenfalls mit einem breiten Gurtbande von regelmässig angeordneten Tupfverzierungen versehen ist, welche oben durch zwei reifenförmig erhöhte Ausbiegungen abgeschlossen werden, enthielt verbrannte Kinderknochen, und barg ausserdem das blauthönerne Fläschen Fig. 22, dann die einfache Gewandspange aus Erz Fig. 23, das Küchenmesser aus Eisen Fig. 30 und einige angebrannte eiserne Nägel. Der blauthönerne, ebenfalls saubere, glatte Topf, Fig. 31, ist mit angebrannten Thierknochen angefüllt. Er hat ein Gurtband als Verzierung aufzuweisen, welches durch Auftupfen der weichen Thonmasse bewirkt worden ist.

Der kräftig profilirte, sehr sauber hergestellte glänzend schwarze (terra nigra) Topf, Fig. 32, enthielt nur die stark übersilberte, durchbrochene Gewandspange aus Erz, Fig. 33. In der poröser bearbeiteten, rauhwandigen, aber künstlerisch durchaus schön vollendeten Kufe Fig. 34, deren oberer, horizontal gestellter Rand eine halbkreisförmige Hohlkehle zeigt, lagen halbvermoderte unverbrannte Thierknochen, die anscheinlich nur als Speisereste betrachtet werden können. Der, wie Fig. 32, tiefschwarz glänzende Teller Fig. 35, dessen Profil dem des gleichartigen Tellers Fig. 18 gleicht, und der ebenfalls zwei, fein eingestrichene schraffirte Kreislinien zeigt, in deren Mitte sich der Stempel ACVTO befindet, war leer. Vater, Mutter und zwei Kinder scheinen also in dem Grabe geruht zu haben, dem die vorgeführten Gegenstände angehörten. Wie die Rassel, Fig. 20, so könnte vielleicht auch das thönerne Fläschen, Fig. 22, als Spielzeug der Kinder, der Umbo, Fig. 16, als Ueberrest der Waffenrüstung des Mannes, die schöne Fibula, Fig. 33, als Schmuckstück der Gattin aufgefasst werden. Die beiden Schalen, Fig. 18 und Fig. 35, mögen wohl die Essteller gewesen sein, während Fig. 34 eine Bratkufe, Fig. 32 ein Auftragtopf sein kann. Die Thierknochen aus F. 34 und die des Topfes Fig. 31 können

von den Opfer- und Liebesgaben für die Verstorbenen herrühren. Die Grabgefässe zeigen sammt und sonders den Typus ein und derselben Zeit. Eigenthümlich ist es, dass in diesem, wie auch in dem Fig. 1—14 dargestellten Grabe der Trinkkrug, der in kaum einem der späteren Gräber fehlt, nicht vorhanden ist.

e) Ein Steinkisten-Grab (Taf. V, Fig. 57).

Die untere Gruppe, Taf. V, Fig. 36—44 u. 50, ist der Inhalt einer jener quadratischen, mit Steinplatte verschlossenen Tuffsteinkisten vom Martinsberg in Andernach. Unter Fig. 36 sehen wir den schlanken, spiegelglatten, blauthönernen Topf, dessen Bauchung zwischen mehreren scharfflächigen Gurtfurchen ein breites Band von senkrechten und überkreuzten Linien zeigt, die zumeist zu je fünfen nebeneinander laufen und vermittelst eines zackigen Instrumentes hergestellt zu sein scheinen, indem man mit diesem über den noch weichen Thon strich. Zwischen den halbverbrannten Menschenknochen seines Innern lagen zunächst die metallene Filirnadal Fig. 37, der eiserne Endbeschlag eines Stabes Fig. 38, die sauber gearbeitete, schöne, auf ihrer Bügelrückenfläche mit kleinen Erzperlchen versehene und unten durch einen Knopf geschmackvoll abgeschlossene Gewandspange Fig. 39. Ausserdem bargen die Knochenreste den im Feuer zusammengeschmolzenen Ring Fig. 40. Der Stein ist mit dem Bilde eines nackten Kriegers versehen, der in bewegter Stellung rückwärts blickt, wo Siegestrophäen aufgestellt sind. In der rechten Hand hält er vielleicht eine Lanze, in der linken einen Wurfspeer; ein Gewandstück ruht auf dem rechten Unterarm und hängt in langen Falten herab; wir könnten es mit Mars zu thun haben. Fig. 42 bezeichnet wieder einen durch breites Gurtband keilförmig eingedrückter Grübchen verzierten Topf, der in seiner rothbraunen Technik wie auch stilistisch dem in der mittleren Gruppe, Fig. 21, abgebildeten gleicht. Der untere Theil des Gefässes ist heller als der obere, und zwar wurde die grössere Dunkelheit des letzteren augenscheinlich durch Dämpfen hervorgerufen.

Fig. 43 zeigt uns einen birnförmig ausgebauchten, einhenkeligen, weissthönernen Krug mit langem, cylindrischen Halse von recht geschmackvoller und sauberer Bearbeitung. Fig. 44 ist eine äusserst fein bearbeitete und trefflich profilirte Tasse aus schöner, matter, orangerother Terra Sigillata, deren Stempel nur XΛ erkennen lässt.

Fig. 50 stellt einen Teller vor, aus derselben Materie und ebenso

sauber und geschickt hergestellt. Sein in der Mitte der oberen Aussenfläche befindlicher Fabrikstempel wird SOINVO lauten. Interessanter Weise trug diese Schale unverbrannte Fischgräthe. Auch ist zu bemerken, dass in der Umgebung des Kruges Fig. 43 unverbrannte Thierknochen lagen.

Als Theil des Inhaltes der Urne Fig. 36 fehlt in unserem Grabe nicht eine Mittelerzmünze; sie zeigt auf dem Avers das Bild des Augustus mit der Umschrift: CAESAR AVGVS(tus) PONT(ifex) MAX(imus) TRIBVNIC(iä) P(otestatis) C. Der Revers hat in der Mitte S(enatus) C(onsultu) und die Umschrift: M(arcus) S(alvius) (Ot)HO III VIR A(uro) A(rgento) A(ere) F(lando) F(eriundo). Diese Münze, Fig. 41, gibt uns als äusserste Zeit, bis zu welcher das Grab zurückgesetzt werden kann, das Jahr 12 vor Chr. an; denn damals, nach dem Tode des Lepidus, liess sich Augustus erstere Würde übertragen. Da der Titel Pater (patriae) unserem Augustus aber noch fehlt, so dürfte die Münze wohl vor dem Jahre 2 vor Chr., also vor dem der Ertheilung dieses Titels geschlagen worden sein.

f) Münzen.

Ausser mehreren gallischen Münzen legte mir Antiquar Schmitz, zu der Zeit, als er auf dem Martinsberg Grabungen nach Verkaufsobjecten vornahm, folgende Kaiser-Münzen als Fundstücke aus Gräbern und Brandstätten vom Martinsberg vor. Wir haben die im Verfolge der einzelnen Gräberbeschreibungen genannten Münzen unter den besagten Umständen auf dem Grundstück der Wittwe Graf gefunden, während Schmitz auf dem westlich neben diesem gelegenen Felde von Reissdorf grub. Schmitz zeigte: mehrere gallische Münzen, eine von Augustus und Agrippa (Col. Nem.); mehrere Münzen mit der Legende: Caesar Pont. Max., eine Münze des Tiberius, ferner noch solche von: Germanicus, Claudius, Domitian, Hadrian u. Antoninus Pius. Ich habe nach Vergleichung der von Schmitz gefundenen Gefässe keine Gründe, dem widersprechen zu können, dass die letztgenannten Münzen mit den Begräbnissen des Martinsberges in Zusammenhang gebracht werden können; die vom Provinzialmuseum aufgedeckten Brandgräber des Martinsbergs reichten freilich nicht über die Zeit der Flavier hinaus; die mir sehr bekannten Gefässe aus der Zeit der Antonine sind mir unter den Fundstücken des Martinsberges überhaupt nicht zu Gesicht gekommen.

Fundbericht.

a) Frührömische Leichenbrandgräber vom Kirchberg.

Die Maasse sind in Centimeter angegeben.

Grab 1.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 1; h: 26; Umf: 70; Verzierung: VI, 31; enth. verbr. Menschenkn. u. die drei Gewandnadeln Nr. 2 u. 3. — 2) Zwei Gewandnadeln, met., abgeb: IV, 11; l: 8½. — 3) Desgl.; V, 23; h: 6. — 4) Topf, ähnl. Nr. 1; h: 17; Umf: 50; Verzierung: VI, 33, feiner. — 5) Schüssel, irden, gl. schw., abgeb. VI, 8; h: 21; Dm: 31. — 6) Teller, irden, gl. schw., ähnl. V, 14; h: 3½; Dm: 31; Innenseite: schraffirte Kreise 3 × Stempel: CIRVGA. — 7) Napf mit Deckel, röthl. grau, ähnl: V, 34; h: 8½; Dm: 22; enth. unverbr. Thierkn. (Speisereste?). — 8) Amphora (zweihenkel.), irden, weiss, ähnl. V, 43, flacher u. eleganter; h: 30; Umf: 87. — 9) Tasse, t. sigill., orangeroth, ähnl. V, 44; h: 5; Dm: 8; Innens. zwischen Kreuzbalken den Stempel: VATO, stand auf Teller Nr. 6.

Grab 2 (vgl. Taf. V, Fig. 1—14).

Nr. 1) Topf, irden, graublau, abgeb. V, 1; h: 23, Umf: 63; Verzierung VI, 31; enth. verbr. Menschenkn., die 3 Gewandnadeln Nr. 2, 3, 4, Schlüssel Nr. 5, beide Silbermünzen Nr. 6 u. 7, Kupfermünze Nr. 8. — 2) Gewandnadel, met., abgeb. V, 2, 3; h: 11½. — 3) Desgl. — 4) Desgl., abgeb. V, 4; h: 15½. — 5) Schlüssel, Eisen, abgeb. V, 5; VIII, 25; l: 14. — 6) Silbermünze d. Augustus; Av: Lorbeerbekr. Kopf d. Aug., Umschr.: Caesar Augustus; Rev: Cajus u. Lucius stehend mit Lanze u. Schild, im Felde Simplum u. Augurstab . . . . . . s design. princ. iuv. . . . ., — 7) Desgl. Denar, Av: Behelmter Pallaskopf, Rev: Biga rechts, oben Roma, unter Biga: Pulcher[2]). — 8) Kupfermünze, klein, unleserlich (Augustus?). — 9) Topf, wie Nr. 1; h: 16; Dm: 46; abgeb. V, 9. — 10) Napf, wie Grab 1, Nr. 7, ohne Deckel; abgeb. V, 11; h: 7½; Dm: 18. — 11) Teller, t. sigill., orangeroth; h: 3½; Dm: c. 30½; Innenseite: schraffirte Kreise und 3 × Stempel: CIRVGA; trug unverbr. Thierknochen (Speisereste?); abgeb. V, 14. — 12) Topf, irden, röthl. grau, holperig; abgeb. V, 10; h: 28; Umf: 83. — 13) Rost, eisen; abgeb. V, 12; l: 25; br:

14; h: 5½. — 14) Casserole, eisen; abgeb. V, 13; h: 7; Dm: 18; Griff: 35.

Grab 3 (1,20 l; 1,10 br; 2 M. t.).

Nr. 1) Topf, irden graublau; ähnl. V, 15; allein 2 Gurtbänder der Verzierungen VI, 32 zeigend; h: 27½; Dm: 16½; verbr. Menschenkn. enth., desgl. einige Eisennägel, ferner Kupfermünze Nr. 2. — 2) Mittelerz: Lorbeerbekr. Kopf des Augustus, Umschrift: Caesar Augustus Divi Pater Patriae. Rev: Altar, Unten: Rom. et Aug. — 3) Topf, irden, grau, gekörnt, ähnl. V, 54 profilirt; abgeb. VII, 21; h: 12¼; Dm. d. ob. Randes: 13½; enth. verbr. Menschenkn. 4) Topf, irden, graublau, ähnl. V, 1; Verzierung wie VI, 34, jedoch flacher, aus je 1 Linie eingeglättet; h: 18; Dm: c. 15; Inhalt: verbr. Thierknochen (Kinnlade), wie solche unverbr. im Grabe gefunden wurden, lagen theilweise auf, theilweise unter den Schalen. — 5) Topf, irden, rauh; ähnl. VI, 1; h: 12; Dm: c. 13½; Inhalt: verbr. Thierknochen, zusammengeschmolzenes kl. Fläschchen, verglühte Nägel. — 6) Desgl., h: 17; Dm: 19. — 7) Topf, irden, glänzend blauschwarz, ähnl. VI, 5; Verzierung: VI, 31; h: c. 19; Dm: c. 17. — 8) Henkelkrug, irden, weiss, ähnl. V, 43; h: 27½; Dm: 18½. 9) Desgl., bauchiger; h: 40; Dm: c. 34. — 10) Teller, t. sigill., hochroth, glänzend; abgeb. VII, 39; Innenseite: schraffirte Kreise und Stempel: Caesti; h: 3½; Dm: 17. — 11) Desgl. mit Stempel: X.AIII; h: 3½; Dm: 17. — 12) Desgl. mit Stempel: ATEI. — 13) Desgl. mit Stempel: X.A.N. h: 3½; Dm: 17½. — 14) Fläschchen, Glas, weiss, sehr dünn; oberer Rand ohne Profil, schräg ausladend und dann abgeschnitten wie mit Diamant, charakteristisch für diese Zeit; h: 5½; abgeb. VII, 1. — 15) Desgl., Glas, bräunl. gelb, sehr dünn mit demselb. Randabschnitt; h: 4; ähnl. VII, 27. — 16) Metallspiegel; Dm: 7; abgeb. VIII, 29.

Grab 4.

1) Topf, irden, gl. schwarz; ähnl. V, 32; h: 16; Dm: c. 19; enth. verbr. Menschenkn., 2 halbgeschmolzene Gewandnadeln wie IV, 11 u. Münze Nr. 2. — 2) Mittelerz des Augustus, Av: Lorbeerbekr. Kopf des Augustus, Umschr.: Caesar Pontifex Max(imus); Rev: Altar, unten Rom...; Vorder- u. Rückseite gestempelt. — 3) Topf wie Gr. 3, Nr. 1, jedoch wie V, 1 mit einem Gurtband verziert, das Zickzack VI, 32 zeigt; h: 22; Dm: 11. — 4) Henkelkrug,

irden, gelbl. weiss; ähnl. V, 43; h: 19; Dm: c. 14 1/2. — 5) Desgl. wie V, 43; h: 15 1/2; Dm: c. 15. — 6) Tasse, terra sigill., orangeroth; h: c. 4 1/4; Dm: c. 7 1/2; Innenseite zwischen Kreuzbalken Stempel VCTO; ähnl. V, 44.

Grab 5.

1) Topf, irden, rauh, röthl. braun; abgeb. VI, 3; enth. verbr. Menschenkn.; h; 14; Dm: c. 11 1/2. — 2) Topf, irden, bräunl. grau, ähnl. VI, 1, jedoch oben anders profilirt, dünnwandig und glatter, fragment. abgeb. VII, 34. — 3) Napf, irden, gelbl. roth mit weissem Farbüberzug; h: 19, Dm: 18; abgeb. VII, 53. — 4) Schüssel, irden, gelblich mit Goldglimmer bedeckt; h: c. 5; Dm: 13; abgeb. VI, 27. — 5) Schale, irden, gelbl. mit Goldglimmer bedeckt; h: c. 3 1/2; Dm: 15 1/2; abgeb. VII, 33.

Grab 6 (nur in Resten erhalten).

1) Unterer Theil eines Topfes; ähnl. V, 1; Verzierung: Gurtband VI, 31; enth. verbr. Menschenkn. — 2) Topf, irden, blaugrau, gekörnt; h: 10; Umf: 35; abgeb. VII, 17. — Gewandnadel, Erz; abgeb. IV, 12; l: 11 1/2; oben durch 3 Punkte verziert.

Grab 7 (nur in Resten erhalten).

1) Reste eines Topfes wie Taf. V, 1; Verzierung Gurtband VI, 32. — 2) Lampe, irden, roth; eindochtig, oben mit Eierstab umrandet; l: c. 3 1/2; ähnl. VI, 26. — 3) Schüssel, terra sigill., hochroth; Eierstab fehlt; abgeb. VI, 16; Dm: c. 24; h: c. 10; Innenseite: Stempel: Balbus f. — 4) Mittelerzmünze des Augustus, Umschr.: Augustus Pontifex Maximus Rev: S C; das Uebrige unleserlich.

b) Einzelfunde römischer Zeit vom Kirchberg, augenscheinlich aus zerstörten Leichenbrandgräbern stammend.

1) Topf, wie V, 36; Verzierung: Gurtband VI, 31; h: 23; Umf: 47. — 2) Topf, wie V, 1; h: c. 18 1/2; Dm: c. 16 1/4; verziert: mit Gurtband VI, 31. — 3) Desgl. wie V, 9; h: c. 11 3/4; Dm: c. 11; verziert mit Gurtband VI, 32. — 4) Schmuckscheibe, Metall; Grubenschmelz-Werk (email à champlevé); roth, hellgrün, blau u. weiss wechseln in dem Email-Guss; Dm: 6; abgeb. IV, 13.

c) Zusammenstellung der frührömischen Leichenbrandgräber vom Martinsberg.

Grab 8.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 21; h: 28 1/2; Dm: 17 1/2; Verzierung: oben Ringe wie bei V, 21, darunter Gurtband VI, 31; enth. verbr. Menschenkn., Gewandnadeln Nr. 2, 3, 4 u. 5, Schlüssel Nr. 6 u. kl. Metallring. — 2) Gewandnadel, Erz, scheibenförmig; ähnl. IV, 11. — 3) Desgl., abgeb. IV, 14. — 4) Desgl., abgeb. IV, 15. — 5) Schnalle, abgeb. IV, 16. — 6) Schlüssel, Eisen; abgeb. VIII, 26. — 7) Topf wie V, 1; h: 26; Dm: c. 21; Verzierung: Gurtband VI, 31; enth. verbr. Menschenkn. — 8) Desgl. wie VII, 17, bläulich, gekörnt; h: 12; Dm: 13; enth. verbrannte Knochen. — 9) Desgl. wie VII, 17, gelblich, schwarz angebrannt, gekörnt; h: 8 1/2; Dm: 9. — 10) Desgl., ähnl. V, 32, etwas gedrungener, dann gekörnt u. röthlich gelb, stellenweise in das Weisse übergehend; h: 8; Dm: 7 1/2. — 11) Desgl. wie VI, 5, unter dem Halse ein Gurtband mit Verzierung wie bei Topf V, 15; h: 20; Dm; c. 17. — 12) Schüssel, irden, blauschwarz; abgeb. VII, 35; h: 8 1/2; Dm: 14 3/4; enth. unverbrannte Thierknochen. — 13) Tasse, t. sigill., orangeroth; ähnl. V, 44; Innenseite: Stempel unleserlich; h: 6 1/2; Dm: 12 1/2. — 14) Desgl., irden, gl. schwarz; Innenseite Stempel: VI; h: 4; Dm: 8 1/4; ähnl. V, 44. — 15) Tafel, Thonschiefer; abgeb. VIII, 34; l: 10; br: 6 1/2; dick: 1.

Grab 9 (vgl. Taf. V).

Nr. 1) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 15; h: 25 1/2; Randdurchm: 14; Verzierung: eingeritzte Linien-Gruppen; enth. verbr. Menschenknochen; tragend Schildbukel Nr. 2. — 2) Schildbukel, Eisen; abgeb. V, 16; h: 10; Dm: 15. — 3) Topf, irden, grau, schwärzl. gedämpft, rauh wie verwitterte Schieferplatte; abgeb. V, 17; h: c. 25; Dm: c. 24 1/2; enth. verbr. Menschenknochen, war oben durch umgekehrte Schale Nr. 4 verschlossen. — 4) Teller, irden, glänzendschwarz; h: c. 2 1/2; Dm: 15 1/2; abgeb. V, 18. Innenseite Stempel: INDVTIO, umgeben von schraffirtem Kreise, wie zeigt: V, 18a. — 5) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 19; h: 18; Dm: c. 15 1/4; Verzierung: ähnl. VI, 33, jedoch feiner; enth. verbrannte Menschenknochen, Nägel u. Rassel Nr. 6. — 6) Rassel (Kinderspielzeug), irden, graubraun, holperig; h: 6; abgeb. V, 20. — 7) Topf, irden,

glänzend dunkelbraun, stellenweis röthlich; abgeb. V, 21; h: 19½; Randdm: 10; Verzierung: VI, 33; enth. verbr. Menschenknochen, Fläschchen Nr. 8, Messer Nr. 9, Gewandnadel Nr. 10. — 8) Fläschchen, irden, blaugrau; abgeb. V, 22; h: c. 7½; Dm: c. 3½ (Imitation von Glasfläschchen). — 9) Messerheft od. Theil einer Scheere, Eisen; abgeb. V, 30; Schneidenlänge: c. 10; Br: c. 1½. — 10) Gewandnadel, Erz; abgeb. V, 23. — 11) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 31; Verzierung: ein durch Tupfen gegen weichen Thon bewirktes Rauhmachen der glatten Oberfläche; h: 14; Dm: c. 13; enth. verbr. Thierknochen. — 12) Topf, irden, glänzend schwarz; abgeb. V, 32; h: 20½; Randdm: 14½; enth. Gewandnadel Nr. 13. — 13) Gewandnadel, Erz, übersilbert; abgeb. V, 33. — 14) Napf, irden, braunröthl., stellenweis grauschwarz, holperig; h: 10½; Randdm: 26; abgeb. V, 34. — 15) Teller, irden, gl. schwarz, abgeb. V, 35; Innenseite zeigt Stempel: ACVTO von schraffirtem Kreis umgeben, wie V, 18a; h: 2½; Dm: 17¼.

Grab 10.

Nr. 1) Topf, irden, weiss, oben braungelb; ähnl. VI, 11; Verzierung: aufgelegte keulenförmige Stäbchen, die Art Pinien bilden; h: 21; Randdm: 14½; enth. angebr. Menschenkn., Nägel, halbgeschmolzene Gewandnadel ähnl. IV, 11 u. 18. — 2) Napf mit Deckel, irden, wie Grab 9, Nr. 14; ähnl. V, 11; h: 19½; Dm: 21½; enth. unverbrannte Thierknochen und Fischgeräthe, in einer Weise nebeneinander liegend, dass sie bei ihrer Beisetzung nur durch Gelenkbänder mit einander verbunden gewesen sein können. — 3) Einhenkeliger Krug, irden, gelblichweiss; h: 20½; Dm: c. 18½; ähnl. V, 43. — 4) Desgl. oberer Rand 3× gefurcht; h: 22. — 5) Teller, irden, blau, nicht gedämpft; abgeb. VII, 38; Innenseite einen aus 9 Strichen hergestellten Stempel, aussehend wie Imitation römischer Schriftstempel; h: c. 4½; Dm: 26. — 6) Desgl., t. sigill., tiefroth; h. 4; Dm: 17; abgeb. VII, 41; Innenseite Stempel: Jatanui. — 7) Desgl., t. sigill., tiefroth; h: 4; Dm: 17; abgeb. VII, 21; Innenseite schwer zu entziffernder Stempel, da er von drei Seiten aus gelesen werden kann, vielleicht; Xantia f. — 8) Sieb, Metallblech; abgeb. VIII, 30; oben mit Gehänge-Ansätzen versehen; Dm: 7½; h: 2.

Grab 11.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 1; h: 24½; Dm: c. 21; Verzierung: in der Mitte der Bauchung schmales Band unbestimmter,

sich Keilförmigem nähernden Grübchen; ähnl. V, 19; enth. verbr. Menschenknochen, verschlossen durch Schildbuckel Nr. 2. — 2) Schildbuckel, Eisen; ähnl. V, 16; h: c. 8; Dm: c. 15. — 3) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 31; h: c. $21^1/_2$; Dm: c. 18; Verzierung: Gurtband VI, 32, jedoch sind die einzelnen Zickzacklinien mehr getrennt u. flacher, zweigartig (etwas späteren Zeitcharakters). — 4) Topf, irden, glänzend röthlichbraun, stellenweis orangeroth; ähnl. VI, 9; h: 18; Dm: 17. — 5) Krug, irden, zweihenkelig, gelblichweiss; abgeb. VII, 5; h: 29; Dm: $23^1/_2$. — 6) Desgl. einhenkelig; ähnl. V, 43; h: 32; Dm: c. 25. — 7) Desgl. einhenkelig; ähnl. V, 43; h: $22^1/_4$; Dm: 16. — 8) Teller, t. sigill., orangeroth; ähnl. V, 14; Innenseite zeigt zwischen schraffirtem Kreise 3 × Stempel: DACCIΛ; h: $3^1/_2$; bedeutender Dm. von $35^1/_2$; stand mit Langseite aufrecht, daher vorzügliche Erhaltung. — 9) Desgl., t. sigill., fragmentirt; Innenseite von schraffirtem Kreis umgebener Stempel COSOS; Dm: 23. — 10) Desgl., t. sigill., orangeroth; ähnl. V, 14; Stempel: AOWI; h: $3^1/_2$; Dm: 25; trug einen unverbrannten Schweinekopf. — 11) Desgl. t. sigill., glänzend tiefroth; abgeb. VII, 43; Innenseite in kleinen Lettern abgefassten Stempel MACCARI; h: c. $3^1/_2$; Dm: $14^1/_2$. — 12) Mittelerz der Antonia Augusta: Av: Kopf der Antonia Augusta mit Umschrift .... Augusta ...; Rev: zur Seite S. C., stehende Figur, Umschrift: Ti. Clau ......

Grab 12.

Nr. 1) Topf, irden, gelblich, gekörnt; ähnl. VII, 17; h: 21; Dm: $18^1/_2$; enth. verbr. Menschenknochen, Gewandnadel Nr. 2 und Bruchstück einer solchen. — 2) Gewandnadel, Erz, scheibenförmig, ähnl. IV, 11. — 3) Topf, irden, blauschwarz gedämpft; ähnl. VI, 5; Verzierung: VI, 31; h: $11^1/_2$; Dm: — 4) Teller, fragmentirt, t. sigill.; ähnl.

Innenseite Stempel $\frac{\text{TORNOS}}{\text{VOCAR}}$.

Grab 13.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 1; fragmentirt; Verzierung: glatte Gurtfurchen in gewissen Abständen; enth. verbr. Menschenknochen, die Münzen Nr. 2 und 3, oben abgeschlossen durch Schildbuckel Nr. 4. — 2) Mittelerz des Tiberius, Av: Lorbeerbekr. Kopf T. Imperator, Rev: Altar. — 3) Mittelerz des

Augustus, halbirt; zu lesen ist Av: Pont. Max. Rev: unbestimmbar. — 4) Topf, irden, blau, wenig gedämpft; ähnl. VI, 5; Verzierung: Gurtband mehrerer Horizontalfurchen; h: 22; Dm: c. 20. — 5) Desgl., h: 19; Dm: 17½. — 6) Topf, irden, graublau, roher; h: 7½; Dm: c. 8¼. — 7) Henkelkrug, irden, gelblichweiss; birnförmig; ähnl. V, 43; h: 15; Dm: c. 13¼. — 8) Desgl., h: 15; Dm. c. 13¼. — 9) Kelch, irden, t. sigill., blass orangeroth; abgeb. VI, 10; h: 15; ob. Dm: 12½. — 10) Desgl., h: 17; ob. Dm: 16. — 11) Teller, irden, glänzend schwarz; abgeb. VII. 24; Innenseite schwer zu entziffernder Stempel, vielleicht: OFCITIO; h: c. 4½; Dm: 17½. — 12) Desgl., ähnl. dem vorigen; h: c. 4; Dm: 19; Stempel: OCITIO. — 13) Tasse, irden, glänzend schwarz; ähnl. V, 44; Stempel VOWI; h: 5; Dm: 9. — 14) Teller, t. sigill., orangeroth; ähnl. V, 35; Stempel: DVIVCIO (?); h: 3; Dm: 17½. — 15) Desgl., t. sigill., fragmentirt; Dm: c. 24; ähnl. V, 14; Innenseite schraffirter Kreis, um diesen vertheilt 3 × Stempel: DACCVI. — 16) Schildbuckel, Eisen; ähnl. V, 16; h: 17; Dm: 16. — 17) Fläschchen, Glas, weiss, sehr dünn; oben wenig ausladend u. wie abgeschnitten; ähnl. VII, 1; h: 8.

Grab 14.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 1; h: 25½; Dm: 24½; Verzierung: Gurtband VI, 31; Inhalt: verbr. Menschenkn. u. kleiner glatter Metallring. — 2) Topf, irden, glänzendschwarz, ähnl. V, 32; h: 22½; Dm: c. 28¼. — 3) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 31; h: 15½; Dm: c. 14½; Verzierung: Gurtband wie bei V, 15. — 4) Desgl., h: c. 13; Dm: c. 13; Verzierung: VI, 31. — 5) Desgl. h: 11; Verzierung wie bei Grab 11, Nr. 3. — 6) Topf, irden, weiss, oben braungelb, mit keulenförm. Stäbchen verz., abgeb. VI, 11; h: 16¼. — 7) Henkelkrug, weiss, kuglig gebaucht; ähnl. V, 43; h: 29. — 8) Desgl.; oberer Rand starke Falz; unterhalb Hals: Stab; h: c. 17; ähnl. V, 43. — 9) Napf, irden, graublau; Dm: 11½; abgeb. VI, 36a. — 10) Napf wie Grab 10, 2; Dm: 0,30. — 11) Teller wie Grab 11, Nr. 10. — Dm: 25; Stempel undeutlich. — 12) Desgl. wie Grab 9, 15; Dm: 16½; Doppelstempel unleserlich. — 13) Desgl. fragmentirt, unleserl. Stempel. — 14) Desgl. fragm., unleserl. Stempel. — 15) Schale, t. sigill., orangeroth, blass, mit unleserl. Stempel; abgeb. VII, 8; Dm: 12. — 16) Tasse, irden, glänzendschwarz, mit Stempel: OVIRVI; h: 4½; ähnl. V, 44. — 17)

Topf, wie Grab 11, Nr. 4; h: c. $14^1/_2$; abgeb. VI, 9. — 18) Metallspiegel; Dm: c. 6; abgeb. VIII, 29.

(Steinkisten) Grab 15 (hierzu Taf. V, Fig. 36—50 u. Fig. 39).

Nr. 1) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 36; h: 30; Verzierungen eingeritzt in angehärtetem Thon vor dem Brande; enth. verbr. Menschenknochen, die Gewandnadel Nr. 2, der kleine Eisenschuh Nr. 3, die Filiernadel Nr. 4, die Gemmenringplatte Nr. 5 und die Münze Nr. 6. — 2) Gewandnadel, Erz; abgeb. V, 39. — 3) Eisenschuh, durchbohrt; abgeb. V, 38; l: c. 6. — 4) Filiernadel, Erz; abgeb. V, 37; l. c. 8. — 5) Gemmenringplatte nebst Stein, verbrannt; Gemme nackte Figur zeigend, Linke Stab, Rechte hält Lanze (?), blickt, in schwungvoller Bewegung, nach hinten, wo Siegestrophäen aufgebaut; abgeb. V, 40. — 6) Mittelerz des Augustus, angedeutet V, 41 u. 41a; Av: Jugendlicher Kopf mit Umschr.: Caesar Augus. Pont. Maximus; Rev: S.C. mit Umschr.: M(arcus) Salvius Otho, Triumvir A(uro) A(rgento) A(ere) F(laudo) F(eriundo). — 7) Topf, irden, braungrau; abgeb. V, 42; h: $17^1/_2$; Verzierung: VI, 33. — 8) Henkelkrug, weiss, birnförmig; abgeb. V, 43; h: $19^1/_2$; unter demselben lagen unverbrannte Thierknochen (Speisereste?) — 9) Teller, wie Grab 14, 12; Stempel: SOINVO: Dm: $17^1/_2$; abgeb. V, 50; Fischgeräthe tragend. — 10) Tasse, t. sigill., orangeroth mit unleserlichem Stempel; h: c. 5; abgeb. V, 44. — 11) Steinkiste, Tuff, durch Deckel verschlossen, c. 1 m im □; barg Nr. 1 bis incl. 10; abgeb. nebst Inhalt: V, 39.

Grab 16.

Nr. 1) Topf, wie Grab 14 Nr. 3; h: 15; enth. verbr. Menschenkn. u. das Krüglein Nr. 2. — 2) Henkelkrüglein, irden, weiss; abgeb. VII, 7; h: 9. — 3) Topf, wie Grab 3, Nr. 1; h: 24; enth. verbrannte Menschenknochen u. das Beschlagstück Nr. 4. — 4) Beschlagstück, Erzblech, abgeb. VIII, 32. — 5) Topf wie Gr. 13, Nr. 1; h: 24. — 6) Desgl., irden, graublau, glänzend mit eingestrichenen Rauten verziert, welche flach vertieft, sich durch Fehlen des Glanzes von der glatten Umgebung absetzen; h: 11; abgeb. VII, 25; enth. Thierknochen (?), Reste eines zusammengeschmolzenen Glasfläschchens, wie VII, 1; dann die Münze Nr. 7. — 7) Mittelerz des Augustus; Av.: Lorbeerbekränzter Kopf mit Umschrift: Augustus Pater; Rev: S. C., dazwischen Altar, unten Providentia. — 8) Topf, wie Grab 8, Nr. 8, jedoch von Farbe röthlich; h: $13^3/_4$. — 9) Tasse, wie

Grab 8, Nr. 10; Dm: c. 9$^1/_2$. — 10) Desgl. mit unleserlichem Stempel; Dm: 8. — 11) Desgl. mit Stempel ATVI zwischen Kreuzbalken; Dm: 7. — 12) Desgl. mit Stempel ILII; Dm: 7$^1/_2$. — 13) Henkelkrug, wie Grab 15, Nr. 8; h: 16. — 14) Schale, irden, gelblich mit gelblichem Ueberzuge; abgeb. VII, 27; Dm: 14. — 15) Steinkiste, Tuff; in □, durch Deckel verschlossen, im Inneren die vorgenannten Gegenstände mit Ausnahme von Nr. 13 und 14 bergend, welche neben der Kiste standen.

Grab 17 (abgeb. Taf. V, Fig. 54 bis incl. 56).

Nr. 1) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 54; h: 13$^1/_2$, mit kleinen Daumeneindrücken versehen; verziert: Gurtband; VI, 31; enth. verbr. Menschenknochen und das Glasurgefäss Nr. 2. — 2) Henkelkrügelchen, irden, mit Palmetten- und Rosetten-Reliefs, sowie unter dem Gurtstab der Mitte seiner Bauchung durch Perlstab verziert, grünlichgelb glasirt; abgeb. V, 55; h: 8$^1/_2$; Dm: 6$^1/_2$; Taf. VI, Fig. 21, unterer Theil eines gleichartigen. — 3) Topf, irden, blaugrau; abgeb. V, 56; h: 7.

Grab 18 (abgeb. Taf. V, Fig. 52 u. 53).

Nr. 1) Topf, irden, blauschwarz, glänzend, unten graublau; abgeb. V, 52; Verzierung aufgeträufelte Halbmonde (lunulae) und grosse Zacken aus kl. aufgeträufelten Tüpfchen bestehend; h: c. 16$^1/_2$. — 2) Henkelkrug, irden, weiss; abgeb. V, 53; h: c. 25$^1/_2$.

Grab 19.

Nr. 1) Topf, ähnl. Grab 18, Nr. 1; abgeb. VI, 7; h: 25$^1/_2$; enth. angebr. Menschenknochen, Thongriff Nr. 2, Metallscheibchen Nr. 3, Spielstein Nr. 4, Münze Nr. 5. — 2) Thongriff, Mundstück oder zu anderem Zweck benutzter Gegenstand; abgeb. VII, 26. — 3) Metallblechschälchen mit Oese, mehrfach durchbohrt; gr: c. 1$^1/_2$. — 4) Spielstein mit concentrischen Ringen, Bein; gr: 2$^1/_4$. — 5) Mittelerz des Nero; Av.: Kopf des Nero mit Umschrift: Nero Caesar Aug. P. M. Tr. Pot. M. P.; Rev.: Victoria mit Kugel zwischen SC. — 6) Topf, irden, blauschwarz, unten graublau, glänzend; abgeb. VII, 24; h: 24$^1/_2$; Verzierungen: VI, 32, mehr späteren Charakters wie Grab 14, 5 und Grab 11, 3 zeigen; auch ist Bauchung des Topfes oben weiter als z. B. bei älteren Gefässen, Taf. V, 1, 15, 19, 21, 36 u. 9, nähert sich auch in Technik mehr VI, 7; enth. verbr. Menschenknochen. — 7) Desgl., abgeb. VII, 17; h: 23$^1/_2$; mit eingeglätteten

senkrechten Linien versehen der Technik wie Grab 16, Nr. 6; enth. verbr. Menschenknochen und unkenntliche Mittelerzmünze.

Grab 20.

Nr. 1) Topf wie Grab 1, Nr. 1; h: 13; enth. verbr. Menschenknochen, zugedeckt durch die Schale Nr. 2. — 2) Schale wie Grab 16, Nr. 14; h: c. 9; Dm: c. 18. — 3) Topf wie Grab 14, Nr. 5, ebenso verziert; h: c. 20½. — 4) Desgl. wie Grab 14, Nr. 4, jedoch unverziert; enth. zwei durch die Hitze des Scheiterhaufens (?) zusammengebogene Fläschchen der Art wie VII, 1, dann halbgeschmolzene scheibenförmige Gewandnadel wie Taf. IV, 18 u. die Gewandnadeln Nr. 5 und 6. — 5) Gewandnadel, Erz; ähnl. V, 3. — 6) Desgl. — 7) Topf, ähnl. V, 31; h: 9½. — 8) Desgl., ähnl. VI, 5; h: 19. — 9) Henkelkrug, ähnl. V, 43, jedoch kuglig gebaucht u. oberer Rand vier × gefalzt; h: 13½ abgeb. VII, 32. — 10) Napf wie V, 11; h: 6; Dm: 14. — 11) Tasse wie Grab 16, Nr. 10—12 mit barbarischem Stempel; h: 6; Dm: 13. — 12) Desgl. h: c. 4; Dm: c. 9. — 13) Teller, glänzend schwarz, wie Grab 9 Nr. 4; abgeb. V, 18; Dm: c. 14½. — 14) Desgl., diese wie vorige unleserliche Stempel zeigend.

Grab 21.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. Grab 13, 1; auf dem unteren Abschluss des oberen Bauchtheils ein Gurtband mit Verzierungen wie VI, 31, jedoch späteren Charakters, wie VII, 48 zeigt: kürzer gestrichelt; h: 28; enth. verbr. Menschenknochen, etwa 5 zusammengegeschmolzene (Finger-?) Ringe und andere unkenntliche Schmuckstücke, dann Armschmuckrest Nr. 2, Beschlagerz Nr. 3, Münze Nr. 4. — 2) Theil eines verzierten Armringes, Erz; abgeb. IV, 17. — 3) Beschlagstreifen von 4 Nägelresten durchbrochen, Erz. — 4) Mittelerz des Tiberius; Av: Kopf des Tiberius mit Umschrift Tiberius Pont. Max., Rev: unbestimmbar im Ganzen. Die Vorderseite ist abgestempelt. — 5) Henkeltopf, irden, gelblich, weiss überzogen; h: 16¾; abgeb. VII, 31; enth. verbr. Thierknochen. — 6) Henkelkrüglein, irden, weiss; abgeb. VII, 7; h: 8½. — 7) Henkelkrug, wie V, 43; h: 22½. — 8) Desgl., mehr kuglig gebaucht wie Gr. 20, Nr. 9, jedoch aus rothem Thon bereitet; h: 15. — 9) Topf, ähnl. Grab 10, Nr. 1; vgl. Abbild. VI, 11, jedoch gedrungener u. mit breitem Gurtband aus 2 Reihen aufgelegter Stäbchen bestehend; h: 18¾. — 10) Becher, ähnl. Schale VI, 29; h: 10½; abgeb. VII, 4. — 11)

Napf wie V, 11; h: c. 11; Dm: c. 27. — 12) Schale, schieferartig, ähnl. VII, 42 mit undeutlichem Stempel VITIA (?); Dm: c. 23.

Grab 22.

Nr. 1) Topf, irden, graublau, sehr glatt mit eingeglätteten Verzierungen; h: 13$^1/_2$; ähnl. VII, 17. — 2) Schale wie Grab 20, Nr. 2; h: 9$^1/_4$; Dm: 15$^1/_2$. — 3) Napf wie Grab 20, Nr. 10; Dm: 17$^1/_2$. — 4) Henkelkrug wie Grab 20, Nr. 9; h: 15. — 5) Desgl., gelblich; h: 13$^1/_4$. — 6) Tasse wie Grab 16, Nr. 10—12; fragmentirt.

Grab 23.

Nr. 1) Topf wie Einzelfund Kirchberg Nr. 1; h: 21$^1/_2$; enth. verbr. Menschenknochen. — 2) Desgl., verziert, ähnl. V, 15, jedoch mit einzelnen senkrechten Linien; h: 16; enth. verbr. Menschenknochen und hufeisenförmiges, an den Enden durchbrochenes Eisen. — 3) Henkelkrug wie Grab 20, Nr. 9; h: 12$^1/_4$. — 4) Desgl. mit einfacherem Ausgussröhre-Profil; h: 13$^1/_2$. — 5) Tasse wie Grab 16, Nr. 10—12; fragmentirt; Stempel unleserlich.

Grab 24.

Nr. 1) Topf wie Grab 8, Nr. 8, jedoch gelblich; h: 14; enth. verbr. Menschenknochen u. zwar die eines Kindes, die Gewandnadel Nr. 2, die Münzen Nr. 3 und 4. — 2) Mittelerz des Augustus; Kopf mit Umschrift: Caesar Aug. Pont. M.... Stempel auf dem Halse des Kopfes: Tib.; Rev: S. C. mit Umschrift... M. MAECILIVS IVILV und Stempel MPNC. — 3) Desgl., Av: Kopf mit Umschrift: Caesar ... Pont. Max. Tribunic. Pot; Rev: S. C. mit Umschrift: ... PAAXFF. PLVRIVS AGRIPP AI ... — 4) Topf wie Grab 20, Nr. 8; h: c. 15$^1/_2$; gelblich, jedoch unten glänzend blauschwarz; an letzterer Stelle gedämpft (terra nigra!?!). — 5) Henkelkrug, weiss, wie V, 53; h: 16. — 6) Teller wie Grab 20, Nr. 13 und 14, jedoch aus t. sigillata; Stempel: Bucui.

Grab 25.

Nr. 1) Topf wie Grab 8, Nr. 8, schwarzgrau gekörnt; h: 13; enth. verbr. Menschenknochen u. die zwei Gewandnadeln Nr. 2 u. 3 u. Rassel Nr. 10. — 2) Gewandnadel, Erz, abgeb. IV, 20. — 3) Desgl. — 4) Topf wie Grab 23, Nr, 2; Linien des Ornamentes durch Glätten hergestellt; h: 18. — 5) Desgl. wie Einzelf. Kirchberg Nr. 1, jedoch Ornament: VI, 32; h: 19. — 6) Henkelkrug

wie Grab 20, Nr. 9 allein schlanker; h: 23. — 7) Desgl. ähnl. V, 43; stärkste Bauchweite oben; h: 18. — 8) Schale, irden, blau; ähnlich abgeb. VII, 42; Stempel runenartig, abgeb. VII, 52; Dm: 18. — 9) Teller, t. sigill., orangeroth, wie Grab 15, Nr. 9; Stempel: $\frac{\text{DVRV}}{\text{CVAVO}}$. — 10) Rassel wie Grab 9, Nr. 6; h: 7; abgeb. V, 20.

Grab 26.

Nr. 1) Flasche, irden, glänzend blauschwarz; h: 8½; Dm: 5½; abgeb. VI 8a. — 2) Töpfchen, irden, gelblichweiss; h: 6½; Dm: 4; abgeb. VI, 25.

Grab 27.

Nr. 1) Topf, irden, glänzend blauschwarz, nach unten blau; h: 15½; abgeb. VII, 22. — 2) Desgl., irden, glänzend schwarz überzogen; oben ornamentirt mit VI, 32; h: 13; abgeb. VI, 18.

Grab 28.

Nr. 1) Topf wie Grab 20, Nr. 7, jedoch Gurtband mit einzelnen Keilgrübchen nach VI, 33 ausgefüllt, Inhalt: Gewandnadel Nr. 2. — 2) Gewandnadel, Erz; l: 11; abgeb. V, 3. — 3) Topf wie Grab 20, Nr. 8; h: 24; verziert: VI, 31. — 4) Desgl., h: 16; verziert: VI, 32.

Grab 29.

Nr. 1) Topf wie Grab 9, Nr. 12; h: 18½; enth. verbrannte Menschenknochen und die Gewandnadeln Nr. 2 u. Nr. 3. — 2) Gewandnadel wie V, 3. — 3) Desgl. — 4) Topf wie Grab 1, Nr. 1; h: 28½; enth. verbr. Kinder-(?)Knochen. — 5) Desgl. mit Horizontallinien; h: 18½. — 6) Desgl. wie Nr. 4; h: 7. — 7) Desgl., irden, braungrau, gekörnt; ähnl. VII, 17; enth. Gefässchen Nr. 8. — 8) Henkelkrügelchen, irden, weiss; wie VII, 7. — 9) Napf wie Grab 10, Nr. 2 (mit Deckel); Dm: 26½; enth. unverbrannte Thierknochen (Speisereste?), darunter solche vom Wildschwein. — 10) Henkelkrug wie Grab 14, Nr. 7; h: 27½. — 11) Desgl.; h: 14. — 12) Desgl., zweihenkelig; abgeb. VII, 29; h: 23. — 13) Krug, irden, rauh; abgeb. VII, 30; h: 13. — 14) Tasse, irden, glänzendschwarz; unleserlicher Stempel; h: 4½; ähnl. V, 44. — 15) Teller, wie Grab 15, Nr. 9; Dm. 16; Stempel unleserlich. — 16) Lampe, irden, eindochtig, weiss, röthl. überzogen; Dm: 11¼; abgeb. VI, 26; mit Relief: Rückenansicht des im Angriff befindlichen Gladiators.

Grab 30.

Nr. 1) Topf, irden, glänzend braun; h: 22; ähnl. V, 1; (enth. verbr. Menschenknochen?) abgeschlossen durch Schildbuckel Nr. 2. — 2) Schildbuckel, abgeb. VIII, 35. — 3) Topf, ähnl. V, 15, allein röthlich gelb u. braun überzogen glänzend, Technik wie bei V, 21; VI, 9; h: 20. — 4) Teller, t. sigill., orangeroth; wie V, 35. — 5) Desgl. mit deutlichem Stempel $\frac{\text{DVRO}}{\text{CVAVO}}$. — 6) Gewandnadel mit einer Art imitirtem Filigran-Schmuck; abgeb. IV, 25; gr: 1,25.

Grab 31.

Nr. 1) Topf, irden, blauschwarz mit eingeglättetem Rautenmuster; abgeb. VII, 14; h: c. 27½; enth. verbr. Menschenknochen, Nägel, das Fläschchen Nr. 2 u. Münze Nr. 12. — 2) Fläschchen, sehr dünnes dunkelgrünes Glas, vierseitig; auf jeder Seite einen Reliefkopf zeigend: Meduse, Bacchus; h: c. 8. VII, 10. — 3) Topf, irden, blauschwarz, stellenweis graublau, durch eingeglättete Striche verziert; h: c. 22; abgeb. VII, 16; enth. verbr. Menschenknochen, Eisennägel, Nr. 4 u. Ringplatte Nr. 5. — 4) Büchse, Metallblech, aus zwei Stücken bestehend, die ineinander geschoben worden zu sein scheinen; l: c. 6; abgeb. VIII, 27 (vielleicht Tintenfass). — 5) Ringplatte mit Carneol-Gemme, Kopf der Roma zeigend; an Platte haften Reste des Ringes; alle Theile sind durch Brand bis zur Unkenntlichkeit der Materie angelaufen, Schnitt der Gemme trefflich IV, 27. — 6) Topf, irden, schwarzblau, glänzend; h: c. 11½; verziert mit Gurtband ähnl. VI, 32, jedoch späteren Typus dieser Ornamentik zeigend: VII, 44; abgeb. VII, 13. — 7) Henkelkrug, ähnl. V, 43, jedoch schlanker; h: 20. — 8) Schale, blauschwarz; wie VII, 42; c. 9 Dm. — 9) Desgl. blau, gedämpft; abgeb. VII, 2; l: c. 9. — 10) Tasse, t. sigill., glänzend tiefroth; abgeb. VI, 17 mit Stempel: OIVIA (oficina Ivia?). — 11) Lampe, eindochtig, ähnl. VI, 26, ohne Reliefbild; l: c. 10. — 12) Mittelerz des Claudius: Av: Imp. Claudius Caesar Aug. F. M. Fr. p. Rev: Krieger mit Schild und Lanze, im Angriff zur Seite S. C.; lag in dem Topfe Nr. 1.

d) Inhalt von Brandstätten frührömischer Leichenbrandgräber des Martinsbergs.

1) Inhalt einer Leichenbrandstätte.

1) Lanzenspitze, Eisen, in der Mitte Grat zeigend; abgeb. VIII, 3. — 2) Schildbuckel mit zwei an demselben fest gerosteten

oder durch Brand mit ihm verbundenen kleiner Wurfspeere; abgeb. VIII, 9. — 3) Scheere, Eisen; abgeb. VIII, 17. — 4) Bohreisen; abgeb. VIII, 7. — 5) Gabel, dreizinkig, Eisen, oben mit Spitze versehen zum Einlass in einen Holzstiel; abgeb. VIII, 23. — 6) Kästchen, starkes Metallblech; abgeb. VIII, 36. — 7) Töpfchen, irden, weiss, ähnl. VI, 25. — 8) Topf, irden, ähnl. V, 56, jedoch roher. — 9) Schlossblech (Erz); abgeb. VIII, 32. — 10) Scherben von Thongefässen und Glassachen, Brandreste, Eisenstücke von Nägeln und zahlreiche Holzkohlen.

2) Brandstätte.

Nr. 1) Reste eines Henkelkruges wie V, 43. — 2) Zerbrochenes Thongefäss, ähnl. VII, 4, jedoch an Stelle der Blätter sieht man Sand- oder Thonkrümchenbewurf. — 3) Henkeltopf, irden, wie VII, 31, schwarz angebrannt. — 4) Deckel eines Napfes, ähnl. V, 11. — 5) Stücke von glänzend schwarzen Gefässen. — 6) Bruchstücke von Gefässen aus t. sigill., wie VI, 16. — 7) Grössere Stücke zusammengeschmolzenen Glases. — 8) Töpfchen aus Metall, halb geschmolzen. — 9) Flacher Schildbuckel, Eisen, ähnl. VIII, 9. — 10) Lanzenspitze, Eisen, ähnl. VIII, 8. — 11) Zwei zusammengeschmolzene Wurfspeere, wie VIII, 9. — 12) Scheere (Eisen), ähnl. VIII, 17. — 13) Eisenstift, vielleicht Bohrer, ähnl. VIII, 7, — 14) Nägel, Eisen, theilweis mit runden, theilweis flachen Köpfen versehen. — 15) Reste eines Rostes, wie V, 12. — 16) Verbrannte Thierknochen.

3) Brandstätte.

Nr. 1) Schüssel, irden, weiss, etwas rauh; abgeb. VII, 35; im weit überragenden Rande Ausguss zeigend. — 2) Topf, der Art wie V, 36, ohne Verzierung. — 3) Napf, ähnlich V, 11. — 4) Gefässscherben mit Goldglimmer versehen. — 5) Reste einer glänzendschwarzen Schale der Form wie V, 18. — 6) Stücke von kleineren und grösseren Gefässen aus t. sigill, darunter solche ähnl. VI, 17 mit Lotus; abgeb. VII, 46. — 7) Reste von einh. Krug, wie V, 53. — 8) Brand- und Eisennägelreste, geschmolzene Glasgefässe, halbverkohlte Thierknochen.

4) Brandstätte.

Nr. 1) Henkelflasche, irden, flach; br: 5; h: 13; bläulichweiss, mit grünlich-gelber Glasur überzogen, die auch im Innern sicht-

bar; eigenthümlich ornamentirt: durch Haselnussstaude-Blätter, einer Art Aestchen oder Geweihetheile; Zwischenräume durch kleine wellenförmige Bogenlinien ausgefüllt; Alles in Relief vermittelst Form hergestellt; Brand fest, jedoch nicht bis zum zusammengefritteten Thone des frühmittelalterlichen Steingutes; abgeb. VI, 19. — 2) Schaale, schmutzigweiss, mit grünlicher Glasur überzogen, letztere stellenweis dick zusammengelaufen, Tiefen der Ornamente deckend; Technik wie Nr. 1; Ornamentik: Palmetten, die von Rauten ausgehen und Rauten zwischen sich haben; oben durch Perl- oder Zackenstab abgeschlossen, unten durch Reihe Striche; Sch. ist unterer Theil eines Henkelkännchens wie V, 55, das dieselbe Technik wie Nr. 1 und 2 zeigt; Dm: $8^1/_2$; h: 3. — 3) Scherben von Thon- und Glasgefässen, Nägel, Brandreste der Art wie in Brandstätte 3.

e) Einzelgegenstände aus Brandstätten und Brandgräbern des Martinsberges.

Nr. 1) Henkelkrüglein der Technik wie Nr. 1 u. 2 der vorigen Brandstätte; abgeb. VI, 20; h: $14^3/_4$; Dm: c. $10^3/_4$ aus Brandstätte. — 2) Desgl., oben eine Reihe der Troddeln wie solche bei Nr. 1 in der Mitte zu je 3 Stück vertheilt sind, darunter kleine Häschen, dann Perlenreihe und Stäbchen, unten glatt; h: 14. — 3) Topf, irden, gelblich, dünnwandig, gekörnt; zwei Henkel zeigend; vor diesen ist Bauchung eingedrückt; zwischen den Henkeln: Gesicht, Ohren; zwischen Augenbraunenbogen Halbmond (?); unterhalb des Mundes Tropfen; genannte Theile in Relief aufgetragen; h: 27; abgeb. VI, 12. — 4) Desgl. Gesichstopf ähnl.; es fehlen Henkel und Eindrücke, dann zeigt Profil des oberen Randes unwesentliche Abweichungen; h: c. 26. — 5) Topf, irden; abgeb. VI, 13; weiss, röthlichbraun überzogen, Schuppen und Lotus in Thonschlamm-Auftrag zeigend; h: 24; Inh. verbr. Menschenknochen, Gusserz von Nero. — 6) Topf, irden, blauschwarz, eingeglättete Verzierungen zeigend; Dm: c. 25; abgeb. VI, 6. — 7) Topf, irden, sauber, roth, rautenförmig schraffirte, mit vorspringenden Warzen versehene Gurtbänder; h: 28; abgeb. VI, 4. — 8) Desgl., irden, weiss, mit 2 kleinen Henkelchen versehen; unter einem eingeritzt: IPIIIS. abgeb. VII, 23. — 9) Desgl. roth; höher. — 10) Schale, t. sigill., hochroth, jedoch etwas dickwandiger, als VI, 16, mit Eierstab versehen, loser gebrannt; Stempel: Of. Ardaci; Dm: 19. VI, 15. — 11) Löwchen, irden, gehöhlt, oben Röhrchen und Henkel gelblichbraun glasirt; Technik wie Nr. 1 u. 2; abgeb. VI, 23; l: $8^1/_2$; h: $6^1/_2$;

aus Brandtätte. — 12) Desgl., Röhrchen im Munde, Oeffnung im Hintertheil der Standfläche; h: 7; l: 7; lag in Brandstätte. — 13) Becher, irden, mit Eindrücken; sehr dünn, Thonkrümchenbewurf zeigend; metallisch braun überzogener weisser Thon; ähnl. VII, 6; h: 12. — 14) Flasche, irden, gelblich; h: c. 20; abgeb. V, 22. — 15) Lampe od. Tintenfass, mit geschwungenem Griffansatz, oben geöffnet, braungrau; l: c. 8; h: c. $2^1/_2$. VI, 28. — 16) Dreifuss, irden, braunroth in das Graue und Braunschwarze übergehend, Thon stark mit Quarzsand vermischt; h: 18; abgeb. VI, 2. — 17) Schälchen, irden, bräunlich, eigenthümliche Art durcheinandergeworfener Blätter vorführende Verzierung, in Relief, theilweis recht scharfgerandet aufliegend; abgeb. VI, 22. — 18) Topf, irden; gelblich; dünn; gekörnt; mit Ringen, Blättern und Tüpfchen versehen, in Relief mit brauner Masse aufgetragen; abgeb. VII, 15; verbr. Knochen und Münze des Claudius enthaltend. — 19) Desgl.; verziert: je 3 Ringe und Lotus abwechselnd, die in Weiss aufgetragen sind. — 20) Becher, irden, blaugrau, etwas roher; verziert: VI, 31; abgeb. VII, 11. — 21) Desgl., Bruchstück, weiss, Innenseite roth überzogen, eigenthümliche Henkelvorrichtung zeigend. — 22) Schälchen, Bruchstück, weiss mit braunen Streifen, unter Standfläche braun aufgetragener Stern; abgeb. VI, 11a. — 23) Schale mit halbmondförmig umgebogenem Kragenrand, auf welchem Ausgussrinne, die an jeder Seite Stempel Oviorix zeigt, weiss; abgeb. VI, 37; Dm: 15. — 24) Töpfchen, Bruchstück, papierdünn, glänzend schwarz, scharfkantig ausladende Bauchung; abgeb. VI, 24. — 25) Schälchen, aufgetragene Schuppen-Verzierung, bräunl. überzogen; abgeb. VI, 29. — 26) Becher, t. sigill., dünnwandig, tiefroth, scharf gehaltene Ornamentik, oben mit Eierstab abschliessend; abgeb. VII, 18; h: 7. — 27) Bruchstück, ähnl. Arbeit aus t. sigill., in Brandstätte zusammen gefunden mit den Sigillata-Scherben VII, 49 bis incl. 51, welche dieselbe festgebrannte glänzend tiefrothe sigillata vorführen. In derselben Brandstätte auch das gelbliche mit Goldglimmer bedeckte Bruchsück einer Schale, das VII, 50 wiedergegeben; Stempel lauten: Of. Sabi; Of. Crestio; Of Moii; Bassi; .. Ascuii. — 28) Dreizehn Töpfe der Art wie: V, 1, 9, 15, 19, 36, 42; von 10 bis 29 Höhe, theilweis mit verbrannten Knochenreste angefüllt. — 29) Zwölf weitbauchige Töpfe von schwarzer, grauer, gelblicher u. blauer Farbe mehr oder weniger sich V, 32 u. VI, 6 nähernd; h: 6 bis 19. — 30) Vierzehn Henkelkrüge, gelblich; wie Typen V, 53 u. 43. — 31) Dreizehn Näpfe von grauer Farbe wie: V, 11, 34. — 32) Vier Schalen, irden, von glänzend

schwarzer Farbe wie V, 18. — 33) Krügelchen mit Ausgussröhre weiss, oben bräunlich — 34) Sieben verschiedenartige Gefässe der vorbezeicheten Typen. — 35) Rassel in Vogelgestalt, grau, roh geformt, oben keine Oeffnung h: c. 8; aus Brandstätte. — 36) Kreisel, irden, braungrau, roh; h: 5; aus Brandstätte. — 37) Göttin, irden, weiss, sitzend auf geflochtenem Stuhl; in Talar u. Stohla gekleidet, rechte Hand abgebrochen, linke Füllhorn mit Reben und Trauben gefüllt; auf Seitenlehne des Stuhls Stempel: Victor; h: c. 15; in d. Brandstätte gefunden, VI, 36. — 38) Zwei sich Umarmende, irden, weiss; scheint Darstellung „vale" zu sein; in d. Brandstätte gefunden, VI, 35. — 38a) Lampe, ähnl. VI, 26; Dm: 8; Relief eines Bacchanten mit Thyrsusstab. — 38b) Desgl., einfacher; Dm: 8; mit Stempel: Artimers. — 38c) Teller t. sigill. glänzend tiefroth; Dm: $20^1/_2$; Stempel: Amabilis f.

Vereinzelte Gewandnadeln, ebendaher.

Nr. 39) Gewandnadel, reich profilirt, oben amphoraartig gestaltet; Erz; abgeb. IV, 21. — 40) Desgl., oben schildförmig abgerundete Platte; abgeb. IV, 22. — 41) Desgl., flach mit zwei feinen Wellenlien (eingeritzt); abgeb. IV, 23. — 42) Desgl., mit keilförmigem Rückenschild; abgeb. IV, 24. — 43) Desgl., ähnl. IV, 11; auf Scheibe ein kl. Hündchen. od. ein Wolf plastisch angefügt. — 44) ähnlich. — 45) Desgl., glatt; abgeb. IV, 26. — 46) Gewandnadel IV, 29; mit Grubenemail; gelbe, grüne und rothe Farbe wechseln; nicht in Andernach, sondern in Cobern am Berge gefunden und zwar zusammen mit Nr. 47 und einem Topfe wie V, 52 u. VI, 7; daher mit diesem gleichzeitig; zur Charakteristik der Andernacher Sachen hier genannt. — 47) Gewandnadel mit Grubenemail, roth und bläulich weiss, IV, 30 ebendaher; auf demselben Grabfeld gefunden: gewundener Armring eines Kindes, dann glatter, zusammen mit Rassel in Vogelgestalt wie V, 20, die jedoch weiss u. braun gestreift ist, u. mit kl. met. Kinderlöffelchen gefunden.

Vereinzelte Handwerks- u. Hausgeräthe aus Metall, ebendaher.

Nr. 48) Messer, Eisen, vielleicht Küchenmesser; abgeb. VIII, 13. — 49) Klinge, Eisen, mehr dolchartig; abgeb. VIII, 14. — 50) Desgl., VIII, 15. — 51) Krummmesser, Eisen; an unterem Theile Eisenring zur Verstärkung des Holzgriffes; abgeb. VIII, 16. — 52) Scheere,

Eisen, geschickte Technik zeigend; abgeb. VIII, 17. — 53) Geräth, Eisen, keilförmig an die Form der einfachen Flachcelte erinnernd; vielleicht als Falzbein verwendet, VIII, 18. — 54) Blatt einer Handsäge, Eisen; abgeb. VIII, 19; ausserdem auf Martinsberger frührömischem Gräberfelde Blatt einer grossen, breiten Handsäge mit langen Zähnen gefunden, wie solche noch heute von unseren Holzschneidern benutzt werden. — 55) Steinmeissel, Eisen; abgeb. VIII, 20. — 56) Doppelmeissel, Eisen; gezahnt, liess sich auch zum Herstellen von Schnittornamenten verwenden; abgeb. VIII, 21. — 57) Eisen, schmal an seinen Enden zur Oese umgebogen; abgeb. VIII, 22. — 58) Gabel, Eisen, hakenförmig gebogen, drei lange Zacken zeigend, hinten eine zum Einlassen in Holzstiel; vielleicht: „Furca sepulcralis"; abgeb. VIII, 23. — 59) Scharniere, Erz, bei einem Deckel od. einer Thüre verwendet. — 60) Schlüssel, Eisen, unten ankerförmig gebogen; abgeb. VIII, 25. — 61) Desgl., Eisen, kurz gedrungen, kräftig: abgeb. VIII, 26. — 62) Büchse, Metallblech, vielleicht Tintenfass; abgeb. VIII, 27. — 63) Filirnadel, Erz; abgeb. VIII, 28. — 64) Metallspiegel, Silbermischung; abgeb. VIII, 29. — 65) Seihe, Metallblech; abgeb. VIII, 30. — 66) Löffel, langgestielt, Metall; vielleicht Trua od. Trulla, der griech. Kyathos; abgeb. VIII, 31. — 67) Schlossblech, abgeb. VIII, 32. — 68) Griff, Erz, von Messer (secespita) od. Schlüssel od. anderem Instrumente; abgeb. VIII, 33. — 68a) Metallgriff, abgeb. VIII, 37.

Waffen (theilweise schon bei Besprechung der Brandgräber genannt).

Nr. 69) Klinge nebst Grifftheil des Gladius major, zusammengebogen aus Urne; abgeb. VIII, 1. — 70) Desgl., Pugio, gewölbte Rippe, einmal gegliederter Griff VIII, 2. — 71) Hasta, Eisen, kurz, geschickt gezogene Mittelrippe, nach der Tülle zu herzförmig abgerundetes breites Blatt; abgeb. VIII, 3. — 72) Hastae, Eisen, zwei zusammengerostete oder durch Flamme des Scheiterhaufens zusammengefügte, wie solche gewöhnlich auch paarweise auf rheinischen Grabsteinen der Cohortalen auftreten; abgeb. VIII, 4. — 73) Lanzenspitze mit schmalem, zu einem hohen, sehr geschickt gezogenen, abgerundeten Mittelgrad verlaufender Schafttülle u. schlankem Blatte; abgeb. VIII, 5. — 74) Desgl., soweit die starke Verrostung erkennen lässt, ohne Mittelgrad. — 75) Lanzenspitze, Eisen, rund; abgeb.

VIII, 6. — 76) Pfeilspitze, blattförmig; abgeb. VIII, 8. — 77) Wurflanze oder Wurfpfeil (plumbati, martiobarbuli) an unterem Theile des Schildbuckels, wo sie aufbewahrt wurden, angerostet oder durch Feuer des Leichenbrandes angeheftet; abgeb. VIII, 9. — 78) Schildbuckel, nicht, wie der vorgenannte, kreisförmig abgerundet, geht von rundem, horizontal gestalteten Rande cylindrisch aus, engt sich nach oben pyramidial zur Spitze; mehrfach bildeten solche Deckel der Leichenbrandurnen, so dass sie sich fest an dem Rande derselben angerostet fanden; abgeb. VIII. 10. — 79) Ehrenschmuckplatte eines Soldaten (phalera), einen Kopf darstellend, Metallblech, VIII, 11. — 80) Sporn, Eisen, mit kurzem, durch einen pyramidal gestalteten Knopf abgeschlossenen Stachel; abgeb. VIII, 12. — 81) Pilum, Eisen; wurde (von Schmitz) ebenfalls in den Martinsberggräbern resp. Brandstätten gefunden. — 82) Beschlag einer Schwertscheide, abgeb. VIII, 33a.

Vorgefundene Waffen gaben durch ihr Aeusseres zu erkennen, dass sie dem Leichenbrand ausgesetzt waren, sei es, weil sie zur Ausstattung des Verstorbenen benutzt wurden, sei es, weil sie als „munera od. dona" während des Brandes von den Leidtragenden hineingeworfen, oder aber endlich zum Schmuck des Scheiterhaufens verwendet worden sind.

In der Holzasche des Leichenbrandes fanden die Eisensachen eine solch' treffliche Erhaltung, als hätten sie eben das Schmiedefeuer verlassen.

B. Die spätrömischen Brand- und Skeletgräber vor dem Burgthor.

In dem Gräberfelde vor dem Burgthor in Andernach, in welchem man die Todten verbrannt und unverbrannt der Erde übergeben hat, erschienen die einzelnen Gräber in unregelmässigen, dem Lauf der Coblenzer Strasse folgenden Reihen und zwar — worin man sich bei den wenigen der hier zu Tage geförderten Grabstätten freilich irren kann — schien zuerst eine Reihe von Leichenbrand- und dann eine Anzahl Skelettengräber angelegt worden zu sein und es sah so aus, als hätten drei Skelettengräber mit drei Leichenbrandgräbern gewechselt. Aber es lagen die Gräber im Allgemeinen in ungleichmässiger Tiefe. Die Leichenbrandgräber fanden sich durchschnittlich 1 Meter, die Skelettengräber 1,50 bis 2,90 m tief. Der Abstand der vom Provinzialmuseum aufgedeckten Skelettengräber betrug 1,50 m.

Die Leichenbrandreste und die Urne mit den Beigefässen zeigten

sich an ein und derselben Stelle. Die Knochenreste lagen in Töpfen, welche bald die oben weit geöffnete Urnenform, bald die der Henkelkanne zeigten, welch' letztere Beisetzungsart auf dem früheren Gräberfeld Andernachs nicht angetroffen worden ist. Auch sind die Beigaben einfacherer Art und geringer an Zahl. Ausser einem schwarzen Trinkbecher zeigte sich selten noch das eine oder andere weitbauchige Gefäss. Von Schmuckstücken wurde nur der angebrannte Rest einer Bügelschnalle vorgefunden.

Gefässe desselben Typus, Töpfe welche zu demselben Gebrauche bestimmt waren, fanden sich auch in den neben diesen Leichenbrandgräbern vorgefundenen Skelettengräbern. Da nun auch die in den Leichenbrandgräbern beobachteten Münzen denselben Kaisern angehören, wie die in den Skeletgräbern angetroffenen, so haben wir es hier mit einem Gräberfelde zu thun, auf welchem in ein und derselben Zeit die Verstorbenen verbrannt und unverbrannt beigesetzt worden sind. Von Münzen, welche sich im Leichenbrande fanden, gehört die eine dem Tetricus pater an, die andere Constantin d. Grossen; letztere ist im Leichenbrand auf einer Seite geschmolzen und beckenförmig ausgebaucht[8]).

Die Skeletgräber bestanden aus Gruben von 1,40 bis 2 Meter Länge und 0,40 bis 0,65, im Allgemeinen 0,55 m Breite; deren Tiefe betrug 1,50 bis 2,90 Meter. Eine der Todtengruben zeigte eine dünne Brand- — nicht Moderlage! —, welche es unzweifelhaft machte, dass man das Grab ausgebrannt hatte.

Auf dem Boden der Grube zeigte sich, in Verbindung mit geringen Moderresten, das in den meisten Fällen wohl erhaltene Skelet und zwar in langgestreckter Lage mit den Füssen nach Osten. Die Arme waren entweder gestreckt oder aber es zeigten sich die Handgelenke überkreuzt, als habe man absichtlich das uralte Symbol des Schrägkreuzes hervorrufen wollen. Der Kopf lag gewöhnlich geradeaus gerichtet oder aber wenig nach der einen oder anderen Seite geneigt.

Eigenthümlicherweise zeigte sich einmal, und zwar in der vorgenannten ausgebrannten Grube, am Fussende des Menschenskelettes ein Thiergerippe in unbestimmbaren Ueberresten.

Gewöhnlich lagen am Fussende, oder aber zu beiden Seiten des Todten, stark verrostete, grosse eiserne Nägel, an welchen in den meisten Fällen noch vom Rost stark durchzogene Theile des Holzsarges hafteten, der aus schweren Dielen zusammengesetzt war.

Dieselbe Spärlichkeit in Bezug auf Beigefässe gaben auch diese

unverbrannten Todten zu erkennen, allein mit dem Unterschiede, dass bei den nichtverbrannten Todten sich kleinere, mitunter kostbare Glasgefässe beigesetzt fanden. Solche sind offenbar mit den durch Feuer zerstörten Leichen verbrannt worden, wie die Brandstätten der ersten Kaiserzeit erkennen lassen.

Einer der Todten hatte eine kleine Kupfermünze des Probus in der Hand, bei einem zweiten fand sich eine kleine Erzmünze von Constantin dem Grossen auf dem Fussgelenk des linken Unterschenkels.

Unter den Gräbern waren die meisten von Erwachsenen, eines war ein Kindergrab, das auch, wie erstere, den Holzsarg zeigte; am Kopfende stand ein kleiner einhenkeliger Krug.

In einem der Gräber, das einen im Holzsarg bestatteten Todten barg, stand am Fussende ein grosser weitbauchiger Topf von der Art wie ein solcher in dem benachbarten Brandgrabe mit Knochenresten des Verstorbenen angefüllt sich vorfand.

Fundbericht.

a) Brandgräber.

Grundstück der Hospital-Verwaltung, westlich neben Herfeld.

Grab 1.

Nr. 1) Henkeltopf von festgebranntem rauhgekörntem Thon von graugelber Farbe; abgeb. X, 49; h: 38; enth. verbrannte Menschenknochen, war durch einen umgekehrten Becher Nr. 2 verschlossen. — 2) Becher, dünnwandig von rothem Thon und schwarzem, jedoch nicht glänzendem Ueberzuge; ähnl. X, 3; h: $14^3/_4$; Strichelreihen sind durch ein Rädchen hergestellt. — N. B. Die Gefässe lagen in oder unter einer Brandstätte, neben einem 77 cm breiten Mauerfundament; die Brandstätte schien stellenweis die Mauer zu bedecken.

Grab 2.

Nr. 1) Topf, fragmentirt, von festgebranntem, rauhen, gelbblauen, etwas dunkel gesprenkeltem Thon; ähnl. X, 2; enth. verbr. Menschenknochen und die Münze Nr. 2. — 2) Münze des Tetricus pater. — 3) Platte einer Bügelschnalle in Brandresten. Zu bemerken ist, dass 1 m 50 entfernt von dem Grabe 1 die genannten Sachen lagen und von Brandresten, vielleicht von der ustrina umgeben waren, so dass hier wie in Grab 1 ein bustum zu denken wäre.

Grab 3.

Nr. 1) Topf, rauhwandig, graugelb, ziemlich roh; abgeb. X, 2;

h: $22^3/_4$; enth. verbrannte Menschenknochen. — 2) Becher, roth, glänzend, schwarz überzogen in der Gestalt mit X, 3 übereinstimmend. N. B. Auch diese Sachen standen im Leichenbrand und zwar, wie die vorgenannten, 1 m tief.

Grab 4.

Nr. 1) Topf, ähnl. Grab 3, Nr. 1; zerbrochen. — 2) Henkelkrug, schwarz, ähnl. X, 7; zerbrochen. — 3) Glasgefäss; zerbrochen.

(Dasselbe Grundstück.)

b) Skeletgräber.

Grab 5.

Nr. 1) Sargnägel, Eisen, in der Umgebung eines mit überkreuzten Händen beigesetzten, mit dem Gesichte nach Osten gerichteten Skeletes, das zu den Füssen das Gerippe eines Thieres liegen hatte; Sohle der Grube, in 2,40 m Tiefe, war ausgebrannt.

Grab 6 (l: 1,75; t: $1^1/_2$ m).

Nr. 1) Becher wie Grab 3, Nr. 2; stand am Kopfende eines Skeletes. — 2) Perle in Fassform, Glas schwarz, durchbohrt, oben eine aufgesetzte Oese zeigend, mit blauem Glasfaden umsponnen; lag am Halse des Skeletes; abgeb. XI, 10. — 3) Desgl., glasartige Masse, grün, gerippt; abgeb. XI, 11; lag neben Nr. 2. N. B. der Schädel zeigt einen schön abgerundeten Scheitel; Stirn wenig gewölbt; fast senkrecht; weibl. Typus; der Brachycephalie sich nähernd.

Grab 7 (l: 2; br: 55; t: 2,30 m).

Nr. 1) Topf ähnl. Grab 3, Nr. 1; h: 12. — 2) Desgl.; beide, Nr. 1 u. Nr. 2, standen neben dem rechten Fuss des Skeletes. — 3) Henkelkrug, röthlich weisser Thon, röthlich überzogen, ziemlich roh, blättert sich leicht ab; h: $26^1/_2$; abgeb. X, 7a; stand zwischen den Füssen des Skeletes. — 4) Schale, zerbrochen, sehr dünn, weisses Glas, lag an der rechten Seite des Schädels.

Grab 8 (l; 2; br: 55; t: $1^1/_2$ m).

Nr. 1) Topf, wie Grab 3, Nr. 1; lag zu den Füssen eines Skeletes; h: 21. — 2) Sargnägel.

Grab 9 (abgeb. IX, 11).

Nr. 1) Glasschale, zerbrochen, dünn, weiss mit flammenartig aufgetragenen tiefblauen Tupfen; stand neben der linken Seite des

Kopfes eines mit überkreuzten Händen nach Osten blickenden Skeletes, mit schön abgerundeter Schädeldecke; abgeb. X, 58. — 2) Desgl. wie Grab 7, Nr. 4; lag zerbrochen neben der linken Lendenseite. — 3) Münze Constantin d. Grossen: Vorderseite Kopf; Rückseite Victoria, lag neben dem linken Fuss des Skeletes.

Grab 10.

1 Eisenschuh, lag zu den Füssen eines Skeletes, das von Steinen umstellt möglicherweise fränkischer Zeit angehört haben kann.

Grab 11 (l: 1,40; br: 40; t: 1,60 m).

Nr. 1) Henkeltopf von sehr rohem, rothgrauem, stark gekörnten und etwas holperig gedrehtem Thon festen Brandes; abgeb. X, 7, lag an der rechten Seite des Schädels eines Kinderskeletes. — 2) Sargnägel, Eisen; das Skeletgrab lag zwischen den Brandgräbern Nr. 1 u. Nr. 2.

Grab 12 (2 m tief, abgeb. IX, 4).

1 Becher wie Grab 1, Nr. 2; lag an der linken Seite des Gesichtes eines Skeletes, welches die rechte Hand an der linken Lendenseite, die linke an der rechten Seite des Unterkiefers liegen hatte.

Grab 13—15.

Skelette ohne Beigaben; nur eines hatte einen zerbrochenen Krug zu den Füssen.

Skelet-Gräber vom Martins- und Kirchberg in Andernach.

Nach Abdeckung des Humus zeigten sich sowohl auf dem Martins- als auch auf dem Kirchberge, rechtwinkelige Gruben, welche mit durch Humus vermischtem Bimsstein ausgefüllt waren. Die spätrömischen Gräber auf dem Martinsberg wurden von Privaten aufgedeckt. Die jüngste Münze derselben war von Constantius, am Burgthor von Constantin dem Grossen, am Kirchberg war die älteste von Valentinian.

Die einzelnen Gruben waren 1,50 bis 2,27 m lang, 43 cm bis 1,70 m breit und 14 cm bis 2,27 m tief. Durchschnittlich betrug die Länge 2, die Breite 1, die Tiefe 2 m. Bei Anlage der Gruben mussten zumeist die den Bimsstein durchziehenden Tuffsteinlagen (Britz) durchhauen werden.

Die Gruben lagen in unregelmässiger Weise, seltener in Reihen; ihre Langseite war von Osten nach Westen gerichtet; es zeigten auch Gruben eine etwas andere, doch niemals entgegengesetzte Richtung.

Auf der Sohle der Gruben lag das Skelet des Menschen so, dass sich auch hier wieder das Streben, dieses mit dem Antlitze nach Osten zu richten, nicht verkennen liess. Männer, Frauen und Kinder ruhten hier, zumeist auf dem Rücken in langgestreckter Lage, die Hände seitwärts gestreckt oder auf der Brust oder in der Bauchgegend gekreuzt. Vgl. Taf. IX, 1—12. Die Skelette der Erwachsenen ergaben in ihrer Grabeslage eine Länge von 1,45 bis 1,82 Meter.

Grundstück von J. M. Schumacher (am nördlichen Abhang des Kirchberges, östlich des Kirchweges).

Grab 1.

Nr. 1) Armring, Metall, mit eingravirten Verzierungen versehen; Dm: 7½; abgeb. XI, 12; lag zwischen dem unteren Theile der Unterschenkel eines Skeletes. — 2) Sargnägel; l: 12; br: c. 7 mm; unter dem Kopfe derselben von Rost durchzogene Holzreste die 5½ br. waren, also die Dicke der Sargdielen bezeichneten; 7 solcher Nägel wurden gefunden, die mit einer gewissen Regelmässigkeit zu den Seiten des Todten und zwar mit dem Kopfe nach den Grabwänden hin gerichtet waren, während die Spitzen nach dem Skelete hinzielten; die Nagelköpfe, welche sich gegenüber befanden, lagen 38 cm auseinander, abgeb. XI, 24.

Grab 2, abgeb. IX, 3.

Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2, 9 Stück, lagen in der Ellenbogengegend 34 cm auseinander, in der Kniegegend 32 cm; das Skelet zeigte die Hände überkreuzt; Länge des Skeletes: 1,54 Meter.

Grab 3 bis incl. 12.

Nr. 1) Sargnägel, wie Grab 1, Nr. 2, aus den Gräbern 3 bis incl. 12, welche Skelette ohne Beigaben enthielten. Die Länge der Skelette betrug; 1,45; 1,47; 1,60; 1,60; 1,61; 1,67; 1,67; 1,72; 1,78. — Die Grubenlänge schwankte zwischen 2 u. 2,62 m; die Breite zwischen 25 u. 88; die Tiefe 1 u. 2,62; mehrfach waren die Gruben 2× zur Beisetzung von Verstorbenen benutzt worden; in diesem Falle fanden sich vielfach die Knochenreste des zuerst Bestatteten im oberen Theile der Grube.

(Grundstück der Kirchenverwaltung von Andernach südlich des vorigen.)

Hier wurden bereits vor den vom Provinzialmuseum vorgenommenen Gräberaufdeckungen, beim Abgraben des Bimssteins, welches Herr

J. M. Schumacher vornehmen liess, eine Anzahl Gräber aufgedeckt, die zum Theil Holz-, zum Theil Steinsärge zeigten. Unter den Fundstücken, welche mit denjenigen des folgenden, südlich anschliessenden Grundstückes übereinstimmten, befanden sich ausser verschiedenartigen Glasgefässen Krüge wie X, 40 u. 42. Das Provinzialmuseum öffnete hier noch 7 Gräber, von denen 2 vom Kirchweg halb durchschnitten waren.

Grab 13 (l: 2,25; br: 1,6; t: 69 m, abgeb. IX, 9).

Nr. 1) Henkelkrug, rauhwandig, fast wie frühmittelalterliches Steingut, hart gebrannt, gelbgrau, stark gekörnt; abgeb. X, 12; h: 22, er lag im oberen Theil der Grube. — 2) Gewandnadel, Metall mit Niëllo, theilweise vergoldet, unterhalb des oberen Knopfes mit Bindfaden umwickelt; sie lag auf Brust mit der Querbügelseite nach dem linken Oberarmkopfe hin gerichtet; abgeb. XI, 18; l: $8^1/_2$. — 3) Gürtelschnalle nebst Endstück des Riemens, Silber, doppelte Platte, sehr dünn; abgeb. XI, 21; l: c. $4^1/_2$ u. c. 3; sie lag in der Lendengegend des Verstorbenen. — 4) Desgl., Metall, doppelte durch Nietstifte am Gurtband befestigte Platte, auf der Spuren von Leinwand haften; dieselbe ist gezackt; gr: 4; sie lag zwischen den Oberschenkeln in der Mitte der letzteren; abgeb. XI, 15. — 5) Münze, Metall, von Valentinian, lag nebst der Münze Nr. 6 am Fussende des Gerippes. — 6) Desgl. des Valentinian. — 7) Münze des Valens, sie lag in der linken Augenhöhle des Schädels. — 8) Desgl., unbestimmbar; sie lag in der rechten Augenhöhle des Schädels; auf derselben haften Theile des rechten Augenlides nebst dessen Wimpern; sie sind von dem Kupferoxyd des Metalls durchzogen und so conservirt worden; der Schädel ist, wo die Münzen gelegen haben, grün angelaufen; abgeb. XI, 19.

Grab 14 und 15.

Zwei Skeletgräber; eines von Dachschieferplatten umstellt, Kopf schien zu fehlen; das andere hat keinerlei Beigaben.

Grab 16 (l: 2; br: 85; t: 48 m).

Nr. 1) Zwei Nägel vom Holzsarg herrührend, wie spätröm. Kirchberg-Grab 1, Nr. 2. — Becher, dünnes weisses Glas, wie X, 6; lag am rechten Unterschenkel des Gerippes.

Grab 17 (l: 2,48; br: 91; t: 1,89 m).

Nr. 1) Glasflasche, dünn, weiss; abgeb. X, 14; l: $18^1/_2$; br: 3; lag am linken Fuss des Skeletes. — 2) Desgl., ähnl. X, 53; h: 7; am rechten Fuss gelegen; das Skelet war m 1,18 l. Sargnägel

fehlten nicht. — 3) Desgl.; abgeb. X, 47; sehr dünn mit Glasfäden umsponnen, zerbrochen.

Grab 18.

Skelet ohne Beigaben quer über Grab 17 gelegen.

Grab 19 (l: 1,53; br: 1,21; t: 35 m); abgeb. IX, 1.

Nr. 1) Teller, irden, grau röthlicher Ueberzug, der leicht abblättert, rohe Form; Dm: 25; h: $4^1/_2$; ähnl. X, 15; auf demselben lag die Schale Nr. 2, die Glasfläschchen Nr. 3 und in natürl. Ordnung nebeneinander liegende, also ehemals durch ihre Gelenkbänder mit einander verbunden gewesene unverbrannte Thierknochen, theilweis reichten die Knochenreste über den Teller hinaus bis in die Schale Nr. 4, neben welcher ebenfalls in regelmässiger Lage Fischgeräthe angetroffen wurden, sie lag rechts vom Schädel des Skeletes. — 2) Schale, t. sigill., ziemlich dünn, doch leichter gebr. u. matt orangeroth, Dm: c. 8; h: c. 4; abgeb. X, 24. — 3) Glasflasche, weiss, dickeres Glas, als an ähnlichen der frühröm. Gräber vom Martinsberg, und von diesen durch wulstige Verdickung des oberen Randes zu unterscheiden; h: c. $6^1/_4$; abgeb. X, 53. — 4) Schale aus t. sigill., hellroth, schlechte Waare; Dm: $9^1/_2$; h: 4; X, 8. — 5) Becher wie spätröm. Burgthor-Grab 3, Nr. 2; lag neben der linken Kopfseite des Skeletes. — 6) Henkelglas, weiss; h: 10; abgeb. X, 17 stand neben Nr. 5. — 7) Henkelkrug, Technik wie Kb.-Grab 13, Nr. 1; h: 16; abgeb. X, 16, stand rechts zu den Füssen des Skeletes. — 8) Becher, Glas, weiss mit Eindrücken versehen u. feinem Glasfaden umsponnen, sehr dünn; h: $11^1/_2$; abgeb. X, 29, stand neben Nr. 7. — 9) Schale, Glas, weiss, sehr dünn; ähnl. X, 18; stand an der Seite des linken Fusses. — 10) Sargnägel; an einzelnen hafteten Bretterreste von 4 cm Dicke.

20. Einzelfunde.

Nr. 1) Schale, gelblich, rauh, sehr fest; ähnl. X, 15; Dm: 18; h: $4^1/_2$. — 2) Becher, h: 12; mit in weisser Farbe blass u. dünn aufgetragener Inschrift Felix; ähnl. X, 48; lag mit Nr. 1 zusammen oberhalb eines Skeletgrabes.

Grundstück v. Düsseldorfs, (südlich des vorigen).

Grab 21 (l: $2^1/_2$; br: 1; t: 2 m).

Nr. 1) Schnalle, ähnl. Gr. 13, Nr. 4; abgeb. XI, 17; gr: 5; lag zu den Füssen, zeigt herausgedrückte Tupfen. — 2) Schale, t.

sigill., dickwandig, tiefroth, abgerundete Ränder: alle Einzelheiten sind stumpfer als bei den Schalen der älteren Leichenbrandgräber; auch ist die Form eine andere; ähnl. X, 21; Dm: 19; h: $5^1/_2$. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2. — 4) Reste eines Steinsarges mit halbmondförmiger Deckelplatte, von älterer Beisetzung herrührend.

Grab 22.

Nr. 1) Reste von Eisenscheiben, vielleicht Beschlagstücke des Sarges; lagen zu den Füssen. — 2) Doppelhenkelflasche, grünl.; h: 19; unten Stempel „Nero"; abgeb. VII, 19; lag am Kopfende des Skeletes. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2; abgeb. XI, 24.

Grab 23 bis incl. 24.

Ohne Inhalt — ausser Skeleteresten.

Grab 25.

Nr. 1) Schale aus t. sigill.; Technik wie Gr. 21, Nr. 2; abgeb. X, 22. — 2) Desgl. mit flüchtig eingeschnittenen Grübchen; abgeb. X, 23. — 3) Desgl., Technik wie Grab 1, Nr. 1; sehr roh; abgeb. X, 15; enthält unverbrannte Thierknochen; die Gefässe Nr. 1, 2 u. 3 standen aufeinander, so dass Nr. 3 zu unterst, Nr. 2 zu oberst sich befand.

Grab 26—29.

Grab 26 war ein Kindergrab; l: 1; br: 64; t: 1 m. Grab 27 und 28 hatten nur Skelette ohne Beigaben; im letzteren Grabe fanden sich jedoch Sargnägel wie Gr. 22, Nr. 3.

Grab 30 (l: 2; br: 85; t: 47 m).

Nr. 1) Henkelkrug, gelbroth mit weisser Aufschrift „Reple me", glatte Arbeit; h: 24; abgeb. X, 25; lag auf der Brust des Todten, Schulterblätter gegenüber. — Sargnägel wie Grab 22, Nr. 3. — 3) Scherben aus zerstörtem Leichenbrandgrabe der ersten Kaiserzeit.

Grab 31 (l: 2; br: 82; t: 1 m).

Nr. 1) Krug, braungrau, hart gebrannt, rauhwandig, rohe Erscheinung; h: 21; abgeb. X, 26; stand zu Füssen. — 2) Henkelbecher, Technik wie Nr. 1, sehr roh und rauh; h: 12; abgeb. X, 7. — 3) Napf, gelbgrau, mit nach Innen gebogenem Rande; h: $7^1/_2$; ähnl. X, 27; neben Nr. 1. — 4) Becher wie Grab 19, Nr. 5; h: 15. — 5) Schale; abgeb. X, 28; roth mit schwarzbraunem Ueberzug, in Weiss aufgetragener Inschrift Sitio; h: 6; Dm: 8. — 6) Teller aus t. sigill.; Dm: c. 29; Technik wie Gr. 21, Nr. 2; Gestalt ähnl. X, 21;

lag auf den Unterschenkeln des Todten. — 7) Sargnägel wie Gr. 22, Nr. 3 (vgl. Gr. 32). — 8) Scherben von Töpfen der Leichenbrandgräber erster Kaiserzeit.

Grab 32.

Skelet ohne Beigaben, welches auf vorigem Grabe lag.

Grab 33 (l: 2,83; br: 1; t: 2 m).

Skelet ohne Beigaben auf dem Liegenden des Bimssteins; darüber lag quer das Grab 34.

Grab 34.

Nr. 1) Amphora, schmutzig röthlich, h: 29; Umf: 37, sehr roh, abgeb. X, 9; lag neben dem linken Unterschenkel des Todten. — 2) Becher wie Grab 1, Nr. 2; lag neben Nr. 1. — 3) Teller, t. sigill., Technik wie Grab 21, Nr. 2; ähnl. X, 21; h: 5; Dm: 20; enth. unverbrannte Thierknochen; lag zwischen den Unterschenkeln. — 4) Glasschale, sehr dünn, weiss, mit kleinen Eindrücken bedeckt; abgeb. X, 18; lag neben dem linkem Fuss. — 5) Bruchstücke eines Glasgefässes neben Nr. 4. — 5) Sargnägel wie Gr. 22, Nr. 3. — 6) Das Skelet ruhte auf der obersten Bimssteinschicht bis zu den Köpfen der Oberschenkel; die letzteren und übrigen Theile des Skeletes, welche im Bimsstein oberhalb der Grube 33 lagen, waren gut erhalten, nicht so die auf der die Nässe schwer durchlassenden Britzbank liegenden.

Grab 35—37.

In den Gruben Skeletreste, ein besser erhaltenes Gerippe von 1,63 m Länge; ausserdem wurden Scherben von zerstörten Gefässen der ersten Kaiserzeit angetroffen, die von den bei Anlage der Gruben durchschnittenen frühröm. Leichenbrandgräbern herrührten, von welchen hin und wieder auch noch Aschenreste vorgefunden wurden.

Grab 38.

Nr. 1) Henkelbecher wie Grab 31, Nr. 2; h: 13; Dm: 11. — 2) Becher wie Gr. 34, Nr. 2 mit weissem Ornament; h: 11. — 3) Glasfläschchen wie Grab 19, Nr. 3. — 4) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Die Gegenstände schienen nach Kleinheit der Grube einem Kindergrabe anzugehören.

Grab 39—46.

Skeletgräber ohne Beigaben.

Grab 47.

Nr. 1) Glas wie X, 44; h: 13. — 2) Becher, schwarz, wie X, 48, ohne Inschrift.

Grab 48.

Schildbuckel, ähnl. Taf. VIII, 38.

Grab 49 (l: 2 br: 83; t: 2 m).

Doppelkamm, Knochen, mit Leistchen beschlagen; l: 13; br: 6$^{1}/_{2}$; abgeb. XI, 13.

Grab 50 (l: 3 m; br: 1 m; t: 1 m).

Nr. 1) Teller wie Grab 25, 3; er lag beim Skelet über der Britzbank unter Humus. — 2) Glasschale, zerbrochen. — Das Grab war in späterer Zeit durchgraben worden.

Grab 51 bis incl. 52.

Durchgrabene Gräber.

Grab 53 (l: 2$^{1}/_{2}$; br: 1; t: 2 m).

Nr. 1) Schnalle, ähnl. Grab 13, Nr. 4 ohne Platte, lag zu Füssen. — 2) Messerreste, Eisen; das Grab schien in späterer Zeit nochmals zur Beisetzung benutzt worden zu sein.

Grab 54 (l: 1,20; br: 1,20; t: 1 m).

Nr. 1) Hals einer Glasflasche. — 2) Boden eines Glasgefässes — 3) Sargnägel wie Grab 1, 2. — Augenscheinlich hatten wir es mit einem Kindergrab zu thun.

Grab 55 (l: 3; br: 85; t: 1 m).

Auf der Sohle der Grube lag ein Skelet von 1,69 m Länge; zerstreut in der Grube Gefässscherben, die zum Theil von zerstörten Brandgräbern der ersten Kaiserzeit, zum Theil auch von Geschirren herzurühren schienen, die dem frühen Mittelalter (Karolinger-Zeit) angehörten, vielleicht hat man damals die Grube noch einmal zur Beisetzung benutzt.

Grab 56.

Nr. 1) Henkeltopf, grau, glatt, doch roh; h: c. 9$^{1}/_{2}$; abgeb. X, 30. — 2) Flasche, Glas, wie X, 32; h: 7$^{1}/_{2}$. — 3) Desgl. wie X, 53, mit sich nach oben trichterförmig erweiterndem Halse; h: c. 15$^{1}/_{2}$. — 4) Desgl.; abgeb. X, 54; h: 15. Die Gefässe Nr. 1—3 standen am Kopfende der Grube; Skeletreste fehlten; dahingegen

fanden sich Scherben von spätröm. Gefässen, anscheinlich von ehemaligem Grabinhalte herrührend.

Grab 57 (l: 2; br: 88; t: 2 m).

Nr. 1) Nägel wie Grab 1, Nr. 2, bei einem Skelet von 1,65 m Länge. — 2) Scherben aus frühröm. zerstörten Leichenbrandgräbern.

Grab 58 (l: 2,72; br: 78: t: 73 m).

Skelet ohne Beigaben.

Grab 59.

Nr. 1) Fläschchen wie X, 32, bei Skelet von 1,10 L. von der Schulterhöhe bis zur Fusssohle. — 2) Münze, unkenntlich.

Grab 60 (l: 2; br: 1; t: 33 m).

Spangennadel, die zu älterem Leichenbrandgrabe gehört haben kann, obgleich sie neben dem Skelet lag; Scherben fanden sich freilich auch vor; abgeb. Taf. IV, Fig. 26.

Grab 61—66.

Grab 61: Skelet und Scherben; Grab 62: l: 2; br: 1; t: 73; Skelet und Gefässscherben; Grab 63: Skelet und Scherben; Grab 64 in $^1/_2$ m Tiefe: Skelet mit gefaltenen Händen u. Scherben; Grab 65: l: 1,85; br: 54; t: 49; Scherben; Knochen schien man weggeräumt zu haben; Grab 66 durchschnitt ein Leichenbrandgrab der ersten röm. Kaiserzeit.

Grab 67.

Nr. 1) Topf; ähnl. X, 30; h: 11. — 2) Teller, roh, wie Grab 25, Nr. 3; Dm: c. 20$^1/_2$. — 3) Becher; ähnl. X, 3, ohne Strichelreihen; h: 12. — 4) Tasse, t. sigill.; auf dem Rand eingeschnittene Wellenlinie h: 5$^1/_2$; abgeb. X, 33. Die Gegenstände standen in geringer Tiefe unter der Oberfläche zusammen, gehörten anscheinlich einem spätröm. Leichenbrandgrabe an, können jedoch auch zu Skelettengrab gerechnet werden.

Grab 68 (l: 92; br: 63; t: 25 m).

Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2 neben Resten eines Kinderskeletes.

Grab 69 (l: 2; br: 1; t: 1 m).

Nr. 1) Becher, roth, schwarz überzogen und weiss getupft, in der Mitte Bauchung, mit Ausguss- oder Saugröhre; h: 10; abgeb. X, 34;

er lag hoch, auf der Grenze der Grube, im innern Raum derselben, tiefer lag das Skelet, bei dessen Bestattung man eine ältere Grube durchschnitten, deren Knochenreste pietätvoll in den noch erhaltenen Theil des Grabes geschoben worden sind. — 2) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 70 (l: 2; br: 50 m).

Scherben aus frühröm. Leichenbrandgrube nebst Skeletreste; die Grube durchschnitt vorige.

Grab 71 (l: 2; br: 1; t: 1 m).

Sargnägel, wie Grab 1, Nr. 2, neben geringen Skeletresten.

Grab 72 (l: 2; br: 1: t: 14 m).

In der Grube: Skeletreste, zu den Füssen ein Pferdezahn.

Grab 73.

Skelet, das dem Anscheine nach ohne Kopf beigesetzt worden ist, zu den Füssen ein Pferdezahn; da diese Grube mit ihrem Fussende in die vorige reichte, so darf auf das wiederholte Vorkommen von Pferdezahn kein Gewicht gelegt werden.

(Grundstück von Cornely südöstlich neben vorigem.)

Grab 74 (l: 2,25; br: 1,70; t: 2,25 m).

Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2, neben Skelet von 1,60 m Länge.

Grab 75 (l: 2,27; br: 75; t: 2 m; abgeb. IX, 10).

Nr. 1) Amphora, röthlich, roh; h: 18½; abgeb. X, 35. — 2) Becher, röthlich, glänzend schwarz überzogen, wie spätröm. Burgthorgrab 3, Nr. 2; h: 5¾. — 3) Napf, Technik wie Gr. 13, Nr. 1, Dm: 16½; abgeb. X, 27. — 4) Teller, eigenthümliche graublaue, in das Braune, stellenweis Violette übergehende Farbe; Dm: 18½; ähnl. X, 15. — 5) Desgl., Dm: 16; h: 4½. — 6) Glasflasche, weiss; ähnl. X, 31. — 7) Glasbecher, weiss; ähnl. X, 44; h: 12. — 8) Messer mit rundem Griff, Eisen, Heft l: 21; Griff l: 10; abgeb. VIII, 24. — 9) Sargnägel, wie Grab 1, Nr. 2, welche das 1,70 m lange Skelet umgaben, während die vorbezeichneten Beigaben an der linken Seite des Todten unter die Britzbank geschoben worden waren.

Grab 76 (l: 2,10; br: 90; t: 2 m).

Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2, neben Skelet von 1,82 m Länge.

Grab 77 bis incl. 79.

Grab 77, l: 1,90; br: 75; t: 2 m; Grab 78, l: 2,25; br: 80;

t: 1,60 m, barg Nägel von Holzsarg; Grab 79, l: 1,75; br: 1; t: 1 m, war ohne Inhalt.

Grab 80 (l: 1,25; br: 40; t: 1 m).

Nr. 1) Henkeltöpfchen, roth überzogen, weiss getupft, h: 21; abgeb. XI, 1. — 2) Glasbecher, dünn, weiss, ähnl. X, 18, ohne Eindrücke. — Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2. Die Gefässe Nr. 1 u. 2 standen oberhalb der linken Kopfseite des Skeletes, das einem Kinde angehörte.

Grab 81 (l: 1,75; b: 0,75; t: 1 m).

Nr. 1) Teller, Technik wie Grab 75, Nr. 4, mehr bräunl. schwarz; Form ähnl. X, 15; Dm: 22. — 2) Becher, röthlich, schwarz überzogen mit Strichelreihen versehen; h: $4^1/_2$; abgeb. X, 37. — 3) Krug, feinere Arbeit, wie alle Sachen dieses Grabes, braunschwarz überzogen, abgeb. X, 38. Die Beigaben standen an der rechten Seite oberhalb des Kopfes vom Skelete, Nr. 3 stand auf Nr. 1.

Grab 82 (l: 2,40; br: 1; t: 2,27 m).

Nr. 1) Flasche, dickes weissl. Glas; h. $8^1/_2$; abgeb. X, 39; sie stand zwischen den Unterschenkeln eines 1,58 grossen Skeletes. — 2) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 83 (l: 2; br: 75; t: 3 m).

Nr. 1) Becher wie Grab 67, Nr. 3, jedoch roh. — 2) Glasschale, ähnl. X, 18, jedoch ohne Eindrücke und unten abgerundet. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2. Die Beigaben standen neben der rechten Kopfseite des Todten u. zwar der Becher oben, die Schalen nach unten; das Skelet war 1,72 m lang.

Grab 84 (l: 1,70; br: 90; t: 85 m).

Grube ohne Inhalt.

Grab 85 (l: 1,50; br: 1; t: 80 m).

Nr. 1) Glasschale, verbrochen, stand zwischen den Unterschenkeln des Skeletes von 1,60 m Länge. — 2) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 86 bis incl. 90.

Grab 86, ohne Inhalt des Theiles, der aufgedeckt werden konnte; Weitergraben war durch einen Baum verhindert. — Grab 87, Grube, auf der Sohle von Steinstücken umstellt. — Grab 88, ohne Inhalt. — Grab 89 zeigte geringe Reste von Kupfer und Eisen, hatte überhaupt

eine schwärzliche Moderlage aufzuweisen, die sehr stark an die fränk. Gräber erinnerte. — Grab 90 enthielt nur Brandspuren, hingegen keine Knochen, als habe man es hier nur mit einer symbolischen Bestattung zu thun.

Grab 91.

Nr. 1) Henkelbecher, wie Grab 31, Nr. 2; stand an der linken Seite der Füsse. — 2) Teller, wie Grab 75, Nr. 5; stand neben vorigem. — 3) Sargnägel, wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 92.

Skelet ohne Beigaben.

(Grundstück Frank süd. des vorigen dem Mayener Hohlweg entlang.)

Grab 93 (l: 2; br: 80; t: 1,70 m).

Skeletreste ohne Beigaben.

Grab 94 (l: 2,30; br: 80; t: 1,70m); abgeb. IX, 12.

Im oberen Theile der Grube durcheinander liegende Menschenreste u. Scherbe eines spätröm. Bechers wie Grab 75, Nr. 2. Auf der Sohle unterer Theil eines Skeletes; neben demselben unbestimmbare Eisenreste; in spätröm. Zeit angelegter, später, vielleicht in fränkischer Zeit, neubelegte Grube.

Grab 95 (l: 1,70: br: 53 m).

Oberer Theil der Grube Ueberreste von Sargnägeln und Gefässscherben, auf Sohle:

Nr. 1) Glasbecher, zerbrochen. — 2) Becher, schwarz mit Aufschrift „Nisce" (anstatt misce); abgeb. X, 48. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2. Der Becher stand an der linken Kopfseite des Todten; rechts von dem Unterschenkel lag Glasbecher.

Grab 96.

Tuffsteinsarg (l: 1,60; br: 35; innere Höhe: 28, Wandstärke 15, enthielt nur einige spätröm. Scherben; Menschenknochen und Stücke des Deckels lagen neben dem Sarge.

Grab 97 bis incl. 99.

Grab 97, l: 2,10; br: 85; t: 1,85, enth. Skelet mit überkreuz gelegten Händen, neben denselben: Sargnägel. — Grab 98, Sohle der

Grube war angebrannt; der Theil des Skeletes vom Oberschenkel aufwärts fehlte. — Grab 99, nur Schädel, Sargnägel, Gefässscherben und geringe Knochenreste waren noch erhalten.

Grab 100 (l: 2; br: 72; t: 2,90 m).

Im oberen Theile der Grube Reste eines Skeletes ohne Beigaben, auf Sohle regelmässiges Skelet, links dessen Kopf stand: Nr. 1) Glasflasche mit Henkel; h: $15^1/_2$; abgeb. X, 52. — 2) Desgl., abgeb. X, 41, lag oberhalb des linken Oberarmkopfes. — 3) Metallscheibe mit bräunlichem Glasfluss überzogen; lag neben dem rechten Unterarm.

Grab 101 (l: 2,10; br: 85; t: 1,87 m), abgeb. IX, 2.

Die Grube barg Skeletreste; zur linken Seite des Kopfes war die Grube erbreitert und hier standen die Gefässe Nr. 1 bis Nr. 3, während Nr. 4 oberhalb des Kopfes sich befand. Die ganze Grube war an den Wänden mit Stücken der durchbrochenen Britzbank eingefasst.

Nr. 1) Teller, grau, rother Ueberzug; enthielt unverbrannte Thierknochen; Dm: 25. — 2) Henkelkrug, gelblich weiss, mit rothen Gurtstreifen versehen; h: 20; abgeb. X, 42. — 3) Teller, rauh, gelblich wie X, 15. — 4) Becher, schwarz mit weissen Tupfen, ähnl. X, 48; h: 10.

Grab 102.

1 Steinsarg wie Grab 96, Nr. 1, war ohne Inhalt, theilweis abgehauen; beim Bau des Kirchweges aus dem er hervorragte, war er gefunden und geöffnet worden.

Grab 103 u. 104.

Grab 103 nur Skeletreste und Sargnägel. — Grab 104, l: 2,10, br: 70; t: 2 m. Skeletreste und Sargnägel; Knochen waren fast gänzlich vermodert.

Grab 105, abgeb. IX, 8.

Steinsarg, Tuff, aus zwei Stücken zusammengesetzt, durch schweren Deckel verschlossen, welcher kräftiges Profil zeigt; l: 2,24; am Kopf- und Fussende gleich und zwar 63 breit; h: 50; Dicke der Wände 12. Innen durcheinanderliegende Menschenknochen, Kurzschwert- und Gürtelreste von Eisen. Man scheint einen spätrömischen Sarg zur Beisetzung eines Franken benutzt zu haben. Unter dem Sarge lag Grab 106; die römischen Gräber neben dem Sarge sind auch zur Beisetzung von Franken benutzt worden.

Grab 106.

Skelet ohne Beigaben, unter dem Steinsarge des vorgenannten Grabes gelegen.

Grab 107 (röm. Urspr. fraglich).

Steinkiste aus 10 Tuffplatten zusammengestellt; war augenscheinlich zur Beisetzung einer Kinderleiche bestimmt; Deckel fehlte; sie schien beraubt zu sein; l: 1; h: 35; br. 50 m; abgeb. IX, 5.

Grab 108.

Zwei Gruben, welche ineinander angelegt waren; von der älteren waren geringe Menschenknochen zurückgeblieben; die zweite barg einen fränkischen Mann in voller Rüstung.

Grab 109 (l: 2,50; br: 60; t: 2 m).

Oberhalb dieses Grabes ein Skelet; Grab selbst zeigte ein zweites; in der Ecke der Grube, am linken Kopfende, standen die Glasgefässe Nr. 1 u. 2; rechts, zu den Füssen, die Glasflasche Nr. 3.

Nr. 1) Becher, Glas; h: 14; abgeb. X, 6. — 2) Fläschchen, Glas; h: 7½; abgeb. X, 32. — 3) Glasflasche mit 2 kleinen Henkeln; zerbrochen; abgeb. X, 43.

Grab 110 (l: 2,60; br: 1,15; t: 1,60 m).

Nr. 1) Amphora, braunroth, abgeb. X, 1; h: 24; rohe Arbeit, stand an der linken Kopfseite des Skeletes und war oben verschlossen durch einen umgestülpten Napf, ähnl. Nr. 2. — 2) Napf, doppelhenkelig; h: c. 8½; Dm. c. 16½; röthlich überzogen; abgeb. X, 4a. — 3) Näpfchen, braunschwarz mit weisser Bemalung; ähnl. X, 28; h: 6; Dm. 7¼ lag neben dem rechten Kniegelenk; daneben, Nr. 4. — 4) Desgl., schwarzbraun, Dm. 9½. — 5) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 111 (l: 2,55; br: 70; t: 2 m).

Nr. 1) Amphora, gelblich, rauhwandig, sehr roh; h: 33; abgeb. X, 1; oben durch ein Näpfchen, welches genau in die Mündung des Halses eingeklemmt war, luftdicht verschlossen. Auf dem Boden sass eine dicke, rothbraune Masse, die wie ein Weinabsatz aussah. — 2) Näpfchen, ähnl. X, 28, welches Verschluss der Amphora Nr. 1 bildete. — 3) Henkelkrug mit Zutte, gelbl., sehr roh gekörnt, ähnl. X, 12. — 4) Glasflasche, cylindrisch; h: 24½, wie X, 43, — 5) Glasfläschen; h: 17½; abgeb. X, 53. — 6) Glasschale in

Stücken. — 7) Schuhsohlen mit Beschlag von Eisenblech mit Nägeln besetzt; abgeb. XI, 22. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 112 (l: 2; br: 86; t: 1,50 m).

Nr. 1) Teller, schlechte t. sigill., blass; fasst braunroth, ähnl. G. 101, Nr. 1. — 2) Desgl., gelblich wie Gr. 101, Nr. 3.

Grab 113.

Nr. 1) Tuffsteinsarg, durch Deckel in ursprünglicher Weise verschlossen; l: 1,75; br: 75; h: 35; der Deckel ist dachförmig zugehauen, die Kanten sind abgeflacht; abgeb. IX, 6 u. 7. — 2) Im Innern des Sarges lag das Skelet ohne Erde und zwar in regelmässiger Lage, so dass sich seine Länge auf 1,70 messen liess; allein die Knochen zerfielen bei Berührung. Zu den Füssen des Skeletes lagen eiserne Schuh- oder Sandalensohlen, die mit Eisennägeln beschlagen sind, wie solche Grab 111 Nr. 7 bereits besprochen wurden. — 3) Glasbecher, grünlich weiss; abgeb. X, 44; h: 13. Ausserhalb des Fussendes vom Sarge zwei Schalen.

Grab 114.

Tuffsteinsarg, wie Grab 113, Nr. 1, war jedoch geöffnet und geleert; Deckel fehlte; am Fussende lagen Sandalensohlen in Resten aus Eisen wie Grab 113, Nr. 2.

Grab 115.

Zwei übereinander liegende Gruben mit Skeletten, das obere hatte zwischen den Unterschenkeln liegen den Teller Nr. 1.

Nr. 1) Teller aus schl. terra sigill. ähnl. X, 21. — 2) Amphora ähnl. X, 45. — 3) Bruchstücke eines weiteren Topfes. — 4) Bruchstücke und Glasgefässe; diese drei letzten Sachen lagen in einer Nische auf der Britzbank, etwas oberhalb des Todten. Das tieferliegende Skelet zeigte Sargnägel in seiner Umgebung.

Grab 116 (l: 1,85; br. 75; t: 1, 25 m).

Kleines Töpfchen, weiss, ähnl. Taf. VII, 7, jedoch weit roher; abgeb. X, 59. Die Grube war ausgebrannt und lag Geringes unter dem Humus; Schädel schien zu fehlen.

Grab 117—120.

Grab 117; l: 2; br. 1; t: 2 m, enthielt nur Sargnägel; Skelet c. 1,74 l. — Grab 118; l: 2,60; br: 1,44; t: 2. — Grab 119; durcheinander liegende Knochen. — Grab 120; ohne Inhalt.

Grab 121.

Nr. 1) Henkelkrüglein, röthl. gelb; h: $10^1/_2$, roh; ähnl. X, 59. — 2) Krüglein, ohne Henkel; h: $11^1/_2$. — 3) Glas, grünl., nicht dünn; abgeb. X, 44a; h: $10^3/_4$. — 4) Metallring; Dm. $2^1/_4$ cm.

Grab 122.

Topf, wie Grab 31, Nr. 2, ohne Henkel, sehr roh. Wir haben hier ein Kindergrab, welches in die Grube des vorigen Grabes hineinreichte.

Grab 123 (l: 2; br: 80; t: 1,25 m).

Nr. 1) Kreuzförmige Gewandnadel; auf dem Bügel mit eingravirter Zickzacklinie verziert; gr: c. 8; lag rechts neben dem Kopf des rechten Oberarmes; abgeb. XI, 16. — 2) Gürtelschnalle, mit doppelter Platte, br: 6; l: $5^1/_2$ (incl. Platte); abgeb. XI, Nr. 14. — 3) Desgl., c. 4 br., ähnl. XI, 21. Die Schnallen lagen neben einander in der Mitte der Oberarme, unter der Brust des Skeletes. — 4) Münze, Kleinerz; Magnentius oder Decentius (J. 305—363), mit Monogr. Christi. — 5) Münze, Kleinerz, Magnus Maximus (J. 383—388).

Grab 124—137.

Grab 124; l: 2; br: 85; t: 1 m; ohne Inhalt. — Grab 125; l: 1,70; br: 80; t: 1; Inhalt ein kleines Töpfchen wie X, 7. — Grab 126; l: 2; br. 1; t: 1 m; ohne Inhalt. — Grab 127; l: 1,60; br: 75; t: 1 m. — Grab 128 barg den Boden eines zerstörten Steinsarges. — Grab 129; t: 1 m ohne Inhalt. — Grab 130; t: 1 m, barg Scherben. — Grab 131; l: 2; br: 90; t: 1 m. — Grab 132; t: 1 m. Bruchstücke eines gelblichen Töpfchens, das eher fränkisch als römisch zu sein scheint. — Grab 133; l: 2; br: 1; t: 1 m; mit durcheinander liegenden Knochen. — Grab 134; l: 2; br: 1; t: 1 m; Ueberreste eines Skeletes. — Grab 135; mit durcheinander liegenden Knochen und Scherben der Zeit vom 9. bis 17. Jahrh. — Grab 136; t: 1 m; Skeletreste. — Grab 137; l: 180; br: 75; t: 1 m; ohne Inhalt.

Weitere Gräber vom Kirchberg.

Grab 138 (Grundstück Düsseldorfs) l: 1,60; br: 85; t: 90 m).

Nr. 1) Glas, grünl.-weiss, mit weissem Glasfaden umsponnen; h: $7^1/_2$; abgeb. X, 36; es lag zu den Füssen des Skeletes, neben demselben Nr. 2. — 2) Flasche, grünl.-weisses Glas; h: $7^1/_2$; abgeb. X, 53.

Grab 139.

Nr. 1) Kanne, irden, gelbroth marmorirt; abgeb. X, 5; h: c. 18. — 2) Desgl. mit Gurtfurchen versehen; h: c. 9; X, 4. — 3) Topf; wie X, 30, oben doppelter Randstab; h: c. 11.

Diese Sachen lagen in einer Skeletgrube, welche ein Brandgrab durchschnitten hatte und waren durch Zufall neben die Gefässe des frührömischen Leichenbrandgrabes gerathen, und zwar so, dass man glauben sollte, dieselben gehörten zu dem Leichenbrandgrabe.

Grab 140 (Ankauf Schmitz).

Nr. 1) Becher, röthlich, schwarz überzogen; h: 17; abgeb. X, 55. — 2) Becher mit Einbauchungen; schwarz, metallisch glänzender Ueberzug, h: c. $11^1/_2$; abgeb. X, 46. — 3) Schnalle, deren Dorn mit schildförmiger Platte versehen ist; der Rand des Bügels ist ausgezackt; er zeigt eine gute Arbeit (sogen. corinth. Erz), silberhaltig. Es ist von hohem Interesse, diese auch den ältesten Merovingergräbern nicht fremd erscheinende Arbeit, hier neben zweifellos spätrömischen Gefässen zu sehen; abgeb. in nat. Gr. XI, 20.

Grab 141.

Nr. 1) Becher, röthlich, braunroth überzogen; h: c. 10; abgeb. XI, 2. — 2) Henkelkännchen; röthlich, braunroth überzogen, weiss getupft; h: c. 12; abgeb. XI, 1. — 3) Schüssel; röthlich, braun überzogen; h: c. 4; Dm: c. 13; abgeb. XI, 3. — 4) Fläschchen; grünlich; h: c. 13; abgeb. XI, 5. — 5) Schale; Glas, grünlich, roh; unten abgerundet und mit Einbauchungen versehen; h: 7; Dm: c. $17^1/_2$ m, abgeb. XI, 4. — 6) Gewundener Armring aus Metalldraht; innerer Dm. 6; abgeb. XI, 8. — 7) Fingerring; Silber, flach mit 2 Furchen versehen; Dm: c. 2; abgeb. XI, 9. — 8) Dicke, flache Perle od. Wirtel, schwarzer Glasfluss mit gelber Glaseinlage; Dm: $3^3/_4$; abgeb. XI, 7. — 9) Halskette aus 15 Perlen, die kleineren von grünem und blauem Glase, die grösseren, wie insbesondere auch die fassförmigen (a u. b) von 3 cm Länge und c. 1,2 cm Breite sind aus schwarzem Glasfluss mit gelber Einlage; abgeb. XI, 6.

Das Grab ist zweifellos das interessanteste der vorgenannten spätrömischen, weil es uns die Uebergänge von der spätrömischen in die fränkische Zeit so hübsch veranschaulicht. Die Perlen, insbesondere die grossen, haben dieselbe Eigenthümlichkeit, deren wir bereits bei den Perlen der spätrömischen Burgthorgräber (Taf. XI, 10) begegneten, nur dass diese letzteren Perlen durch ihre Umspinnung den klassischen Arbeiten, wie ja auch der Zeit nach, näher stehen.

Einzelfunde.

Nr. 142) Henkelkanne, irden, röthlich, schwarz, metallisch glänzend überzogen, zwischen weiss und gelb aufgelegten Verzierungen die Umschrift „Uti frui"; abgeb. X, 13; h: 23. — 143) Becher; röthl. schwarz überzogen, abgeb. X, 57; allein ohne Malerei, aber mit 4 kreisförmigen Abplattungen (nicht Eindrücken) versehen; h: 14. — 144) Henkelkanne, hellroth, fast t. sigillata mit weiss aufgemalter Umschrift „Bibamus"; abgeb. X, 20. — 145) Desgl., mit weiss aufgemalten rohen Ornamenten; h: 21. — 146) Napf, zweihenkelig, gelblich mit rothem Ueberzug und weissen Tupfen; h: 10; ähnl. X, 64. — 147) Henkelflasche; von hellgrünem Glase abgeb. X, 50; mit umsponnenen Ringen, unten mit Fuss versehen; h: 17 cm[4]).

III. Die fränkischen Gräber von Andernach.

Wie die spätrömischen, so fanden sich auch die Gräber fränkischer Zeit nicht an einer Stelle vereinigt. Sie lagen zunächst auf dem Kirchberge, an beiden Seiten des Kirchweges; hier theilweise zwischen den südlicher angetroffenen Todten des spätrömischen Gräberfeldes. Vielfach hatte man sogar röm. Todtengruben durchschnitten oder aber wieder benutzt. Auch fanden sich die fränkischen Gräber in dem oberen Theile der spätrömischen Todtengruben. Je weiter wir nach Süden hin gruben, um so dichter fanden sich die fränkischen Skelette, während sie mehr sporadisch auf dem nördlichsten und südlichsten Theil des Kirchbergs auftraten.

Ein zweites fränkisches Gräberfeld öffneten wir vor dem Burgthor, vorzüglich auf der Nordseite der Coblenzer Strasse. Es schienen hier die fränkischen Gräber da zu beginnen, wo die spätrömischen endeten. Ein drittes fränkisches Gräberfeld ist in der Ecke blosgelegt worden zwischen der Südseite der Coblenzer Strasse und der Ostseite des Landsegnungsweges, der von Plaidt kommend, über St. Thomas führt und an der chemischen Fabrik von Nuppenei die Coblenzer Strasse durchschneidet. Herr Esser machte mir noch Mittheilung über fränkische Gräberfunde aus der Gegend des Steinweges innerhalb Andernach. Ein viertes fränkisches Gräberfeld wurde auf dem Martinsberg bei Anlage des Schumacherschen Eiskellers angetroffen. Von hier stammt die im Jahre 1867 gefundene schöne Goldnadel des Bonner Provinzial-Museums und ein Goldring mit Inschrift, der sich in der Sammlung von Franks in London befindet.

Die Gräber der fränkischen Zeit waren im Allgemeinen in regel-

mässigere Reihen gelegt als die römischen; allein die einzelnen Todtengruben liessen eine weniger sorgfältige Anlage erkennen, wenigstens die fränkischen des Kirchberges. Dahingegen war die Richtung der Gruben an und für sich vor dem Burgthore eine weit regelmässigere. Auch waren die fränkischen Todten nicht so tief beigesetzt worden als die römischen, indem die Grubensohle nur bis zu 1,20 m reichte.

Mehrere der auf dem Kirchberge vorgefundenen Gruben waren, wie die spätrömischen, ausgebrannt. Dahingegen habe ich keine Spur aufzufinden vermocht, welche darauf schliessen liess, dass die fränkischen Verstorbenen ebenfalls in Holzsärgen geruht haben. Kleine Eckbeschläge aus Eisen schienen eher von einer Art von Holzkasten herzurühren, die man über die Todten gedeckt haben mochte. Häufiger lagen die Verstorbenen in Steinsärgen, von denen einer, der, wie auch die übrigen, aus Tuff hergestellt war, eine Länge von 2 m, eine Breite von 65 und eine Höhe von 60 cm hatte. Eine dritte Beisetzungsweise zeigte die Todten zwischen grösseren oder kleineren Steinplatten. Endlich fanden sich die Verstorbenen von den Steinstücken umgeben, welche bei dem Durchbruche der Britzbänke gewonnen worden waren. In einigen Fällen lagen die Todten in einer Weise in den Tuffsteinsärgen spätrömischer Form, dass es den Anschein hatte, als habe man das Todtenhaus, nachdem man die morschen Römerknochen hinausgeworfen hatte, zum Begraben eines Franken benutzt.

Vor dem Burgthore fanden sich die Todten in ähnlicher Weise beigesetzt. Auch hier fehlte die Spur der Holzsärge. Die Steinsärge schienen schwerer zu sein. Mehrere wurden angetroffen, welche aus zwei Tuffblöcken gehauen waren; man hatte diese zusammengeschoben. Diese Särge ergaben bei 1,95 m Länge, 0,75 m oberer und 0,70 m unterer Breite, eine Höhe von 0,51 cm. Die Deckplatte lag zerbrochen im Innern des Sarges. Wiederholt wurden auch Steinkisten gefunden, die aus ca. 23 cm starken, anscheinlich römischen Monumenten entnommenen Tuffsteinen ohne Mörtel aufgebaut waren. Auch diese fränkischen Steinkisten unterschieden sich schon durch ihre Grössenverhältnisse von den spätrömischen. Sie ergaben eine Länge von 2,25 m, hatten am Kopfende 0,90 m, am Fusstheile 0,83 m Breite.

Am rohesten waren die am Landsegnungswege angetroffenen Steinkisten; sie waren aus Bruchsteinen ohne Mörtel gewölbartig verschlossen.

Das fränkische Gräberfeld vom Kirchberg liess eine grössere und mehr an die spätrömischen Gebräuche anknüpfende Beisetzungsweise

erkennen, als das Gräberfeld vom Burgthor und dieses gab eine grössere Sorgfalt zu erkennen, wie das am Landsegnungswege vorgefundene.

Aber darin waren alle fränkischen Gräber gleich, dass nämlich die Todten in west-östlicher Richtung und zwar mit dem Blicke nach Osten lagen, wenn auch das Gesicht bald nach oben, bald nach der Seite gewendet war. Unter der überaus grossen Anzahl von Frankengräbern fand sich kein einziges, welches den Leichenbrand zu erkennen gab.

Wie alle fränkischen Stammeshäuptlinge und wie selbst noch der christliche Karl der Grosse in Waffen und Schmuck und von Schätzen umgeben der Erde übergeben wurde, so waren auch die der fränkischen Freien und Hörigen und aller zur Nation Gehörigen dem Schoosse der Erde anvertraut und zwar unzweifelhaft ihrem Rang oder Vermögen, ihrem Besitzthum oder Ansehen entsprechend. Denn von den Todten, welche in ein und derselben Reihe lagen, waren einige mit vielen, andere mit wenigen Waffen, waren einige mit reichem Schmuck, andere mit gar keinem oder höchst spärlichem in die Erde gesenkt worden. Es war hier also dasselbe Verhältniss zu erkennen, welches schon durch die frührömischen Leichenbrandgräber zum Ausdrucke gekommen ist. In den spätrömischen Gräbern schien durch die rein christliche Vorstellung, dass mit dem Tode das Leben des Fleisches beendet, jeder Rangunterschied aufgehoben zu sein, so dass oft gerade in den mit grösster Sorgfalt angelegten und bis zu bedeutender Tiefe reichenden Gruben sich die ohne alle Beigaben der Erde übergebenen Todten zeigten.

Aber ein wesentlicher Unterschied bestand auch wieder darin, dass man in den römischen Leichenbrandgräbern und Leichenbrandstätten die Geräthe, welche sich auf die Beschäftigungsweise des Verstorbenen bezogen, der Art waren, dass man durch Auffindung derselben sagen konnte, welchen Standes der Verstorbene war. Nicht so in den fränkischen Gräbern. Bei diesen kommt mehr ein nationaler Zug zum Ausdrucke, der in sehr nahem Zusammenhange mit den religiösen Vorstellungen stehen muss, welche unsere Vorfahren von dem Leben im Jenseits hatten.

Leider zeigte sich in den fränkischen Gräbern des grossen Gräberfeldes vom Kirchberg, dass der Grabraub in grösstem Umfange geübt worden war und zwar anscheinlich schon zu einer Zeit, in der man noch wusste, wo der eine oder andere vornehme Todte dem Schoosse

der Erde anvertraut war; denn gerade diejenigen Gräber, welche gemäss der hin und wieder in denselben noch vorhandenen vereinzelten, gewissermassen beim Rauben verloren gegangenen oder von den Grabräubern nicht vorgefundenen Sachen zu den am meisten reich ausgestatteten gehörten, waren beraubt. Etwa von dreissig durch das Provinzial-Museum und von Privaten geöffneten Gräbern war eines nicht beraubt und dieses eine hatte in der Regel nur geringe Beigaben.

Mehrfach habe ich in dem Füllgrunde der ihres Inhaltes beraubten Grabräume Gefässscherben angetroffen, welche dem frühen Mittelalter angehörten und anzudeuten schienen, dass man damals den Leichenraub vornahm, so war es bei vielen Andernacher Gräbern. Bekanntlich finden sich in allen Gesetzen der deutschen Stämme schwere Strafen gegen denselben und es sind andererseits historische Zeugnisse vorhanden, nach welchen der Grabraub schon in der Merovingerzeit und zwar von sehr Hochgestellten in einer Weise geübt wurde, dass nicht einmal die Familienangehörigen verschont blieben. Bekanntlich lässt Herzog Gunthram Boso durch seinen Diener einer reichen Verwandten, welche in einer Metzer Kirche begraben war, die vielen Goldgeschmeide entwenden (Gregor v. T. VII. 21). Ueber Beraubung der Gräber der Könige Rothari und Albuin berichtet Paul Diacon. Hier war es Herzog Gisilbert von Verona, welcher des Helden Schwert und Schmuck für sich in Anspruch nehmen zu müssen glaubte!

So lässt sich die ursprüngliche Beschaffenheit des Kirchberger Frankengräberfeldes nur durch die verhältnissmässig wenigen isolirt angetroffenen, durch die nicht beraubten und die spärlichen hin und wieder in den Gruben vornehmerer Todten zurückgebliebenen Sachen bestimmen. Ein weiterer Umstand, welcher dieser archäologischen Gräberaufdeckung weniger Vortheile brachte, war der, dass die Skelette, weil sie nur in so geringer Tiefe zwischen den lockeren, die Luft ungehindert durchlassenden Bodenschichten lagen, fast ausnahmslos bis zu ganz unbestimmbaren Resten vermodert waren. Wenn trotzdem noch eine grosse Anzahl interessanter und zum Theil sehr kostbarer merovingischer Sachen zu Tage gefördert worden ist, so haben wir dies der so überaus grossen Anzahl von geöffneten Todtengruben zuzuschreiben. Dazu kommt noch, dass die vor dem Burgthor geöffneten Gräber ausnahmslos nicht beraubt waren, sondern dass diesem Geschicke nur die merovingischen Gräber des Kirchberges anheimgefallen sind.

Jedenfalls schlossen sich die Merovinger-Gräber vom Kirchberge

in Andernach unmittelbar an die jüngsten der spätrömischen an und ebenso darf es als unzweifelhaft betrachtet werden, dass diese frühmerovingischen Gräber vom Kirchberge am meisten reich ausgestattet waren und in den Formen ihrer Waffen und der Geräthe des Hauses sowie der Kleidung den Gräbern der spätrömischen Zeit am meisten nahe standen, dass endlich auch diese Gegenstände an und für sich im Allgemeinen einen grösseren Werth repräsentiren, als die vor dem Burgthore gefundenen. Das sind natürlich durch die Gräberfunde gegebene Weisungen, welche auch in der Geschichte der Franken ein deutliches Abbild gefunden haben; denn nicht nur die grossen Siege über römisches Land und Leute brachten eine Menge von werthvollen Schmuckgeräthen, nicht nur die allmählich erlöschenden Nachklänge der spätrömischen Kunst übten noch einen Einfluss auf die Kunstbildung der Merovinger, sondern der Verfall der Merovinger und das Versiegen jener für die fränkische Kunstgestaltung so bedeutungsvollen oströmischen Quelle mussten nothgedrungen bald den Grabalterthümern den Ausdruck des Starren und Aermlichen verleihen, den sie auch nicht verlieren konnten, weil bei Beginn des Besseren, unter Karl dem Grossen, die Sitte, dem Verstorbenen Gegenstände mit in das Grab zu geben, ihr Ende erreicht hatte.

A. Die fränkischen Gräber vom Kirchberg.

Fundbericht.

Grab 1 (l: 2; br: 1; t: 1 m).

Nr. 1) Becher, irden, blauschwarz gedämpft, zeigt vermittelst Holzstäbchen eingedrückte Zickzackverzierung, die aus kl. quadratischen Grübchen zusammengestellt ist. Wände nicht sehr dünn, Brand des Thons mittelmässig. Es ist den Fundumständen nach das älteste fr. Gefäss, welches in Andernacher Gräbern gefunden wurde; h: $7^3/_4$; Dm: $8^3/_4$; abgeb. XII, 17; lag zwischen dem oberen Theile der Unterschenkel. — 2) Kurzschwert, Eisen, halbirt: 16 cm Grifflänge; 25 cm Länge; 5 cm Breite; lag neben der rechten Hand. — 3) Dolchrest, Eisen, welcher auf dem Kurzschwert Nr. 2 lag. — 4) Unbestimmbare Eisentheile.

Grab 2 (l: 2,25; br: 1,5; t: 1,70 m; abgeb. XII, 4).

1) Kurzschwert, Eisen; Schneide l: 30; br: $3^1/_2$; ruhte im linken Arm; ähnl. XIII, 6. — 2) Dolchrest, Eisen; l: 18; neben Nr. 1 gelegen. — 3) Feuerschlagstahl; l: 15; br: $2^1/_2$; neben rechtem

Armgelenk gelegen; ähnl. XIII, 7. — 4) Feuerstein; l: $4^1/_2$; neben Nr. 3 gelegen. — 5) Beil, Eisen; Rest; neben dem untern Theil des rechten Oberschenkels; ähnl. XII, 8. — 6) Gürtelschnalle, Erz, übersilbert; l: 4; lag in der Lendengegend; ähnl. XII, 35. — 7) Beschlagplättchen, Erz, übersilbert, lag in der Lendengegend.

Grab 3 (l: 2,88; br: 1; t: 1, 39 m).

Nr. 1) Gürtelschnalle, Erz; l: $8^1/_2$; ähnl. XII, 39. — 2) Schieferstein, blauschwarz, glatt, wie ihn die Goldarbeiter zum Probieren gebrauchen. — 3) Dolchklinge, Eisen; l: 11; br: 2; ähnl. XII, 7. — 4) Scherben aus zerstörten Leichenbrandgräbern erster röm. Kaiserzeit.

Grab 4.

Nr. 1) Zängelchen, Erz; l: 8; oben drahtdünner Ring. — 2) Gürtelschnalle, Erz; br: 4; ähnl. XI, 20, ohne Auszackung.

Grab 5.

Armring, glatt, sich nach der Oeffnung hin erbreiternd; Silber.

Grab 6.

Nr. 1) Halsperlenkette, kl. Thon, Bernstein- u. Fritte-Perlen, oft zu vieren zusammenhängend, 91 Stück. — 2) Perlenkette, 13 Stück dickere Perlen, theilweis gerippt wie römische, theilweis den frühfränk. Typus zeigend; abgeb. XII, 50. Die dickeren Perlen sind zumeist rothbraun, siegellackartig, weiss marmorirt; das Marmorirte wird bei einigen durch gelbe Gurtbänder unterbrochen; andere Perlen sind gypsartig; viele stimmen noch mit spätröm. Perlen XI, 6, c—p überein, jedoch fehlen a und b letztgenannter Perlen; Lendengegend. — 3) Ohrringe, Silber, mit rothen Steintäfelchen und kl. weissen Perlchen besetzt; abgeb. XII, 27; lag in der Schultergegend neben Schädel. — 4) Zierscheibe, Silber, mit Zellenmosaik aus rothen Steinen mit untergelegter gewaffelter Silberfolie; in der Nähe von Nr. 3 gelegen; abgeb. XII, 26. — 5) Desgl.; ebendaselbst angetroffen. — 6) Gewandnadel, Silber mit Niëllo-Schmuck; l: c. $5^1/_2$; abgeb. XII, 38. — 7) Zahnstocherartiger Gegenstand, Messing, oben gewunden und an einen Drahtring befestigt. — 8) Haken, Silber, wie 8 gewunden; gr: c. 8.

Grab 7 (abgeb. XII, 2).

Nr. 1) Henkelkrug, irden, gelblichweiss, die Bauchung geht allmählich in den gedrungenen Hals über, spätrömisches Fabrikat; h: $21^3/_4$; abgeb. X, 51. — 2) Glasschale, grünlich; abgeb. XII, 19; Dm: c. 14; h: c. 4; lag mit Nr. 1 zu Füssen des Skeletes. — 3)

Kurzschwert, Eisen, oben Quereisen zeigend; frühfr. Typus; Klinge l: c. 26; br: c. 3½; Griff c. 7¼ l.; ähnl. XII, 6; lag neben dem rechten Unterschenkel. — 4) Dolchrest, Eisen; neben Nr. 3 gelegen. — 5) Wurflanze; l: c. 13; lag neben dem linken Unterschenkel; abgeb. XII, 12.

Grab 8.

Nr. 1) Lanzenspitze, Eisen; in der Mitte kräftigen Grat zeigend; l: c. 22; abgeb. XII, 11. — 2) Silberbeschlag des Schaftes der Lanze Nr. 1; l: 5 cm; abgeb. XII, 11.

Grab 9.

Nr. 1) Gürtelschnalle, Eisen mit Messingbuckeln; l: 12 cm; br: 6½; Gestalt wie XIII, 13. — 2) Endbeschlag eines Lederstreifens mit eingeritzten Ornamenten versehen; l: c. 4¼. — 3) Fingerring mit rechtwinkeliger Platte, Silber. — 4) Gewandnadel mit Niello, Silber; l: 4; abgeb. XII, 38. — 5) Desgl. emaillirt, spätröm.

Grab. 10 (abgeb. XII, 1).

Nr. 1) Langschwert; Klinge; l: c. 65; br: c. 4¾; lag an der rechten Seite des rechten Unterschenkels mit Griff nach oben. — 2) Kurzschwert; Klinge l: c. 34½; br: c. 4; Griff c. 11; oben mit Quereisen versehen; frühfr. Typus; abgeb. XII, 6; lag neben linkem Kniegelenk. — 3) Dolch, Eisen; Klinge l: c. 11; br: c. 2; ähnl. XII, 7; Gestalt wie XII, 24; schmäler, lag quer über der Mitte des rechten Oberschenkels. — 4) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte, Eisen; l: c. 5½; lag neben Nr. 2 mit dem Bügel nach dem Schenkel gerichtet. — 5) Eisenscheere wie Schafscheere. — 6) Feuerschlagstahl; l: c. 12; br: c. 3; ähnl. XIII, 7; lag neben dem Kniegelenk des rechten Beines auf Nr. 5.

Grab 11.

Henkelkrug; roh, gelblich, mit Zutte versehen; h: c. 10; ähnl. XIII, 38; neben dem linken Unterschenkel eines Kindes.

Grab 12.

Nr. 1) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte; erstere schlangenartig gestaltet; letztere mit von Kreisen umgebenen Punkten versehen; gr: 5; abgeb. XII, 36. — 2) Perlenkette; 11 Perlen des Typus Grab 6 Nr. 2. — 3) Ring aus dünnem Draht.

Grab 13.

Nr. 1) Kurzschwert, ähnl. Grab 10, 2; l: Schneide 24; Griff 9; br: c. 4. — 2) Dolch; abgeb. XII, 7; l: Schneide 13; Griff 7;

br: 4. — 3) Eisenstift mit Oese; l: c. 16. — 4) Gürtelschnalle, Erz, abgeb. XII, 35; Dornplatte mit Emailgrube; gr: $3^1/_2$.

Grab 14.

Nr. 1) Gürtelschnalle mit herzförmiger Beschlagplatte; Silber mit Eisenunterlage, mit 20 rothen Steinplättchen, nach Art des Zellenmosaik besetzt; gr: $5^3/_4$; abgeb. XII, 25. — 2) Halter, Erz, massiv; gr: c. $4^1/_2$; abgeb. XII, 37. — 3) Dolchrest, Eisen; am Griff Holzreste zeigend. — 4) Feuerschlagstahl; Rest. — 5) Feuerschlagstein; gr: 5.

Grab 15.

Nr. 1) Krug, henkellos, mit Wellenornament, gelblich, rauh; h: c. 22; abgeb. XII, 15; lag unterhalb des rechten Fusses. — 2) Glas, grünlich; mit abgerundetem Boden; neben dem rechten Fuss, ähnl. XIII, 41, jedoch feiner.

Grab 16.

Krug, blauschwarz mit Wellenornament und Gurtlinienbändern; abgeb. XII, 15; h: c. 21.

Grab 17, abgeb. XII, 3.

Nr. 1) Perlenkette; 5 Perlen des Typ. wie Grab 6 Nr. 2; in der Halsgegend gefunden. — 2) Fläschchen, henkellos, Glas grünlich; ähnl. X, 41; h: 7; neben der linken Hand. — 3) Krüglein, irden, gelbl., h: $6^1/_2$; ähnl. X, 59; hat spätrömischen Typus, nicht fränkischen; neben Nr. 2 gefunden.

Grab 18.

Nr. 1) Grabstein, Jurakalkstein-Platte, h: 37; br: $22^1/_2$; eingemeisselt: in der Mitte ein Kreuz, umgeben von Sonnenrädern, eingefriedigt von einer Wellenlinie; abgeschlossen durch zwei parallel laufende Gradlinien; abgeb. XII, 49; lag gleich neben der Graboberfläche, im oberen Theil der hier befindlichen Grube. — 2) Perlenkette; 73 Perlen des Typ. wie Grab 6 Nr. 2; zerstreut in der Grube. — 3) Münze, barbarischen Gepräges, goldplattirt; Nachahmung einer spätrömischen. — 4) Napf, irden; blaugrau mit Horizontalgurtfurchen (Schnurlinien!) versehen, ziemlich roh, mittelmässig hart gebrannt; h: c. $7^1/_2$; Dm: c. 10; abgeb. XII, 16; lag zu den Füssen. — 5) Scherben aus zerstörten frührömischen Leichenbrandgräbern.

Grab 19.

Nr. 1) Langschwert; Schneide, 85 l.; mit Eisen beschlagener Griff, c. 13 l.; br: c. 3½; Klingenbreite 4½; abgeb. XII, 5. — 2) Beschlagstück; Erz, übersilbert, mit 3 Buckelknöpfen, durch Eingravirtes verziert; l: c. 6½; ähnl. XII, 39; lag unter Nr. 1. — 3) Gürtelschnalle nebst Beschlag, versilbert; l: c. 5½; ähnl. XII, 39, lag unter Mitte Nr. 1. — 4) Endbeschlag eines Lederriemens; Erz, versilbert; abgeb. XII, 47; l: 4½, lag unter dem Langschwert Nr. 1. — 5) Feuerschlagstein; neben Nr. 1 gelegen. — 6) Kleine Wage, Metall; Schalen aus Erzblech, an welchem Reste des Bindfadens, der zum Anhängen an den Wagebalken diente, von der Oxydation durchdrungen, hafteten; haben Dm: 4½; lag neben dem Langschwert. — 7) Steinchen aus Bein, oben vertieft, 1¼ Dm.; lagen auf der Wageschale Nr. 6; könnten Gewichte sein. — 8) Dolchreste; Eisen; lagen neben dem Langschwert.

Grab 20.

Nr. 1) Gürtelschnalle nebst Beschlag, Silber, durch 2, ursprünglich durch 3 Knöpfe und Zickzack-Niëllo-Gruben verziert; l: 8; abgeb. XII, 39. — 2) Beschlagstück; Silber; abgeb. XII, 44. gr: 4¼. — 3) Desgl. — 4) 2 Beschlagtheile; Silber, verziert wie Nr. 1; gr: 3; abgeb. XII, 40. — 5) Desgl.; Silber, verziert wie Nr. 1; abgeb. XII, 41; gr: 4 cm. — 6) Desgl.; abgeb. XII, 48; gr: 4¾. — 7) Desgl.; Platte, verziert wie Nr. 2 und 3; gr: 3½; abgeb. XII, 45. — 8) Beschlagstreifen; kachelförmig zusammengebogenes Silber; verziert wie Nr. 1; gr. 3¼; abgeb. XII, 46. — 9) Beschlagstück; ähnl. Nr. 2 und 3; abgeb. XII, 43; gr: c. 4. — 10) Altgallische Erzmünze; abgeb. IV, 9. — 11) Desgl.; abgeb. IV, 10.

Grab 21.

Nr. 1) Kurzschwert, Eisen, an der Spitze messingene Beschlagreste der Scheide; l: Klinge c. 25; Griff c. 6; br: c. 3; ähnl. XII, 6. — 2) Dolchrest; Eisen. — 3) Lanze; lange Tülle, Eisen; l: Spitze 19, Schaft c. 30; br: Spitze c. 3; Schaft c. 2; abgeb. XII, 10. — 4) Beil; Eisen; gr: Blatt 11½; Dm: 10½; abgeb. XII, 8. — 5) Schnalle; Metall; gr: c. 7; ähnl. XIII, 24, ohne Beschlagplatte. — 6) Feuerstein.

Grab 22.

Nr. 1) Kamm, Bein; 2 Zahnreihen, durch eine Knochenleiste auf

beiden Seiten verstärkt, die durch Eisenstifte gehalten wird; gr: c. 10; br: c. 4. — 2) Messingbeschlagstreifen; wie unten am Kurzschwert 21,1. — 3) Perle; Glas, im Durchschnitt vier zusammengefügte Halbkreise bildend; weiss gestreift; gr: c. $2^1/_2$; ähnl. Grab 6 Nr. 2. — 4) Spinnwirtel; Bein; flach, auf einer Seite abgerundet; Dm: c. $3^1/_2$; Dicke: c. $1^1/_4$; ähnl. XIII, 20.

Grab 23.

Nr. 1) Perlenkette, 47 Perlen des Typus Grab 6, Nr. 2; zwei Reihen Perlen, eine von 6, die andere von 7, jede nur 3 mm dick, sind zusammenhängend und bestehen aus hellem Glas. — 2) Schmuckstücke; scheibenförmig, sternartig ausgezackt, mit oriental. Granaten besetzt; Dm: c. 2; ähnl. XII, 26. — 3) Einschlagkamm aus Bein; Theile des Kammes selbst, der eine Reihe Zähne hat, dann Rest der Scheide, welche mit Messingknöpfchen (Nietstiften) beschlagen ist, und deren Endstück, das Messingbeschlag zeigt (vgl. L. Lindenschmit, Handb. d. Deutsch. Alterthumsk., Braunschweig 1880 u. 1886, S. 311 Fig. 246).

Grab 24.

Nr. 1) Viereckiger Bügel einer Schnalle mit oriental. Granaten besetzt; ähnl. XIII 25. — 2) Kurzschwert mit Quereisen; ähnl. IX, 10; wurde von Antiquar Schmitz gefunden und verkauft.

Grab 25.

Nr. 1) Halsperlenkette des Typus Grab 6 Nr. 2; kleine Perlen an derselben waren befestigt, Nr. 3, 4 und 5. — 2) Getriebenes, goldenes, scheibenförmiges Medaillon mit barbarischen menschlichen Figuren, von denen eine ein Kreuz hält; dasselbe ist von gekörntem Filigran eingefasst und mit gerippter Oese versehen; Dm: $2^1/_2$ ohne Oese; abgeb. XII, 31. — 3) Desgl.; ähnlich. — 4) Medaillon; golden, scheibenförmig mit aufgelegten gewundenen und gekörnten Filigranverzierungen; Dm: $2^1/_4$; abgeb. XII, 30. — 5) Perlenkette des Typus wie Grab 6, 2; grössere Perlen; lag in der Lendengegend. — 6) Gewandnadel; vergoldet mit flechtwerkartigen Verzierungen; abgeb. XII, 32; gr: $10^3/_4$; vor dem Beginn der mittleren Wölbung durchgebrochen und durch aufgelegte und vernietete Stiftchen zusammengeheftet. — 7) Desgl.; ähnlich mit verschlungenen Verzierungen und Niëllogrübchen; abgeb. XII, 33; gr: c. $9^1/_4$.

Grab 26.

Nr. 1) Schildbuckel, Eisen mit Goldscheibchen beschlagen, oben knopfartig abschliessend, abgeb. XII, 21. — 2) Gürtelschnalle

mit Schildplatte, übersilbert; auf der Platte kreuzförmig, mit Granatplättchen und grünem Email besetzt; abgeb. XII, 24; gr: $5^3/_4$. — 3) Langschwert, Eisen; ähnl. XII, 5, ohne Griff. — 4) Kupfermünze aus der Zeit der Constantine.

Grab 27.

Nr. 1) Gürtelschnalle, Erz; $5^1/_2$ l. — 2) Krug; irden; blau, glänzend, schwarz gedämpft mit kleinen Sternchen als Verzierung; ähnl. XII, 13. — 3) Glasbecher; unten abgerundet; ähnl. XII, 18.

Grab 28.

Nr. 1) Grosse Gürtelschnalle mit Beschlagplatte; Erz, durchbrochen, Bild der schreitenden Löwin zeigend. — 2) Fünf Messingstreifen, Endstücke von Lederriemen. — 3) Zwei Beschlagknöpfe mit 3 Durchbrechungen. — 4) Drei Beschlagstücke. — 5) Becken, irden, gelblich, im oberen Gesimse eine Reihe von von kleinen Kreisen umgebener Punkte zeigend; Dm: $20^1/_2$. — 6) Topf; schwarz, eckige Grundform; oben mit Zickzackreihen versehen. — 7) Kurzschwert von 53 cm Länge.

Grab 29.

Nr. 1) Gürtelschnalle, Erz, aus einer grossen viereckigen Mittelplatte, aus zwei Beschlagplatten und einem Bügel mit schildförmig endender Zunge bestehend. Die Beschlagplatten und das Mittelstück zeigen fünf Messingknöpfe; die Zwischenräume sind mit flechtwerkartigen Gravuren geschmückt. — 2) Fünf Zierstücke. — 3) Zwei kreisförmige, unten mit Stift versehene Lederbeschlagknöpfe, oben mit eingravirtem Kreuz versehen.

Grab 30.

Nr. 1) Gewandnadel in Gestalt einer Taube, Silber, reich mit oriental. Granaten besetzt; ähnl. XII, 28. — 2) Perlenkette von älterem Typus. — 3) Eisenmesser-Reste. — 4) Münze von Constantin d. Grossen.

Einzelfunde vom Kirchberg.

Nr. 31. Haarschmucknadel aus Gold, oben einen kapselförmigen Knopf zeigend, der durch einen blauen Stein gefüllt ist; abgeb. XII, 29.

32. Eisenschnalle mit rundem Beschlagstück, das durch 3 grosse Messingknöpfe verziert ist; abgeb. XII, 23; gr. incl. Bügelbeschl.: 11.

33. Goldene Agraffe, in der Mitte buckelförmige Erhöhung, mit 9 Steinen besetzt von rother und grüner Farbe, reich mit Filigran-Arbeit geschmückt; Dm: $4^1/_2$.

34. Grosse Gürtelschnalle aus durchsichtigem Stein, quarzartig.

B. Die fränkischen Gräberfunde vor dem Burgthor.

Grab 1; abgeb. XIII, 1.

Nr. 1) Halsperlenkette, 43 Perlen, buntfarbig aus Thon, Glas, Fritte; anderen Charakters als die Kirchberg-Perlen, mehr heutigen orientalischen ähnlich (abgeb. XIII, 19), als Anhängsel diente eine spätröm. Kupfermünze; ähnliche vgl. Jahrbuch H. XLIV u. XLV; Aufsatz v. Schaaffhausen „Ueber germanische Grabstätten am Rhein", Taf. VI u. VII. — 2) Gewandnadel, scheibenförmig, getriebenes Metallblech auf einer Erzscheibe ruhend; Dm: c. $4^1/_2$; abgeb. XIII, 17. — 3) Gürtelschnalle, Erz; drei Knöpfe, orientalische Gravuren zeigend, die frühromanischen Ornamentationscharakter haben; abgeb. XIII, 13; gr: $9^1/_2$[5]). — 4) Schmuckplatte, Eisen, mit Gold- und Silbertauschierung, Rückseite metallene Oese; l: $4^1/_2$; br: 2; abgeb. XIII, 16. — 5) Desgl., nebst voriger anscheinend durch kurzes Metall-Kettchen verbunden. — 6) Kapsel, Metallblech, durch zwei Nietstifte verbunden; gr: $2^1/_2$; br: c. $1^1/_2$; abgeb. XIII, 21. — 7) Riemen-Endbeschlag, Eisen, Silber- u. Goldtauschirung zeigend; l: $5^1/_2$; br: $1^1/_2$; abgeb. XIII, 15. — 8) Desgl. — 9) Endbeschlag, Metall, reich gravirt wie Nr. 3; l: $8^1/_2$; br: c. 2; abgeb. XIII, 14. — 10) Wirtel, Bein, eine Seite flach, andere abgerundet; Dm: $3^3/_4$; abgeb. XIII, 20. — 11) Metallblechscheibchen, vielleicht altkölnische Münze, getriebenes Schild, in dessen Feld drei Kronen zeigend; Dm: c. $1^1/_2$; kann zufällig an seine Fundstelle gelangt und jünger sein als die übrigen Nummern des Grabinhaltes; abgeb. XIII, 42. — 12) Ohrring, Silber, glatt, kl. Würfel mit abgeschrägten Ecken als Schmuck; abgeb. XIII, 18. — 13) Fingerring, Metall, glatt.

Grab 2.

Nr. 1) Kurzschwert, Eisen, einschneidig mit breitem Rückem; Klinge 34 l. 7 br., Griff im Grabe gemessen $17^1/_4$; war mit Resten der Lederscheide bedeckt, an der Schneideseite ragten diese bis c. 2 cm seitwärts der Schneide; Raum zwischen Schneide und äusserer Scheidegrenze mit 4 Stück 2 cm grossen Metallscheiben besetzt, die unten in

einen Stift enden, welcher nach Art des Nietnagels am Leder der Scheide befestigt wurde; die einzelnen Metallscheiben sind mit Gravuren versehen (vgl. XIII, 6). Die äusserste Grenze der Scheide vor den Metallscheiben ist mit kleinen metallenen Nietnägeln besetzt, von hier aus auch der untere Theil der Schneide bis zur Spitze; lag mit der verzierten Seite neben dem rechten Bein; abgeb. XIII, 5. — 2) Gürtelschnalle, Metall, Beschlagstück mit drei Buckeln besetzt; gr: $10^1/_4$; ähnl. XIII, 10 u. 11; lag unter der Schwertscheide, ragte mit dem Bügel vorn heraus. — 3) Endbeschlagstück, vielleicht des Gürtels, durch 3 Buckel verziert; gr: 3; abgeb. XIII, 9 u. 26; lag im rechten Winkel mit dem Schwert unten an der Schneide. — 4) Schuh (einer Standarte ?); l: 18. — 5) Feuerschlagstahl; lag mit Nr. 6 neben Nr. 3; l: c. 10; abgeb. XIII, 7. — 6) Feuerschlagsteine; lagen bei Nr. 5; abgeb. XIII, 8.

Grab 3.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2 Nr. 1; Schneide l: 58; br: $4^1/_2$; Griff l: 20; neben dem rechten Unterschenkel, Schneide nach dem Bein hin gerichtet, Griff nach oben. — 2) Dolch, Eisen; l: 15; lag auf Nr. 1 an der Schneide. — 3) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte, wie Grab 2, Nr. 2; lag neben dem Kurzschwert-Griff, mit dem Bügel nach den Füssen gerichtet; reich verziert mit zweigartig vertheilten Gravuren und Punktkreischen; die Zungenplatte zeigt ein Kreuz, das von Punktkreischen umgeben ist; l: 10; abgeb. XIII, 11. — 4) Endbeschlagstück wie Grab 2, Nr. 3; verziert wie vorige Nr.; l: 4; lag oberhalb dem Schwertgriff mit der breiteren Seite nach Aussen; abgeb. XIII, 12. — Das Skelet, abgeb. XIII, 2, 1,9 m lang, in einem Sarg von flüchtig behauenen 23 cm grossen Tuffsteinstücken, durch Lehm mit einander verbunden, Sohle vermittels Rheinkieses gepflastert, lag 1,20 untere Oberfläche; Sarglänge: 2,20; br: 1,10.

Grab 4 (vgl. Taf. XIII, 3).

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1, Schneidel.: 57; Griffl.: 15; Scheide wie bei Grab 2, Nr. 1, mit Metallstiftchen umrandet, jedoch fehlen Metallscheiben; allein unterhalb des Griffes Abschlussquerband aus Metall von $1^1/_2$ m Breite; verziert mit Gravuren; abgeb. XIII, 27; Querband abgeb. XIII, 29. — 2) Lanzenspitze, Eisen; Spitzenl.: $23^1/_2$; Tullenl.: 12; abgeb. XIII, 28; lag neben dem Kurzschwert Nr. 1 mit der Spitze nach unten. — 3) Krug, henkellos, braunschwarz gedämpfter Thon mit zwei schmalen Gurtbändern

eingedrückter quadratischer Verzierungen; h: $16^1/_2$; abgeb. XIII, 30; stand zu Füssen des Todten.

Grab 5.

Nr. 1) Halsperlenkette, 110 Perlen, buntfarbig, wie Grab 1, Nr. 1; keine zeigt den Typus der fränk. Perlen vom Kirchberg, alle sind späteren Charakters. — 2) Topf, blau; h: $8^1/_2$; ähnl. XIII, 34.

Grab 6.

Nr. 1) Halsperlenkette, 43 Perlen, wie in Grab 5, Nr. 1. — 2) Becher, dickes grünliches Glas (Tummler), oben mit kräftigem Rand versehen; h: $10^1/_2$; abgeb. XIII, 41; lag neben dem rechten Fuss des Skeletes. — 3) Grabstein, Tuff, mit in Relief gemeisseltem Bilde des Kreuzes; h: 27; br: $19^1/_2$, XIII, 36 — lag oberhalb des Grabes unter einer Humuslage.

Grab 7.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 4, Nr. 1; ohne Scheidenreste; Schneidenl: 41; br: $4^1/_2$; Griffl.: 23, lag neben dem rechten Unterschenkel des Skeletes, dessen Schädeldecke auffallend niedergedrückt war; breite Augenbrauenhöcker erinnern lebhaft an die gleichartige Erscheinung beim Homo Neanderthalensis. — Ist das Atavismus merovingischer Zeit? — 2) Dolch, Eisen, lag auf Nr. 1.

Grab 8.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 7, Nr. 1; Schneidenl.: 55; Griffl.: 18; lag neben dem rechten Unterschenkel, Schneide nach unten gerichtet. — 2) Gürtelschnalle, Erz; ähnl. XIII, 24, ohne Schmuckplatte, die Zunge hat unten ein Schild; gr: c. $3^1/_2$; lag in der Lendengegend. — 3) Henkelkrug mit Zutte, gelblich; ähnl. XIII, 38; h: 12; stand zu Füssen des Skeletes. — 4) Topf, gelblich schwarz gedämpft; dünne ziemlich feste Wand, Grundform ähnl. XIII, 34; stand neben Nr. 3.

Grab 9.

Halsperlenkette wie in Grab 1, Nr. 1.

Grab 10.

Nr. 1) Schüssel, roth; rohe Arbeit. — 2) Henkelkrug mit Zutte; ähnl. Grab 8, Nr. 3. — 3) Glas (Tummler); ähnl. Grab 6, Nr. 2.

Grab 11.

Nr. 1) Einschneidiges Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1; Schneidenl.: 35; br: c. $5^1/_2$; Lederreste der Scheide zeigten an der

Schneide Metallstiftchen; allein nur an der Spitze und am untern Grifftheil; an letzterer Stelle reichten die Scheidenreste bis zu $7^1/_2$ cm an den Griff hinauf, in einem Abstande von 3 cm bis zum Griff; dieser Theil war von Metallstiftchen eingefasst und oben und an der Seite durch umgebogenes Metallblech begrenzt; lag etwa das Schwert aus der Scheide, auf letzterer? — 2) Gürtelschnalle, Eisen; ähnl. XIII, 24, ohne Metallbuckeln, lag in der Mitte der Schwertscheide mit Bügel nach Aussen; gr: c. 7. — 3) Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3; h: 13; stand am Fussende. — Skelet lag in Steinkiste wie Grab 3, Nr. 4; obere Breite derselben: 90, untere: 83; Länge: 2,25 m.

Grab 12 (vgl. Taf. XIII, 4).

Nr. 1) Henkelkrug mit Zutte wie Grab 8, Nr. 3, lag in der Ecke einer Tuffsteinkiste neben dem rechten Fuss des Skeletes, dessen meiste Knochen zerstreut angetroffen wurden, neben Stücken des zertrümmerten Sargdeckels. Sarg aus zwei Theilen zusammengefügt; l: 1,95; Kopfbreite: 75; Fussbreite: 70.

Grab 13.

Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3, stand am linken Fuss des Todten, der von Tuffsteinplatten umstellt war.

Grab 14.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1, ohne Scheideschmuck. — Gürtelbeschlagrest, Eisen mit Metallbuckeln besetzt. — 2) Schüssel, irden, gelblich roth überzogen, hat Aehnlichkeit mit spätrömischer t. sigillata, als bezeichne sie den äussersten Grad deren Verfalls; h: $6^1/_2$; Dm: c. $14^3/_4$; oben mehrfach durchlöchert, abgeb. XIII, 39; neben dem linken Fuss des Skeletes.

Grab 15.

Nr. 1) Perlenkette wie Grab 1, Nr. 1 u. Grab 5, Nr. 1. — 2) Gewandnadel, scheibenförmige Goldplatte auf einer Metallplatte ruhend, mit Filigran und Steinen besetzt; bekannter Typus; lag in der Halsgegend des Skeletes. — 3) Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3.

Grab 16.

Nr. 1) Krug, blau, glänzend schwarz überzogen, die Bauchung zwei Gurtbänder mit kl. quadratischen Grübchen zeigend; h: c. 21; Dm: c. $14^1/_2$; lag vor dem rechten Fuss; ähnl. XII, 13. — 2) Endbeschlagstücke, Eisen mit Tauschierung; ähnl. Grab 1, Nr. 7 u. 8.

Grab 17.

Nr. 1) Krug, wie Grab 16, Nr. 1, besondere Standplatte fehlt, unterer Theil mehr wie Henkelkrug Grab 8, Nr. 5; h: c. 15; Dm: $9^1/_4$; stand zu den Füssen des Skeletes. — 2) Topf, blau, schwarz überzogen, dünnwandig, ziemlich hart gebrannt, mit Reihen-Verzierungen wie Grab 16, Nr. 1; h: c. $7^1/_2$; Dm: $8^1/_2$; abgeb. XIII, 34.

Grab 18.

Nr. 1) Gewandnadel, scheibenförmig, ähnlich XIII, 17; vgl. Grab 1, Nr. 2; lag in der Halsgegend des Skeletes. — 2) Henkelkrug mit Zutte, wie Grab 8, Nr. 3.

Grab 19.

Nr. 1) Halsperlenkette, 26 Perlen der Art wie Grab 1, Nr. 1, mehrere gerippte. — 2) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte, Erz, Bügel nicht oval, sondern viereckig, abgeb. XIII, 25; lag in der Brustgegend des Skeletes. — 3) Thongefäss, gelblichweiss; ähnl. X, 59; h: 6; Dm: c. 6; hat durchaus römischen Typus, wurde vielleicht in einem röm. Grabe gefunden od. damals imitirt; in Kirchberger Frankengräbern würde dasselbe nicht auffallend erscheinen, hier wohl; lag zwischen den Oberschenkeln.

Grab 20.

Nr. 1) Vereinzelte Perlen der Art wie Grab 1, Nr. 1, neben zerstreut im Füllgrund der Grube liegenden Knochenresten, dem Inhalt des älteren Grabes, der einer neuen Beisetzung ohne Beigaben hat weichen müssen.

Grab 21.

Nr. 1) Kurzschwert, wie Grab 2, Nr. 1; Schneidel.: 37; Griffl.: 22; br: c. 5; an der Schneide zeigten Scheidereste Beschlagknöpfe, die als Verzierung drei Löcher aufweisen, begrenzt ist die Scheide durch kl. Metallnägel; lag an linker Seite des linken Beines. — 2) Dolch, Eisen, lag auf einem Schwert in geringen Resten. — 3) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte, Eisen; Lindenschmit a. a. O. S. 365, Fig, 339, ohne Buckeln; lag neben dem Griff von Nr. 1, Bügel nach der Spitze des Griffes gerichtet; c. $9^1/_2$ gr. — 4) Beschlagplatte, Eisen; gr: 9; lag oberhalb Nr. 3, a. a. O. Fig. 337. — 5) Desgl., kleiner, viereckig; gr: 6; lag seitlich Nr. 3, theilweise auf Nr. 6, a. a. O. S. 371, Fig. 379. — 6) Feuerschlagstahl; abgeb. XIII, 32; gr: 10; lag unter Nr. 4 u. Nr. 5. — 7)

Feuerstein, lag zwischen Nr. 3, 5 u. 6. — 8) Steinmeissel; br: 15; abgeb. XIII, 33; lag zwischen den Knieen des Skeletes, Schärfe nach dem linken Oberschenkel gerichtet. Länge des Skeletes 1,70. — 9) Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3, Topf; ähnl. XIII, 34.

Grab 22.

Nr. 1) Henkelkrug ohne Zutte; ähnl. Grab 8, Nr. 3; lag neben Nr. 2. — 2) Kamm mit doppelter Zahnreihe wie Kirchberger Frankengrab 22, Nr. 1; lag dicht neben Nr. 1 vor dem linken Fuss eines Kinderskeletes; ähnl. abgeb. von Schaaffhausen; vgl. Grab 1 Nr. 1.

Grab 23.

Schale, ähnl. XIII, 40, lag zu Füssen des Skeletes.

Grab 24.

Nr. 1) Perlenkette wie Grab 1, Nr. 1; 58 Perlen, darunter 11 Stück Bernstein von etwa 2 cm Grösse; lag in der Halsgegend. — 2) Gürtelschnalle, Eisen mit Messingbuckeln wie bei Lindenschmit a. a. O. Fig. 339, fragmentirt; lag in der Lendengegend. — 3) Spinnwirtel, Bein, wie Grab 1, Nr. 10; Dm: c. 4; h: 2; lag neben dem linken Unterarm des Skeletes. — Die Unterschenkel des Skeletes sind vom Graben der mittelalterlichen Coblenzer-Strasse durchschnitten worden, daher letztere, wenigstens der Graben, dort später angelegt sein muss.

Grab 25.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1; ohne Scheideschmuck; lag neben dem rechten Unterschenkel des Skeletes; Griff nach oben. 2) Beschlagstück, Eisen; fragmentirt; lag neben der Mitte, Nr. 1 nach dem rechten Bein hin gerichtet. — 3) Feuerschlagstahl wie XIII, 32; neben der Schwertspitze.

Grab 26.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1; ohne Scheideschmuck; l: 32$^1/_2$ Schneide; 15$^1/_2$ Griff; lag neben dem linken Unterschenkel, Griff nach oben. — 2) Beschlagplatte, Eisen; quadratisch mit 4 Messingbuckeln: c. 6 Dm, tauschirt, ähnl. Grab 21, Nr. 5; lag neben dem linken Unterschenkel. — 3) Desgl. wie bei Lindenschmit a. a. O. Fig. 337, mit 3 Messingbuckeln reich tauschirt; l: c. 10; br: c. 6. — 4) Zierstück, Erz, l: 5; br: 2$^1/_2$; abgeb. XIII, 22. — 5) Desgl., lag mit Nr. 4 neben der Spitze des Kurzschwert-Griffes Nr. 1. — 6) Zierstück, Erz; l: c. 5$^1/_2$; wie Nr. 4 und 5 unten

mit zwei durchbohrten Oesen versehen; lag in der Lendengegend; abgeb. XIII, 23. — 7) Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3, ohne Zutte; h: c. 13.

Grab 27.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1, mit glatten Metallknöpfen und Stiftchen besetzt; oberhalb des letzten Knopfes, vor dem Griffe begrenzen die Stiftchen eine quadratische Fläche; l. der Schneide: c. 36; Griffl: c. $19^1/_2$; die Breite des mit Erzschmuck beschlagenen, vor der Schneide befindlichen Theiles der Scheide beträgt $1^1/_2$ cm; lag neben dem rechten Oberschenkel, Griff nach oben. — 2) Gürtelschnalle, Eisen, wie Grab 21, Nr. 3; ohne Messingbuckeln, fragmentirt; neben dem oberen Theil der Schneide, Bügel nach aussen.

Grab 28.

Glasbecher, Tummler, wie Grab 6, Nr. 2; lag zu Füssen des Skeletes.

Grab 29.

Nr. 1) Schüssel, irden, blau, schwarz gedämpft; oberer Theil mit kleinen quadratisch eingedrückten Verzierungen versehen; h: c. $6^1/_2$; Dm: c. $3^1/_2$; abgeb. XIII, 35; lag neben dem rechten Unterschenkel. — 2) Henkelkrug mit Zutte; h: $12^1/_2$; wie Grab 8, Nr. 3; lag neben dem linken Unterschenkel. — Das Skelet war von Tuffsteinstücken umstellt.

Grab 30.

Nr. 1) Kurzschwert, wie Grab 2, Nr. 1, mit geringen Scheideresten, ein Beschlagknopf, mit drei Löchern versehen, erhalten; lag zur Rechten der Beine. — 2) Dolch, Eisen; lag unter dem Schwerte. — 3) Gürtelschnalle, Eisen; lag auf dem oberen Theil der Schneide. — 4) Glas, Tummler, wie Grab 6, Nr. 2; neben dem rechten Fuss. — 5) Steinsarg, Tuff; l: 2 m; obere Breite: 77; untere Breite: 60; h: 65; besteht aus zwei Stücken, welche in der Mitte des Sarges zusammen gefügt sind.

Grab 31.

Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3; ohne Zutte; lag neben der linken Hand des Skeletes.

Grab 32.

Nr. 1) Bügel einer Schnalle, durch eingravirte Grübchen verziert, Erz, lag oberhalb Nr. 2. — 2) Steinsarg wie Grab 30, Nr. 5.

Grab 33.

Nr. 1) Armring, dünner, etwas ausgezackter Metallreif, $2^1/_2$ mm breit, die Enden zum Einhaken umgebogen. — 2) Fingerring, dünn, gerippt; kleine ovale Platte mit unverständlichen Zeichen. — 3) Halsschmuck, bestehend aus einer kalkartigen c. 2 cm grossen Perle und umgebogener concentrischer Metallscheibe; Dm: c. $3^1/_2$. — 4) Thongefäss, blauschwarz; in der Form ähnl. XIII, 34.

Grab 34.

Nr. 1) Gürtelschnalle, Metall, durch 3 Buckel geschmückt; l: $6^1/_2$; abgeb. XIII, 24. — 2) Glatter, geöffneter Armring; Dm: $7^1/_2$. — 3) Perlenkette, wie Grab 1, Nr. 1. — 4) Reste eines Ohrrings. — 5) Reste eines silbernen Fingerrings.

Grab 35—42.

Oestlich des Landsegnungsweges wurden Gräber angetroffen, zum Theil Tuffsteinsärge, die beraubt oder zumeist zerschlagen waren, zum Theil Kisten, deren Herstellung durch mit Lehm verbundene Steinstücke bewirkt war, einige Eisentheile bergend, deren Deutung wegen starker Zerstörung unmöglich ist.

Einzelfunde vom Burgthor.

43) Grabstein (Jurakalk) mit eigenthümlichen, augenscheinlich symbolischen Zeichen; die verschiedenen Linien sind eingeschnitten; gr: 19 im □; Dicke 8; lag auf der fränkischen Culturschicht oberhalb der Grabstätten, unter der heutigen Humusdecke; abgeb. XIII, 37. — 43a) Anhängsel, Erz; borstigen Eber zeigend in ornamentaler Auffassung, reich mit Gravuren orientalischen Charakters verziert; l: $5^1/_4$; h: $2^1/_4$; abgeb. XIII, 43.

44) Eisenschnalle mit Silbertauschirung. Lindenschmit a. a. O. Fig. 339; XIII, 43.

45) Erzmünze, mittelalterlich, unverständlich.

46) Schüsselmünze, voraugusteischer Zeit angehörig; ähnl. Taf. IV, Fig. 6; lag auf der Oberfläche der Frankengräber, Grundstück Zervas.

Ausser den bezeichneten Gegenständen vorrömischer, römischer und merovingischer Zeit sind eine grössere Anzahl karolingischer Gefässe gefunden worden, theilweise unter höchst interessanten Umständen. Diese Funde bedürfen besonderer Bearbeitung.

Ueber frühere fränkische Gräberfunde von Andernach vgl. die

Abhandlung von Schaaffhausen, Jahrbuch XLIV u. XLV J. 1868, Ueber germanische Grabstätten am Rhein, S. 120—128. Unter Zugrundelegung der lehrreichen und anregenden Arbeiten von Weinhold, Hassler, Wilhelmi, Lindenschmit u. A., sowie persönlicher Weisungen der Herren Professoren Schaaffhausen und aus'm Weerth habe ich die Andernacher Gräberaufdeckungen begonnen und durchgeführt. Besonderes Augenmerk legte ich dabei auf das Studium der Uebergänge von der spätrömischen in die fränkische Zeit und auf die Erforschung der ältesten linksrheinischen Hinterlassenschaften der Merovinger.

Leider wurden der vom Provinzialmuseum gestellten Aufgabe, ein abgerundetes Bild der Andernacher Gräber zu gewinnen, grosse Nachtheile bereitet durch einige Unternehmer, welche in systemloser Weise Theile der Grabfelder aufgruben und die Hinterlassenschaft unserer Vorfahren zur Handelswaare machten, ja sogar, die Heiligkeit des Grabes verachtend, die Gebeine selbst dem Gespötte und dem Unfuge der neugierigen Menge preisgaben. Alle Versuche einem solchen, die Blätter der Geschichte unserer heimathlichen Vergangenheit in unverantwortlichster Weise dauernd schädigenden und das sittliche Gefühl verhöhnenden Beginnen Einhalt zu thun, erwiesen sich sogar trotz der Hülfe der Behörde als vergeblich.

Die Schatzgräber gestatteten dem Provinzialmuseum nicht einmal, die für die rheinische Forschung wichtigsten Sachen abzuzeichnen; denn sie glaubten, dadurch könne eine pecuniäre Entwerthung erfolgen! So bin ich denn auch nur in der Lage, hervorheben zu können, dass auf dem Kirchberge von Privaten mancher hochinteressante Gegenstand gefunden wurde. Ich sah Fingerringe, angeblich dorther, welche im Allgemeinen mit den von Lindenschmit a. a. O. Taf. XIV, Fig. 7, 12 u. 13 abgebildeten übereinstimmten; auch Fig. 1 (a. a. O.) beobachtete ich. Einer der Ringe zeigte auf viereckiger Platte augenscheinlich hebräische Lettern und darüber eine Wage — soweit in meiner Erinnerung ist — auch zwei Sterne. Eine weitere Ringplatte zeigte Opfergeräthe, wieder eine andere das barbarische Bild eines Menschen. Andere Geschmeidestücke fielen durch den Reichthum ihrer Granaten auf. Darunter befanden sich jene Bienen- und Tauben-Nadeln wie sie Lindenschmit (a. a. O. Taf. XXIII, Fig. 5, 6 u. Fig. 16) abgebildet hat. Es sind mehrere höchst kostbare goldene, reich mit Filigran und Steinen, augenscheinlich in symbolisch bedeutsamer Weise durch die Stern- und Kreuzesform gehobene scheibenförmige Gewand-

spangen zu Tage gefördert worden, ähnlich der bei Lindenschmit (a. a. O. Taf. XXI, Fig. 1) dargestellten.

Es fehlen nicht die mit Kreuz- und Schlangengebilden versehenen getriebenen Schmuckscheiben, deren Lindenschmit (a. a. O. Fig. 8) gedachte. Es erschienen mannigfaltige Arten der grossen Gewandspangen, von welchen wir (Taf. VII, Fig. 32 u. 33) bereits zwei Typen brachten. In verschiedenen Formen und Grössen wurden auch die oben strahlenförmig ausladenden Zierscheiben in den Handel gebracht, deren Bild uns Lindenschmit (Taf. XIX, Fig. 2) veranschaulicht hat. Theilweise waren diese, wie überhaupt verhältnissmässig viele der Schmuckgeräthe aus den Kirchberg-Frankengräbern, mit orientalischen Granatscheibchen besetzt. Grosses Aufsehen machte eine freilich auffallend grosse Kristall-Schnalle, welche im Ganzen die Form der Taf. XI, Fig. 20 dargestellten Bronze-Schnalle wiedergiebt. — Manche dieser Sachen sind in ausländische, viele jedoch in deutsche öffentliche und Privatsammlungen übergegangen; eine nicht minder grosse Menge dieser Fundstücke wandert noch heute durch die Hände und Schaukasten der Antiquare. Vielleicht regt diese Arbeit dazu an, über den einen oder anderen zerstreuten Gegenstand der Andernacher Gräber den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden Mittheilung zu machen, damit das hier gegebene Bild des reichen Inhalts derselben noch vervollständigt werde.

Anmerkungen.

1) Die Leichenbrandgräber lagen zumeist zwar in freier Erde, manchmal jedoch geschützt durch Holzkisten, von welchen sich, wie Taf. V, Fig. 51 zeigt, die eisernen Eckbeschläge erhalten hatten; sie mögen die Gestalt der Steinkisten Taf. V, Fig. 39 gehabt haben. Viele der Gräber waren auch durch Bruchstücke von römischen Riesenamphoren zugedeckt.

2) Herr van Vleuten, welcher mir mehrfach bei Bestimmung von Münzen in liebenswürdigster Weise sein reiches Wissen zur Verfügung stellte, verweist auf Cohen, Medailles consulaires, pl. XII: Claudia Nr. 2, mit welcher diese Münze im Ganzen übereinstimme; bei Cohen fehle jedoch die Legende Rom.

3) Ich habe bereits im 77. Jahrbuche S. 209 auf Sidonius Apollinaris (Ep. 3. 12) verwiesen, nach welchem man noch nach Constantin dem Grossen auf ein und demselben Gräberfelde Todte verbrannt und unverbrannt beisetzte.

4) Die Gefässscherben gestatten die Datirung und Deutung der meisten

Römerbauten und Schanzen beider Rheinseiten; wo Menschen wohnten, fehlen selten Scherben. Unter den römischen Gefässen von Andernach ist kein einziges, das in die erste Zeit des Augustus gesetzt werden kann; sie beginnen kurz vor Tiberius. Es wird sich herausstellen, dass Andernach ein Drususcastell gehabt hat, welches in den Jahren 12 bis 9 u. Zeitr. angelegt wurde. Die Gefässbruchstücke des Römerlagers der Legio XVI bei Grimmlinghausen beginnen mit solchen der Zeit um Nero; die aus der Zeit des Augustus fehlen. Bergk muss Recht haben, wenn er die Verlegung der 2 röm. Legionen von Köln nach Bonn und Xanten in die Zeit der Erhebung Kölns zur Colonie setzt und damit die Entstehung des Lagers mit der Legio XVI in Verbindung bringt. Nur durch die unscheinbaren Scherben war es möglich, die Erdschanze bei Hilden als sächsische Anlage zu bestimmen und mit ihr die sämmtlichen gleichartigen der rechten Seite des Niederrheins.

5) Die Schmuckstücke dieses Grabes, insbesondere die Gürtelschnalle und der Endbeschlag stimmen in ihrem Stil und ihrer Form sehr überein mit gleichartigen Sachen des Wiesenthals, welche L. Lindenschmit, Handb. a. a. O. S. 88, Fig. 9 bis 14 abgebildet hat. L. betrachtet sie als „älteste Zeugnisse eines später weit verbreiteten Ornamentstils, welcher, ausser allen Beziehungen zu der classischen Verzierungsweise, seinen Hauptmotiven und seiner ganzen Darstellungsweise nach auf heimischen Ursprung zurückgeführt werden müsse.“ Aus dem Grunde, weil im Herzen Deutschlands, wie z. B. in der ganzen Lausitz, derartige Schmucksachen völlig fehlen, während sie in den vom orientalischen Handel durch Vermittelung der Römer begünstigten Landschaften und zwar wie am Rhein, so auch in der Krimgegend häufig vorkommen, vor dem 5. Jahrhundert auch schon im Orient in ungemein bezeichnender Weise erscheinen, möchte ich mehr daran erinnern, dass, als in Italien die Kunst sich aufzulösen begann, in Byzanz jene letzten Versuche klassischer Kunstweise unter dem Geheimnissvollen traumhafter und phantastischer orientalischer Vorstellungen neues Leben erhielten, welches bereits unter Justinian seine Blüthe erreichte. Ich kann daher nur an einen Import des Byzantinischen und an den überaus mächtigen byzantinischen Einfluss denken, der sich seit Verlegung der Kaiserresidenz Roms auch über den Westen des römischen Reiches und dessen germanische Grenzländer ausdehnen musste.

Erklärung der Tafeln
und Zeitbestimmung der Grabfunde.

Die meisten der abgebildeten Fundstücke befinden sich im rheinischen Provinzialmuseum zu Bonn, nur einige gingen in andere öffentliche oder Privatsammlungen des In- und Auslandes über.

Tafel IV.

Fig. 1 bis 5 aus vorrömischen Gräbern.

Fig. 1 Topf, Fig. 2 Erzring, S. 150, Gr. 2, a—c. — Fig. 3 Halsring mit emailirtem Knopf, Fig. 4 Armring, Fig. 5 desgl., S. 150—151, Gr. 3. — Fig. 6 Schüsselmünze, S. 151, Gr. 4; S. 216, Nr. 46. — Fig. 7—10 gallische Münzen, S. 151, Gr. 4; S. 206, Gr. 20, Nr. 10 u. 11. — Fig. 11 Gewandnadel, S. 160, Gr. 1, Nr. 2; S. 161, Gr. 4, Nr. 2; S. 163, Gr. 8, Nr. 2; nach den Gefässen aus d. letzten Zeit des Augustus u. Tiberius. — Fig. 12 Gewandnadel, S. 162, Gr. 6, Nr. 2; Zeitstellung wie vorige. — Fig. 13 Scheibenförmige Email-Fibel, Einzelfund, S. 162, Nr. 4. — Fig. 14 Gewandnadel, S. 163, Gr. 8, Nr. 3; mit Gefässen d. Z. d. Tiberius. — Fig. 15 Gewandnadel, S. 163, Gr. 8, Nr. 4; gef. mit Gefässen d. Z. d. Tiberius. — Fig 16 Schnällchen, S. 163, Gr. 8, Nr. 5; gef. mit Gefässen d. Z. d. Tiberius. — Fig. 17 Theil eines Armringes, S. 169, Gr. 21, Nr. 2, gef. m. Münze d. Tiberius, die gestempelt ist, daher vielleicht in die Zeit des Caligula gesetzt werden muss, mit welcher Zeit auch beigefundene Gefässe übereinstimmen. — Fig. 18 Scheibenförmige Gewandnadel, S. 169, Gr. 20, Nr. 4; wahrsch. aus der letzten Zeit d. Augustus. — Fig. 20 Gewandnadel, S. 170, Gr. 25, Nr. 2; wahrsch. aus d. Z. d. Tiberius. — Fig. 21 Gewandnadel, S. 176, Einzelfund Nr. 39; Zeitalter des Augustus. — Fig. 22 Gewandnadel, S. 176, Einzelfund Nr. 40; Zeitalter des Augustus. — Fig. 23 Gewandnadel, S. 176, Einzelfund Nr. 41. — Fig. 24 Gewandnadel, S. 176, Einzelfund Nr. 42. — Fig. 25 Gewandnadel, S. 172, Gr. 30, Nr. 6; Zeit d. Tiberius. — Fig. 26 Gewandnadel, S. 160, Gr. 1, Nr. 3; S. 164, Gr. 9, Nr. 10; wahrsch. aus d. Z. d. Tiberius. — Fig. 27 Gemme nebst Ringplatte, S. 172, Gr. 31, Nr. 5; gef. m. Münze des Claudius u. Gefässen dieser Zeit. — Fig. 29, Emailfibel, S. 176, Einzelfund Nr. 46; wahrsch. aus d. Z. d. Nero. — Fig. 30 Emailfibel mit keilförmigen Einlagen, S. 176, Einzelfund Nr. 47; aus derselben Zeit.

Tafel V.

Fig. 1 Topf g. mit Münze des Augustus, die 1 v. Chr. geprägt ist: S. 155, Gr. c, ältestes Fabricat dieser Art, welches in Andernach gefunden wurde; S. 169, Gr. 20, Nr. 1, 3; S. 162, Gr. 6, Nr. 1; ähnl. aus der Zeit um Tiberius: S. 160, Gr. 1, Nr. 1; S. 163, Gr. 8, Nr. 7; S. 166, Gr. 14, Nr. 1; S. 171, Gr. 29, Nr. 4—6; mit gestempelter Münze d. Tiberius, also wohl aus d. Z. d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 1; mit Gefässen derselb. Z.: S. 166, Gr. 14, Nr. 5; 13 gleichartige: S. 175, Nr. 28; spätester Typus dieser Art von Töpfen mit Münze d. Nero gefunden: S. 168, Gr. 19, Nr. 6. — Fig. 2 u. Fig. 3 Gewandnadeln g. mit Münze des Augustus, die nicht vor 2 vor Chr. geprägt ist: S. 155c; S. 160 Nr. 2 u. 3; mit Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 29, Nr. 2 u. Nr. 3. — Fig. 4 Gewandnadel g. mit Münze d. Augustus, die nicht vor 2 vor Chr. geprägt ist: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 4. — Fig. 5 Eisenschlüssel g. mit Münze d. Augustus nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 5. — Fig. 9 Topf g. m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 155,

Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 9. — Fig. 10 Topf g. mit Münze d. Augustus nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 12. — Fig. 11 Napf g. mit Münze d. Augustus nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 10; mit Gefässen dieser Zeit gef.: S. 170, Gr. 22, Nr. 8; S. 171, Gr. 29, Nr. 9; mit Gefässen d. Z. d. Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 14; mit gestempelter Münze d. Tiberius daher wohl aus Zeit d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 11; mit Gefässen dieser Zeit: S. 164, Gr. 10, Nr. 2; S. 166, Gr. 14, Nr. 11; 13 Stück aus gestörten Gräbern augusteischer Zeit: S. 175, Nr. 31; Deckel eines Napfes: S. 173, 2, Nr. 4; Napf: S. 173, 3, Nr. 3. — Fig. 12 Eisenrost mit Münze des Augustus nicht vor 2 vor Chr. geprägt: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 13; Reste eines solchen: S. 173, 2, Nr. 15. — Fig. 13 Eisencasserole g. mit Münze d. Augustus aus derselben Zeit: S. 155, Gr. c; S. 161, Gr. 2, Nr. 14. — Fig. 14 Teller aus terra sigillata g. mit Münze d. Augustus aus derselben Zeit: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 11; desgl. aus terra nigra: S. 160, Gr. 1, Nr. 6; ähnl. aus terra sigillata g. mit Münzen d. Antonia Augusta: S. 165, Nr. 8. — Fig. 15 Topf wahrsch. aus d. Zeit um Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 1; S. 170, Gr. 23, Nr. 1; S. 172, Gr. 31, Nr. 3; mit Münze d. Augustus nicht vor 2 v. Chr. geschlagen: S. 161, Gr. 3, Nr. 1; S. 167, Gr. 16, Nr. 3; S. 167, Gr. 15, Nr. 1; g. m. Münze d. Tiberius: S. 161, Gr. 4, Nr. 3. — Fig. 16 Schildbuckel wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 2; g. b. Münze d. Claudia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 2; S. 178, Nr. 77 u. 78. — Fig. 17 Topf wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 3. — Fig. 18 Teller aus terra nigra g. b. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 164, G. 9, Nr. 4 u. Nr. 15; S. 169, Gr. 20, Nr. 13 u. Nr. 14; Reste von solchen: S. 173, 3, Nr. 5; vier gleichartige: S. 175, Nr. 32, — Fig. 19 Topf wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 5; g. mit Gefässen d. letzten Zeit d. Augustus: S. 160, Gr. 1, Nr. 4; b. Münzen d. Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geprägt: S. 167, Gr. 15, Nr. 7. — Fig. 20 Rassel wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 3, Nr. 6; in Vogelgestalt aus Brandstätte: S. 176, Nr. 35 u. Nr. 47. — Fig. 21 Topf wahrsch. aus d. Zeit um Tiberius, Technik ist wie bei Taf. VI, Fig. 9: S. 163, Gr. 9, Nr. 7. — Fig. 22 Fläschchen aus Thon, ähnlich dem Glasfläschchen Taf. VII, 1, wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 3, Nr. 8. — Fig. 23 Gewandnadel wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 3, Nr. 8. — Fig. 23 Gewandnadel g. b. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 10; S. 160, Gr. 1, Nr. 3; grösser dargestellt: Taf. IV, Fig. 26. — Fig. 30 Eisenklinge eines Messers oder einer Scheere wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 3, Nr. 9. — Fig. 31 Topf wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 11; S. 169, Gr. 20, Nr. 7. — Fig. 32 Topf wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 12; S. 171, Gr. 29, Nr. 1; mit gestempelter M. d. Augustus daher wohl aus der Z. d. Tiberius: S. 161, Gr. 4, Nr. 1; mit Gefässen d. Z. um Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 2. — Fig. 33 Gewandnadel g. b. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 13; zwölf gleichartige: S. 175, Nr. 29. — Fig. 34 Napf bei Fig. 11 besprochen. — Fig. 35 Teller aus terra nigra, bei Fig. 18 besprochen. — Fig. 36 Topf g. m. Münze d. Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geschlagen: S. 167, Gr. 15, Nr. 1; wei-

tere Töpfe dieser Art vgl. Taf. V, Fig. 15. — Fig. 37 Filirnadel g. mit Münze d. Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geschlagen: S. 167, Gr. 15, Nr. 4. — Fig. 38 Eisenschuh g. m. M. d. Augustus aus derselben Zeit: S. 167, Gr. 15, Nr. 3. — Fig. 39 Gewandnadel mit M. d. Augustus aus derselben Zeit: S. 167, Gr. 15, Nr. 2. — Fig. 40 Fingerringplatte mit Gemme g. mit Münze d. Augustus aus derselben Zeit; S. 167, Gr. 15, Nr. 5; desgl. mit Münze des Claudius: Taf. IV, Fig. 27. — Fig. 41 u. 41a Münze d. Augustus: S. 167, Gr. 15, Nr. 6. — Fig. 42 Topf m. M. d. Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geschlagen: S. 167, Gr. 15, Nr. 7; Weiteres vgl. Fig. 19. — Fig. 43 Henkelkrug g. m. Münze d. Augustus aus derselben Zeit: S. 167, Gr. 15, Nr. 8; mit Münzen d. Augustus aus derselben Zeit. Derselbe Krug kommt vor: S. 161, Gr. 3, Nr. 8; grösser: S. 161, Nr. 9; g. m. gestempelter Münze d. Augustus, daher wohl aus d. Z. d. Tiberius: S. 161 u. 162, Gr. 4, Nr. 4 u. Nr. 5; g. b. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 29, Nr. 10 u. 11; mit gest. M. d. Augustus: S. 170, Gr. 24, Nr. 5; mit Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 170 u. S. 171, Gr. 25, Nr. 6 u. Nr. 7; mit Münze d. Tiberius: S. 166, Gr. 13, Nr. 7 u. Nr. 8; mit gestempelter Münze d. Tiberius daher aus d. Z. d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 7; S. 166, Gr. 14, Nr. 7 u. Nr. 8; mit Münze der Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 6 u. Nr. 7; etwas roher mit Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 7; mit Gefässen d. Zeit des Nero: S. 168, Gr. 18, Nr. 2; aus Brandstätten: S. 173, Nr. 1; S. 173, 3, 7; vierzehn gleichartige: S. 175, Nr. 30; Charakteristisch für den Stil dieser Frühzeit ist der cylindrische Hals, welcher von der Bauchung plötzlich ausgeht, während bei den späteren Krügen dieser Art — soweit ich habe ermitteln können von Trajan ab — sich der Ausgussrand allmählich zur Bauchung erweitert wie Taf. X, Fig. 51 zeigt. — Fig. 44 Tasse aus terra sigillata, gef. m. Münze d. Augustus die nicht vor 12 v. Chr. geschlagen ist: S. 167, Gr. 15, Nr. 10; mit Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschlagen: S. 168, Nr. 10, 11 u. 12; S. 170, Gr. 22, Nr. 6; aus terra nigra: S. 170, Gr. 23, Nr. 5; S. 171, Gr. 29, Nr. 14; aus terra sigillata: S. 163, Gr. 8, Nr. 13; aus terra nigra g. m. Münze d. Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 14; S. 166, Gr. 14, Nr. 16. — Fig. 51 Inhalt eines reich ausgestatteten Leichenbrandgrabes, welches durch Holzkiste geschützt war, wie die eisernen Eckbeschläge erkennen lassen. — Fig. 52 Topf mit Schlickerschmuck S. 168, Gr. 18, Nr. 1; mit Münze d. Nero gef.: S. 168, Gr. 19, Nr. 1; g. b. Email-Nadeln: S. 176, Nr. 46. — Fig. 53 Henkelkrug m. Gefässen u. Münze d. Nero, Näheres Taf. V, Fig. 43. — Fig. 54 Becher m. kl. Eindrücken wahrsch. aus d. Z. um Claudius: S. 167, Nr. 1. — Fig. 55 gelbglasirtes Krüglein mit Reliefschmuck wahrsch. aus d. Z. d. Claudius: S. 168, Gr. 17, Nr. 2; der untere Theil eines solchen: Taf. VI, Fig. 21, zusammen gefunden mit dem glasirten Pilgerkrug Taf. VI, Fig. 19; ähnl. Taf. VI, Fig. 20. — Fig. 56 Topf wahrsch. aus d. Z. um Claudius: S. 168, Gr. 17, Nr. 3. — Fig. 57 Steinkiste, welche mit einem Deckel verschlossen war und die Gefässe Fig. 36 bis 50 barg. Dabei sind Münzen des Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschlagen.

Tafel VI.

Fig. 1 Topf m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 161, Gr. 3, Nr. 5 u. 6. — Fig. 2 Topf (Dreibein), einer ustrina augusteischer Zeit: S. 175, Nr. 16. — Fig. 3 Topf aus d. späteren Zeit d. Augustus: S. 162, Gr. 5, Nr. 1. — Fig. 4 Topf augusteischer Zeit: S. 174, e, Nr. 7. — Fig. 5 Topf mit Münze des Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 171, Gr. 28, Nr. 3 u. 4; daselbst mit Münzen d. Tiberius: S. 166, Gr. 13, Nr. 4 u. 5; Gefässe ders. Zeit vgl.: S. 163, Gr. 8, Nr. 11; S. 169, Gr. 20, Nr. 8. Diese Art von Töpfen, welche bereits in vorröm. Zeit vorkommt, erhielt sich bis in die Zeit der Flavier; die späteren haben einen niedrigeren, in der Regel auch engeren Hals, wie Taf. VI, Fig. 18 zeigt. — Fig. 6 Topf augusteischer Zeit: S. 174, Nr. 6. — Fig. 7 Topf mit Schlickerschmuck m. Münze d. Nero: S. 168, Gr. 19, Nr. 1; vgl. Taf. V, Fig. 52. — Fig. 8 Schüssel b. Gefässen d. späteren Zeit d. Augustus: S. 160, Gr. 1, Nr. 5. — Fig. 8a Flasche aus Thon aus der ersten Kaiserzeit: S. 171, Gr. 26, Nr. 1. — Fig. 9 Becher, wahrsch. Zeit des Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 17; mit Münze der Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 4. — Fig. 10 Kelch m. Münze d. Tiberius: S. 166, Gr. 13, Nr. 9 u. 10. — Fig. 11 Topf wahrsch. Zeit d. Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 1; S. 166, Gr. 14, Nr. 6; ähnl. m. gestempelter Münze d. Tiberius: S. 170, Gr. 21, Nr. 9. — Fig. 11a Schale m. Gef. d. Z. um Claudius: S. 175, Nr. 22. — Fig. 12: Gesichtstopf m. Gefässen d. Z. um Nero: S. 174, e, Nr. 3; desgl. Nr. 4. — Fig. 13 Topf mit Münze d. Nero: S. 174, e, Nr. 5. — Fig. 14 Schälchen, dünne, weisse, grau überzogene Wandung zeigend, mit keulenförmigen Ansätzen; solche Schmuckweise auch bei Glasschalen d. Z. um Nero: S. 173, 1, Nr. 10. — Fig. 16 Schüssel mit reichem Reliefschmuck; die Ornamentik ist schwungvoll u. sehr scharf geformt, gleichartige spätere vgl. Taf. VI, Fig. 15, m. Münze d. Augustus: S. 162, Gr. 7, Nr. 3. — Fig. 17 Tasse, die in Gräbern der letzten Zeit d. Flavier fehlt, m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 10. — Fig. 18 Topf aus d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 27, Nr. 2. — Fig. 19 Tragflasche aus d. Z. um Claudius: S. 173, 4, Nr. 1. — Fig. 20 Henkelkrüglein, gelb glasirt, aus d. Z. um Claudius: S. 174, e, Nr. 1. — Fig. 21 Schälchen aus derselben Zeit: S. 174, 4, Nr. 2. — Fig. 22 Schälchen mit Blätterschmuck aus d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 17. — Fig. 23 Gefässchen in Löwengestalt g. m. Scherben d. Z. um Claudius: S. 174, e, Nr. 11. — Fig. 24 Topf d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 24. — Fig. 25 Becher derselben Zeit: S. 171, Gr. 26, Nr. 2. — Fig. 26 Lampe mit Bild eines Gladiator aus d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 29, Nr. 16. — Fig. 27 Schale aus d. letzten Zeit d. Augustus: S. 162, Gr. 5, Nr. 4. — Fig. 28 Lampe od. Tintenfass d. ersten Kaiserzeit: S. 175, Nr. 15. — Fig. 29 Schälchen mit Schuppen d. Z. um Caligula: S. 175, Nr. 25, ähnlich m. Münze d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 10. — Fig. 30 Rassel in Vogelgestalt aus der ersten Kaiserzeit: S. 176, Nr. 35. — Fig. 31 Ornamentband auf Andernacher Gefässen d. Zeit v. Augustus bis Claudius; die spätere Ornamentation dieser Art ist unregelmässiger und stumpfer, wie Taf. VII, Fig. 48 zeigt. — Fig. 32 Ornamentstreifen auf Andernacher Gefässen d. Z. von Augustus bis (incl.) Nero; die gleichartigen Ornamente

späterer Zeit vgl. Taf. VII, Nr. 44. — Fig. 33 Ornamentstreifen, bereits auf Andernacher Gefässen d. Zeit um Tiberius; er erhielt sich lange. — Fig. 34 Ornamentstreifen auf Andernacher Gefässen d. Z. v. Augustus bis Caligula. — Fig. 35 Thonfigur aus erster r. Kaiserzeit: S. 176, Nr. 38. — Fig. 36 Thonfigur derselben Zeit: S. 176, Nr. 37. — Fig. 37 Schale aus der Zeit um Nero: S. 175, Nr. 23. — Fig. 36a Aschentopf aus d. Z. um Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 9.

Tafel VII.

Fig. 1 Glasfläschchen m. Münze des Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geprägt: S. 161, Gr. 3, Nr. 14 u. 15; m. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 169, Gr. 20, Nr. 4; ähnl. aus Thon: S. 164, Gr. 9, Nr. 8. — Fig. 2 Schale aus blauem Thon m. Münze des Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 9. — Fig. 3 Töpfchen vorantoninisch: S. 176, N. 33. — Fig. 4 Becher m. Münze d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 10; ähnl.: Taf. VI, Nr. 29. — Fig. 5 Amphore m. Münze d. Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 5; ähnl. wahrsch. aus d. späteren Zeit d. Augustus: S. 160, Gr. 1, Nr. 8. — Fig. 6 Becher aus d. Z. d. Flavier: S. 175, Nr. 13. — Fig. 7 Henkelkännchen m. M. d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 167, Gr. 16, Nr. 2; mit Gefässen dieser Zeit: S. 171, Gr. 29, Nr. 8; mit gestempelter Münze d. Tiberius: S. 169, Gr. 21, Nr. 6. — Fig. 8 Schälchen wahrsch. aus d. Z. d. Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 15. — Fig. 9 Glasschälchen m. Münze d. Tiberius vgl. Taf. VII, Nr. 1. — Fig. 10 Glasfläschchen m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 2. — Fig. 11 Becher aus letzter Z. der Augusteen: S. 175, Nr. 20. — Fig. 12 Becher, röthlichgrau, weiss überzogen, mit Zickzackverzierung wie VII, 44, Z. um Nero. — Fig. 13 Topf Z. um Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 5; ähnl. m. Münze d. Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 3; ähnl. m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 6. — Fig. 14 Topf m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 1. — Fig. 15 Topf m. Münze d. Claudius: S. 175, Nr. 18; ähnl. ebend. Nr. 19. — Fig. 16 Topf m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 3; ähnl. m. Münze d. Nero: S. 168, Gr. 19, Nr. 7. — Fig. 17 Topf m. gestemp. M. d. Tiberius: S. 170, Gr. 24, Nr. 1; mit Gefässen derselben Zeit: S. 170, Gr. 25, Nr. 1; desgl. S. 163, Gr. 8, Nr. 8 u. 9; ähnlich m. Gefässen d. letzt. Zeit d. Augustus: S. 162, Gr. 6, Nr. 2. — Fig. 18 Becher d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 26; ebendas. Nr. 27. — Fig. 19 Becher mit Henkel, fast so hart gebrannt wie Siegburger Steingut, verziert wie Taf. VI, Fig. 31. — Fig. 20 Scherbe eines Bechers d. Z. um Claudius: S. 175, Nr. 21. — Fig. 21 Topf mit Münze des Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 161, Gr. 3, Nr. 3. — Fig. 22 Topf d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 27, Nr. 1. — Fig. 23 Topf d. vorantoninischen Zeit: S. 174, e, Nr. 8. — Fig. 24 Topf, charakteristisch für die Kenntniss der Umgestaltung der einheimischen Formen bei den Gefässen Taf. V, Fig. 1, 9, 15, 19, 21, 36 u. 42, gef. m. Münze d. Nero: S. 168, Gr. 19, Nr. 6. — Fig. 25 Topf g. m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 167, Gr. 16, Nr. 6. — Fig. 26 Thongriff m. Münze d. Nero: S. 168, Gr. 19, Nr. 2. — Fig. 27 Schale m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 168, Gr. 16, Nr. 14; mit Gefässen dieser Zeit: S. 169, Gr. 20, Nr. 2; mit Gefässen d. Z. um Tiberius:

S. 170, Gr. 22, Nr. 2. — Fig. 28 Schüssel m. Scherben d. Z. um Nero: S. 173, Brandst. 3, Nr. 1. — Fig. 29 Amphore m. Gefässen d. Z. um Augustus: S. 171, Gr. 29, Nr. 12. — Fig. 30 Krug d. augusteischen Zeit: S. 171, Gr. 29, Nr. 13. — Fig. 31 Becher g. m. gestempelter Münze d. Tiberius: S. 169, Gr. 21, Nr. 5. — Fig. 32 Henkelkrug m. Münze d. Zeit d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 8; desgl. d. Z. d. Tiberius: S. 170, Gr. 22, Nr. 4 u. 5; desgl. S. 170, Gr. 23, Nr. 3 u. 4; m. Gefässen d. Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 4. — Fig. 33 Schale d. Z. d. Augustus: S. 162, Gr. 5, N. 5. — Fig. 34 Topf d. Z. d. Augustus: S. 162, Gr. 5, Nr. 2. — Fig. 35 Napf d. Zeit um Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 12. — Fig. 36 Scherbe zusammen gefunden mit Fig. 18, 40, 46, 49, 50, 51 und mit Taf. VI, 17 in ustrina d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 27. — Fig. 37 Teller aus t. sigill. g. m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 161, Gr. 3, Nr. 10 u. 11; m. Gefässen d. Z. um Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 7. — Fig. 38 Teller d. Z. um Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 5; ähnlich aus t. sigill.: S. 166, Gr. 14, Nr. 11; desgl. m. Münze d. Antonia Augusta: S. 164, Gr. 11, Nr. 10. — Fig. 39 Teller aus t. sigill. m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 161, Gr. 3, Nr. 13; ähnl.: ebendas. Nr. 12. — Fig. 40 Scherbe, siehe Fig. 36. — Fig. 41 Teller wahrsch. Z. um Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 6. — Fig. 42 Teller aus t. sigill. m. Münze d. Tiberius: S. 165, Gr. 13, Nr. 11 u. 12; ähnl. mit Münze der Zeit d. Caligula, gleicht dem unteren Theil d. Gefässes Taf. VI, Fig. 8: S. 170, Gr. 21, N. 12; desgl. S. 172, Gr. 31, Nr. 8. — Fig. 43 Teller m. Münze d. Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 11. — Fig. 44 Zickzack-Ornamentmuster des späteren Typus, siehe Taf. VI, Fig. 32. — Fig. 45 Keil-Ornamentmuster auf Gefässen d. Z. d. Augustus: S. 160, Gr. 1, Nr. 4; desgl. S. 171, Gr. 28, Nr. 1. — Fig. 46 Schüssel mit Lotus-Schmuck und durchbrochenen Griffansätzen m. Scherben d. Z. um Nero: S. 173, Brandstätte 3, Nr. 6; ähnl. S. 175, Nr. 27. — Fig. 47 Becher, blauschwarz, mit Stacheln, welche von der Innenseite des Gefässes herausgedrückt sind, mit Gef. vorantoninischer Zeit. — Fig. 48 Strichel-Ornamentmuster des späteren Typus g. mit gestempelter Münze d. Tiberius: S. 169, Gr. 21, Nr. 1. — Fig. 49 Scherbe eines Tellers d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 27. — Fig. 50 Scherbe einer Schüssel d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 27; gleichartige Technik früherer Zeit Taf. VI, Fig. 27. — Fig. 51 Scherbe eines Tellers d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 27. — Fig. 52 Runenartiger Stempel einer Schale aus blauem Thon d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 25, Nr. 8.

Tafel VIII.

Fig. 1 Langschwert, Zeit des Augustus: S. 177, Nr. 69. — Fig. 2 Dolch, frühröm.: S. 177, Nr. 70. — Fig. 3 Lanzenspitze, frühröm.: S. 172, Brandst. 1, Nr. 1; S. 177, Nr. 71. — Fig. 4 Zwei zusammengefügte Lanzen, frühröm.: S. 177, Nr. 72. — Fig. 5 Lanzenspitze, frühröm.: S. 177, Nr. 72. — Fig. 6 Lanzenspitze, frühröm.: S. 177, Nr. 75. — Fig. 7 Bohreisen, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 4; ebend. Brandst. 2, Nr. 13. — Fig. 8 Pfeilspitze, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 2; ebendas. Brandst. 2, Nr. 10; S. 178, Nr. 76. — Fig. 9 Schildbuckel, an dessen unterem Theile zwei Wurfpfeile haften: S. 178, Nr. 77;

S. 173, Brandst. 2, Nr. 11. — Fig. 10 Schildbuckel, frühröm., wahrsch. Z. d. Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 2; desgl. mit Münze der Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 2; desgl. frühröm. Z.: S. 172, d, Nr. 2; S. 173, Brandst. 2; S. 172, Nr. 78. — Fig. 11 Ehrenschmuckplatte, frühröm.: S. 178, Nr. 79. — Fig. 12 Sporn, an den angelsächsischen Sporn d. 10. oder 11. Jahrhunderts erinnernd, nach Versicherung des Herrn W. Fusbahn, jedoch aus einer Leichenbrandurne frühröm. Zeit stammend: S. 178, Nr. 80. — Fig. 13 Messerklinge frühröm. Zeit: S. 176, Nr. 48. — Fig. 14 u. 14a Messerklingen d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 9; S. 176, Nr. 49. — Fig. 15 Messerklinge, frühröm.: S. 176, Nr. 50. — Fig. 16 Krummesser, frühröm.: S. 176, Nr. 51. — Fig. 17 Scheere, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 3; S. 173, Brandst. 2, Nr. 12; S. 176, Nr. 52. — Fig. 18 Eiseninstrument, frühröm.: S. 177, Nr. 53. — Fig. 19 Sägeblatt, frühröm.: S. 177, Nr. 54. — Fig. 20 Meissel, frühröm.: S. 177, Nr. 55. — Fig. 21 Doppelzahneisen, frühröm.: S. 177, Nr. 56. — Fig. 22 Eisengeräth, frühröm.: S. 177, Nr. 57. — Fig. 23 Gabel, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 5. — Fig. 24 Eisenmesser, spätröm.: S. 190, Gr. 75, Nr. 8. — Fig. 25 Schlüssel m. Münze d. Augustus: S. 155, c; S. 160, Gr. 2, Nr. 5; S. 177, Nr. 60. — Fig. 26 Schlüssel d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 6. — Fig. 27 Büchse mit Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 4, deren Boden ist technisch behandelt wie Taf. VIII, 39; S. 177, Nr. 62. — Fig. 28 Filiernadel m. Münze d. Augustus: S. 167, Gr. 15, Nr. 4; S. 177, Nr. 62. — Fig. 29 Metallspiegel m. Münze des Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 161, Gr. 3, Nr. 16; S. 177, Nr. 64. — Fig. 30 Seihe aus d. Z. um Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 8; S. 177, Nr. 65. — Fig. 31 Löffel, frühröm.: S. 177, Nr. 66. — Fig. 32 Schlossblech, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 9; S. 177, Nr. 67. — Fig. 33 Griff, frühröm.: S. 177, Nr. 68. — Fig. 34 Täfelchen d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 15. — Fig. 35 Schildbuckel d. Zeit des Augustus: S. 172, Gr. 30, Nr. 2. — Fig. 36 Kästchen, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 6. — Fig. 37 Metallgriff, oben in Schwäneköpfe endend, durch eingravirte Linien verziert, gef. in augusteischem Leichenbrandgrab v. Martinsberg. — Fig. 38 Schildbuckel, spätröm.: S. 188, Gr. 48. — Fig. 39 Gedrehter Metallboden wie bei Taf. VIII, 27. — Fig. 33a Schwertscheide-Beschlagstreifen aus Metall, sauber und sehr geschickt profilirt, in der Mitte durch reliefartig modellirte Wellenlinie verziert: S. 178, Nr. 82; vgl. gleichartigen aus meroving. Zeit: Taf. XIII, Fig. 29.

Tafel IX.

Fig. 1 Skeletgrab vom Kirchberg: S. 185, Gr. 1. — Fig. 2 Skeletgrab vom Kirchberg: S. 193, Gr. 101. — Fig. 3 Skeletgrab ebendaher: S. 183, Gr 2. — Fig. 4 Skeletgrab vor dem Burgthor: S. 182, Gr. 12. — Fig. 5 Steinkiste vom Kirchberg, römisch?: S. 194, Gr. 107. — Fig. 6 u. 7 Steinsarg ebendaher: S. 195, Gr. 113. — Fig. 8 Steinsarg ebendaher: S. 193, Gr. 105. — Fig. 9 Skeletgrab vom Martinsberg: S. 184, Gr. 13. — Fig. 10 Skeletgrab vom Kirchberg: S. 190, Gr. 75. — Fig. 11 Skeletgrab vom Burgthor: S. 181, Gr. 9. — Fig. 12 Spätrömisches Skeletgrab vom Kirchberg: S. 192, Gr. 94. Vgl. S. 183,

Gr. 3 bis 12. — Diese Gräber stammen aus der Zeit der Valentiniane bis zum Ende der Römerherrschaft, nur Fig. 11 aus der Zeit der Constantine.

Tafel X.

Fig. 1 Topf, als Verschluss umgestülpter Näpfchen: S. 194, Nr. 1. — Fig. 2 Topf: S. 182, Gr. 12, Nr. 1. — Fig. 3 Becher: S. 180, Gr. 1, Nr. 2; S. 181, Gr. 6, Nr. 1; S. 185, Gr. 19, Nr. 5; S. 186, Gr. 31, Nr. 4; S. 187, Gr. 34, Nr. 2; S. 189, Gr. 67, Nr. 3; S. 190, Gr. 75, Nr. 2. — Fig. 4 Kanne: S. 197, Gr. 139, Nr. 4. — Fig. 5 Kanne: S. 197, Gr. 139, Nr. 1. — Fig. 6 Glasbecher: S. 194, Gr. 9, Nr. 1. — Fig. 7 Einhenkeliger Topf: S. 186, Gr. 31, Nr. 2; S. 187, Gr. 38, Nr. 1. — Fig. 8 Näpfchen: S. 185, Gr. 19, Nr. 4. — Fig. 9 Amphore: S. 187, Gr. 34, Nr. 1. — Fig. 10 Kännchen, weiss, braunroth gestreift, Einzelfund v. Martinsberg. — Fig. 11 Topf, orangerothe t. sigillata, Einzelfund v. Martinsberg. — Fig. 12 Henkelkrug: S. 184, Gr. 13, Nr. 1; ähnl.: S. 194, Gr. 111, Nr. 3. — Fig. 13 Henkelkrug: S. 198, Einzelfund Nr. 142. — Fig. 14 Glasflasche: S. 184, Gr. 17, Nr. 1. — Fig. 15 Teller: S. 186, Gr. 25, Nr. 3; S. 190, Gr. 75, Nr. 4 u. 5; S. 193, Gr. 101; S. 190, Gr. 75, Nr. 4; S. 191, Gr. 81, Nr. 1. — Fig. 16 Henkelkrug: S. 185, Gr. 19, Nr. 7. — Fig. 17 Henkelflasche: S. 185, Gr. 19, Nr. 6. — Fig. 18 Schale: S. 187, Gr. 34, Nr. 4. — Fig. 19 Glasflasche: S. 186, Nr. 2. — Fig. 20 Krug: S. 198, Nr. 144. — Fig. 21 Teller: S. 185, Gr. 21, Nr. 2; S. 186, Gr. 31, Nr. 6; S. 187, Gr. 34, Nr. 3. — Fig. 22 Teller: S. 186, Gr. 25, Nr. 1. — Fig. 23 Schüssel: S. 186, Gr. 25, Nr. 2. — Fig. 24 Näpfchen: S. 185, Gr. 19, Nr. 2. — Fig. 25 Henkelkrug: S. 186, Gr. 30, Nr. 1. — Fig. 26 Krug: S. 186, Gr. 31, Nr. 1. — Fig. 27 Napf: S. 190, Gr. 75, Nr. 3; ähnl.: S. 186, Gr. 31, Nr. 3. — Fig. 28 Näpfchen: S. 186, Gr. 31, Nr. 5; ähnl.: S. 194, Gr. 110, Nr. 3. — Fig. 29 Glasbecher: S. 185, Gr. 19, Nr. 8; ähnl. ohne Eindrücke: S. 150, Gr. 75, Nr. 7. — Fig. 30 Topf: S. 189, Gr. 67, Nr. 1; ohne Henkel: S. 197, Gr. 139, Nr. 3. — Fig. 31 Glasflasche: S. 190, Gr. 75, Nr. 6. — Fig. 32 Glasflasche: S. 194, Gr. 109, Nr. 2. — Fig. 33 Tasse: S. 189, Gr. 67, Nr. 4. — Fig. 34 Becher: S. 189, Gr. 69, Nr. 1. — Fig. 35 Amphore: S. 190, Gr. 75, Nr. 1. — Fig. 36 Glasbecher: S. 196, Gr. 138, Nr. 1. — Fig. 37 Becher: S. 191, Gr. 81, Nr. 2. — Fig. 38 Krug: S. 191, Gr. 81, Nr. 3. — Fig. 39 Glasflasche: S. 191, Gr. 82, Nr. 1. — Fig. 40 Henkelkrug: S. 184, Zeile 5 v. oben; ähnl.: S. 193, Gr. 101, Nr. 2. — Fig. 41 Glasflasche: S. 193, Gr. 110, Nr. 2; ähnl.: S. 187, Gr. 38, Nr. 3 und S. 205, Gr. 17, Nr. 2. — Fig. 42 Henkelkanne: S. 193, Gr. 101, Nr. 2. — Fig. 43 Cylinderflasche: S. 194, Gr. 111, Nr. 4. — Fig. 44 Glas: S. 195, Gr. 113, Nr. 3. — Fig. 45 Amphore: S. 194, Gr. 110, Nr. 1. — Fig. 46 Becher: S. 197, Gr. 140, Nr. 2. — Fig. 47 Glasgefäss: S. 185, Gr. 17, Nr. 3. — Fig. 48 Becher: S. 192, Gr. 45, Nr. 2. — Fig. 49 Henkelkanne: S. 180, Gr. 1, Nr. 1. — Fig. 50 Glasflasche: S. 198, Einzelfund Nr. 147. — Fig. 51 Henkelkrug: S. 203, Gr. 7, Nr. 1, eine Form, welche seit Trajan auftritt; ältere vergl.: Taf. V, Fig. 43, 53; Taf. VII, Fig. 5, 32. — Fig. 52 Henkelflasche: S. 193, Gr. 100, Nr. 1. — Fig. 53 Flasche: S. 185, Gr. 19, Nr. 3; S. 196, Gr. 138, Nr. 2; S. 194, Gr. 111, Nr. 5;

S. 197, Gr. 141, Nr. 4. — Fig. 54 Glasflasche: S. 188, Gr. 56, Nr. 4. — Fig. 55 Becher: S. 197, Gr. 140, Nr. 1. — Fig. 56 Becher: rothschwarz überzogen, mit weisser Aufschrift, Einzelfund. — Fig. 57 Becher: S. 198, Einzelf. Nr. 143. — Fig. 58 Schale: S. 181, Gr. 9, Nr. 1. — Fig. 59 Krüglein: S. 196, Gr. 121, Nr. 2; mit Henkelchen: ebendas. Nr. 1; S. 205, Gr. 17, Nr. 3; S. 213, Gr. 19, Nr. 3. — Fig. 60—63 Ornamentstreifen, spätröm. Andernacher t. sigillata, Näpfe von orangerother Farbe sind aufgedrückt. — Fig. 4a Napf: S. 194, Gr. 110, Nr. 2. — Fig. 7a Henkelkrug: S. 181, Gr. 7, Nr. 3. — Fig. 44a Glasbecher: S. 196, Gr. 121, Nr. 3. — Die in Fig. 1, 2, 4, 5, 10, 11, 40, 49 bis 51, 56, 58, 60 bis 63 und 66 dargestellten Gegenstände gehören dem Zeitalter der Constantine an, die übrigen der Zeit des Valentinian bis zum Ende der Römerherrschaft.

Tafel XI.

Fig. 1—9 Inhalt eines spätröm. Grabes: S. 197, Gr. 141; Fig. 1 Henkelkännchen, Fig. 2 Becher, Fig. 3 Schale, Fig. 4 Glasschale mit Einbauchungen, Fig. 5 Glasflasche, Fig. 6 Perlenkette, S. 203, Gr. 6, Nr. 2, Fig. 7 Wirtel, Fig. 8 gewundener Armring, Fig. 9 Fingerring. — Fig. 10 Perle: S. 181, Gr. 6, Nr. 2. — Fig. 11 Perle: S. 181, Gr. 6, Nr. 3. — Fig. 12 Armring: S. 183, Gr. 1, Nr. 1. — Fig. 13 Kamm: S. 188, Gr. 49. — Fig. 14 Schnalle: S. 196, Gr. 123, Nr. 2. — Fig. 15 Schnalle mit daran haftender Leinwand: S. 184, Gr. 13, Nr. 4. — Fig. 16 Gewandnadel: S. 196, Gr. 123, Nr. 1. — Fig. 17 Schnalle: S. 185, Gr. 21, Nr. 1. — Fig. 18 Gewandnadel: S. 184, Gr. 13, Nr. 2. — Fig. 19 Münze mit menschl. Augenliede: S. 184, Gr. 13, Nr. 8. — Fig. 20 Schnalle: S. 197, Gr. 140, Nr. 3. — Fig. 21 Schnalle mit Endbeschlag: S. 189, Gr. 13, Nr. 3. — Fig. 22 Sandalensohle: S. 195, Gr. 111, Nr. 7; S. 195, Gr. 113, Nr. 2. — Fig. 23 Erzring: S. 196, Gr. 121, Nr. 4. — Die Perlen Fig. 10 und 11 gehören der Zeit der Constantine an, die übrigen Gegenstände der Zeit des Valentinian bis zum Ende der Römerherrschaft.

Tafel XII.

Fig. 1 Männergrab: S. 204, Gr. 10. — Fig. 2 Männergrab: S. 203, Gr. 7. — Fig. 3 Frauengrab: S. 205, Gr. 17. — Fig. 4 Männergrab: S. 202, Gr. 2. — Fig. 5 Langschwert: S. 206, Gr. 19, Nr. 1; S. 208, Gr. 26, Nr. 3. — Fig. 6 Kurzschwert: S. 204, Gr. 10, Nr. 2; S. 202, Gr. 1, Nr. 2 und Gr. 8, Nr. 1; S. 204, Gr. 7, Nr. 3 und Gr. 13, Nr. 1; S. 206, Gr. 21, Nr. 1; S. 207, Gr. 22, Nr. 2 und Gr. 24, Nr. 2; S. 208, Gr. 28, Nr. 7. — Fig. 7 Dolch: S. 204, Gr. 13, Nr. 2; S. 202, Gr. 1, Nr. 3 und Gr. 2, Nr. 2; S. 203, Gr. 3, Nr. 3; S. 204, Gr. 7, Nr. 4, Gr. 10, Nr. 3 und Gr. 13, Nr. 2; S. 205, Gr. 19, Nr. 3; S. 206, Gr. 19, Nr. 8 und Gr. 21, Nr. 2; desgl. vom Burgthor: S. 210, Gr. 3, Nr. 2; S. 211, Gr. 7, Nr. 2; S. 213, Gr. 21, Nr. 2; S. 215, Gr. 30, Nr. 2. — Fig. 8 Beil: S. 206, Gr. 21, Nr. 4; S. 202, Gr. 2, Nr. 5; S. 203, Gr. 2, Nr. 5. — Fig. 9 Beil, Francisca, Einzelfund. — Fig. 10 Lanze: S. 206, Gr. 21, Nr. 3. — Fig. 11 Lanze nebst Schaftbeschlag: S. 204, Gr. 8, Nr. 1 und 2. — Fig. 12

Wurflanze: S. 204, Gr. 7, Nr. 5. — Fig. 13 Krug: S. 205, Gr. 16; S. 208, Gr. 27, Nr. 2; ähnl. v. Burgthor: S. 212, Gr. 16, Nr. 1. — Fig. 14 Becher, Einzelfund. — Fig. 15 Krug: S. 205, Gr. 15, Nr. 1 und Gr. 16, Nr. 15. — Fig. 16 Napf: S. 205, Gr. 18, Nr. 4. — Fig. 17 Becher: S. 202, Gr. 1, Nr. 1. — Fig. 18 Glasbecher: S. 208, Gr. 27, Nr. 3. — Fig. 19 Glasschale: S. 203, Gr. 7, Nr. 2. — Fig. 20 Glasbecher mit aufgelegten Verzierungen, Einzelfund. — Fig. 21 Schildbuckel: S. 207, Gr. 26, Nr. 1. — Fig. 22 Pfeilspitze aus Feuerstein in merov. Grabe v. Kirchberg angetroffen. — Fig. 23 Eisenschnalle: S. 208, Einzelfund Nr. 32. — Fig. 24 Gürtelschnalle: S. 207, Gr. 26, Nr. 2. — Fig. 25 Gürtelschnalle: S. 205, Gr. 14, Nr. 1. — Fig. 26 Schmuckscheibe: S. 203, Gr. 6, Nr. 4 u. 5; S. 207, Gr. 23, Nr. 2. — Fig. 27 Ohrring mit Würfel: S. 203, Gr. 6, Nr. 3. — Fig. 28 Schmuckstück in Vogelgestalt: S. 208, Gr. 30, Nr. 1. — Fig. 29 Schmucknadel: S. 208, Einzelfund Nr. 31. — Fig. 30 u. 31 Zierscheiben: S. 207, Gr. 25, Nr. 2, 3 u. 4. — Fig. 32 u. 33 Gewandnadeln: S. 207, Gr. 25, Nr. 6 u. 7. — Fig. 34 Emailnadel: S. 204, Gr. 9, Nr. 5. — Fig. 35 Gürtelschnalle: S. 205, Gr. 13, Nr. 4; S. 203, Gr. 2, Nr. 6. — Fig. 36 Gürtelschnalle: S. 204, Gr. 12, Nr. 1. — Fig. 37 Halter: S. 205, Gr. 14, Nr. 2. — Fig. 38 Gewandnadel: S. 203, Gr. 6, Nr. 6; S. 204, Gr. 9, Nr. 4. — Fig. 39 Gürtelschnalle: S. 203, Gr. 3, Nr. 1; S. 206, Gr. 19, Nr. 2 und Gr. 20, Nr. 1. — Fig. 40—46 Beschlagstücke: S. 206, Gr. 20, Nr. 2—9. — Fig. 47 Endbeschlag: S. 206, Gr. 19, Nr. 4. — Fig. 48 Beschlagstück: S. 206, Gr. 20, Nr. 6. — Fig. 49 Grabstein: S. 205, Gr. 18, Nr. 1. — Fig. 50 Perlenkette: S. 203, Gr. 6, Nr. 2; S. 204, Gr. 12, Nr. 2; S. 205, Gr. 17, Nr. 1 und Gr. 18, Nr. 2; S. 207, Gr. 23, Nr. 1, Gr. 25, Nr. 1 und Gr. 25, Nr. 5; S. 208, Gr. 30, Nr. 2; S. 214, Gr. 24, Nr. 1. — Die Fundstücke dieser Tafel, aus merovingischen Gräbern vom Kirchberg, schliessen sich zum Theil unmittelbar an die römischen Formen an. Diesen begegnen wir auf dem merovingischen Grabfelde vom Burgthore nicht mehr; man kann sie im Gegensatz zu diesen als frühmerovingische bezeichnen.

Tafel XIII.

Fig. 1 Frauengrab: S. 209, Gr. 1. — Fig. 2 Männergrab: S. 210, Gr. 2. — Fig. 3 Männergrab: S. 210, Gr. 4. — Fig. 4 Steinsarg-Grab: S. 212, Gr. 12. — Fig. 5 Kurzschwert: S. 209, Gr. 2, Nr. 1; S. 210, Gr. 3, Nr. 1; S. 211, Gr. 7, Nr. 1, Gr. 8, Nr. 1 und Gr. 11, Nr. 1; S. 212, Gr. 14, Nr. 1; S. 213, Gr. 21, Nr. 1; S. 214, Gr. 25, Nr. 1 und Gr. 26, Nr. 1; S. 215, Gr. 27, Nr. 1 und Gr. 30, Nr. 1. — Fig. 6: S. 209, Gr. 2, Nr. 1. — Fig. 7 Feuerschlagstahl: S. 210, Gr. 2, Nr. 5; S. 202, Gr. 2, Nr. 3; S. 204, Gr. 10, Nr. 6; S. 205, Gr. 14, Nr. 4. — Fig. 8 Feuersteine: S. 210, Gr. 2, Nr. 6; S. 205, Gr. 14, Nr. 4; S. 206, Gr. 19, Nr. 5 und Gr. 21, Nr. 6; S. 213, Gr. 21, Nr. 7. — Fig. 9 Beschlagstück: S. 210, Gr. 2, Nr. 3. — Fig. 10 u. 11 Gürtelschnalle: ebend. Nr. 2; S. 210, Gr. 2, Nr. 2 und Gr. 3, Nr. 3. — Fig. 12 Beschlagstück: S. 210, Gr. 3, Nr. 4. — Fig. 13 Gürtelschnalle: S. 209, Gr 1, Nr. 13; S. 210, Gr. 3, Nr. 3; S. 204, Gr. 9, Nr. 1. — Fig. 14 Endbeschlag: S. 209, Gr. 1, Nr. 9; S. 212, Gr. 15, Nr. 2. — Fig. 15 Endbeschlag: ebendas. Nr. 7. — Fig. 16 Schmuck-

stück: ebendas. Nr. 4. — Fig. 17 Gewandnadel: ebendas. Nr. 2; ähnl.: S. 213, Gr. 18, Nr. 1. — Fig. 18 Ohrring: ebendas. Nr. 12. — Fig. 19 Verschiedenartige Perlen der Merovingergräber vom Burgthor: S. 209, Gr. 1, Nr. 1; S. 211, Gr. 6, Nr. 1 und Gr. 9, Nr. 1; S. 212, Gr. 15, Nr. 1; S. 213, Gr. 19, Nr. 1 und Gr. 20, Nr. 1. — Fig. 20 Wirtel: S. 209, Gr. 1, Nr. 10; S. 207, Gr. 22, Nr 4; S. 214, Gr. 24, Nr. 3. — Fig. 21 Kapsel: S. 209, Gr. 1, Nr. 6. — Fig. 22 Zierstück: S. 214, Gr. 26, Nr. 4 u. 5. — Fig. 23 Beschlagstück: S. 214, Gr. 26, Nr. 6. — Fig. 24 Gürtelschnalle: S. 216, Gr. 34, Nr. 1; S. 206, Gr. 21, Nr. 5; S. 211, Gr. 8, Nr. 2; S. 212, Gr. 11, Nr. 2. — Fig. 25 Gürtelschnalle: S. 207, Gr. 24, Nr. 1. S. 213, Gr. 19, Nr. 2. — Fig. 26 Beschlagstück: S. 209, Gr. 2, Nr. 3. — Fig. 27 Kurzschwert: S. 210, Gr. 4, Nr. 1. — Fig. 28 Lanzenspitze: ebendas. Nr. 2. — Fig. 29 Abschlussquerband der Schwertscheide Fig. 27: S. 210, Gr. 4, Nr. 1. — Fig. 30 Krug: S. 210, Gr. 4, Nr. 3. — Fig. 31 Kurzschwert: S. 215, Gr. 27, Nr. 1. — Fig. 32 Feuerschlagstahl: S. 213, Gr. 21, Nr. 6; S. 214, Gr. 25, Nr. 3. — Fig. 33 Eisenmeissel: S. 214, Nr. 8. — Fig. 34 Thongefäss: S. 213, Gr. 17, Nr. 2; S. 211, Gr. 8, Nr. 4; S. 216, Gr. 33, Nr. 4. — Fig. 35 Napf: S. 215, Gr. 29, Nr. 1. — Fig. 36 Grabstein: S. 211, Gr. 6, Nr. 3. — Fig. 37 Grabstein: S. 216, Einzelfund Nr. 43. — Fig. 38 Henkelkrug: S. 211, Gr. 8, Nr. 3 und Gr. 10, Nr. 2; S. 204, Gr. 11, Nr. 1; S. 212, Gr. 11, Nr. 3, Gr. 12, Nr. 1, Gr. 13, Nr. 1 und Gr. 16, Nr. 1; S. 213, Gr. 18, Nr. 2; S. 214, Gr. 21, Nr. 9; S. 215, Gr. 26, Nr. 7, Gr. 29, Nr. 2 und Gr. 31, Nr. 1. — Fig. 39 Napf: S. 212, Gr. 14, Nr. 2. — Fig. 40 Schüssel: S. 214, Gr. 23, Nr. 1. — Fig. 41 Becher: S. 211, Gr. 6, Nr. 2 u. Gr. 10, Nr. 3; S. 205, Gr. 15, Nr. 2, Gr. 28, Nr. 1 u. Gr. 30, Nr. 4. — Fig. 42 Metallblechscheibchen: S. 209, Gr. 1, Nr. 11. — Fig. 43 Schmuckstück S. 216, Einzelfund 43a. — In Bezug auf die Zeitbestimmung gilt das zu Taf. XII Mitgetheilte.

Bemerkung.

Die Andernacher Grabfunde sind im Inventar des Bonner Provinzial-Museums unter folgenden Nummern aufgeführt:

1) die vom Kirchberg unter No. 1310—1386, 2131—2245d, 2383—2389;

2) Die vom Martinsberg unter No. 1951, 2165, 2390—2394, 2397—2416;

3) die vom Burgthor unter No. 2166—2180, 2246—2339.

VIII.

Die griechischen Ostraka

des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Die Wichtigkeit, die die griechischen Ostraka, soweit sie Steuerquittungen enthalten, für die Erkenntniss der Steuerverhältnisse des alten Aegyptens haben, sowie die offenbare Unzuverlässigkeit der meisten bisherigen Publicationen derselben bewogen mich, als ich Dank der Liberalität der Königl. preuss. Akademie der Wissenschaften Gelegenheit hatte, in mehreren der auswärtigen Museen zu arbeiten, auch diesen unscheinbaren Scherbeninschriften ein eingehendes Studium zuzuwenden. Indem meine Copien bald zu einer stattlichen Sammlung von mehreren Hunderten anwuchsen, fasste ich den Entschluss, sie alle zusammen — mochten sie schon bekannt oder noch unbekannt sein — in einer corpusartigen Publication herauszugeben. Diese „Sammlung griechischer Ostraka aus Aegypten" wird — hoffentlich noch in diesem Jahre — bei „Giesecke und Devrient" in Leipzig erscheinen. Schon glaubte ich an die Ausarbeitung gehen zu können, da strömte mir aus Bonn eine unerwartete Fülle des schönsten neuen Materiales zu: Herr Dr. A. Wiedemann hatte die grosse Güte, mir die in seinem Privatbesitz befindliche Sammlung von circa 250 griechischen Ostraka zwecks der Aufnahme in jene Sammlung zum Studium nach Berlin zu schicken. Bald darauf empfing ich eine neue Serie von 47 Ostraka aus Bonn, diesmal von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande, der mir auf die gütige Vermittelung des Herrn Dr. Wiedemann hin seine Sammlung zu dem gedachten Zwecke gleichfalls zur Verfügung stellte. Es ist mir ein Bedürfniss, dem Verein der Alterthumsfreunde und speziell Herrn Prof. Joseph Klein, der die mit der Uebersendung verbundenen Mühen freundlichst auf sich nahm, sowie Herrn Dr. Wiedemann auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen. Ich erfülle eine vom Verein an die Erlaubniss der Benützung geknüpfte Bedingung, wenn ich diese 47 Ostraka vor der Edirung in meiner „Sammlung" hier im Jahrbuche bespreche.

Da ich wegen allerlei äusserer Umstände nur wenig Zeit bisher auf die Entzifferung dieser Texte verwenden konnte und ich anderer-

seits mit der auch für das Einzelne sehr förderlichen zusammenfassenden Durcharbeitung des gesammten Materials erst nach Ablieferung dieses Artikels beginnen kann, so möchte ich diese Publication hier nicht als eine definitive betrachtet wissen. Ich hoffe vielmehr mit Sicherheit, dass ich später bei Herausgabe der „Sammlung“ manche Lücken, die ich heute noch unerklärt lassen muss, werde ausfüllen können. Die unten folgenden Transscriptionen zeigen stellenweise vielleicht mehr Lacunen, als manche frühere Publication ähnlicher Texte. Doch glaube ich es gerade als einen Vorzug dieser Bearbeitung bezeichnen zu dürfen, dass ich zwischen sicheren und nur möglichen Lesungen scharf geschieden und nur das mir als ganz sicher erscheinende in den Text aufgenommen habe. Die früheren Publicationen würden z. Th. brauchbarer sein, wenn sie weniger mit Fragezeichen gespart hätten. Ich werde mich im Folgenden darauf beschränken, die Transscriptionen der Texte zu geben, so weit sie mir bisher geglückt sind, und werde von sachlichem Commentar nur so viel hinzufügen als nöthig ist, um dieser Publication eine gewisse Selbstständigkeit zu geben. Die volle Beleuchtung werden diese Urkunden erst erhalten, wenn sie in der „Sammlung“ zwischen den vielen ähnlichen Texten wiederholt sein werden.

Die 47 Ostraka, die ich im Folgenden bespreche, sind von Herrn Dr. Wiedemann im Winter 1881/82 in Karnak, auf dem Boden des alten oberägyptischen Theben, erworben und darauf dem Verein der Alterthumsfreunde überwiesen worden. Sie tragen die Inventarnummer A. V. 1237. Bis vor kurzem waren solche Scherben immer nur von der Südgrenze Aegyptens, aus Syene und Elephantine, nach Europa gekommen; mit thebanischen Ostraka haben sich erst in den letzten Jahren die Museen gefüllt, so namentlich das von Berlin und London, sowie der Louvre. Prof. Sayce's reiche Sammlung thebanischer Ostraka — theilweise von ihm selbst schon publicirt in den letzten Jahrgängen der Proceedings of the Society of Biblical Archaeology — hatte ich, Dank der freundlichen Erlaubniss des Besitzers, im Sommer 1886 Gelegenheit in Oxford zu studiren. Wiewohl die elephantiner und die thebanischen Ostraka derselben Zeit angehören und auch inhaltlich vielfach sich decken, so sind doch diese nach einem anderen Formular als jene abgefasst worden, und so entstanden, selbst nachdem die Schwierigkeit der Entzifferung der elephantiner — namentlich durch die Arbeit W. Fröhner's, die beste bisher auf diesem Gebiete (Revue Archéolog. 1865) — im allgemeinen gehoben war, für die Deutung der

thebanischen Ostraka ganz neue Schwierigkeiten, die z. Th. im Folgenden zum ersten Mal richtig, wie ich hoffe, gelöst worden sind. Ich darf wohl die Leser des Jahrbuches daran erinnern, dass die Ostraka meist in einer ungemein flüchtigen Cursive, reich an Ligaturen und Abkürzungen, geschrieben sind, wie man sie selbst kaum auf den Papyri findet. Man sieht diesen flüchtig hingeworfenen Zügen noch deutlich die Hast des vom Publicum bedrängten Beamten an.

Bei der Ordnung der 47 Ostraka des Vereins habe ich dasselbe Princip befolgt, das ich voraussichtlich auch meiner „Sammlung" zu Grunde legen werde: Ich sondere zunächst die Steuerquittungen von den Privaturkunden, Rechnungen, Listen u. s. w., und stelle erstere als die wichtigeren voran. Von den 47 Bonner Ostraka sind die ersten 35 Nummern Steuerquittungen. Hiervon gehören Nr. 1—8 in die Zeit der ptolemäischen Herrschaft, die übrigen in die der römischen. Ich sondere weiter nach der Art des Materials, in dem die Steuern gezahlt werden, und stelle die Quittungen über Geldsteuern denen über Naturalsteuern voran. Innerhalb dieser Oberabtheilungen ordne ich weiter nach den verschiedenen in Anwendung gekommenen Formularen. — Ueber die letzten 12 Nummern, 36—47, die nicht Steuerquittungen enthalten, gebe ich heute z. Th. nur kurze Notizen, da ich die knapp bemessene Zeit, die mir für diese Ostraka zu Gebote stand, lieber auf die wichtigeren Nummern 1—35 verwenden wollte.

In der Transscription der Texte folge ich der auch sonst von mir befolgten Methode, indem ich Worttrennung, Accente, Spiritus, die in der Cursive fehlen, einführe und damit den Texten die uns geläufige Form gebe. Die Auflösungen der Abbreviaturen — so weit sie mir gelungen sind — schliesse ich in runde Klammern ein, die Ergänzung von Lücken in eckige. Nicht mehr lesbare Stellen sind durch Schraffirungen gekennzeichnet, erhaltene aber nicht verstandene Buchstaben sind durch Puncte auf den Linien ersetzt. Puncte unter den Buchstaben bezeichnen diese als unsicher gelesene. — Bei der Accentuirung aegyptischer Eigennamen folge ich einer von mir in den „Actenstücken aus der Kgl. Bank zu Theben in den Museen von Berlin, London, Paris" (in den Abhandlungen der Kgl. preuss. Akad. d. Wiss. 1886) S. 35 ff. begründeten Methode, die abweichend von der bisher üblichen auf die ägyptischen Betonungsgesetze Rücksicht nimmt. Im allgemeinen trifft danach der Accent den langen Stammvokal des Wortes.

I.

Steuerquittungen aus ptolemäischer Zeit.

A. Quittungen über Geldsteuern.

1.

Ἔτους νγ Παχὼ(ν) ιγ [τέ]τα(κται) ἐπὶ τὴν ἐν Ἑ(ρμώνθει)[1]) τρά(πεζαν), ἐφ' ἧς Ἀμμώνιος, στεφάνου κατοίκ(ων) Περὶ Θή(βας) Πετεαρπρὴς Κολφ.ος χα(λκοῦ) δισχιλίας ἑκατὸν ἑξή(κοντα) /𐅵 [2]) β' ρ ξ.

Dass dieses und die verwandten Ostraka aus ptolemäischer Zeit stammen, geht aus folgenden Eigenthümlichkeiten hervor:

1) ist für den Palaeographen die Cursive der ptolemäischen Zeit genau unterscheidbar von der der späteren römischen.

2) ist die *τράπεζα* nur während des ptolemäischen Regiments sowie noch unter Augustus, später nicht mehr, das Bureau, an welches die Geldsteuern zu entrichten waren.

3) ist das ganze Schema mit seinem Anfang *ἔτους* x *μηνὸς* y, das eben nur in ptolemäischer Zeit und unter Augustus üblich ist, ein sicheres Indicium für die Zeitbestimmung.

Endlich ist auch die Kupferdrachme charakteristisch für die spätere ptolemäische Zeit. Der Name des Ptolemäers, auf den das Datum zu beziehen ist, wird leider niemals genannt. Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass man im Allgemeinen eben so gut an Augustus wie an einen Ptolemäer denken kann. Die Datirung des obigen Ostrakons ist nicht zweifelhaft, da das 53. Jahr nur auf Ptolemäos Euergetes II., also auf das Jahr 118/117 v. Chr. bezogen werden kann.

Aus denselben Gründen habe ich auch einige der von Sayce und sonst bereits publicirten Ostraka als Urkunden der ptolemäischen Zeit erkannt. Sayce hat über ihre Zeitbestimmung theils nichts bemerkt, theils sie direct einer viel späteren Zeit zugewiesen. So setzte er ein Ostrakon, das ich später bei nochmaliger Publication dem 35. Jahre Ptolemäos' Euergetes' II. zuwies, in das III. Jahrhundert nach Chr.[3]).

---

1) *Ἑ(ρμώνθει)* ist die Auflösung einer sonst ungewöhnlichen Sigle.

2) 𐅵 ist die bekannte Sigle für *δραχμή*. An dem langen Strich davor — dem bekannten Strich der Gleichsetzung resp. Addition — sind Correcturen zu sehen.

3) Vgl. Proceedings of the Society of Bibl. Arch. VII 1884. S. 22, n. 28 = „Actenstücke aus der Kgl. Bank" etc. p. 59.

Das von Dr. Wessely in Wien. Stud. VIII. S. 119. Nr. 5 publicirte Ostrakon (L η// Ἐπὶφ κε κτλ.), über dessen Datirung der Herausgeber nichts bemerkt, setze ich wegen der Form des Schemas gleichfalls in die ptolemäische Zeit. Mehrere bilingue Ostraka aus ptolemäischer Zeit wurden kürzlich in der Revue Egyptologique IV. S. 183 ff. zusammen von E. Revillout und mir publicirt.

Es ist ein für die Steuerverwaltung Aegyptens wichtiges neues Resultat, das sich mir aus den Ostraka, zusammengehalten mit den Papyri, ergeben hat, dass in ptolemäischer Zeit die Geldsteuern an die Trapeza, die Naturalsteuern aber an den θησαυρός abgeliefert wurden. In Betreff der Verwaltung der Trapeza und ihres Geschäftsganges verweise ich einstweilen auf die schon oben citirten „Actenstücke aus der Kgl. Bank zu Theben“ (Abhandl. d. Kgl. Akad. 1886). Ueber die Verwaltung des Thesaurus werden uns die späteren Nummern Aufschluss geben.

Das Schema der obigen sowie der analogen Steuerquittungen, das wie gesagt charakteristisch für die ptolemäische und die augusteische Zeit ist, ist genau dasselbe wie das der sogenannten „trapezitischen Register“, die ja auch nichts weiter sind als Quittungen über gezahlte Kaufsteuer. Zur Vergleichung führe ich, unter Weglassung des hier Nebensächlichen, die Quittung des Berliner demotischen Papyrus Nr. 101 an, die von demselben Ammonios, der obiges Ostrakon geschrieben hat, nur ein Jahr früher abgefasst ist. Ich lese dort[1]: "Ἔτους νβ Παχὼν ιε τέ(τακται) ἐπὶ τὴν ἐν Ἑρμ(ώνθει) τρά(πεζαν), ἐφ' ἧς Ἀμμώ(νιος), ι ἐγκυ(κλίου) . . . Ἐσοῆρις (sic) Ὥρου . . . τέλ(ος) ἀσ." Damit fast identisch ist nach meiner am Original genommenen Abschrift die Quittung des Turiner Papyrus 243[2]).

Das Ostrakon besagt also, dass der Peteharprēs, der Sohn Κολ.φ.ος für den στέφανος κατοίκων des Perithebischen Gaues 2160 Kupferdrachmen an den Kgl. Trapeziten Ammonios gezahlt hat. Dass wirklich so zu erklären, und nicht etwa Στεφάνου als Name des Vaters des Ammonios zu deuten ist, wird sich aus den Zusammenstellungen der „Sammlung“ ergeben, in der sich mehrere Beispiele sol-

---

1) Vgl. auch Droysen, Rhein. Mus. 1829, (No. 37). Eine neue, revidirte Ausgabe dieser trapezitischen Register, die bisher meist in fehlerhafter Publication vorliegen, wird in meiner bereits in Angriff genommenen „Sammlung der griechischen Papyri aus ptolemäischer Zeit“ erfolgen.

2) Vgl. G. Lumbroso in „Atti della R. Acad. di Torino“ 1868/69 S. 697 ff.

cher Beiträge für *στέφανοι* finden. Beweisend ist vor allem das Berliner Ostrakon 513, auf dem als Abgabe erwähnt wird *τὸ στεφα(νικὸν) κατοίκων*. Eine zusammenfassende Besprechung der in den Ostraka erscheinenden Steuern wird erst in der „Sammlung“ erfolgen.

Auf die Bedeutung des Namens *Πετεαρπρῆς* und der sonstigen in diesen Ostraka erscheinenden ägyptischen Eigennamen besonders einzugehen unterlasse ich, da ich beabsichtige, nächstens in einer bereits über tausend Nummern zählenden Sammlung griechisch transcribirter ägyptischer Eigennamen ausführlicher dieses Thema zu behandeln.

Es ist in dem obigen Ostrakon auffällig, dass die Unterschrift des Trapeziten fehlt. Ich bemerke dazu, dass der oben citirte Turiner Papyrus 243, der von demselben Ammonios geschrieben ist, gleichfalls keine Unterschrift trägt.

B. Quittungen über Naturalsteuern.

Bevor ich an die Mittheilung dieser Texte gehe, möchte ich einige Bemerkungen über die darin vorkommenden Siglen für die Maasse und die Theile der Maasse machen. Die auch in den Papyri so häufige Sigle ⁓ oder ⁓ ist bereits seit A. Peyron's Zeit als das Zeichen für die Artabe, das ägyptische Hohlmaass, bekannt[1]). Aus besonders alterthümlichen Formen der Sigle in ptolemäischen Texten lässt sich noch erkennen, dass sie aus einer Ligatur von *α* und *ρ* entstanden ist. Indem der hakenförmige Ansatz des ptolemäischen *α*

1) Papyri Graeci R. Taur. Mus. Aeg. II p. 73 (1827). Diese Sigle ist kürzlich öfter verwechselt worden mit der identischen Sigle für 1 Obolos, ⁓ (häufiger —); so von Dr. K. Wessely in Wien. Stud. VII S. 72, wo die in einer Liste aufgeführten Posten ⁓ *ξβ*, ⁓ *κθ* etc. als Summirung von Artaben, nicht, wie er will, von Obolen aufzufassen sind. Denn — oder ⁓ ist eben die Sigle speziell für einen Obolos und kann nicht als Exponent „Obolos“ verwendet werden. Aus diesem selben Grunde entscheide ich mich jetzt dafür, in den „Arsinoïtischen Tempelrechnungen“ p. VIII. Z. 5 u. 7 (Hermes XX, S. 437) die Posten ⁓ *ιη* und ⁓ *ι* als 18 und 10 Artaben, nicht Obolen aufzufassen. Dadurch wird die von mir hervorgehobene Schwierigkeit der Rechnung (l. c. S. 471) beseitigt, nicht durch die von Wessely in den „Mitteilungen aus der Sammlung der Papyri E. R.“ I S. 37 vorgeschlagene willkürliche Textänderung, die falsch ist, und, auch wenn sie richtig wäre, absolut nichts helfen würde. Meine Lesungen waren völlig richtig. Es fragt sich jetzt nur, welches Material so billig war, dass 18 Artaben davon dem Tempel nur 7 Drachmen und 4 Obolen kosteten.

verschwand, und der Vertikalstrich des ϱ abgesetzt und zum Punct wurde, entstand die Form —̇, die sich von der ptolemäischen bis in die byzantinische Zeit — hier meist in der Variante σ — als alleinige Sigle für die Artabe gehalten hat. Bei dem häufigen Vorkommen dieser Sigle auch in den Papyri ist ihre Erkenntniss unerlässlich für das Verständniss der Urkunden. Noch kürzlich wurde sie von Dr. K. Wessely nicht erkannt in seiner Neuedition der Leipziger Papyrusfragmente, die ebenso wie die editio princeps von G. Parthey durch die zahlreichen falschen Lesungen — nicht nur der Siglen, sondern auch des gewöhnlichen Textes — wissenschaftlich durchaus unbrauchbar ist[1]). So las er z. B. Fragm. 26 Verso (nach ihm fälschlich „Recto")[2]) Z. 2 und 6: *κριθας*// statt *κριθ(ῆς)* —̇ ∠, d. h. ⅛ Artabe Gerste. Es ist ferner zu beachten, wie ich in den „Actenstücken aus der Kgl. Bank" etc. S. 50 A. 1 nachgewiesen habe, dass + —̇ speziell die Artabe Weizen bezeichnet, indem + Sigle für *πυροῦ* ist. Wenn ich dort meinte, das Zeichen + allein drücke schon die Artabe Weizen aus, so war das zwar sachlich insofern richtig, als häufig + geschrieben wird, wo + —̇ zu erwarten wäre. Das erklärt sich aber richtiger dadurch, dass eben der Exponent als selbstverständlich auch weggelassen werden konnte. Vgl. z. B. unten in Nr. 3: *πυροῦ δύο* / + *β*. Ich habe mich daher dahin zu rectificiren, dass + nur für *πυροῦ*, nicht für *πυροῦ ἀρτάβη* steht.

Diese Sigle + = *πυροῦ* ist ja nicht zu verwechseln mit der in römischer und byzantinischer Zeit üblichen Sigle Ⅰ–, die vielmehr die Arure, das ägyptische Flächenmaass, bezeichnet, wie ich gleichfalls in den „Actenstücken" a. a. O. bereits nachgewiesen habe. Schon deshalb ist die oben erwähnte Wessely'sche Neuedition der Leipziger Fragmente nicht zu gebrauchen, weil fortwährend darin diese beiden Siglen durcheinander geworfen sind. Seine Behauptung auf S. 283 dieser Publication, dass eine und dieselbe Sigle die Artabe und die Arure bezeichne, richtet sich selbst. Seine Berufung auf's Demotische ist hinfällig, da er sich auf ein Versehen Revillout's bezieht, welches dieser schon längst corrigirt hat. Vgl. das „Erratum" in der Chrestomathie démotique S. 426[3]).

---

1) Berichte d. phil. hist. Classe d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. 1885, S. 237 ff.

2) Vgl. meinen Aufsatz „Recto oder Verso?" im Hermes XXII, S. 487 ff.

3) Auch jetzt noch ist K. Wessely die ausschliessliche Bedeutung von Ⅰ– als Arure nicht bekannt. Noch in der letzten Nummer der Revue Egypto-

Neben dem Weizen ist die am häufigsten in diesen Texten vorkommende Getreideart die Gerste, für die denn auch die Schreiber gleichfalls eine besondere Sigle erfunden haben. Sie erscheint z. B. unten auf Nr. 5 in der Gestalt ϰ̄. Das ist nichts anderes als ein cursives ϰ mit dem die Abbreviatur bezeichnenden Querstrich darüber. Sonst begnügen sie sich auch, es in ϰϱιϑ abzukürzen.

Wichtig für das Verständniss dieser Texte ist auch die Kenntniss der Zeichen für die Bruchtheile dieser Maasse. Abgesehen von den Brüchen $\frac{2}{3}$ und $\frac{3}{4}$, für die es besondere Siglen gab, hatte man bekanntlich nur Brüche mit dem Zähler 1, durch deren Addition auch die complicirtesten Brüche ausgedrückt werden konnten. Es ist bekannt, dass man — abgesehen von ᒪ oder ς für $\frac{1}{2}$ — diese Brüche dadurch darstellte, dass man über die bei uns den Nenner bildende Zahl einen Strich setzte. In der Cursive sind diese Brüche oft schwer zu erkennen, da sich die Schreiber hier conventionelle Veränderungen der natürlichen Schreibung erlaubt haben. Auch in den Leipziger Fragmenten, die gerade von solchen Brüchen wimmeln, sind sie meist von den Herausgebern verkannt worden. Ueber die Art, wie die Bruchtheile der Artabe und der Arure ausgedrückt werden, hat sich mir aus den Ostraka und Papyri Folgendes ergeben:

Die Artabe[1]) wird nach dem Duodecimalsystem in $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{24}$ etc. getheilt, daneben begegnen auch $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ als Unterabtheilungen. Bei der Arure dagegen finden wir die Zweitheilung, also die Brüche $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{64}$, $\frac{1}{128}$ etc. Die Beobachtung dieses Thatbestandes ist bei der Bearbeitung dieser Urkunden von grossem Werthe, da sie oft ermöglicht, in lückenhaften Texten schon aus den Brüchen zu ersehen, von welchem Maasse die Rede ist.

---

logique (V. 1887. p. 69) verkündet er, ᒷ sei die Sigle für die Artabe, und zwar in römischer Zeit, sowie ∸ für das VI. und VII. Jahrh. n. Chr. Für die ptolemäische Zeit führt er jene alterthümlichere Form des ∸ an. Es ist zu verwundern, dass die reiche Wiener Papyrussammlung doch nicht genügt hat, ihm zu zeigen, dass ∸ zu allen Zeiten die Artabe bezeichnet, dass ᒷ dagegen das Flächenmaass, die Arure darstellt. Aber auch ohne die Wiener Sammlung hätte er es aus der Litteratur wissen können, jenes z. B. aus Peyron l. c., dieses aus den „Actenstücken der Kgl. Bank" l. c. Im Interesse der bevorstehenden Edition des Corpus papyrorum Raineri archiducis wäre es dringend wünschenswerth, wenn Wessely sich nunmehr diese Resultate aneignete, ohne die ein Verständniss auch der Wiener Papyri ganz unmöglich ist.

1) Ueber die Theilungen der Artabe vgl. auch E. Revillout in Revue Egyptolog. II. S. 190.

Stehen mehrere Zahlen zur Bezeichnung von Brüchen neben einander, so erhält entweder jede einzelne Zahl einen besonderen, schräg aufgesetzten Strich, oder es wird quer über die ganze Reihe derselben ein Horizontalstrich gesetzt.

Zur Form der Bruchzahlen, die wie gesagt paläographisch manche Eigentümlichkeiten zeigen, bemerke ich Folgendes:

$\frac{1}{2}$ ist wie bekannt ∟ oder Ϛ. Steht Ϛ am Schluss, so tritt meist noch der Abkürzungsstrich dazu (ebenso auch zu den folgenden Brüchen), in dieser Weise: Ϛ'. Vgl. unten Nr. 43.

$\frac{1}{4}$ ist gleichfalls bekannt als d, das entstanden ist aus einem kleinen *δ* mit einem aufgesetzten Strich. Natürlich findet sich statt dessen auch die gewöhnliche Form des *δ*. Dasselbe gilt in den folgenden Fällen.

$\frac{1}{8}$ hat schon Schwierigkeiten gemacht, da hierfür meist nicht die gewöhnliche, der uncialen ähnliche Form des *η*, sondern meist diese ч verwendet wird. Steht $\frac{1}{8}$ allein, so wird über ч nicht ein gerader Strich, sondern ein Bogen in dieser Weise ч͗ gesetzt. Im Leipziger Fragm. 6, Z. 5 (Schluss) lese ich z. B. $\overline{\text{ч}\mu[\eta}$ = $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{48}$, wo K. Wessely liest: $\overline{o\mu}$ = *δμ(οῦ)*.

$\frac{1}{12}$ ist dadurch eigenthümlich, dass auch hier meist nicht die gewöhnliche Form des *β* verwendet wird, sondern die dem Omikron gleiche, die z. B. auch bei der Sigle des *δίχαλκος* ($\overset{o}{\chi}$) verwendet wird[1]. $\frac{1}{12}$ sieht daher so aus: $\overset{//}{\iota o}$ oder $\overline{\iota o}$. So ist z. B. im Leipz. Fragm. 6, Z. 6 zu lesen:

÷ *γ* $\overline{\iota o\mu\eta}$ = Artaben 3 $\frac{1}{12}$ $\frac{1}{48}$, wofür K. Wessely liest:

÷ *χι* $\overline{o\mu o\iota}$ (= *ὁμοίως*).

$\frac{1}{24}$ wird nur selten exact $\overline{\varkappa\delta}$ geschrieben. Meist hat das mit dem *κ* verschlungene *δ* die Form eines Omikron oder eines nach oben geöffneten kleinen Bogens angenommen. So ist im Leipz. Fragm. 13 Recto Z. 6 zu lesen:

[÷] . *ϑ* $\overline{\varkappa\delta\ \mu\eta}$ = [Weizen] (Artaben). 9 $\frac{1}{24}$ $\frac{1}{48}$,

wofür K. Wessely liest: *λϑ* $\overline{\varkappa o\mu\eta}$ (= *κομητικόν*).

$\frac{1}{48}$ und $\frac{1}{96}$ sind meist nicht zu verkennen.

Gehen wir zu den Bruchtheilen der Arure über, so ist bei $\overline{\iota\varsigma}$ = $\frac{1}{16}$ nichts zu bemerken.

$\frac{1}{32}$ ist wieder mit dem omikronartigen *β* geschrieben wie oben

1) Vgl. Hermes XXII. S. 633. „Die Chalkussiglen in der griechischen Cursive.“

$\frac{1}{12}$, also $\overline{\lambda o}$. Auch in $\frac{1}{64}$ ist meist das δ zu einem *o* geworden, sodass dann geschrieben ist: $\overline{\xi o}$.

Der kleinste Bruchtheil der Arure, der mir vorgekommen ist, ist $\frac{1}{256}$, der z. B. auf dem Londoner Papyrus CIX ganz regulär $\overline{\sigma\nu\varsigma}$ geschrieben wird.

Von den Brüchen, die nicht den Zähler 1 haben, können $\frac{2}{3}$ und $\frac{3}{4}$ durch besondere Siglen ausgedrückt werden. Ersterer, das *δίμοιρον* (= dem römischen bes), wird sowohl in der handschriftlichen Ueberlieferung als auch in der Cursive der Papyri und Ostraka durch ein *β* mit einem aufgesetzten Querstrich bezeichnet, also in dieser Weise: *β́*. Es begegnet dafür auch das omikronartige *β* mit einem Bogen, etwa so: o). Auch die von Hultsch (Metrol. Script. Rel. I S. 174) aus Handschriften belegte Form ὦ, die er aus ϛ entstanden sein lässt, ist wohl nichts weiter als ein cursives *β*, verbunden mit dem den Bruch bezeichnenden Bogen. — Die älteste Form der Sigle bietet wohl der ptolemäische Papyrus Paris. 9, wo sie schon von E. Revillout (Revue Egyptolog. III. 67[4]) richtig erkannt worden ist. Für $\frac{3}{4}$ endlich habe ich durch Berechnung aus den Ostraka die Sigle ꟊ gefunden. Sie steht z. B. auch in dem Leipz. Fragm. 6. Z. 2, ist jedoch von den Herausgebern nicht verstanden worden.

Diese Bemerkungen mögen für das Verständniss der hier zu behandelnden Urkunden genügen. Natürlich sind, dem Wesen der Cursive entsprechend, die Formen dieser Siglen etc. sehr veränderlich; je nach dem Ductus des Schreibers erscheinen sie hier in dieser, dort in jener Gestalt. Kehren wir nach diesem Excurs zu den Bonner Ostraka zurück.

2.

1. *Ἔτους κβ Παῦ(νι) ε̄ με(μέτρηκεν)*[1]) *εἰς τὴν ἐπιγρ(αφὴν) τοῦ αὐ(τοῦ)* L[2]) *Ψενμώνθης*

---

1) Hier wie gewöhnlich in den ptolemäischen Texten ist *μεμέτρηκεν* durch die Sigle ꞓ wiedergegeben, die aus der Verbindung des cursiven *μ* und des daran angeschlossenen *ε* entstanden ist. Auf die Vieldeutigkeit dieser Sigle wies ich schon „Actenstücke aus der Kgl. Bank" etc. S. 59 A. 2 hin; man schreibt damit auch *μεγάλη, μέρος, μετρητής, μέτοχοι*. Die Sigle, mit der *τέτακται* gewöhnlich geschrieben wird, ist dieser in der Form gleich, ist aber entstanden aus der Verbindung des ptolemäischen *τ* und *ε*.

2) L ist wie bekannt die Sigle für *ἔτος*.

Πικῶτος πυροῦ ∸ *ἓξ ἥμισυ*.
κθ ὁ αὐ(τὸς) πυροῦ ∸ *ὀκτὼ ἥμισυ*
. / ⳨ ∸ *ιε*, *Κρ°σιτολ(όγος)*.

Es wird hier dem Psenmonthes, dem Sohn des Pikōs, vom *σιτολόγος* Kro.... bezeugt, dass er am 5. Payni des 22. Jahres 6½ und am 29. desselben Monats weitere 8½, im Ganzen also 15 Artaben Weizen „vermessen" hat. Wohin er sie abgeliefert hat, wird an dieser Stelle zufällig nicht gesagt. Die folgenden Nummern aber zeigen uns, dass der Weizen des Psenmónthes beim *θησαυρὸς* abgeladen und vermessen wurde. Es ist das mit die wichtigste Neuerung, die ich in die Lesung dieser Steuerquittungen einzuführen weiss, dieser *θησαυρὸς*, der bisher auf den Ostraka immer verkannt worden ist. Er begegnet schon auf dem aus ptolemäischer Zeit stammenden Leydener Ostrakon 453[a], das bereits in das C. I. Gr. 4862[b] aufgenommen ist. Es heisst dort ganz analog diesem und besonders den nächsten Bonner Ostraka nach meiner Lesung folgendermaassen[1]):

Ἔτους κε Παχὼν
εἰςμε(μέτρηκεν) εἰς τὸν ἐν Συ(ήνῃ) θη(σαυρὸν)
εἰς τὴν ἐπιγρα(φὴν) τοῦ αὐ(τοῦ) ∟
ὑπὲρ τοῦ τόπου Βιῆγχις
Πετενεφώτου πυροῦ ἀρ(τάβας)
τρεῖς ἥμισυ /⳨ *γ*∟.
——— ˣ*Ἀρτεμὴς σιτολόγο[ς]*.
∸ *δ*.

Das entscheidende Wort am Schluss von Z. 2 war bisher *θυ* ..... gelesen worden. Die richtige Lesung *θη(σαυρὸν)* ergiebt sich zunächst aus dem rein paläographischen Grunde, dass das über dem *θ* befindliche Zeichen eben ein *η* und kein *υ* ist, ferner aus sachlichen Gründen, die sich weiter unten bei Besprechung des *θησαυρὸς* der römischen Periode von selbst ergeben werden. Des *θησαυρὸς*[2]) geschieht in ptolemäischen Urkunden auch sonst noch Erwähnung, z. B. im Papyr. Paris. 66,

1) Ein Facsimile davon ist publicirt in den von C. Leemans herausgegebenen „Aegypt. Monument. van het Nederl. Museum van Oudheiden" II. S. CCXXXIX.

2) Das Wort *θησαυρὸς*, das sonst meist die Schatzkammer als den Aufbewahrungsort für Geld, Metalle und Aehnliches bezeichnet, wird von einem Schriftsteller der Diadochenzeit speziell in dem Sinne von „Getreidespeicher" gebraucht, ganz wie hier in diesen Urkunden, nämlich von dem Verfasser der *Οἰκονομικά* (II. 38).

Z. 26 ff. (Col. II): *Πρὸς τοῖς δοχικοῖς μέτροις τῶν ϑησαυρῶν.* Der Plural erklärt sich hier daraus, dass dieser Papyrus von der Verwaltung eines Gaues, des Perithebischen, handelt. Innerhalb dieses hatte aber jede Stadt, jedes Dorf wohl seinen eigenen *ϑησαυρός*.

Ueber das Wesen der Steuer, die hier bezahlt wird, der *ἐπιγραφή*, zu der häufig noch das *ὑπὲρ τόπου* hinzutritt, werde ich in der „Sammlung“ ausführlicher sprechen.

Von demselben *σιτολόγος*, der dieses Ostrakon geschrieben hat, sind übrigens auch zwei Ostraka der Sammlung Wiedemann geschrieben worden.

3.

Ἔτους κδ Ἐπεὶφ $\overline{ϛ}$ με(μέτρηκεν) εἰς τὸν
ἐν Διὸς πό(λει) τῆι με(γάληι) ϑη(σαυρὸν) ὑπὲρ τοῦ
τόπου κδ ∟ Ἰάσων Ἰάσονος πυροῦ δύο
/ + β. *Ἀμβρύων.*
Πτολεμαῖος. Με(μέτρηκεν) + δύο / + β.
Ἀπολλώνιος. Με(μέτρηκεν) + δύο / + β.

Hier begegnet uns zuerst ein Collegium von *σιτολόγοι*, Ambryon, Ptolemäos und Apollonios. Jeder quittirt für sich mit eigener Hand. Eben dieses Collegium hat auch das Berliner Ostrakon 587 ausgestellt.

4.

Ἔτους ἑνὸς καὶ τριακοστοῦ Μεσορὴ $\overline{β}$ με(μέτρηκεν) εἰς τὸν
ἐν Διὸς πό(λει) τῆι με(γάληι) ϑη(σαυρὸν) εἰς τὴν ἐπιγρα(φὴν) τοῦ
λα ∟ ὑπὲρ τ(ό)π(ου)
Ἡρακλείδης . . . . Ἑρμοκλέους + ϛ d !!
Πτο(λεμαῖος) σιτολ(όγος).
Ὁ αὐτὸς ἄλλας + εἴκοσι ἓξ ἥμισυ d / + *κϛ* ∟ d.
Ἡρακλ(είδης). Με(μέτρηκεν) + [δ]έκα τέσσ(αρας) d / + *ιδ* d.
Ὁ αὐτὸς ἄλλας + εἴκοσι ἓξ
/ + κ[ϛ//////]..

Die Sigle für *μεμέτρηκεν* in Z. 6 ist über die Linie gesetzt.

Dieses im 31. Jahre Ptolemäos' Euergetes' II. verfasste Ostrakon giebt uns ein Beispiel davon, wie die Regierung durch Gewährung von Ratenzahlungen die Härte des Steuerdruckes zu mildern wusste[1]. Der Heraclides hat zuerst 6½.. Artaben Weizen abgeliefert, wie ihm der

1) Ueber Ratenzahlungen in römischer Zeit vgl. meine Bemerkungen im Hermes XX. S. 452.

σιτολόγος Πτολεμαῖος quittirt, darauf an einem anderen Tage 26½ ¼ Artaben Weizen, an einem dritten Termine noch 14¼ Artaben, wie ihm vom *Ἡρακλ(είδης)*, offenbar einem Collegen des Ptolemäos bezeugt wird, und endlich nochmals über 26 Artaben.

Es ist übrigens bemerkenswerth, dass das Ostr. Louvre 8168, das von denselben Sitologen ausgefertigt ist, dieselbe Eigentümlichkeit in der Eingangsformel zeigt, dass nämlich die Jahreszahl voll in Buchstaben ausgeschrieben ist. — Der hier genannte Steuerzahler, Heraclides, des Hermocles Sohn, begegnet auch sonst sehr häufig in den thebanischen Ostraka. So ist auch das schon oben erwähnte Ostrakon aus dem 35. Jahre Euergetes' II., das ich in den „Actenstücken" S. 59 publicirte, auf seinen Namen ausgestellt. Herrn Prof. Revillout verdanke ich die Nachricht, dass derselbe Heraclides auch auf mehreren der demotischen Ostraka genannt wird.

5.

L λη Παχὼν $\overline{\text{κθ}}$ με(μέτρηκεν) εἰς τὸν
ἐν Δ(ιὸς) πό(λει) τῆι με(γάλῃι) θη(σαυρὸν) λη L ὑπὲρ τόπ(ου)
Ἡρακλείδης Ἑρμοκλέους
κριθῆς πέντε τρίτον / ɑ̂ εγ´.
Ἡρα(κλείδης).
Πτο(λεμαῖως) ɑ̂ εγ´ . . ε . κ .

Der Heraclides und der Ptolemäos, die hier im 38. Jahre Euergetes' II. quittiren, sind wohl noch dieselben Beamten, die die vorige Nummer im 31. Jahre desselben Königs ausgefertigt haben.

6.

ιε . ς´.
L λη Ἐπεὶφ κα με(μέτρηκεν) εἰς τὸν ἐν Δι(ὸς) πό(λει)
τῆι με(γάλῃι) θη(σαυρὸν) λη L ὑπὲρ τοῦ τόπ(ου) Ἡρακλείδης
Ἑρμοκλέους + δέκα πέντε ἥμισυ.
/ + ιε L. Ἡρα(κλείδης).
Ἡρακλ(είδης) [+ ι] ε L / ιε L.

Ueber der eigentlichen Quittung, in der dem eben besprochenen *Ἡρακλείδης Ἑρμοκλέους* die Lieferung von 15½ Artaben Weizen bestätigt wird, findet sich der Vermerk: *ιε . ς´.* Das Zeichen hinter *ε* ist nicht ganz klar, es scheint auch vom Schreiber corrigirt zu sein. Ich irre aber wohl nicht, wenn ich darin ein verunglücktes L sehe. Danach wäre die genannte Summe: 15½ ⅙. Solche Randbemerkungen haben sich die Beamten öfter gemacht (vgl. auch das — *δ* in dem

oben citirten Leydener Ostrakon). Die am Rande bemerkte Summe ist immer grösser als die, über welche quittirt wird. Sie wird daher wohl meist die Summirung der bisher eingegangenen Raten angeben. Vgl. unten Nr. 8.

7.

Ἔτους δ Παχὼν κη με(μετρήκασιν) εἰς τὸν ἐν Διὸς πό(λει)
τῆι μ(εγάλῃι) θη(σαυρὸν) εἰς τ̣ὰ̣ς̣ ἱερὰς. νή(σους?). ανε . . ε . ς
Προῖτος καὶ Κόνων καὶ οἱ μέ(τοχοι) + *ὀγδοήκοντα*
μίαν ἥμισυ γ́ / + *πα ς γ́.*
Οἱ αὐτοὶ . . . τ . . ς + *τεσσαράκοντα* / + *μ.*

Diese Quittung ist nicht einer einzelnen Person, sondern einer Genossenschaft — *μέτοχοι* — ausgestellt. Daraus erklären sich auch die hohen Summen: 81½ ⅓ und 40 Artaben Weizen. — Die Lesungen am Schluss von Z. 2 sind noch unsicher. Auf eine Erklärung dieser Angabe will ich daher noch nicht eingehen.

8.

Recto.	Verso.
Ἔ[τους ς (Monat)]	
κς με(μέτρηκεν) [εἰς τὸν ἐν]	/ + *ζ β′′.*
Διὸς πό(λει) θησ(αυρὸν) ε[ἰς τὴν]	
ἐπιγρ(αφὴν) τοῦ ς ∟ *Δῶρ[ος]*	/ + *ρ β′ γ′ ι′ β.*
Δώρου πυροῦ ⟨τρια⟩	
ἑπτὰ δίμοιρον	
/ + *ζ β′. Φιλώτας.*	
Eine demotische Zeile.	
Ἀμμώνιος. Με(μέτρηκεν) πυροῦ	
ἑπτὰ β′ / + *ζ β′.*	

In Z. 3 ist bemerkenswerth, dass hier, was nur selten vorkommt, der stehende Zusatz *ἡ μεγάλη* zu *Διὸς πόλις* fehlt.

In Z. 5—6 hat der Sitologe Philotas, der in Z. 7 unterschreibt, anfangs eine falsche Summe, wohl *τριάκοντα* schreiben wollen, erkannte beim *κ* den Irrthum, strich *τρια* durch, was im Druck nicht wiederzugeben war, und veränderte *κ* zu dem *ε* von *ἑπτά*.

Dieses Ostrakon schliesst sich als ein bilingues den von E. Revillout und mir in der Revue Egyptologique IV. publicirten griechisch-demotischen Ostraka an: In Z. 8 hat ein College des Philotas und des in Z. 9 unterzeichnenden Ammonios in ägyptischer Sprache in der so-

genannten demotischen Schrift quittirt. Auf Grund der Grammaire démotique von H. Brugsch übersetze ich die Zeile folgendermaassen:

„Es schreibt Peteëse, der Sohn des . . . . . Artaben $7\frac{2}{3}$."

Eine vollständige Uebersetzung werde ich hoffentlich in der „Sammlung" mit Hilfe Prof. Revillout's geben können.

Auf der Rückseite des Ostrakon ist ausser dem nochmaligen Vermerk der gezahlten Summe von $7\frac{2}{3}$ Artaben noch eine Summe von $102\frac{1}{3}\frac{1}{12}$ Artaben Weizen erwähnt. Da davor der Strich / steht, der die Summirung andeutet, so ist sie als die gesammte vom Doros bis dahin gezahlte Rate aufzufassen.

II.

Steuerquittungen aus römischer Zeit.

A. Quittungen über Geldsteuern.

Wie oben schon bemerkt, ändert sich das unter den Ptolemäern und Augustus üblich gewesene Formular der Steuerquittungen in der Folgezeit. Für die Quittungen über Geldsteuern giebt es nunmehr in der Hauptsache folgende drei Schemata:

1) *Διαγεγράφηκεν* (später *διέγραψεν*) *ὁ δεῖνα ὑπὲρ . . . . δραχμὰς* x. Datum, Name des Beamten, meist mit dem Zusatz *σεσημείωμαι*. Hierhin gehören die No. 9—12.

2) Briefform (auch in ptolemäischer Zeit üblich). *Ὁ δεῖνα* (scil. der Beamte) *τῷ δεῖνι χαίρειν. Ἔσχον κτλ.* Datum, Name des Beamten, meist mit dem Zusatz *σεσημείωμαι*. In dieser oder ähnlicher Form sind die Nr. 14—20 abgefasst.

3) *Μηνὸς* x *τοῦ* y *ἔτους, ὀνόματι τοῦ δεῖνος ὑπὲρ . . . . δραχμαὶ* z. Name des Beamten mit folgendem *σεσημείωμαι*. Hierhin gehören die Nummern 21—23.

9.

Διέ(γραψεν) Παναμε(ὺς) Φθουμί(νιος) Ψενχνούμ(ιος) ὑπ(ὲρ) χω(ματικοῦ) Χά(ρακος) ιβ ∟ ς πέντε ϝ, ἄ[λ(λων)] ϝ ϲ, / ς ς ϝ ϲ καὶ προ(ςδιαγραφόμενα). ∟ ιγ Δομιτιανοῦ τοῦ κ(υρίου), Μεσορὴ λ̄γ̄. Ἰσχυ(ρίων).

Meine Auflösungen der Abbreviaturen χ^{ω} χ^{α} in *χω(ματικοῦ) Χά(ρακος)*, die ich hier zum ersten Mal gebe, bedürfen einer Begründung. Dass hinter dem Namen der Steuer der Name des Ortes, an dem sie erho-

ben würde, zu postuliren sei, ergab sich mir durch Analogie. Die Auflösung des χ^a in *Χάρακος* aber gab mir eine Reihe von Ostraka an die Hand, in denen an ähnlichen Stellen sich mehr oder minder ausgeschrieben der Lokalname *Χάραξ*, *Χάρακος* zeigte. Die Belege werden sich in meiner „Sammlung" finden. *Χάραξ*, die Verschanzung, das Lager, ist ein namentlich im hellenisirten Osten häufiger Lokalname, der besonders an Orten haftet, die sich aus einem ursprünglichen Lager entwickelt haben. Vgl. die castra, castella im latinisirten Westen. Wir lernen also aus den Ostraka, dass sich auf dem Boden des alten Theben — denn dorther stammen ja diese Urkunden — ein Flecken befand, der wohl nach einer dort angelegten Verschanzung in römischer Zeit — für die frühere Zeit ist sie bisher nicht nachweisbar — den Namen *Χάραξ* führte[1]). Diese Ostraka, in denen *Χάραξ* erwähnt wird, und das ist ein sehr grosser Theil der erhaltenen, sind nun in und bei dem heutigen Dorfe Karnak, auf dem nördlicheren Theile des Ruinenfeldes von Theben zu Tage gekommen. An eine massenweise Verschleppung von Ostraka von andrem Orte hierher denken zu wollen, wäre durchaus unbegründet. Man darf daher wohl annehmen, dass die Gegend, in der heute das arabische Dorf Karnak liegt, in griechisch-römischer Zeit den Namen *Χάραξ* geführt hat. Wenn ich mir nun die Vermuthung erlaube, dass der meines Wissens etymologisch noch nicht erklärte arabische Dorfname Karnak durch Umbildung des von den eindringenden Arabern hier vorgefundenen Lokalnamens *Χάραξ*, *Χάρακος* entstanden ist, so soll das eben nur eine Vermutung sein, die ich den Orientalisten zur Discussion stelle. Ich denke, sie kann mehr Anspruch auf Billigung erheben, als die von Prof. Sayce kürzlich aus einem Ostrakon seiner Sammlung abgeleitete Etymologie des Namens Karnak, wonach derselbe aus dem dort erwähnten Ortsnamen *Πικεραΐον* entstanden sein soll[2]).

Wie dem auch sei, der Nachweis, dass sich in römischer Zeit auf dem Boden der grossen Diospolis eine besonders benannte und in administrativer Hinsicht in gewisser Weise selbstständige Ortschaft befand, ist für die Geschichte der alten oberägyptischen Metropole von grösstem Interesse. Ich füge noch hinzu, dass ähnlich wie hier *Χάραξ*,

---

1) In dem noch unpublicirten Londoner Papyrus CIX, der aus mehreren Gründen nach meiner Ansicht aus Theben stammt, wird als in der *Μητρόπολις* liegend eine *λαύρα Χάρακος* genannt, die wohl nach eben diesem Orte *Χάραξ* benannt sein dürfte.

2) Proceedings of the Society of Bibl. Archaeol. VII. S. 16.

so auf anderen thebanischen Ostraka noch zwei andere Ortschaften, N^o und No^λ, sich finden, die beide auf dem Boden von Diospolis gelegen, gleichfalls besondere Gemeinden für sich gebildet zu haben scheinen. Lange war mir die Auflösung dieser Abkürzungen unklar, bis sie mir kürzlich durch einige neu erworbene Ostraka des Berliner Museums an die Hand gegeben wurde. Es wird in diesen nämlich mehrfach an der Stelle, an der die Erwähnung der Ortschaft zu erwarten ist, N^o *καὶ λιβ* oder ausführlicher *Νότου καὶ λιβ* genannt, was natürlich *Νότου καὶ λιβ(ός)* zu lesen ist. Dieses ist ohne Frage die Auflösung von No^λ; N^o dagegen ist *Νότου*. Das sind also die alten Stadtreviere von Diospolis „Süd" und „Südwest". Letzteres ist übrigens nicht auf dem westlichen Nilufer zu suchen, sondern auf dem östlichen, auf welches Diospolis als Stadt danach beschränkt war. Denn in ptolemäischen Texten werden Grundstücke als *ἐκ τοῦ ἀπὸ νότου καὶ λιβὸς τῆς Διὸς πόλεως* liegend erwähnt, die nachweislich auf dem östlichen Ufer lagen. No^λ dürfte demnach etwa dem heutigen Luxor entsprechen. Wollen wir diese verschiedenen Ortschaften in eine staatsrechtliche Kategorie bringen, so werden wir sie als *κῶμαι* zu bezeichnen haben; und dies erhält darin seine Bestätigung, dass, wie sich unten zeigen wird, neben dem *θησαυρὸς μητροπόλεως* ein *θησαυρὸς κώ(μης)* hier auf demselben Territorium erscheint. Also mindestens vier verschiedene Ortschaften lagen in römischer Zeit auf dem Boden des östlichen Thebens, dort, wo heute die Dörfer Karnak und Luxor liegen, nämlich 1) die *μητρόπολις* — der Name Diospolis wird auf den Ostraka in römischer Zeit niemals dafür gesetzt, 2) *Χάραξ*, 3) *Νότος*, 4) *Νότος καὶ λίψ*. So gewinnen wir eine anschauliche Illustration zu den Worten Strabo's, mit denen er das Theben seiner Zeit charakterisirt: „*νυνὶ δὲ κωμηδὸν συνοικεῖται*" (XVII. p. 816).

Dass dieser Zerbröckelungsprocess, durch den die alte Reichshauptstadt sich in eine Anzahl von Dörfern auflöste, schon im II. Jahrh. vor Chr. im Flusse war, habe ich bei der Behandlung der Actenstücke der Kgl. Bank aufgestellt (S. 41 ff.). Den letzten Stoss wird ihr dann die Zerstörung durch Philometor Soter II. gegeben haben.

Die Auflösung des χ^ω in *χωματικὸν* wird durch Varianten, die sich in der „Sammlung" finden werden, gestützt. Welche Bedeutung die Dämme für Aegypten, das Land der Ueberschwemmung haben, bedarf keiner Ausführung. Interessant ist es, aus den Ostraka zu ersehen, auf wie einfache Weise die römische Regierung die bedeutende, aus der Fürsorge für die Dämme entstehende Belastung des Etats zu

decken wusste: Sie legte den ägyptischen Unterthanen eine „Dammsteuer“ auf! Ich will hier nicht ausführlich von der Verwendung dieser Steuer reden. Es sei nur darauf hingewiesen, dass in dem Papyr. Paris. 66, der aus der älteren Ptolemäerzeit stammt[1]), mehrere der *χώματα* des Perithebischen Gaues, aus dem auch unsere Ostraka stammen, mit Namen genannt sind. Z. 50 ff. heisst es dort nach der von mir am Original revidirten Lesung:

Εὶς τὰ χώματα· [2])
εἰς τὸ ἐν Γοαοβαι [3]) *ἀρν.* [4])
εἰς τὸ ἐν Γοαοβ. ραι [5]) *ο.* [6])
εἰς τὸ ἐπὶ τῶν ὁρίων σπ. [7])
εἰς τὸ ἄγον εἰς Κόπτον [8]) *ϥ.*
εἰς τὸ τῶν κεραμέων *τ.*
/ *εἰς τὰ χώματα ἀωϥ.* [9])

Besonders interessant ist hier der nach dieser Lesung zu Tage kommende Damm, der nach dem nördlich gelegenen Koptos führte. Bekanntlich wird während der Ueberschwemmungszeit, in der die Dörfer wie Inseln aus dem Meere hervorragen, Verkehr und Handel zwischen den benachbarten Gemeinden namentlich durch die Dämme vermittelt. Eine Vorstellung von dem gewaltigen Arbeitsaufwand, den die Aufrechterhaltung der Dämme erforderte, giebt uns die von *χωματικὰ ἔργα* im Arsinoïtischen Gau handelnde Charta papyracea Borgiana[10]).

Kehren wir nach diesem Excurs zu dem Ostrakon n. 9 zurück: „Es hat gezahlt“, heisst es da, „*Παναμεύς*, der Sohn des *Φθουμῖνις*, des Sohnes des *Ψενχνοῦμις* für die Dammsteuer von *Χάραξ* für das 12. Jahr 5 Drachmen 5 Obolen, für andere Steuern 4½ Obolen, in summa 6 Drachmen 3½ Obolen, und was dazugezahlt wird“. Die Auflösung des *πρ°* in *προςδιαγραφόμενα* stützt sich namentlich auf einige kürzlich vom Berliner Museum erworbene Ostraka. Auf einem derselben findet

---

1) Publicirt in „Notices et Extraits des Manuscrits grecs de la biblioth. Imp.“ Tome XVIII. 2. 2) Edit. *εἰς* . . . . 3) Ed. *δοβαὶ*. 4) Ed. *γων*. 5) Ed. *δαοβεραὶ*. 6) Ed. *ω*. 7) Ed. *γπ*. 8) Ed. *εἰς τὸ . . . εν εἰς Κάτον* (sic). 9) Ed. *ʹδωβ*. Die von mir gelesene Schlusssumme ergiebt sich in der That durch Addition der von mir gelesenen Einzelposten: 1150 + 70 + 280 + 90 + 300 = 1890.

10) Edid. N. Schow. 1788. Dieser Papyrus ist übrigens nicht verschollen, wie kürzlich von Dr. K. Wessely behauptet wurde, sondern wird im Museum zu Neapel conservirt.

sich an der entsprechenden Stelle: *καὶ τὰ τούτων προςδια(γραφόμενα)*. Welcher Art dieser Zuschlag war, erfahren wir nicht. Man wird etwa an Schreibergebühren oder ähnliches zu denken haben. — Zu der Deutung der Siglen für Drachme, Obolen und Chalkus verweise ich auf meine Bemerkungen in den „Actenstücken der Kgl. Bank" S. 53 A. 1 (Abhandl. d. Kgl. preuss. Akad. 1886) und besonders auf meinen Artikel „Die Chalkussiglen in der griechischen Cursive" (Hermes XXII. S. 633). Zum Verständniss der Bonner Ostraka sei nur Folgendes herausgegriffen:

Drachme = ⅃, ϛ, ʃ.

1 Obol = —.	1 Chalk. = χ, $\overset{\alpha}{\chi}$, χ^{α}.
2 Obol = ═.	2 Chalk. = $\overset{\beta}{\chi}$, $\overset{o}{\chi}$, χ^{o}.
3 Obol = ϝ.	3 Chalk. = $\overset{\gamma}{\chi}$, χ^{γ}.
4 Obol = .	4 Chalk. (= ½ Obol) = ϲ, ϲ[1]), ϲ́, ó.
5 Obol = ϝ.	5 Chalk. = ϲ χ u. s. w.

In Bezug auf die hier und sonst zu Tage tretende Erscheinung, dass die Steuern des vergangenen Jahres gezahlt werden, verweise ich einstweilen auf Hermes XX. S. 451.

Sehr auffällig ist das Datum in Z. 5: *Μεσο(ρὴ) $\overline{λγ}$*. Vgl. in der folgenden Nummer: *Ἀθὺρ $\overline{λιζ}$*, in No. 11: *Μ(ε)σ(ορὴ) $\overline{λϛ}$* etc. In der „Sammlung" werde ich noch mehrere solcher Daten zusammenstellen und besprechen.

10.

Διέ(γραψεν) Σενμύ̣θης Ὥρου ὑπ(ὲρ) φοι̣ . .
δ ʃ ʃ α ϝ . . ⅃ ε Τραιανοῦ τοῦ
κυρίου Ἀθὺρ $\overline{λιζ}$. Α(. . .)σ(εσημείωμαι).

Hier erscheint eine Frau als steuerzahlend, *Σενμύ̣θης* (oder *Σενμοῦθης*?). Dass der Name weiblich ist, zeigt wie bekannt der vordere Theil der Composition, *σεν* (= aeg. t. st. n. = die Tochter des). Den Namen der Steuer, die sie für das 4. Jahr (ʃ = ⅃ = *ἔτος*) des Trajan mit 1 Drachme 3 Obolen bezahlt, habe ich noch nicht entziffern können. — Der Name des unterzeichnenden Beamten ist sehr sparsam, nur mit einem *α* geschrieben. Auf eine Ergänzung verzichte ich.

1) Diese Sigle müsste tiefer stehen als sie es im Druck thut.

11.

[Διέ(γραψεν)] Παμύθης νεώ(τερος) Πικα . . .
ὑπ(ὲρ) χω(ματικοῦ) Χά(ρακος) η ς σ . . α[1] ζ χ
L η Τραιανοῦ τοῦ κ(υρίο)υ
Μ(ε)σ(ορὴ) λς . Δ(. . .)σ(εσημείωμαι).

Diese Quittung ist unglaublich flüchtig und unleserlich geschrieben. Sie bietet mir daher noch manche Räthsel. — In Z. 2 ist χ^{ω} corrigirt aus χ^{α}. — Zum Datum vgl. oben S. 238.

12.

Διέγρα(ψεν) Πανίσκο(ς) Πτολαίδ[ος]
ὑπ(ὲρ) χω(ματικοῦ) Χά(ρακος) ε ς ς ε =, β(α)λ(ανικοῦ) ϝ ς / ς
καὶ προ(ςδιαγραφόμενα) L ι Ἀδριανοῦ τοῦ κυρίου Θὼθ
δ . . . σ(εσ)η(μείωμαι).

Dem Paniskos wird die Zahlung zweier verschiedener Steuern quittirt, des χωματικόν und des βαλανικόν. Für ersteres hatte er 5 Drachmen 2 Obolen gezahlt, für letzteres 4½ Obolen. Ueber die „Badsteuer", durch welche die Regierung die aus der Erhaltung der öffentlichen Bäder entstehenden Kosten deckte, werde ich Genaueres in der „Sammlung" geben.

13.

. . . . ς L Δομιτιανοῦ
Καίσαρος τοῦ κυρίου
Μεχ(ὶρ) κζ φ Νεφερῶ(ς)
Πεχοίτου καὶ μ(έτοχοι) ῥυπ(αρὸν) — . . . . . .

Dieses Ostrakon bietet leider so viel noch Unverstandenes, dass ich nicht einmal das Schema genau zu erkennen vermag. Ein Ostrakon im Louvre zeigt dieselben Eigentümlichkeiten; vielleicht gelingt es mir noch, durch weitere Vergleichung der beiden zu besseren Resultaten zu kommen. Die Bedeutung des Zeichens φ in Z. 3, das sich oft in Verbindung mit Eigennamen findet (vgl. auch unten in No. 42) ist mir noch nicht klar. — Der Νεφερῶς Πεχοίτου ist übrigens derselbe, dem unten in No. 31 die Zahlung der Badsteuer für das 9. Jahr des Domitian quittirt wird.

14.

Μίμνος καὶ μ(έτο)χ(οι) τελ(ῶναι) νή(σου?)
Παμώ(νθη) χα(ίρειν). Ἔσχομ(εν) παρὰ σοῦ
ἀφ' ὧν ὀφείλ(εις) δραχμ(ῶν) ὀκτὼι (sic)
ἐπὶ λόγωι δραχ(μὰς) τέσσαρας.
∟ε *Νέρωνος τοῦ κυρίου Φαμε(νὼθ)* $\overline{β}$.

Mit dieser Nummer beginnen die in Briefform abgefassten Steuerquittungen. Es ist übrigens nicht ausgemacht, dass wir es in diesem Falle mit einer Steuerquittung zu thun haben. Möglicherweise ist die Schuld des Pamonthes, die er hier zur Hälfte abträgt, eine Privatschuld an die Genossenschaft.

15.

Απ . . . . Πικώτι Πτολα[ίδος].
Παμώ(νθου). Ἔσχ(ον) ὑπ(ὲρ) ϑ) φα . . χ . . [
. .) ϛ δ ϝ ⸓ χ, καὶ . . . Παμ[
ἀδελ(φὸς) ὁ(μοίως) δ ϝ ⸓ χ. ∟ *δωδε[κάτου?*
Τραιανοῦ τοῦ κυρίου
Μεχεὶρ $\overline{λι}$.

Die Transcription dieses sehr schwer lesbaren Ostrakons zeigt noch viele Lücken. Es werden hier zwei verschiedenen Leuten Zahlungen quittirt, erstens dem *Πικῶς* die Zahlung von 4 Drachmen 3½ Obolen 1 Chalkus, ferner seinem Bruder die Zahlung derselben Summe.

Hier zeigt sich zuerst, was sich später in der „Sammlung" noch öfter zeigen wird, dass die gewöhnliche Eingangsformel der Briefe „*ὁ δεῖνα τῷ δεῖνι χαίρειν*" insofern verstümmelt ist, als das *χαίρειν* weggelassen ist. Man könnte dies als eine blosse Nachlässigkeit des eiligen Schreibers betrachten. Dass wir hierin vielmehr den Ausdruck einer gewissen Geringschätzung zu sehen haben, die der römische Steuerbeamte dem ägyptischen Provinzialen gegenüber empfindet, darauf führt uns die in Plutarch's Phocion 17 und sonst überlieferte Notiz, Alexander der Grosse habe nach dem Siege über Darius aus Stolz das *χαίρειν* aus seinen Briefen fortgelassen, und habe nur noch an Phocion und Antipater mit der vollen Adresse, mit *χαίρειν* geschrieben[1]. Diese

1) Plut. l. c.: *Ὁ γοῦν Δοῦρις εἴρηκεν, ὡς μέγας γενόμενος καὶ Δαρείου κρατήσας ἀφεῖλε τῶν ἐπιστολῶν τὰ χαίρειν, πλὴν ἐν ὅσαις ἔγραφε Φωκίωνι· τοῦτον δὲ*

unter anderem auf Chares von Mytilene, den *εἰςαγγελεύς* des Königs, einen in solchen Dingen jedenfalls sehr glaubwürdigen Gewährsmann zurückgeführte Notiz zeigt auf alle Fälle, dass man das Fortlassen des *χαίρειν* im Briefeingang als eine Unhöflichkeit auffasste.

16.

Χεσφμόις πράκ(τωρ) ἀργ(υρικῆς) μη(τροπόλεως)
. . . . οννήιος Φαή(ριος). Ἔσχ(ον) ὑπ(ὲρ) μερι(σμοῦ)
ποταμοφυλ(ακίας) ς (= ἔτους) δ, ἕνδεκα ς ια.
L ε Ἁδριανοῦ Καίσαρος τοῦ κυρίου
Παῦνι λ̄. Πανίσκο(ς) σ(εσ)η(μείωμαι).

Hier und sehr oft in der Urkundensprache dieser Zeit zeigt sich ein sehr schwaches Gefühl für die richtige Rection der Worte. So steht hier und öfters (z. B. auch in der nächsten Nummer) der Name des Adressaten im Genitiv statt im Dativ. Auch der Nominativ steht dafür. — Es begegnet hier zum ersten Mal auch auf einem thebanischen Ostrakon die Abgabe für die *ποταμοφυλακία*, die uns auf elephantiner Ostraka und auch sonst so vielfach bezeugt wird. Weitere Beispiele in meiner „Sammlung“.

17.

Σποτοὺς πράκ(τωρ) ἀργ(υρικῆς) Φθουμίνιος
Πικῶτος. Ἔσχο(ν) ὑπ(ὲρ) λαογρα(φίας) καὶ βαλ(ανικοῦ) ἑνδεκάτου
ἔτους ῥυπ(αρὰς) δραχ(μὰς) δώδεκα
/ ῥυ) ς ιβ. L ια Ἁδριανοῦ Καίσαρος τοῦ κυρίου
Φαμενὼθ γ̄. Κ(. . . .) σ(εσ)η(μείωμαι).

Auf dem unteren Rande der Scherbe zeigen sich einige Kritzeleien in demotischer Schrift.

In Bezug auf das Wesen der *λαογραφία* verweise ich einstweilen auf meine Bemerkungen in Hermes XXI S. 284 ff. Auch das neue Material, das ich inzwischen kennen gelernt habe, bestätigt nur meine dort aufgestellten Ansichten.

18.

Ἀσκλᾶς καὶ (μέτοχοι) ἀπαιτ(ηταὶ) μερισμο(ῦ)
ἐνλ̣μ̣ . . ο τελω . . .

μόνον ὥσπερ Ἀντίπατρον μετὰ τοῦ χαίρειν προσηγόρευε. Τοῦτο δὲ καὶ Χάρης ἱστόρηκε. Vgl. dazu C. Müller's Bemerkungen in den „Scriptores rerum Alexandri Magni“ (hinter Dübner's Arrian) S. 115 ff.

Ψενδοχι^μ Ἀῶτος ὁ καὶ Πα . πε . .

Ἔσχ(ομεν) ὑπ(ὲρ) τέ(λους) δραχ(μὰς) δύο / ς β. L γ.

5. Ἀντωνείνου Καίσαρος τοῦ κυρίου

μη(νὸς) Ἁδριανοῦ κζ. Πατεβῆς σεση(μείωμαι). Διόσκ(ορος σεση-(μείωμαι).

Ἄλ(λας) Τῦβι ι ὀνό(ματι) τοῦ (αὐτοῦ) δραχ(μὰς) δύο / ς β. Ἀσκ(λᾶς) σεση(μείωμαι).

Διόσκ(ορος) σεση(μείωμαι). Πατεβῆς.

Ἄλ(λα) Φαρμο(ῦθι) ς ὀνό(ματι) τοῦ (αὐτοῦ) ὀβολ(οὺς) δύο. Ἀσκ(λᾶς) σεση(μείωμαι).

10. Διόσκ(ορος) σεση(μείωμαι).

Hinter Ἀσκλᾶς in Z. 1 findet sich eine auch sonst häufige, stark verkürzte Schreibung von καὶ μέτοχοι. Es ist mit der Sigle für καὶ geschrieben, die aus dem ersten Strich des κ und dem damit verbundenen, weit nach unten gezogenen Iota besteht. Darüber ist der die Abbreviatur bezeichnende Querstrich gesetzt[1].

Z. 2 bietet leider noch manche Schwierigkeiten. Es liegt nahe, bei dem ἐνλιμ . . . an ἐνλιμένιον, „Hafenzoll" zu denken. Doch lasse ich Lesung und Deutung noch in suspenso.

Der Πατεβῆς und Διόσκορος sind zwei der in Z. 1 genannten μέτοχοι des Ἀσκλᾶς. Sie haben ihre Namen nachträglich in kleiner Schrift unter die einzelnen Ratenquittungen gesetzt. Wenigstens bei der ersten und zweiten Quittung scheinen die Namen zwischengeschoben zu sein.

19.

1. Τιθοῆς Πετεμίνιος κ(αὶ) μ(έτοχοι)

ἐπιτ(ηρηταὶ) τέλ(ους) ἠπητ(ῶν) Χε . . νε . .

Πετεμενώφιος. Ἔσχον παρ[ὰ σοῦ]

τὸ καθῆκ(ον) τέ(λος) ὑπ(ὲρ) Φαμ(ενὼ)θ

1) Ueber die Entstehung dieses Abkürzungsstriches, dessen Existenz übrigens längst bekannt ist, aus der Vereinfachung der übergesetzten Buchstaben habe ich ausführlich in meiner Dissertation S. 37 ff. gehandelt (Observationes ad historiam Aegypti provinciae Rom. etc. Berlin 1885 Mayer u. Müller). Wenn K. Wessely in seiner Recension derselben (Neue phil. Rundsch. 1887 n. 2. S. 26), trotzdem in Bezug auf diese Ausführungen sagt, mir sei die „Erkenntniss verloren gegangen, dass es einen Abkürzungsstrich giebt, der anzeigen soll, dass etwas ausgefallen ist," so ist das eine Beschuldigung, die nur verständlich ist innerhalb dieser Musterleistung tendenziöser Verdrehung. Eine ernsthafte Entgegnung hat er wohl selbst kaum erwartet.

5. *Φαρμοῦθι τοῦ κβ* L
Αὐρηλίου Κομ(μό)δου Ἀντω(νίνου)
Καίσαρος τοῦ κυρίου.

Dieses Ostrakon macht uns mit einer besonderen Art der in Aegypten üblichen Gewerbesteuer bekannt, nämlich der „Flickschneidersteuer“. Es ist interessant, hier dem seltenen Worte *ἠπητής* zu begegnen, sowie zu ersehen, dass auf diesem Gewerbe eine besondere Steuer lastete, wie wir es durch die Ostraka und sonst für die Färber, Walker, Leinweber u. s. w. kennen lernen. Es dürfte auffallen, dass hier nicht die von dem Flickschneider gezahlte Summe genannt, sondern statt dessen nur gesagt ist, er habe für die Monate Phamenoth und Pharmuthi die fällige Steuer entrichtet. Dieselbe Eigentümlichkeit zeigen die übrigen nach demselben Formular abgefassten Quittungen über Gewerbesteuer. Das hängt wohl mit der Art der Auflegung derselben zusammen: Für jedes einzelne Gewerbe war eine besondere — für alle Zunftgenossen gleiche — Summe normirt, die in gleichen Raten monatlich erhoben, oder wenigstens nach monatlichen Raten berechnet wurde. Sehr instructiv hierfür ist der noch unpublicirte Berliner Papyrus P. 1506, der etwa der Zeit der beiden Philippe angehört. Dieser enthält Listen von Gewerbetreibenden der Stadt Arsinoë, nach den Zünften geordnet. Hinter dem Namen und der Wohnung des Einzelnen steht die von ihnen gezahlte Summe, die bei den dasselbe Gewerbe treibenden die gleiche ist. Dass diese Summe aber die für einen Monat entrichtete Steuer ist, zeigt z. B. folgende Stelle des Papyrus:

Μωρίων ἐν τῷ Καπίτωνος ς *κδ.*
Κύριλος ἐν τῷ Ἁγίῳ ς *κδ*
Εὐπωρίων (sic) *ἐν τῷ Φρεμὶ* ς *μη*
ὑπὲρ μηνῶν β̄.

So wie hiernach die Färber, zu deren Zunft die genannten Leute nach der Ueberschrift gehören, monatlich 24 Drachmen zu zahlen haben, beträgt nach demselben Papyrus die monatliche Steuer für die Salbenverkäufer 60 Drachmen, für die *χρυτωπῶλε* (sic) 12, für andere, deren Namen leider weggebrochen ist, 8, 16, 40 Drachmen. Hieraus ergiebt sich, weshalb es bei dem obigen und den analogen Steuerquittungen genügte, wenn der Beamte sagte, dass die Steuer für die und die Monate gezahlt sei. Unklarheit konnte hier nicht entstehen, da durch die Nennung des Gewerbes auch schon die Höhe der monat-

lichen Steuer bezeichnet war. Viele Beispiele werden sich in meiner „Sammlung" finden.

20.

Πρεμαως καὶ μ(έτοχοι) ἐπιτ(ηρηταὶ) τέλ(ους) γερδ(ίων)
Βῆσις Ὥρου. Ἐσχήκ(αμεν) ὑπ(ὲρ)
μηνὸς Ἁθὺρ τὸ κ(αθῆκον) τέλ(ος).
∟ γ//, Ἁδριανοῦ ι̅.

Diese von den Erhebern der „Webersteuer" ausgestellte Quittung zeigt dieselben Eigenthümlichkeiten wie die vorige Nummer.

Da der Πρεμαως unserer Urkunde auf einem Ostrakon der Sammlung Sayce für das 31. Jahr des Commodus als Steuereinnehmer bezeugt wird, so ist das 3. Jahr, Z. 4, wohl auf den Kaiser Severus zu beziehen.

21.

Φαρμοῦθι κ̅β̅ τοῦ ιβ ς ὀνό(ματι) Μέλανο(ς)
Τηιονχώνσιο(ς) ὑπ(ὲρ) ἐπι(καρπίας) ιβ ς Νό(του) ς
τέσσαρες / ς δ. Παν. σ(εσημείωμαι).

Die Nummern 21 und 22 sind auf den Namen von Bewohnern des Fleckens Νότος (siehe oben S. 247) ausgestellt. Ueber die ἐπικαρπία Näheres in der „Sammlung".

22.

Θὼθ κ̅α̅ τοῦ ιθ ς
ὀνό(ματι) Κῦσις Τηιονχώ(νσιος)
τ(οῦ) Μέλας (sic) ἀδε(λφοῦ) ὑπ(ὲρ) ἐπικ(αρπίας) ιη ς
Νό(του) ς μίαν ϝ / ς α ϝ. Α . . σ(εσ)ημ(είωμαι).

Das τοῦ in Z. 3 ist mit einer merkwürdigen Sigle geschrieben, die mir auch auf Papyri, namentlich in den grossen Personenlisten der Berliner Sammlung begegnet.

23.

Die Schrift auf n. 23 ist derartig verblasst, dass bisher die Entzifferung nicht weit gediehen ist. Doch erkannte ich, dass es nach demselben Schema verfasst ist, wie n. 21 und 22. Der Anfang lautet:

Θὼθ ⁒ τοῦ ς ς ὑπ(ὲρ) α . .
ὀνό(ματι)

In Z. 4 lese ich: δέκα τέσσαρας =/ς ιδ ═══. In Z. 6 dagegen ist von ⳨ κδ, d. h. $\frac{1}{24}$ Artabe Weizen die Rede.

B. Quittungen über Naturalsteuern.

Die Nummern 24—30 gehören zu einer Kategorie von Ostraka, die bisher zu grossen Missverständnissen Anlass gegeben hat: Prof. Sayce, der Erste, der thebanische Ostraka zu lesen unternahm (vgl. die letzten Jahrgänge der Proceedings of the Society of Bibl. Archaeol.), las am Anfang derselben theils Μετρ– θησ̄ und übersetzte es mit „Metrês the treasurer", indem er θησ̄ in θησαυροφύλαξ resp. θησαυριστής ergänzte (Proceedings VII. 1884. S. 21), theils Μεθησ̄ μιϭ' und übersetzte es „Methês the collector" (l. c. S. 23). Der Hauptirrthum dieser Deutungen beruht darin, dass Sayce in dem Anfang dieser Ostraka einen Eigennamen, Metrês oder Methês, zu erkennen glaubte. Die von mir im Folgenden aufgestellte Erklärung, die ich schon vor 2 Jahren Herrn Prof. Sayce als Vermuthung vortrug, hat sich mir inzwischen durch die zahlreichen Varianten in den Texten der Sammlungen von Berlin und Paris bestätigt: In dem von Sayce richtig gelesenen Anfang dieser Ostraka steckt nicht ein Eigenname, sondern eine substantivische oder verbale Ableitung von dem Verbum μετρεῖν. In dem nächsten Wort θησ̄, das von dem vorhergehenden zu trennen ist, erkennen wir den θησαυρός wieder, der uns schon aus den obigen Ostraka 2—8 aus ptolemäischer Zeit als das Ablieferungsbureau für die Naturalsteuern bekannt ist. Das μετρεῖν ist nun mit dem θησαυρός grammatisch auf verschiedene Weise verbunden: Im ersten Jahrhundert n. Chr., als sich nach Abschaffung der alten ptolemäischen Formel diese neue entwickelte, finden sich verhältnissmässig ausführliche Schreibungen, die über die Verbindung keinen Zweifel lassen, wie: Μεμέτρη(κεν) ὁ δεῖνα εἰς θη(σαυρὸν), Berlin. Ostr. 518 (1. Jahr des Gaius); oder: Μεμέ(τρηκεν) εἰς τὸν θησ(αυρὸν) .... ὁ δεῖνα, Berl. Ostr. 53. Das ist noch ganz die Redewendung der ptolemäischen Quittungen. Später, z. B. unter Hadrian, schrieb man in passivischer Wendung: Με εις θησ d. h. με(μέτρηται) εἰς θησ(αυρὸν) ... ὀνό(ματι) τοῦ δεῖνος, (z. B. Ostr. Louvre 8035). Daneben war aber schon seit der Mitte des I. Jahrh. n. Chr. in Gebrauch die kürzere Formel: Μέτρη(μα) θησ(αυροῦ) .... ὀνό(ματι) τοῦ δεῖνος, die dann allmählich aus Bequemlichkeit nur noch Μετθησ̄, dann Μεθησ̄, schliesslich nur noch Μθης̄ geschrieben

wurde. Und diese Formel ist dann im II., III. Jahrhundert allmählich die herrschende geworden.

Aber auch die auf ϑησ̄ folgenden Gruppen haben zu Missverständnissen geführt. Auf ϑησ folgt zunächst entweder eine Gruppe, die mit μ beginnt und von Sayce μισ' gelesen und mit μισ(ϑωτῆς) erklärt wurde, oder eine andere mit κ anfangende, die er κᾱ oder καμ̄ las und καλαμηγράφος deutete. Die erstere ist aber vielmehr μη(τροπόλεως) zu lesen, die zweite κώ(μης). Die beweisenden Varianten werden sich in der „Sammlung" finden. Die nächst folgende Gruppe endlich, auf die immer eine Jahreszahl folgt, wurde von Sayce anfangs γεν̄ gelesen und mit ὁ γενικός (the treasurer) in Verbindung gebracht (Proceedings. VII. 1884. S. 21), später πεν[η], wobei er an πένητες dachte (l. c. VII. 1885. S. 195). Diese Gruppe ist vielmehr γενή(ματος) zu lesen, und bezeichnet die Ernte, den Jahrgang, aus dem das abgelieferte Getreide entnommen ist.

Danach ist die Formel dieser Kategorie von Ostraka folgendermassen aufzufassen: „Es sind vermessen worden" (resp. in activischer Wendung) „in den ϑησαυρὸς der Metropole oder des Dorfes aus der Ernte des und des Jahres . . . auf den Namen des und des Steuerzahlers . . so und so viele Artaben Getreide." Am Schluss der Name des Beamten mit dem Zusatz σεσημείωμαι. Zu dieser Kategorie scheint mir unter den schon publicirten Ostraka ausser denen der Sammlung Sayce auch ein von K. Wessely edirtes Ostrakon der Wiener Sammlung zu gehören. Vgl. Wien. Stud. VIII. S. 121, n. 8. Wessely liest dort den Anfang: . . . . . ή τοῦ β ∟ κτλ, nachher: ονομ κτλ, am Schluss: πυροῦ α . . . . ου ⊦ ιδ Αυρη[λ] Φιλοξ σ̄. Wessely schlägt für den Anfang, dessen Lesung ihm unsicher ist, die Lesung μετειλή(φϑησαν) vor. Wiewohl sich die Frage nur am Original entscheiden liesse, möchte ich doch hierin obiges Schema wiedererkennen und etwa folgende Lesung vorschlagen: Μέτ(ρημα) ϑη(σαυροῦ) μη(τροπόλεως) γενή(ματος) τοῦ β ∟. Am Schluss ist dann jedenfalls nicht von 14 Drachmen, wie Wessely meint, sondern von 14 Artaben die Rede. Eine nochmalige Revision dieser auch sonst unsicheren Publication wäre jedenfalls sehr wünschenswerth.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Formel με ϑη μη (oder κω) in der oben eruirten Bedeutung sich auch auf dem unpublicirten, gleichfalls aus Theben stammenden Berliner Papyrus n. 1522 findet.

24.

Μεμ(έ)τρη(κεν) εἰς (τὸ)ν[1]) *τῆς διοική(σεως) Θη(σαυρὸν)*
γενή(ματος) α ∟ *Παναμεὺς Ἑρμίου*
+ ⁻ *δύο ἥμισυ τρίτο(ν) δωδέκ(ατον)* / + *β* ς *γ ιο.*
∟ *α Οὐησπυσιανοῦ* (sic) *Καίσαρος τοῦ κυρίου*
Μεσορὴ γ̅. Ἄλ(λα) κβ̅ + *τέταρτο(ν)* / + d
/ + *γ* ς . . *κθ̅* + *ιο* / + *γ* d[2]).

Dieses Ostrakon, sowie die ähnliche Berliner No. 53, nimmt eine Sonderstellung ein, insofern hier nicht von der Metropole oder der Kome, sondern von der Diöcese die Rede ist.

Dem *Παναμεὺς* werden 3 Ratenzahlungen quittirt (die dritte von anderer Hand): Am 3. Mesore hat er 2 $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{12}$ Artaben Weizen abgeliefert, am 22. desselben Monats $\frac{1}{4}$ Artabe, das macht zusammen 3$\frac{1}{8}$; endlich am 29. noch $\frac{1}{12}$ Artabe, so dass die Gesammtsumme sich auf 3$\frac{1}{4}$ beläuft.

Es ist bemerkenswerth, dass die sämmtlichen Steuern, die in Weizen oder Gerste zu zahlen sind, regelmässig[3]) in den letzten Monaten des ägyptischen Jahres, im Payni, Epiph und Mesore, seltener schon Ende Pachon, also in der Zeit von Ende Mai bis August abgeliefert werden. Das findet darin seine natürliche Erklärung, dass eben etwa im Juni die ägyptische Ernte abgeschlossen zu werden pflegte.

25.

Μέ(τρημα) Θησ(αυροῦ) μητ(ρο)π(όλεως) γε(ν)ή(ματος) δ ς *Τραιανοῦ*
τοῦ κ(υρίου) ὀ(νόματι) Πεχω . . ο Παχ[ω] φ
. . . *ερμι*[ο] . . . *ερ*[μ] *ο . α .*[ω]
Ἐ(πὶ)φ ╪ (sic) *κα̅* + *δύο* / + *β . Π(. . .)σ(εσημείωμαι).*

Ueber das Zeichen φ vgl. oben S. 250.

---

1) Die Worte *εἰς τὸν* sind so eng verschlungen, dass die einzelnen Buchstaben schwer zu erkennen sind.

2) Hinter ς́ fängt eine zweite Hand an.

3) Ich möchte daher auch an der Richtigkeit der Lesung *Τῦβι* (= Januar) in der Publication des oben erwähnten Wiener Ostrakons zweifeln. Es wäre wenigstens die einzige mir bekannte Ausnahme.

26.

Zwei demotische Zeilen. Darauf:

Μέτρη(μα) θησ(αυροῦ) κώ(μης) γ(ενήματος) ι ς
Ἀδριανοῦ Καίσαρος τοῦ
κυρίου Ἐπ[ὶ]φ λ̄ ὀνό(ματι)
Σ . . κμή(νεως) Νεχθανούφι(ος)
ὑπ(ὲρ) χ(ωματικοῦ) ✝ μίαν ἥμισυ
τρίτον τετρακαιεικο(στὸν)
/ ✝ α ς γ̄κ̄δ̄ . φ . . .
Καὶ ὀνό(ματι) Οὐσερίπιος
τοῦ καὶ . . . ✝ τρίτο(ν)
ἕκτον / ✝ γ ς
. φ . .

Die beiden demotischen Zeilen, die dieses Ostrakon eröffnen, sind leider so verwischt, dass man auf eine Herstellung wohl wird verzichten müssen.

Der Bruch *τετρακαιεικοστὸν* ($\frac{1}{24}$) ist offenbar auch in dem von Dr. K. Wessely in den Wien. Stud. VIII. S. 119. n. 4. (Z. 5) publicirten Ostrakon herzustellen, wo der Herausgeber ergänzt: *λι]τρα και εικοστον.*

27.

Μ(έτρημα) θησ(αυροῦ) κώ(μης) γ(ενήματος) κ ς
Αὐρηλίου Κομόδου (sic)
Καίσαρος τοῦ κυρίου
Παῦ(νι) κ̄θ̄ ὑπ(ὲρ) νή(σου?) ὀνό(ματι) Δέκμιο(υ)
πρ(εσβυτέρου) Ἡρακ(λείδου) καὶ Πανα(μέως) ἀδε(λφοῦ)
τρίτο(ν) / ✝ γ'. Ἄλ(λας) Παῦ(νι) κ̄γ̄
✝ τέσσερας (sic) *ς̄κ̄δ̄,*
[/ ✝ δς] κ̄δ̄. Α(. . .)σ(εσ)η(μείωμαι).

Zu dem *ὑπ(ὲρ) νή(σου)* in Z. 4 vgl. No. 14. — Es ist zu bemerken, dass die am 23. Payni erfolgte Ablieferung von $4\frac{1}{6}\frac{1}{24}$ Artaben Weizen hinter der vom 29. notirt ist.

28.

Μέ(τρημα) θησ(αυροῦ) μη(τροπόλεως) γενή(ματος) δ ς Λουκίου
Σεπτιμίου Σεουήρου Εὐσεβοῦς

Περτίνακος Καίσαρος τοῦ κυρίου
Παῦ(νι) η̄ ὑπ(ὲρ) χ(ωματικοῦ) ὀνό(ματι) Τμέρσιος Καλλίστου
5. *τ(οῦ) Α. ᾳ. α. Ἀμμω(νίου) ⳨ ἕκτον / ⳨ ϛ' . . σ(εσ)η(μείωμαι).*

29.

1. *Μ(έτρημα) Θησ(αυροῦ) μη(τροπόλεως) γενή(ματος) ζ ϛ*
Λουκίου Σεπτιμίου
Σεουήρου Εὐσεβοῦς Περτίνακ(ος)
καὶ Μάρκου Αὐρηλίου Ἀντωνίνου
5. *Σεβαστῶν Παῦν(ι) ια̅ ὑπ(ὲρ) χ(ωματικοῦ)*[1] *ὀνό(ματι)*
Φθουμί(νιος) Τιθοήους τ(οῦ) Πασ . . .
⳨ δύο / ⳨ β.
Ἀμώ(νιος) (sic) *σι(τολόγος) ⳨ β.*

Aus der Unterschrift ersehen wir, dass auch zur Zeit des Severus die Beamten des *Θησαυρὸς*, die die Naturalsteuern entgegennahmen, *σιτολόγοι* hiessen.

30.

1. *Μ(έτρημα) Θησ(αυροῦ) μη(τροπόλεως) γ(εν)ή(ματος) κδ ϛ Μάρκου Αὐρηλίου*
Σεουήρου Ἀντωνίνου Καίσαρος
τοῦ κυρίου //////// ὑπ(ὲρ) ν̣ο̣τ° υλ
ὀνό(ματι) //////// τ° ∸ . . ⳨
5. *ἥμισυ τρίτο(ν) / ⳨ ϛ γ καὶ ὑπ(ὲρ) χ(ωματικοῦ) ὀνό(ματι)*
τοῦ αὐ(τοῦ) ⳨ δίμοιρο(ν) / β' / . . ⳨ α ϛ
Ἀλλ̄ σεσ(ημείωμαι) ⳨ α ϛ.

Die Schrift des Ostrakons ist sehr verwischt, so dass ich Obiges nur mit Mühe gelesen habe. Der Name der Steuer in Z. 3 ist mir noch nicht klar. Am Schluss sind die beiden Ratenzahlungen zusammenaddirt: $\frac{1}{2}\ \frac{1}{3} + \frac{2}{3} = 1\frac{1}{2}$.

31.

1. . . *ίων . . ιου τελ(ώνης) Θησ(αυροῦ)*
ἱε(ρῶν) Νεφερῶς Πεχοίτο(υ)
καὶ Πεκῦσ(ις) υἱό(ς) καὶ Παναμ(εὺς) ἄλ(λος) υἱό(ς)
χα(ίρειν). Ἀπέσχ(ον) τὸ βαλ(ανικὸν) τοῦ θ ϛ

---

1) Ist corrigirt.

5. Δομιτ(ιαν)οῦ τοῦ κυρίου, Παῦνι κ.
Σ. ε.

Dieses und die folgenden Ostraka sind Beispiele von Naturalsteuerquittungen, die ganz in der Weise wie oben die Geldsteuerquittungen n. 14—20 in Briefform verfasst sind. Die Adressaten stehen wieder incorrect im Nominativ.

Sehr interessant ist der hier und sonst in meiner Sammlung vorkommende Titel τελ(ώνης) θησ(αυροῦ) ἱε(ρῶν), sonst auch ἐπιτ(ηρητὴς) θησ(αυροῦ) ἱερῶ(ν) und ähnlich. Dieser θησαυρὸς ἱερῶν scheint mir ganz parallel zu stehen der τράπεζα τῶν ἱερῶν der ptolemäischen Zeit, deren Erwähnung ich in einem Papyrus Anastasi[1]) zu finden glaube, wie ich schon in den „Actenstücken aus der Kgl. Bank" S. 29 bemerkt habe. In diesem Papyrus weist nach meiner Ergänzung der Kgl. Schreiber Heliodoros den Kgl. Trapeziten an, den Priestern des Amonrasonther von Theben ihre jährliche σύνταξις auszuzahlen „[ἀπὸ τῆς] τραπέζ(ης) τῶν ἱερῶν". Mit solchen συντάξεις wurden die Tempel aber auch noch in römischer Zeit bedacht, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe[2]). Da nun die συντάξεις nicht nur in Geld-, sondern auch in Getreidespenden bestanden, so dürfte der θησαυρὸς τῶν ἱερῶν — entsprechend jener τράπεζα — dasjenige Departement der grossen Schatzverwaltung sein, aus welchem speziell die in Getreide abzuliefernden συντάξεις und ähnliche Posten für die Tempel entnommen wurden. Dieser θησαυρὸς τῶν ἱερῶν wurde, wie die Ostraka zeigen, dadurch gefüllt, dass ein Theil der gewöhnlichen Steuern — hier das βαλανικὸν — in denselben direct abgeführt wurde.

32.

Die n. 32 ist leider derartig verwischt, dass ich bisher nicht viel mehr als den Anfang lesen konnte:

Πικῶς καὶ μ(έτοχοι) ἐπιτ[ηρη]
τα[ί] θησ(αυροῦ) ἱερῶ(ν) . . . .

In Z. 5 erkenne ich den Namen Φατρῆς, in Z. 6 das βαλ(ανικὸν) Χά(ρακος).

Noch schlechter steht es mit n. 33, auf dem ich in Z. 1—3 nur einige Eigennamen zu lesen vermag. In Z. 4 ff. steht das Datum:

∟ κ Τραιανοῦ τοῦ κυρίου
Παχὼ(ν) ιζ. Κ(. . . .)σ(εσημείωμαι)

1) Vgl. Egger, Mémoires de l'hist. anc. S. 143 ff.

2) Hermes XXII, S. 142 ff.

34.

Π . τ . . . . καὶ (μέτοχοι) ἀχυροπράκ(τορες) μη-
τροπόλεως Πασήμιος Ἀώτου.
Παρεκόμισας εἰς τὴν ἐν Κόπτω
εἰλὴν ὑπ(ὲρ) γενήμ(ατος) κα ς γόμον δι . υ-
. ον / γομ δι. L κβ Ἀντωνίνου
[Καίσα]ρος τοῦ κυρίου, Τῦβι γ̄. Παν̄ᾱ σε(σημείωμαι).

No. 34 und 35 sind von einer bisher unbekannten Behörde ausgefertigt worden, nämlich den *ἀχυροπράκτορες*, den „Spreueinnehmern" der Metropole. In beiden Fällen wird die Spreu zur Verwendung für das Heer eingefordert, in n. 34 für die in Koptos stationirte Ala, in n. 35 für die Ala Heracliana. In welcher Weise die Spreu dort u. A. zur Verwendung kam, davon giebt z. B. das Ostrakon Wiedemann 250[1]) eine Vorstellung, dessen Text ich desshalb hierher setze:

Κλαύδιος Ποσιδώνιος χι(λίαρχος) σπείρης
β̄ Θρακῶν Ὡρίωνος Ερ . τος χαί-
ρειν. Ἔλαβον παρὰ σοῦ εἰς ὑπόκαυ-
σιν βαλανείου ἀχύρου δημοσίου
γενήματος ζ L γό(μον) ἕνα. L ζ Ἀντω[νίνου]
καὶ Οὐήρου τῶν κυρίων Αὐτο[κρα-]
τόρων Μεγίστων, Ἐπεὶφ η̄
Σεσημείωμαι.

Weitere Beispiele werden sich in der „Sammlung" finden. — Die abgelieferte Spreu wird gemessen nach *γόμοι*, Lasten, sonst auch nach *ἀγωγαί*, Fuhren, in einzelnen Fällen auch nach Artaben.

---

1) Dieses von Dr. Wiedemann in der Revue Egyptologique II, S. 346 bereits publicirte Ostrakon hat zu einem Irrthum geführt. Dr. Wiedemann las damals den Anfang: *Κλαύδιος Ποσιδώνιος Χεπείρης B̄θράκων* etc. und glaubte in dem *X* und dem *B̄* aethiopisch-meroïtische Praefixe zu erkennen. An dem Original, das mir Herr Dr. Wiedemann mit den übrigen Stücken seiner Sammlung gütigst übersandte, hat sich mir jedoch die obige Lesung als durchaus sicher ergeben, wonach hier vielmehr von dem Tribun der ala II. Thracum die Rede ist. Wie ich einem Privatbrief des Herrn Dr. Wiedemann entnehme, hat auch er schon längst die richtige Lesung gefunden.

35.

Πανόδωρος Πεκ . ẹρ καὶ Πασῆ(μις) Πελ-
ι . . τῶν β̅ ἀχυροπρακ(τόρων) μη(τροπόλεως) Ạὐρηλ
᾿Αμμωνίο(υ) . . φϑ . ς̅ χαίρειν.
Παρέσχες εἰς στρ(ατηγικὰς) χρείạς εἰλῆς Ἡρα-
κλειανῆς ἀχυ . . . . . /// εις / γ(όμον) α.
L *ϑ // Μεσ(ορὴ) λι̅. Πανόδ(ωρος) σ(εσημείωμαι). Πασῆ(μις).*

Das 9. Jahr dürfte, der Schrift nach zu urtheilen, auf Severus zu beziehen sein. Hiermit ist die Reihe der Steuerquittungen dieser Sammlung abgeschlossen.

Bei den folgenden, weniger werthvollen Nummern werde ich mich z. Th. auf kürzere beschreibende Notizen beschränken. No. 36 stammt aus ptolemäischer Zeit, die übrigen aus der römischen.

No 36. — Vorderseite 11 Zeilen, Rückseite 8 Zeilen — enthält Rechnungen. Der Text der Vorderseite beginnt:

Λό(γος) ἀχύρου.
εἰς τὰς καμείνους ἀγω(γὰς) κζ ἀν(ὰ) υ ⊼ α δ ω.

Danach ist die Fuhre Spreu zu 400 (Kupfer)drachmen berechnet. 27 Fuhren kosten daher 10800 Drachmen oder 1 Talent 4800 Drachmen.

No. 37, Rechnung, 11 Zeilen, z. Th. sehr verblasst. Der Text fängt an:

Σενφϑουμῖ(νις) ἔσχον.

In Z. 8 und 9 werden *δοῦ(λοι)* erwähnt.

38.

Die Schrift ist z. Th. äusserst verblasst, namentlich nach dem rechten Rande zu, sodass die Entzifferung mit grossen Schwierigkeiten verknüpft ist. Bisher konnte ich Folgendes erkennen:

Παχὼν κ̅γ̅ φυ . λο . . . //////// . δ
. . ι Ἔσχ(ον) ἐν τῇ πρώτῃ ἡμέρᾳ //// . . . .
κ̅ε̅ γυ(ναῖκες) δ̅ ✱ α Ϝ ε, ἀνὴρ α̅ Ϝ α . . . .
β̅ ἡμερῶν ✱ . Ϝ ε, λοιπ(ὸν) Ϝ . . . . .
ἀνὴρ α̅ Ϝ δ / ✱ α Ϝ γ / τῶν β̅ ἡμερ[ῶν
κ̅ϑ̅ ✱ γ / ✱ γ Ϝ α ⌠ ε . . . .
γυ(ναῖκες) β̅ Ϝ ς / ✱ β, λ̅ Ϝ γ δ̅

* α ϝ γυ(ναῖκες) δ̄ * α ϝ ε . . .

/// ἔσχ(ον) . . οἰκ ᾱ δι'ἀνδ . ―

οἰκ ᾱ ς . ϝ . . ιβ.

. — . . κ̄ᾱ ᾱ —

Im Einzelnen ist mir noch Vieles, wenn nicht Alles unklar. So viel glaube ich zu erkennen, dass es sich hier um Ablöhnung arbeitender Männer und Frauen handelt. Die Auflösung von γῡ in γυναῖκες wird wohl durch den Gegensatz ἀνήρ in Z. 3 und 5 gerechtfertigt. Bemerkenswerth ist, dass hier, was sonst nur selten in ägyptischen Urkunden geschieht (z. B. auf den nubischen Ostraka) nicht nach Drachmen, sondern Denaren (die Sigle ist im Druck nicht genau wiedergegeben) gerechnet ist.

No. 39 — 7 Zeilen, sehr verblasst — scheint ähnlichen Inhaltes zu sein. Auch hier erscheinen ἄνδ(ρες) und γυ(ναῖκες), denen der Tagelohn zubemessen zu werden scheint (vgl. Z. 5: ι̅γ̅ ἕως ι̅ε̅).

No. 40, Rechnung. Dies Ostrakon ist zweimal benutzt worden: Der zweite Schreiber hat den Text des ersten, wenn auch nur oberflächlich, abgewaschen und seinen neuen Text daraufgesetzt. So entsteht ein wirres Durcheinander, das schwer zu entziffern ist.

41.

Col. I 6 Zeilen, Col. II 5 und nach einem Absatz nochmals 6 Zeilen. Von Col. I ist nur der Schluss erhalten.

Die ersten Zeilen lauten:

Col. I.	Col. II.	
] ζεύγ(η) α	////////////////////////////// φ . ος	ὁμ(οίως) α.
] ζεύγ(η) α	Ἀρχίας καὶ Ἰσίδωρο(ς) κα . .	ὁμ(οίως) α.
] ζεύγ(η) α	Πετεμ(...) Πεμαυτος καὶ Πλκῶς Χαταβº	ὁμ(οίως) α.
] εχ . . Πανίσκ(ου) ζεύγ(η) α	Παιρυς καὶ Ἀσκλᾶς Λολοῦτος ζεύγ(η)	α.
] μώνθ(ου) ζεύγ(η) α	Μιῦσις καὶ Φάνης Κ . η . ις	ὁμ(οίως) α.
] ζεύγ(η) α		

Es sind das Listen von Personen, hinter deren Namen Summen von ζεύγη genannt werden. Zu welchem Zweck dieselben aufgestellt sind, ob die Personen die ζεύγη zu zahlen oder zu empfangen hatten, ist nicht ersichtlich. Ganz ähnlich ist ein Ostrakon der Sammlung Sayce. Das ζεῦγος hat bereits J. G. Droysen aus dem Pap. Britan. XIV als $\frac{1}{16}$ Artabe berechnet[1]).

1) Berlin. Literar. Zeitg. 1840, n. 14. S. 270. Das scheint dem Heraus-

42.

῾Εριοφμόις Πετεβούχ(ιος) β° α . ϝ .
᾿Αμμώ(νιος) Τ . . βίω(νος) β° β ϛ α —.
ϙ ῾Εριεὺς Παπνουϑ(ίου) α . . ϝ.

Die Bedeutung dieser Rechnung ist mir noch unklar, so lange ich nicht die Auflösung von β° gefunden habe.

43.

1. [Ψεντφ]οὺς πρ(εσβύτερος) ✝ — α ϛ γ' [
[Ψεν]τφοὺς ν(εώτερος) ✝ — ϛ'
/ Περμᾶμις ✝ — ϛ'
/ Σεκῆς Πικῶτο(ς) .) ✝ — γιο
5. / Ὧρος Παταπῆτο(ς) ✝ — β'
/ Ψεναμοῦνις υἱὸς ✝ — γιο
/ ϛ Ψεντφοὺς πρ(εσβύτερος) ✝ — α ιο
/ Περμᾶμις ✝ — ϛ'
/ Σεκῆς Πικῶτο(ς) .) ✝ — α ιο
10. / Ὧρος Παταπῆτο(ς) ✝ — β'
/ Ψεναμοῦνις υἱὸς ✝ — γιο.

Es ist dies das Fragment einer nach den Kalendertagen geordneten Rechnung, von der andere Fragmente bereits von Prof. Sayce in den Proceedings etc. VII. 1884. S. 26 publicirt sind. Wie hier in Z. 7 der 6. Tag eines Monats genannt wird, erscheint dort z. B. in No. 38 der 13. und 14. Hier und dort werden dieselben Personen genannt. Die schrägen Striche, die links vor die Eigennamen gesetzt sind, zeigen durch die von der anderen Schrift abweichende Farbe der Tinte, dass sie von anderer Hand, wohl von dem die Rechnung controllirenden Beamten herrühren. — Die Lesung der Artabenbrüche wird nach den obigen Bemerkungen keine Schwierigkeiten machen.

44.

1. ///////// . β
Ψενχῶ(νσις) Παμώνϑ(ου).
Πετεχῶ(νσις) Ψενεν°
Πασήμιο(ς) Πικῶτο(ς) κα¹

---

geber der Leipziger Fragmente unbekannt zu sein. (Sitzungsber. d. Kgl. Sächs. Gesellsch. l. c. S. 250).

//////////////////////////////
Πε . . ῦχις Πασιλλᾶτο(ς).
Πικῶς Ἀριστίπ[που

Wieder eine Liste thebanischer Bürger, deren Zweck für uns einstweilen nicht zu erkennen ist. — Z. 5 ist vom Schreiber absichtlich ausgelöscht.

45.

//// . φι . . Πεμσάιτο(ς) τοῦ κ(αὶ) Ἀμμω(νίου) Τι . . .
Ἀμμῶνις ὁ καὶ Πε . . ‾ υἱός.
Πεταρμάιος ἄλλος υἱό(ς).
Ἰμούθης ἄλλο(ς) υἱός.
Πεμσᾶις ō τοῦ Ἀμωνίου . . φι
Ψανσνῶς υἱός.
/////ως Ψενεν . [

46.

///// η ///// . ο ////
Μέρσ[ι]ς υἱ[ός].
Φαμῖνις ἄλλο(ς) υἱός.
Ποριεύθης Ὥρο(υ) πρ(εσβύτερος)
Ψενθαήσιο(ς) νεω(τέρου) Πανα[
Σαραπαμὼν νεώ(τερος) [
Ἀντίνος (sic) Πανᾶ τοῦ [
Ψεντφοῦς ὁ καὶ Ἀγα[

No. 47 endlich — 15 Zeilen sehr verblasst — ist wieder eine Personenliste; diesmal ist das Alter der Leute dazu geschrieben.

Zum Schluss drängt es mich, Herrn Hermann Giesecke in Leipzig auch an dieser Stelle meinen besten Dank dafür auszusprechen, dass er durch Anfertigung der Typen für die mancherlei Siglen, die in diesen Texten vorkamen, und durch die freundliche Ueberlassung derselben an die Universitätsbuchdruckerei zu Bonn die Drucklegung dieser Arbeit wesentlich gefördert hat.

Berlin. Dr. Ulrich Wilcken.

II. Litteratur.

1. Dr. C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Zehnte Abtheilung. Herausgegeben vom Alterthumsverein für den Kanton Dürkheim. Leipzig, Dunker und Humblot 1888.

Es ist ein zweckmässiges Unternehmen des Herrn Verfassers, hier eine Folge von Aufsätzen, welche Verwandtes behandeln, und welche alle die Pfalz oder doch den Mittelrhein betreffen, dem Leser zusammengestellt darzubieten. Wenn auch alle einzelnen Abhandlungen, wie in der Einleitung betont wird, schon vorher gedruckt worden, so beschränkte sich bei einigen diese Publikation auf die Tagespresse, und war somit ein nochmaliger Abdruck doppelt geboten. Der Forscher aber, den vorzugsweise lokale Interessen leiten, wird auch für den nochmaligen Abdruck der anderen Arbeiten dem Schreiber Dank wissen, denn nichts ist heutzutage unerquicklicher, als das nöthige Material für Specialstudien aus den unzähligen Zeitschriften und Zeitschriftchen zusammen zu tragen; und doch wird vom Fachmanne verlangt, dass er keine irgendwie belangreiche Publikation ausser Acht lasse.

Die Mehrzahl der Aufsätze behandelt die Ringwälle, ein Gebiet, welchem Mehlis bei seinen Forschungen besondere Beachtung widmet; aber auch römische Reste finden Berücksichtigung und in dem X. Aufsatze: „Schlosseck" wird das Mittelalter mit in den Bereich des Gebotenen gezogen. An dieser Stelle giebt der Schreiber interessante Beiträge zur Streitfrage über die Entstehungszeit der aus Bossenquadern oder Buckelsteinen gebauten Thürme (S. 90). In dem letzten, XIV. Aufsatze behandelt der Verfasser die „prähistorischen Eisenbarren vom Mittelrhein." Diese seltsamen Gebilde, welche die Gestalt einer nach beiden Enden zugespitzten Doppelpyramide haben, gaben lange Zeit hindurch zu manchen Hypothesen bezüglich ihrer Verwendung im Alterthum Anlass. Dass wir in ihnen nichts weiter als Barren einer sehr frühzeitigen Eisenindustrie zu erblicken haben, ist heute wohl allgemein anerkannt; Mehlis zieht aus der von ihm gebrachten Zusammenstellung folgenden Schluss: „Diese Eisenbarren wurden sowohl in der la Tène-Zeit, wie in der römischen Periode in gleicher Weise von einheimischer Montanindustrie im Mittelrheingebiete hergestellt."

F. van Vleuten.

2. Grempler, Der Fund von Sackrau. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau unter Subvention der Provinzialverwaltung bearbeitet und herausgegeben. Mit 5 Bildtafeln und 1 Karte. Brandenburg a. d. H. — Berlin S. W. P. Lunitz Verlag, 1887.

Am 1. April 1886 stiessen Fabrikarbeiter, welche mit dem Ausschachten von Sand für die Papierfabrik der Firma Korn und Bock bei dem Dorfe Sackrau, ungefähr 8 km nordöstlich von Breslau beschäftigt waren, unmittelbar unter der etwa $^1/_8$ m starken Ackerkrume auf grosse Steine. Nach Wegräumung derselben traf man auf Sand, in welchem sich Spielsteine, ein Hals- und Armring, eine goldene Fibel u. a. fanden. Sobald die Fabrikverwaltung hiervon Kunde erhielt, wurde die Arbeit unterbrochen und den Beamten des Breslauer Museums von der Entdeckung Nachricht gegeben. Einige Herren, unter ihnen besonders Dr. Grempler, begaben sich an die Fundstätte und nahmen eine systematische Untersuchung derselben und des ausgeschachteten Sandes, soweit derselbe noch auffindbar war, vor. Die Fundgegenstände wurden von dem Besitzer der Sandgrube, Herrn Stadtrath von Korn dem Breslauer Museum für schlesische Alterthümer als Geschenk überwiesen, hier sorgsam gereinigt und zusammengestellt. Eine ausführliche Beschreibung derselben, die durch vortreffliche Abbildungen unterstützt wird, enthält das vorliegende Heft.

Das Inventar der Gegenstände entspricht dem der Skelettgräber der sog. ältern Eisenzeit, welche sich in langer Reihe von Schweden und Dänemark in südöstlicher Richtung über Schonen, Seeland, Fünen, Mecklenburg, Pommern, Thüringen, Posen, Galizien und Ungarn, bis an die Grenze des römischen Reiches hin verfolgen lassen und welche man den ersten fünf nachchristlichen Jahrhunderten zuzuschreiben pflegt. Es fand sich zunächst eine längere Reihe mehr oder weniger gut erhaltener Thongefässe, alle von ziemlich roher Arbeit, von denen nur ein Theil auf der Drehscheibe entstanden war. Wenn auch der grösste Theil, wie Verfasser hervorhebt, von den landläufigen schlesischen Typen abweicht, so zeigen sie doch in ihrer rohen Ornamentirung und wenig sorgsamen Ausführung die Kennzeichen einer barbarischen Kunst. Weit kunstreicher waren die Metallgegenstände. Eine Reihe derselben wies direkt auf ausländischen, römischen Ursprung hin, so vor Allem ein prächtiger Bronze-Vierfuss, mit 1,075 m langen Hinter- und 1,01 m langen Vorderfüssen. Diese Füsse waren verbunden durch 8 dünne Stäbe, welche sich verschieben liessen. Jeder Fuss ruhte auf einer Pantherklaue und war von einer Bacchusbüste gekrönt. An den Vorderstäben war ausserdem als Verzierung je ein Pantherkopf und eine angenietete männliche Statuette angebracht. Das Geräth hat wohl dazu gedient um eine Platte zu tragen, der so gebildete Tisch konnte jedoch, da die Platte schräg zu liegen kam, nicht zum täglichen Gebrauch, sondern eher als Prunktisch an einer Zimmerwand verwendet werden, da die Neigung

nicht stark genug war, um das Aufstellen fester Gegenstände zu verhindern. An einem Hinterfuss befindet sich der Stempel des Fabrikanten AVITVS in viereckiger Umrahmung, während an den Vorderbeinen die Inschrift NVM. AVG steht. Die Deutung derselben ist noch nicht gelungen; die Lesung Numerianus Augustus und der Gedanke an den Kaiser Numerianus ist abzuweisen, die Erklärung als Weihinschrift numini Augusti sehr unwahrscheinlich.

Neben diesen römischen Arbeiten fanden sich andere, welche zwar gleichfalls auf klassische Formen zurückgehn, in ihrer Ausführung und Ornamentirung aber die Hand. eines barbarischen Künstlers verrathen. Unter diesen ist die interessanteste der Rest eines Gefässbodens aus Bronzeblech (Taf. IV, 6), der ausser reichen geometrischen Verzierungen auch figuralen Schmuck trägt. Eingedrehte Kreise sollten dem Künstler hier als Richtlinien für seine Zeichnungen dienen, doch hat er dieselben nicht überall inne zu halten vermocht. Das halbkugelförmig vertiefte Mittelstück der Schale zeigt eine hübsch gearbeitete gewundene Rosette, aus deren Begrenzungslinie kleine Blattranken hervorspriessen. Dann folgt ein Gürtel mit den Bildern von paarweise einander gegenübergestellten Thieren; ein geflügelter Greif, dessen Kopfform an ein Nashorn erinnert, springt gegen einen Elch mit breitem Maule und breitem Schaufelgeweih an, ein Panther stürzt sich auf eine Elchkuh. Elche und Panther tragen um den Leib als Cirkusthiere (?) Gurte, was auch sonst bei barbarischen Randverzierungen vorkommt. Die äussern Verzierungen sind wieder ornamentaler Natur.

Von andern Gegenständen sind hervorzuheben zahlreiche, sehr schön und reich gearbeitete Fibeln aus Gold und Silber, darunter höchst eigenthümliche Dreirollen-Fibeln (vgl. Grempler, Verh. der Berl. Anthrop. Ges. 1887. p. 654 f.), der Silberbeschlag eines Kästchens und ähnliches und vor Allem zahlreiche Ueberreste von farbigen Glasgefässen, darunter Stücke aus schönem Millefiori-Glas. Fast vollständig erhalten ist eine durchscheinende napfartige Glasschale mit Fuss von amethystviolettem Grundtone und geflammter, dem Festungsachat ähnlicher Farbenzeichnung (Taf. VI, 1), die zu den schönsten erhaltenen Glasgefässen gehört und keinenfalls barbarischen, eher alexandrinischen Ursprunges ist. Vieles andere müssen wir hier übergehn und dafür auf die gewissenhaften, anschaulichen und klaren Schilderungen der dankenswerthen Monographie verweisen. Den Fund als solchen erklärte der Verfasser trotz des Fehlens jedes menschlichen Ueberrestes auf Grund analoger Entdeckungen für einen Grabfund und setzte denselben an das Ende des dritten oder den Anfang des vierten Jahrhunderts n. Chr.

Diese Aufstellung hat sich seither als richtig erwiesen. Ende Juli 1887 wurden an derselben Stelle etwas westlich von der Fundstätte von 1886 zwei weitere unzweifelhafte Gräber mit analogen Beigaben aufgedeckt (Bericht

von Grempler im Correspondenzbl. der deutsch. anthrop. Gesellsch. 1887 p. 106 ff.), auch fand sich diesmal ein Skelettüberrest, die Schmelzkappe eines Backenzahnes. Die Datirung ward gleichzeitig annähernd gesichert durch eine Goldmünze des Kaisers Claudius Gothicus, so dass das Grab nach 268 eingesenkt worden sein muss. Wie das erste Mal bestanden die Fundgegenstände zum grossen Theil aus edlern Stoffen, aus Gold, Silber, Glas, ein Beweis, dass es sich um die Grabstätte einer vornehmen und reichen Familie handelt. Dass ein reisender Kaufmann, dem man einen Theil seiner Waare mitgegeben hätte, hier sein Grab habe finden können, woran man nach dem ersten Funde denken konnte, wird durch das Auftreten dreier Gräber an derselben Stelle ausgeschlossen. Für die Geschichte des Handels ist es interessant, dass ein Kästchen, das in Bruchstücken im dritten Grabe entdeckt ward, in Seide eingewickelt war. Hoffentlich ist hiermit die Reihe der Funde von Sackrau noch nicht abgeschlossen und gelingt es H. Grempler hier noch mehr Gräber aufzudecken, durch deren Inhalt eine Reihe von Räthseln, die uns bei den bisherigen Funden noch entgegentreten, gelöst werden können, vor allem die Frage, woher die alten Schlesier diese römischen und halbrömischen Schmuck- und Prunkgegenstände bezogen.

A. Wiedemann.

3. Georg Busolt, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. Zweiter Theil: Die Perserkriege und das attische Reich. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1888 (auch unter dem Titel: Handbücher der alten Geschichte. II. Serie. 2. Abtheilung).

Nach etwa drei Jahren ist der 2. Band des in Jahrbuch 81. S. 174 ff. besprochenen Busolt'schen Werkes erschienen. Der Plan des Ganzen hat in der Zwischenzeit insofern eine Abänderung erfahren, als dieser Band die Geschichte nicht bis zur Schlacht bei Chaironeia, sondern nur bis kurz vor den Ausbruch des grossen peloponnesischen Krieges herabführt; dafür aber die für die Behandlung der Periode nothwendigen quellenkritischen Erörterungen, die ursprünglich dem dritten Bande vorbehalten bleiben sollten, vorweg nimmt. Dieselben sind, entschieden zum Vortheil der Uebersichtlichkeit, den einzelnen Paragraphen beigefügt worden. In kurzer, präciser Form wird jedesmal angegeben, was von dem Leben der einzelnen antiken Autoren bekannt ist, ihr Werk charakterisirt, seine Quellen, soweit als möglich, bestimmt und damit auch für seinen Werth der richtige Maasstab gewonnen. Der Standpunkt des Verfassers ist dabei durchweg ein ruhiger, besonnener und scharf kritischer, die Behandlung einzelner Autoren, wie z. B. die Herodots geradezu ein Meisterwerk. Die moderne quellenkritische Litteratur ist mit grösster Vollständigkeit gegeben und, soweit mir die Nachprüfung möglich war, nichts irgendwie Wesentliches übergangen worden,

so schwierig es auch gerade auf diesem Gebiete, auf dem die Dissertationen- und Programmlitteratur eine so grosse Rolle spielt, ist, das Material zu beherrschen.

Denselben Vorzug zeigt die Darstellung der Geschichte selbst, auch hier ist die antike Litteratur, soweit sie uns in Inschriften, Münzen und Schriftstellern vorliegt, ebenso vollständig zu Rathe gezogen, wie die modernen Bearbeitungen dieser Texte und der in ihnen niedergelegten Thatsachen. Die genauen Litteraturnachweise in den Anmerkungen, die auch kritische Erörterungen enthalten, ermöglichen die Nachprüfung der einzelnen Aufstellungen des Textes und die Controllirung der Auffassung der verschiedenen Personen, Zustände und Ereignisse durch den Verfasser. Die Eintheilung des Stoffes erfolgt in zwei Kapitel, welche die Perserkriege und die Pentekontaetie behandeln. Das erste bespricht in vier Paragraphen den jonischen Aufstand, die Unternehmungen des Dareios gegen Hellas, den Kriegszug des Xerxes, die Westgriechen im Kampf mit den Karthagern und Etruskern. Die sechs Paragraphen des zweiten Kapitels handeln von der Zeit von der Stiftung des attischen Seebundes bis zur Schlacht am Eurymedon, der Umwandlung des delischen Bundes in das attische Reich, dem Sieg der Demokratie und dem Bruch zwischen Athen und Sparta, dem ersten peloponnesisch-attischen Krieg und der ägyptischen Expedition, dem Ende der Perserkriege und dem dreissigjährigen Vertrag, dem attischen Reich während des dreissigjährigen Friedens. Den Schluss der Darstellung bildet die Gründung von Amphipolis 437/6 durch athenische Colonisten.

Die Ausstattung des Werkes ist die gleiche wie im ersten Bande, der Druck ist übersichtlich und correkt. Die Gliederung der einzelnen Paragraphen in kleinere, mit Buchstaben bezeichnete Abschnitte erleichtert die Orientirung in dem reichen Thatsachenmateriale, wie in der systematischen Darstellung, bei welcher auch die kulturhistorischen Fragen, die Entwicklung der Philosophie, des Münzwesens, der Kunst eine entsprechende Behandlung erfahren haben. Einiges hier nur kurz besprochene, wie die Bauten auf der Akropolis zu Athen, soll im dritten Bande eingehender verwerthet werden. Das Erscheinen dieses dritten, des Schlussbandes, soll in zwei Jahren erfolgen. Wenn auch das Werk, wie der Verfasser in der Vorrede hervorhebt, als ein Handbuch mehr zum Lernen als zum Lesen bestimmt ist, so wird es doch für jeden ernstern Geschichtsfreund auch eine anregende Lectüre, für jeden Geschichtsforscher eine Grundlage seiner Studien bilden.

A. Wiedemann.

4. E. v. Cohausen, der römische Grenzwall (1882). E. Hübner, Neue Studien über den römischen Grenzwall in Deutschland, Bonner Jahrbuch LXXX (1885). F. Ohlenschlager, Die römische Grenzmark

in Bayern (1887). Samwer, Die Grenzpolizei des römischen Reichs, Westdeutsche Zeitschrift V, S. 311 ff. H. Schiller, römische Kaisergeschichte I [2].

Die Erforschung der römischen Reichsgrenze in Deutschland, hat in dem letzten Jahrzehnt wesentliche Förderung erfahren. Das grosse Werk von Cohausen und „die neuen Studien“ von Hübner sind geeignet, eine Vorstellung von dem unermüdlichen, auf die Grenzlinie verwendeten Fleisse zu geben. In Folge desselben ist der Wall in seiner ganzen Ausdehnung von der Donau bei Hienheim bis zum Rheine bei Hönningen dergestalt festgestellt, dass sich fortan nur unwesentliche Aenderungen ergeben werden.

Ueber den bayerischen Antheil am Limes hat neuerdings in einer sorgfältigen Publikation Fr. Ohlenschlager gehandelt. Die Mittheilungen desselben beruhen auf mehrfachen Besuchen der Grenzlinie und haben einen durchaus urkundlichen Charakter. Der Verfasser steht bei seinen Ausführungen an nicht wenigen Stellen in Gegensatz zu v. Cohausen (vgl. S. 80). Das Werkchen behandelt sein Thema in folgenden Abschnitten: Schriften über die Grenzlinie, Darstellung auf Karten, Zug der Grenzlinie, Begründung des Zuges, Länge des Limes Rhaeticus in Bayern, Bauart und jetziges Aussehen, der Graben, Eingänge, Zweck und Bestimmung der Grenzlinie, ihre Bewachung und Vertheidigung.

Eine andere inhaltlich hervorragende Arbeit ist der leider in fragmentarischer Form von Zangemeister mitgetheilte Aufsatz von Samwer, Die Grenzpolizei des römischen Reichs.

Im folgenden soll auf Grund dieser Litteratur ein Gesammtbild unserer Kenntniss von den Einrichtungen an der Grenze entworfen werden.

Die Heere, welche die Kämpfe der Parteihäupter der untergehenden Republik ausfochten, bestanden aus Söldnern, die auf unbestimmte Zeit verpflichtet waren und beim Friedensschluss wieder entlassen wurden. Die Armee der Kaiserzeit bleibt auch im Frieden zusammen und besteht aus Berufssoldaten, die dem Princeps als alleinigem Imperator Treue schwuren. In Italien garnisonirte nur ein kleiner Theil des Heeres, die drei cohortes urbanae, eine Art von Gendarmeriecorps, und die neun cohortes praetoriae, von denen drei ihre Quartiere in der Nähe von Rom hatten. Italiens Küste wurde durch die Flotte, die theils in Misenum, theils in Ravenna, theils in Forum Julii ankerte, vertheidigt. Die Legionen, 25 bis 30 an der Zahl, mit ihren Kohorten und Auxilien, in denen die Unterthanen meist in landesüblicher Bewaffnung dienten, standen in festen Lagern der kaiserlichen Provinzen. Im Geburtsjahre des Principats hatte sich nämlich Augustus mit dem Senate in die Provinzen getheilt. Die Binnenlandschaften, in denen stehende Heere entbehrlich waren, sollten durch Mitglieder des Senates, die Prätur oder Konsulat bekleidet hatten, verwaltet werden. Es waren die konsularischen Provinzen Asia und Afrika, die

prätorischen Achaia, Illyricum, Makedonien, Bithynien, Kreta mit Cyrene, Sizilien, Sardinien, Südspanien, Kypros, Gallia, Narbonensis. In Nordspanien, den drei Gallien, Britannien und den beiden Germanien, den Donaulandschaften, Pannonien, Moesien, Dalmatien, am Euphrat in Syrien und Palästina, in Numidien standen die Truppen unter dem Oberbefehl von kaiserlichen Legaten (legati Aug. pro praetore). Aus dieser Vertheilung folgt, dass die Organisation des Heeres in erster Linie auf die Vertheidigung der Grenze berechnet war.

Der Rhein wurde im 1. Jahrhundert durch eine Armee von mehr als 80000 Mann bewacht. Die Legionen waren auf Xanten, Neuss, Köln, Bonn, Mainz und Vindonissa vertheilt. Kleinere Abtheilungen standen in den Kastellen, die in regelmässigen Abständen voneinander lagen, wie in Andernach, Koblenz, Boppard, Bingen. Schon Drusus hatte an fünfzig feste Plätze am Rhein erbaut und durch Strassen miteinander verbunden. Aehnlich war es an der Donau und am Euphrat. Zwar wurden durch die Erhebung des Civilis am Rhein, durch die Siege des Decebalus an der Donau die Brücken zerstört, die Standlager verbrannt. Aber stärker erhob sich die Schutzwehr aus Asche und Trümmern.

Für die Verbesserung des Grenzschutzes ist die Regierung der flavischen Kaiser epochemachend. Die Eroberung des nördlichen Britannien ist das Werk Vespasians und seiner Heerführer. Aber Hand in Hand mit der Ausdehnung des römischen Gebietes geht hier die Anlage von Kastellen und befestigten Linien. Der sogenannte Piuswall vom Firth of Clyde zum Firth of Forth wurde schon von Agricola, der 83 von Domitian abberufen ward, mit Postenreihe besetzt. Schon unter dieser Regierung ist das Bestreben unverkennbar, das Reich von den angrenzenden Völkern, Skoten, Germanen, Sarmaten, bei denen keine feste Staatsordnung für die Handlungen des einzelnen eintrat, abzuschliessen und durch diese Absperrung das eigene Grenzland zu sichern.

Bedeutungsvoller für die Zukunft war die von demselben Kaiser eingeleitete Verstärkung der Defensivstellung am Rhein. Schon im Jahre 74 war ein Theil des Dekumatenlandes militärisch besetzt worden. Die neue Erwerbung wurde erweitert und gesichert durch die Erfolge, welche die beiden Angriffskriege Domitians gegen die Chatten hatten. Wir kennen eine Münze aus dem Jahre 85, deren Revers die Aufschrift trägt: „Germania capta". Zur Linken einer Trophäe sitzt eine Germania auf einem Schilde, zur Rechten steht aufrecht, die Hände auf dem Rücken gefesselt, ein Germane, zu seinen Füssen Schild und Helm. In diesem Jahre wurde die Grenzlinie fertig, die sich in einer Länge von 120 römischen Meilen von Lorch bis zur Hunnenburg bei Butzbach am Taunus hinzog. Nachdem ein neuer Krieg im Jahre 88 abermals die Gefährlichkeit der Chatten gezeigt hatte, wurde die befestigte Linie um den Taunus herum bis Hön-

ningen am Rhein geführt. Von Trajan, der 98/99 an der Grenze weilte, wurde die östliche Fortsetzung derselben bis zur Mündung der Altmühl gebaut. Von Interesse ist eine von Ohlenschlager mitgetheilte Inschrift, die aus einem westlich von Gunzenhausen gelegenen Kastelle stammt, und Caracalla gewidmet ist, der an der deutschen Grenze Befestigungen angelegt oder hergestellt hat (Dio epit. 77, 13, 4).

Das gewaltige Werk, dessen Erbauung unsere Ahnen wohl übernatürlichen Kräften zuschrieben, verläuft also in drei Zügen. Die Donaugrenze, der limes raeticus, war nicht ein Damm oder Wall, wie man annahm, sondern eine durchweg meterbreite regelrechte durch Thürme gedeckte Mauer, die bei Kehlheim, wo die Altmühl sich in die Donau ergiesst, beginnt und in einem flachen Bogen, die Altmühl zweimal überschreitend, erst in westlicher, dann in mehreren Winkelschlägen nach SSW., endlich nach SW. bis Lorch in Württemberg läuft. Die Standlager liegen in einer Entfernung von 4 bis 13 km hinter dem Limes, weil sie der Grenze nicht näher gerückt werden konnten, ohne ihren Zusammenhang untereinander und mit den Grenzlagern an der Donau erheblich zu beschädigen.

Sehr lehrreich sind die auf S. 80 von Ohlenschlager mitgetheilten Berichtigungen zu von Cohausen's Ausführungen, der noch S. 350 geäussert hatte: „Es fehlen die Castelle — aus Freundschaft für die Hermunduren, oder weshalb sonst bleibt zu untersuchen." Ohlenschlager fasst zum Schlusse die Ergebnisse der Erforschung dieser Strecke des Limes dahin zusammen: „Die Grenzbewachung desselben war eine staffelförmige, an der Grenze selbst waren in den Wachthäusern die Mannschaften vertheilt, denen die Grenzhut, der Vorpostendienst oblag, zwischen diesen an gefährlichen Stellen und hinter ihnen standen in kleinen Lagern etwas stärkere Mannschaften den Feldwachen entsprechend, weiter rückwärts in etwas grösseren Lagerstellen die Unterstützungen und hinter diesen unter sich durch eine gute Strasse verbunden lag das Gesammtheer in Abtheilungen von 500—1000 Mann in grösseren Standquartieren."

Bei Lorch ist der Ausgangspunkt des rheinischen Limes, der aus einem Erdwall mit schmaler, in vielen Fällen kaum für einen einzelnen Fussgänger ausreichenden Wallkrone und vorliegendem Graben besteht. An felsigem Terrain ist er aus Steinen zusammengeworfen. Kastelle und Thürme liegen in regelmässigen Abständen hinter dem Walle. Von dem Haaghof (7 km von Lorch entfernt) bildet diese Grenze bis Walldürn eine gerade, quer durch Württemberg, dem Rhein ziemlich parallel verlaufende, zuletzt auf badischem Gebiet den Odenwald durchschneidende Linie. In vier Winkelschlägen gelangt sie von da nach Altstadt bei Miltenberg. Von hier tritt an Stelle des Pfahlgrabens der Main bis Hanau. Auf dem linken Mainufer liegen in regelmässigen Abständen von 8—10 km Kastelle, gerade wie die nasse

Donaugrenze von Passau bis zur Altmühlmündung von Kastellen und wahrscheinlich auch von Thürmen überwacht war. Rechts vom Main setzt sich der Pfahlgraben fort, im ganzen nördlich bis in die Nähe von Giessen (Friedberg), von da, die Wetterau einschliessend, nach SW. und S., von der Saalburg an nach Westen, am nördlichen Abhange des Taunus hinlaufend, bis in die Nähe von Langenschwalbach, dann in vielen Winkelschlägen nordwärts bis Rheinbrohl; er endete also gegenüber der Mündung des Vinxtbaches, der Grenze des linksrheinischen Obergermanien. Die Entfernung vom Anfang der Grenze bis Lorch beträgt 174 km, bis Miltenberg 107 km, von Grosskrotzenburg bis Rheinbrohl 218 km, die ganze Ausdehnung, einschliesslich der Mainlinie, rund 540 km, 720 000 Schritt. Die (42) Kastelle längs dem rheinischen Limes sind nach bestimmt erkennbaren Grundsätzen angelegt. In der Form von Rechtecken erbaut, liegen sie niemals sich anlehnend an Felsen, Bergabstürze oder Sümpfe, sondern an einem ringsum zugänglichen Orte, dessen Wahl vielfach durch die Nähe einer Quelle bestimmt ward, etwa 8 km von einander entfernt, so dass die Besatzung des einen bequem in einem halben Marschtag zum nächsten gelangen und zurückkehren konnte. Allemal führt eine Strasse ins Ausland an dem Kastell vorüber. Diese Nachweise v. Cohausen's scheinen uns unumstösslich. (Vgl. die Besprechung seines Buches im Jahrbuch LXXVIII.)

Die Untersuchungen v. Cohausen's und Ohlenschlager's haben es auch über jeden Zweifel erhoben, dass der Limes als Ganzes zur militärischen Vertheidigung ungeeignet ist. In dem nördlichen Theile war das Bedürfniss der Umschliessung des fruchtbaren Geländes der Wetterau und des Neuwieder Beckens, der warmen Quellen von Ems für die Zugrichtung massgebend. „Der Limes war keine Festungsmauer, an welcher die Angriffe der Feinde abprallen oder zerschellen konnten, wie an den Mauern von Babylon und Jericho, denn schon die Römer huldigten thatsächlich dem Grundsatze, dass ein Volk, das sein Heil hinter Wällen und Gräben suche, des Bewusstseins seiner Kraft entbehre.“ Sein eigentlicher Zweck ist, eine bestimmte, überall greifbare Marke zu bilden. Nur an officiellen Durchgängen, die durch Schlagbäume geöffnet und geschlossen werden konnten, war der Ein- und Ausgang unter gewissen Bedingungen gestattet und von den Wächtern der Thürme, die an jedem Durchgange lagen, kontrollirt. Mit anderen Worten, es bildete der Pfahl, die Grundlage des Verkehrs zwischen Römern und Germanen, diente also auch dem Zwecke der Zollerhebung. Denn man darf nicht vergessen, dass der Waarenverkehr durch Ausfuhrzölle und ausgedehnte Ausfuhrverbote gehemmt war. Letztere bezogen sich auf alles, was den Nachbarvölkern militärisch nützlich sein konnte, ferner auf Wein, Oel und Gold. Die Personen, die an der Grenze erschienen, wurden untersucht und mussten sich die Ueberwachung eines römischen Soldaten gefallen lassen. Nur bei den Hermun-

duren wurde eine Ausnahme gemacht. Sie durften ohne Begleitung die Grenze überschreiten und selbst Augsburg besuchen. Wenn er sich auch nirgends zur Vertheidigung im grossen Kriege verwenden liess, so bot er doch für den kleinen Krieg einen wirksamen Schutz, war ein kleine Raubschaaren abhaltendes Hinderniss, über welches der nächtlicherweile eingebrochene Feind mit seiner Beute nicht ohne weiteres hinwegkonnte. „Der Limes bildete," sagt Ohlenschlager, „eine feste, sichtbare und merkliche Grenz- und Zolllinie, ein Verkehrshinderniss ersten Ranges wie die österreichische Militärgrenze zu Zeiten der Pest, sie wirkte prohibitiv und nur infolgedessen defensiv, denn sie machte es den Römern möglich, mit einer verhältnissmässig geringen Truppenzahl eine langausgedehnte Grenzlinie zu überwachen; denn auch bei ausbrechenden Feindseligkeiten war ihre Wirkung nicht zu unterschätzen, denn im Falle eines Angriffes der Feinde machte die Grenzschutzwache eine zusammenhängende starke Vorpostenkette aus, welche den Befehlshaber der Nachbarlager von der feindseligen Bewegung in Kenntniss setzen konnte." Samwer hat den Grenzwall treffend mit der chinesischen Mauer, das römische Reich mit China verglichen.

Der Limes bildet die Ost- und Nordgrenze der Germania superior. In den Jahrzehnten, in denen die Römer das Imperium bis zur Elbe auszudehnen unternahmen, entstanden römische Befestigungslinien nördlich der Lippe, zwischen diesem Flusse, Sieg und Lahn. Nachdem aber das überrheinische Provinzialland aufgegeben war, bildete der Rhein mit seinen in Abständen von 18 km liegenden festen Plätzen den Hauptschutz der provincia inferior. Auf der ganzen rechten Rheinseite von Hönningen abwärts bis zur holländischen Grenze ist allerdings ausser dem Kastell von Deutz kein römisches Bauwerk mit Sicherheit nachweisbar. Was jetzt an der Lippe von römischen Befestigungen nachgewiesen ist, hat Tiberius angelegt. Aber den Fluss entlang zog sich eine Oedgrenze, die neuerdings auch jenseit des Limes nachgewiesen ist, sogar ein Präfect derselben ist bekannt geworden. Ueberhaupt bildet das Oedland an der Grenze einen Theil des Systems der Absperrung, damit die Annäherung des Feindes möglichst frühe erkannt werde. Die Markomannen mussten im Friedenschlusse des Jahres 180 n. Chr. versprechen, das nördliche Donauufer in einer Breite von einer Meile wüst liegen zu lassen. Die Jazygen werden verpflichtet, die doppelte Entfernung als Oedgrenze zu respektiren. Eine Meile gross war das unbewohnte Land zwischen den Buriern und der dakischen Grenze.

An der Donaugrenze hatten schon die Flavier Kastelle und Flottenstationen errichtet, deren Schiffe unausgesetzt im Strome Wache hielten. Schliesslich sicherte die Einverleibung der dakischen Provinz durch Trajan die Bevölkerung durchgreifend gegen die Einfälle der Sarmaten. An die

Thätigkeit der Flavier knüpft Hadrian an, der noch mehr als diese den Grundsatz befolgt, dass das Reich sich nicht mehr erweitern dürfe. Zur Sperrung der von der östlichen Karpatenkette abfallenden Thalwege, die Einfallswege der Feinde waren, wurden Lager und Kastelle errichtet, durch Vermehrung der Schiffe und der Grenzfestungen die offene Donaugrenze gesichert. Am Euphrat schien eine sorgfältige Ueberwachung der gewöhnlichen Stromübergänge ausreichend zu sein. In Afrika wird gegen die aufständischen Berberstämme das neue Lager in Lambäse errichtete, der rheinische Limes verstärkt, in Britannien die neue grossartige Grenzwehr des Pintenwalles geschaffen. Quer durch die Insel, von der Mündung des Tyneflusses, östlich von Newcastle, bis zum Solway-Firth, erstreckt sich ein zusammenhängendes System von Thürmen, Wällen und Gräben, kleinen und grossen Kastellen, welche durch eine Strasse untereinander in Verbindung standen. Thore und Strasse führten nordwärts über den Wall hinaus, um auf diesem Wege gelegentlich Offensivstösse ausführen zu können. Der ungarische Wall zwischen Donau und Theiss sowie zwischen Maros und Szamos und der bessarabische Wall, nördlich der Donaumündungen, geht in dieselbe Zeit zurück.

Hadrian hat auch die Wehrfähigkeit des Heeres an der Grenze durch tief eingreifende Organisationen erhöht, für deren Durchführung er selbst auf seinen Inspektionsreisen Sorge trug. Durch das sofortige Erscheinen der schlagfertigen Legionare an der bedrohten Stelle, sollte dem Einfalle begegnet werden. Hadrian führte eine verbesserte Schlachtordnung ein, die schweren Panzerreiter und orientalische Bewaffnung. Während im 1. Jahrhundert das militärische Imperium und die Municipaleigenschaft unverträglich erschienen, erhob Hadrian eine Reihe von Lagerstätten zu Kolonien, wie Carnuntum, Aquincum, Viminacium, Augusta Vindelicorum, ohne dass die Besatzung verlegt wurde. Bis Ende des 2. Jahrhunderts verschwanden die Canabenses als eigene Organisation an der Donau, und die Lagerortschaften erhielten municipalen Charakter.

Von Zeit zu Zeit entbrannte an der Grenze ein kleiner Krieg. Dann wurden die Posten erschlagen, das römische Gebiet besetzt, Bündnisse geschlossen. Aber immer wieder gelang es, die Eindringlinge in ihre Schranken zurückzuweisen. Die Römer erfreuten sich eines festen Besitzes, bis seit 165 in dem sogenannten Markomannenkrieg das ganze Grenzsystem gegen die Germanen ernstlich erschüttert wurde.

Bonn. J. Asbach.

III. Miscellen.

1. Die hockende Bestattung. In der Generalversammlung des naturhistorischen Vereins in Bonn am 22. Mai 1888 berichtete ich über den Fund eines halbsitzenden Skeletes in einem Grab bei Burgbrohl. Es fanden sich dabei schwarze dicke Thonscherben mit blattförmig zusammengestellten geraden Strichen verziert und Knochen vom Reh und Schwein. Der ziemlich geräumige Schädel hat gut entwickelte Nähte und vorspringendes Kinn, sein Längen-Breiten-Index ist 77. Doch ist er prognath und mit Dendriten bedeckt und hat abgeschliffene Zähne, die crista naso-facialis ist abgerundet, die Alveolarwand vor dem obern Eckzahn ist breit, die Achse der Tibia weicht, wenn man die obere Gelenkfläche horizontal stellt, um 10^0 zurück; die Gelenkfläche des Metatarsus der grossen Zehe gegen das 1. Keilbein ist stärker ausgehöhlt wie gewöhnlich, der Körper des Unterkiefers ist unten verdickt. Das Grab war in den Tuff eingeschnitten. Diese Art der Bestattung kommt am Rheine selten vor. Ein solches Grab fand sich neben Gräbern aus der Steinzeit bei Nieder-Ingelheim, vgl. Verh. d. naturhist. Vereins, Bonn, 1864 Sitzb. S. 113. Ein anderes bei Kirchheim in der Pfalz beschrieb Mehlis, vgl. Correspbl. d. deutschen Anthrop. Ges. August 1881. In den Händen desselben lag ein durchbohrtes Steinbeil, dabei Thonscherben, deren Ornament mit weissem Kitt ausgelegt war. Dieselben fanden sich in Nieder-Ingelheim, auch in Monsheim, wo nach Lindenschmit die Köpfe der Skelette meist auf dem Gesichte lagen, als seien diese in sitzender Stellung beerdigt. Alterth. unserer heidn. Vorzeit Taf. I, 7 u. 8. Schliemann fand die weiss eingelegten Thongeräthe auch in Hissarlik. Fr. Troyon hat in seiner Schrift: Habitations lacustres, Lausanne 1860, zahlreiche Beispiele dieser alten Bestattungsweise zusammengestellt. Schon Herodot berichtet, IV. 190, dass die Nasamonen, welche lybische Nomaden sind, ihre Todten sitzend bestatten. Auch Diodor Sicul. IV. c. 3 sagt es von den Troglodyten Aethiopiens. Bei den Hottentotten hat sich die Sitte erhalten. Auch unter den alten Fundamenten von Babylon hat man solche Bestattungen gefunden, Revue de deux mondes, 15. Oct. 1854. Nach Cicero (de legibus II, 25) befahl Cecrops, die Todten in den Schooss der Allmutter Erde zu legen. Cicero

sagt, dies scheine ihm die älteste Begräbnissart, deren sich nach Xenophon auch Cyrus bediente und fügt hinzu: „redditur enim terrae corpus et ita locatum ac situm quasi operimento matris obducitur. Nach diesem Ritus soll König Numa begraben worden sein und das Geschlecht der Cornelier behielt diese Art des Begräbnisses bei bis zu unserer Zeit." Troyon will diese Stelle auf das Begräbniss in hockender Stellung beziehen, weil diese die Lage des Kindes im Mutterleibe gleichsam darstellt. Es ist aber davon in derselben doch gar nicht die Rede, auch wir sprechen, wie Cicero, vom Schoosse der Erde, dem wir die Todten übergeben. Der Stellung des Kindes im Schoosse der Mutter gleichen allerdings die Mumien der Peruaner und Troyon meint, das Weissagen aus den Eingeweiden könne den rohen Völkern diese anatomische Kenntniss verschafft haben. Man findet peruanische Vogelmumien, deren Klauen an die Brust gelegt, deren Kopf gegen den linken Flügel gewendet ist, wie es im Ei der Fall ist. Wenn man die Stellung des neugebornen menschlichen Kindes hätte nachahmen wollen, dann müsste man die Todten auch mit dem Kopfe zu unterst bestattet haben. Wir können Troyon nicht zustimmen, dass dieses Begräbniss ein Symbol der Wiederauferstehung sein soll. Derselbe Gebrauch findet sich bei den Basutos in Africa und bei den Guanchen auf Teneriffa. Die Andamanen binden ebenfalls die Todten wie in einen Knäuel, damit er wenig Raum einnehme. Die Neucaledonier biegen die Beine derselben und binden die Arme an die Kniee, das Ganze wird dann mit Baumrinde umschnürt. Bei den Neuseeländern ruht der Kopf auf den Knieen. Aehnlich wie Troyon schildert schon André Thévot die Sitte bei den Brasilianern in seiner Cosmographie vom Jahre 1575. Er sagt, sie glaubten, der Todte könne nicht würdiger bestattet werden, als in den Eingeweiden der Erde, welche die Menschen trägt und Früchte und nützliche Dinge für Jeden hervorbringt. Sie biegen die Glieder der Todten zusammen und binden sie mit Seilen zu einem Ballen, der dem Kind im Schoosse der Mutter gleicht und legen ihn in eine grosse Thonvase. So geschieht es noch bei den Indianern am Tenesse, Missouri und Ohio. Bei Einigen giessen die Mütter Milch aus ihren Brüsten auf die Todten. Dies soll nach Troyon noch zu Anfang unseres Jahrhunderts im Alpenthal des Ormonts geschehen sein. Er fand hockende Bestattung noch nach der Einführung der Metalle in zahlreichen Gräbern zu Chardonne, Verschiez und zu Sion. Auch in den Steinkammern Skandinaviens sitzen die Todten. Im Grabe von Schwaan in Meklenburg lag der Vornehme wagerecht hingestreckt, neben ihm waren wahrscheinlich seine Diener in hockender Stellung beigesetzt. W. Kobelt fand in megalithischen Grabkammern Nordafrikas, wie es daselbst die Regel ist, die Todten in anscheinend hockender Stellung begraben; vgl. Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Frankfurt a. M. 1885, S. 137. Lubbock sagt für England, die sitzenden Skelette bezeichneten die Stein-

zeit, die Leichenverbrennung entspreche der Bronzezeit, die Bestattung der Eisenzeit.

Schaaffhausen.

2. Culturgeschichtliche Denkmäler in Ostafrika. Die Colonisations-Bestrebungen in Ostafrika haben zur Entdeckung zahlreicher Denkmäler aus allen Culturperioden der Menschheit geführt. Es sind urgeschichtliche Geräthe aus der Stein- und Bronzezeit, Speiseabfälle, Spuren von Höhlenbewohnern und von Pfahlbauten entdeckt worden, aber auch unwiderlegliche Zeugen für die Anwesenheit der Völker des klassischen Alterthums. Révoil fand an der Somaliküste, wo nach dem Zeugniss der alten Schriftsteller sich griechisch-römische Colonien befunden haben, dieselben Ueberbleibsel antiker Cultur, die sich überall finden, wohin griechische Handelsunternehmungen und römische Eroberungszüge sich erstreckt haben. Die von Révoil gefundenen Glaswaaren, sowie Stücke von Email, Alabaster und Terra sigillata und Münzen stammen theils aus der Ptolemäer- theils aus der römischen Kaiserzeit. An der Nordküste des Somalilandes finden sich zahlreiche Gräber griechisch-römischer Colonisten. In der Nähe des Cap Guardafui hält Révoil verschiedene Mauerreste für Ruinen griechischer Tempel, die wohl durch Colonisten von Alexandria aus errichtet waren. In der Nähe der südlich vom Zambesi gelegenen Goldminen des Sofalalandes entdeckte Carl Mauch alte Befestigungsmauern und in den Fels gehauene Gänge, deren Entstehung vielleicht in die Zeiten der Aegypter und Phönizier zurückverlegt werden muss. Als die Portugiesen (1498) von diesen Goldminen Besitz ergriffen, trafen sie diese Bauten bereits als Ruinen an. Die daselbst sesshaften Araber sagten, sie stammten aus den Zeiten der Ophirfahrten des Königs Salomo. Nach dem Niedergange der antiken Cultur scheint eine hoch entwickelte mohamedanische Cultur an diesen Gestaden des indischen Ozeans blühende Sitze des Handels und der Industrie geschaffen zu haben. Ein solcher war die Stadt Makdischu mit 100 Moscheen, von denen noch zwei erhalten sind, die mit ihren Hallen und Kuppeln, mit ihren Spitzbögen und in Alabaster ausgeführten Ornamenten an die Alhambra und die Cathedrale von Cordova erinnern. Nach dem Bericht des französischen Marine-Officiers Guillain ist die ganze Küste südlich dieser Stadt meilenweit mit Ruinen völlig besäet. Bei Kiloa haben die Trümmer einer prachtvollen arabischen Moschee die Bewunderung der Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft jüngst erregt. Wie sehr die Portugiesen die wirthschaftliche Bedeutung und den colonisatorischen Werth von Ostafrika erkannten, geht aus der grossen Zahl von Zwingburgen hervor, die sie an den meisten Hafenplätzen dieser Küste errichteten. Diese vor 2 oder 3 Jahrhunderten angelegten starken Werke haben sich bis zur Gegenwart in ziemlich unverändertem Zustande erhalten.

In Mozambique und Sofala sind dieselben noch heute in Händen der Portugiesen. An anderen Plätzen haben die Sultane von Maskat nach ihrem Siege über die Portugiesen 1698 das Zeichen des Halbmondes an Stelle des Kreuzes aufgepflanzt. Vielleicht bringt der in diesem Jahre von Seiten des Herrschers von Sansibar mit dem Deutschen Reich abgeschlossene Vertrag diese festen Plätze wieder unter christlich-europäische Verwaltung zurück.

Dr. K. Grimm. Morgenblatt der Bonner Zeitg. 28. Aug. 1888.

8. Die Erhaltung organischer Gewebe. Prof. Schaaffhausen theilte darüber in der Generalversammlung des naturhistorischen Vereins in Dortmund das Folgende mit: Nächst den Knochen sind von den übrigen Gewebetheilen des thierischen und menschlichen Körpers die Haare die dauerhaftesten, sie widerstehen auch in Gräbern lange der Zerstörung. In einem gallorömischen Grabe bei Wallerfangen waren die Haare des Todten und Reste der Kleidung, die aus Schaafwolle bestand, erhalten, von Skelettheilen zeigte sich keine Spur mehr. Der Redner zeigte diese Haare, die rothbraun sind, vor; vgl. Archiv f. Anthrop. V, 1871, S. 124. An Leichen, die nach 25 Jahren wieder ausgegraben wurden, sind die Haare meist erhalten. So war es bei R. Schumann, dessen Reste nach 23 Jahren, als sein Denkmal in Bonn errichtet wurde, wieder dem Grabe entnommen wurden. Aber auch in mehr als 1000 jährigen Gräbern sind in unsern Gegenden die Haare nicht selten erhalten. Sie zeigen dann, worauf ich mehrmals aufmerksam machte, eine Farbenänderung, indem sie röthlich werden, was sowohl von den dunkeln, als den blonden Haaren gilt. In einem fränkischen Grabe zu Rondorf bei Sechtem zeigte der in einem Steinsarg Bestattete auf dem Kopfe noch einen Haufen röthlicher Haare; vgl. Verh. d. naturh. V. 1875, Stzb. S. 198. Eschricht fand sogar an einem der rundlichen Grabschädel der skandinavischen Steinzeit, die den Lappen gleichen, dunkelbraune Haare, woraus er auf eine dunkelhaarige Rasse schloss, vgl. Anthrop. Vers. in München 1875, S. 67. Bei der Winckelmannsfeier in Bonn am 10. Dez. 1875 zeigte der Redner rothe Haare aus einem kurz vorher in der Johannisstrasse zu Cöln gefundenen römischen Steinsarge. Nach der vorhandenen Inschrift war in demselben ein Hauptmann der Kaiserlichen Leibgarde bestattet. Wiewohl die Knochen sehr mürbe und dem Zerfallen nahe waren, so hatte sich doch eine ansehnliche Menge des Haupt- und Bart-Haares erhalten, welches lebhaft roth war. Für die seit dem 2. Jahrhundert n. Z. eingeführte Kaiserliche Leibwache wurden wegen ihrer Tapferkeit und Leibesgrösse gern Germanen ausgewählt. Die hellere Farbe des Haupthaares und die Körpergrösse von 6',2 Rh. oder 193,8 cm, die sich aus der Länge des Oberarmbeines berechnen liess, sprechen dafür, dass auch dieser Centurio ein Germane war. Dies ist wohl

der einzige bekannte Fall, dass uns die rutila coma unserer Vorfahren erhalten worden ist. Als vor mehreren Jahren die Remigiuskirche in Bonn neu geplattet wurde, sah man in den vermoderten Särgen viele Todte mit röthlichen Haaren, die einige Jahrhunderte alt waren. Haare der h. Maria, die sich in dem Reliquiarium Karls des Grossen befinden, werden als gelblich bezeichnet, Jahrb. d. V. v. A. XXXIX S, 270. Leichen, die in warmen Gegenden, in sehr trockner Erde liegen und vielleicht auch künstlich vor dem Eindringen der Luft und der Feuchtigkeit geschützt sind, erhalten sich länger als unter entgegengesetzten Bedingungen. Aegyptische Mumien erweichen oft in unserm Klima, und wo sich, wie auf dem Kreuzberge bei Bonn, Leichen in einem Grabkeller gut erhalten, da ist die Trockenheit des Bodens und ein starker Luftzug die Ursache. Schon Czermak hat in den getrockneten Weichtheilen der ägyptischen Mumien nach zweckmässiger Behandlung mit dem Microscop alle Gewebselemente wieder erkannt. Auch die Haare sind an ägyptischen Mumien, wie an denen der Peruaner und Guanchen gut erhalten und schimmern röthlich. Auf welcher chemischen Umwandlung das Rothwerden der Haare beruht, wissen wir nicht, es zeigt sich an todten Germanen oft schon in kürzerer Zeit, wie man an alten Perücken beobachtet. Vielleicht beruht es auf einer Oxydation der Eisenbestandtheile des Haars. Auch an Moorleichen haben Handelmann und Pansch die Haare röthlich gefunden. In einem Baumsarge von Borum-Eschoi im Museum zu Copenhagen, der 1872 gefunden ist und über 2000 Jahre alt geschätzt wird, sind wollene Kleidungsstücke und das Haar vortrefflich erhalten. Die Gerbsäure des Eichenholzes wird hier die Zerstörung aufgehalten haben. Die im Moore von Lincolnshire 1747 gefundene Leiche, deren Sandalen auf hohes Alter deuteten, zeigte Haare und Nägel so frisch, wie bei einem Lebenden, Handb. der ges. Mineral. II, 1832, S. 290. Selbst Weichtheile und Haare quaternärer Thiere haben sich durch den Einfluss der Kälte bis heute erhalten, indem die im gefrorenen Boden Sibiriens eingeschlossenen Leiber des Mammuth und Rhinozeros der Fäulniss widerstanden haben. Auch die Haare des Mammuth, die in den Museen von Petersburg und Moskau aufbewahrt werden, sind zum Theil röthlich geworden. Das gab zu einem irrigen Bilde des Mammuth Veranlassung, welches Harting veröffentlicht hat, indem er dem Thiere eine rothbraune Mähne gab. In unserm Klima ist aus so ferner Zeit eine Erhaltung von Haaren nie beobachtet worden und jene Haare aus der Grürmannshöhle, die ganz schwarz sind, können von einem Höhlenthiere der Vorzeit nicht herrühren. Nach der microscopischen Untersuchung gehörten diese Haare dem Sus scrofa ferus an, das sich ja wohl einmal in eine Höhle verirrt haben kann. Während unser Wildschwein am Körper meist graue Haare hat, so besitzt es doch am Ohr und Kinn ganz schwarze.

Das Haar ist ein der Hornschicht der Oberhaut verwandtes Gebilde

und die Hörner mancher Thiere, denen ein Knochenkern fehlt, bestehen wie die des Rhinozeros nur aus Hornstoff und sind blosse Hautbildungen, während die Geweihe der Hirsche aus Knochen bestehen und bei den hörnertragenden Wiederkäuern das Horn nur die Scheide eines am Schädel festsitzenden Knochenzapfens ist. Die Thiere der Vorzeit haben uns wohl ihre Geweihe hinterlassen, aber ihre Hörner so wenig wie ihre Haare. So häufig bei uns die Funde von Rhinozerosknochen sind, von einem Horn hat man niemals gehört, wiewohl man zugeben muss, dass seine Grösse und Dichtigkeit unter günstigen Umständen zu seiner längeren Erhaltung beitragen wird. Auf der Anthropologen-Versammlung in München im Jahre 1875 (vgl. Bericht S. 69) theilte Virchow mit, dass die Gymnasial-Sammlung in Glogau ein mächtiges Horn vom Nashorn besitze, welches, wenn er nicht irre, beim Baggern aus der Tiefe der Oder zu Tage gefördert worden sei. Dieses fossile Horn, der einzige bekannte Fund der Art in Europa, legte der Redner vor, indem Herr Direktor Hasper ihm dasselbe zur Untersuchung übersendet hatte. Nach Mittheilung des jetzt in Plauen lebenden Gymnasial-Oberlehrers a. D. Alexander Scholtz ist das Horn von einem Glogauer Kaufmann erworben worden, nach dessen Angabe dasselbe unterhalb des Dorfes Nosswitz bei Glogau in der Nähe eines nicht weit davon in die Oder mündenden Nebenflüsschens, am Ufer einer Wasserlache im Schlamme liegend, aufgefunden wurde. Dieser Fundbericht ist nicht ganz sicher. Manche halten desshalb das Horn für modern oder glauben, dass es aus Sibirien herrührt. Das Horn ist nicht vollständig, sondern ist nur eine vom innern Hornkern abgelöste Schale. Vgl. Anthropologen-Vers. in Nürnberg 1887 S. 160. Das Horn ist hier in $^1/_4$ Grösse abgebildet. Das Poppelsdorfer Museum besitzt von einem jungen lebenden Rhinozeros einen solchen Horntrichter, der innen glatt wie ein umgestürzter Trinkbecher aussieht. Wenn man annimmt, dass in der Vorzeit sich solche Schalen vom Rhinozeroshorn leicht ablösen liessen, so wird man sie ebenso wohl zum Trinken benutzt haben, wie dies von den Ochsenhörnern bekannt ist. Noch heute fertigt man im Orient, wie Brehm mittheilt, Trinkgefässe aus Rhinozeroshorn, denen man eine zauberhafte Wirkung zuschreibt.



Caesar sagt de bello Gallico VI, 28, dass die Germanen aus Ochsenhörnern

tränken, die an der Mündung verziert seien. Plinius berichtet hist. nat. II, 37 dasselbe von den nördlichen Barbaren. Auch andere Völker kannten diesen Gebrauch. Theopompus lässt den König der Paeonier aus mit Gold und Silber verzierten Ochsenhörnern trinken. Aeschylus führt mit Silber verzierte Hörner an, Pindar lässt dann die Centauren aus silbernen Hörnern trinken, vgl. Brandt Palaeontol. Beitr. 1867, S. 126.

Es giebt Gründe für die Annahme, dass Hörner des Rhinozeros in Nordasien häufig im gefrornen Boden gefunden worden sind, weil sie, falsch gedeutet, zu einer schon im Alterthum weit verbreiteten Sage Veranlassung gegeben haben. Pallas fand 1772 am Ufer des Wilui ein ganzes Rhinozeros mit Fleisch, Haut und Haaren. Er sagt Nov. comm. ac. imp. Petrop. vol. XVII, p, 576: loquor de rhinocerote integro cum coris, cumque tendinum et carnium insignibus reliquiis conservato. Die Hörner fehlten. Schon A. Erman, Reise um die Welt I, 1, S. 711 fand in der nordischen Sage von einem riesenhaften, früher mit dem Volke des Landes kämpfenden Vogel, dessen Kopf und Klauen noch gefunden würden, das Vorbild der griechischen Sage vom Vogel Greif, unter dem die Arimaspen das Gold hervorziehen, der in den arabischen Märchen von Tausend und eine Nacht als Vogel Rock erscheint. Nach von Humboldt ist die Sage indisch-persischen Ursprungs. Das fabelhafte Thier ist in China und Japan ein Drache. Es sind in Nordasien aber niemals die Reste eines grossen Vogels gefunden worden, wiewohl noch 1830 der aus Sibirien kommende Reisende Hedenström gegen von Baer die Ansicht äusserte, jene Hörner seien Vogelklauen. Nach von Olfers, Die Ueberreste vorweltlicher Riesenthiere in Beziehung zu ostasiatischen Sagen und chinesischen Schriften, Berlin 1840, S. 14, sind Hörner vom Rhinozeros und von andern Thieren unter dem Namen Greifenklauen in vielen Sammlungen auch unter den sogenannten Heiligthümern der Kirchen verzeichnet, wie z. B. die alten Reliquarien von Wien, Wittenberg und Halle nachweisen. Ob unter diesen angeblichen Greifenklauen sich wirklich ein Horn des Rhinozeros befindet, ist nicht bekannt geworden und sehr unwahrscheinlich, es scheint jene Beziehung den verschiedensten Thierhörnern beigelegt worden zu sein. Nach Floss, Gesch. der Aachener Heiligthümer S. 168, gleicht das Horn von Cornelimünster einem Stierhorn, aus'm Werth sagt, es sei das schwarze Horn von einem Büffel, in der Sage aber streifte sich ein Greif die Klaue ab. In einer Kapelle zu St. Denis war noch im 16. Jahrh. eine Kralle des Greifen zu sehen; eine ähnliche befand sich in der Blasiuskirche zu Braunschweig, im historischen Museum in Dresden, eine in Gold gefasste in der Burkardkirche zu Würzburg. In St. Severin zu Cöln befindet sich als Reliquarium ein Horn, dessen Fuss eine Vogelklaue darstellt. Im Poppelsdorfer Museum befinden sich zwei Zähne des Hippopotamus, die zu Behältnissen mit Deckel ausgehöhlt sind. Auch das germanische Nationalmuseum in Nürnberg besitzt eine

sogenannte Greifenklaue. Es ist ein Thierhorn. Aus'm Werth[1]) führt noch Hildesheim, Weimar, Gran und Olmütz an, wo sich solche Greifenklauen befanden. Das Trinkhorn des h. Anno in Siegburg ist verschollen, es war schwarz, mit Silber beschlagen. Ueber dem Grabe Heinrichs des Löwen in Braunschweig hing die von ihm aus dem Orient mitgebrachte Greifenklaue.

Verh. des naturhist. Ver. Bonn 1887 S. 70.

4. Die eiserne Statuette von Plittersdorf, eine Berichtigung. Im Hefte LXXXI unserer Jahrbücher habe ich eine kleine weibliche, eiserne Figur in ägyptischem Costüme beschrieben und als eine römische bezeichnet. Dieses Urtheil gründete sich auf die Umstände des Fundes, auf das häufige Vorkommen ägyptischer Alterthümer in römischen Gräbern am Rhein, das ich selbst zum Gegenstande einer Abhandlung im Jahrb. LXXVI gemacht hatte, ferner auf die vortreffliche Anatomie der weiblichen Gestalt, auf den verwitterten Zustand des Eisens und auf die Unmöglichkeit, trotz ausgedehnter Nachforschungen, den modernen Ursprung der Figur nachzuweisen. Am Schlusse der Abhandlung sagte ich, dass die Herkunft der Statuette aus einem römischen Grabe nicht beobachtet worden sei und nur aus den Umständen der Auffindung geschlossen werden könne und dass der antike Ursprung derselben die erheblichsten Gründe für sich habe. Ich setzte hinzu: „der volle Beweis der Richtigkeit dieser Annahme wird erst dann zu führen sein, wenn irgend ein ähnlicher und zweifellos antiker Fund auf diesen sein Licht werfen und unsere Schlussfolgerungen bestätigen wird. Das kleine Bildwerk hat durchaus den Charakter einer antiken Arbeit, doch habe ich vor meiner Untersuchung die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt, dass dasselbe nicht antik, sondern modernen Ursprungs sein könne." Meine Darstellnng hat desshalb die Zweifel sachverständiger Forscher auch nicht beseitigen können. So schrieb mir Dr. L. Beck am 6. Juni 1886: „Meine Befriedigung über Ihre Arbeit wird keineswegs eingeschränkt durch meine Zweifel an der römischen Provenienz der Eisenfigur. Ihre Schrift wird gerade Veranlassung sein, durch kritische Vergleichung diese Frage zu entscheiden. Diese Entscheidung, möge sie für oder wider ausfallen, wird immer ein Fortschritt sein für die Geschichte des Eisens."

Ich bin jetzt in Folge zweier späteren Funde derselben Figur und meiner fortgesetzten Nachfragen im Stande, den sichersten Beweis für den modernen Ursprung derselben zu liefern. Es ist sogar die Gussform derselben aufgefunden. Im Sommer 1886 brachte mir Herr Bauinspector P.

---

1) Kunstdenkmäler des christl. Mittelalters in den Rheinl. I, 3 B. 1868, S. 15 u. 87.

Karsch, damals in Linz, dieselbe eiserne Figur, die er von der Familie des verstorbenen Brunnenverwalters Saal erworben hatte, welcher lange Jahre am Heilbrunnen bei Tönnisstein im Brohlthale angestellt war. Nach Aussage der Frau und Tochter des Verstorbenen, die sogar ein schriftliches Attest ausstellte, war dieselbe bei einer Neueinfassung der Quelle mit römischen Alterthümern im J. 1857 dort in der Erde gefunden. Dass die Römer schon diese Quelle benutzten und gefasst hatten, ist durch neue Funde, vgl. Jahrb. LXXXIV, S. 55 festgestellt. Der Fund jener Figur diente mir aber nicht zur Bestätigung des römischen Alters, sondern erregte ernste Bedenken. Das Eisen war wohl erhalten, und zeigte Spuren schwarzer Farbe, am Kopfende der Figur war eine Schraube, die in ein dabei gefundenes Capitäl aus Palmblättern passte, welches sehr modern aussah und den Gebrauch der Figur als Leuchter sicher stellte. Eine andere kleine Statuette aus gelber Bronze von demselben ehemaligen Besitzer, die einen nackten Gladiator mit entblösster Muskulatur darstellt, und die ebenfalls mit römischen Sachen bei jener Gelegenheit gefunden sein sollte, habe ich bei der Anthropologen-Versammlung in Nürnberg, vgl. Amtl. Bericht S. 118 vorgezeigt. Ihr römischer Ursprung ist sehr unwahrscheinlich. Während des Anthropologen-Congresses in Bonn im August dieses Jahres brachte mir Herr Dr. Köhl aus Worms ein drittes Exemplar jener Eisenfigur, über dessen Auffindung nichts Sicheres bekannt war. Dasselbe war sehr gut erhalten und zeigte unzweifelhafte Spuren schwarzen Lackes. Da diese, sonst nicht bekannten Figuren nun 3 mal, nicht sehr fern von einander, im Gebiete des Mittelrheines in Plittersdorf, im Brohlthal, bei Worms gefunden waren, lag der Gedanke nahe, dass sie in dieser Gegend auch gefertigt sein müssten. Schon früher hatte ich meine Nachforschung auch nach der Sayner Hütte gerichtet, wo vor etwa 40 Jahren eine kurze Zeit nur der Guss kleiner Kunstgegenstände stattfand, welche Industrie bald wieder aufgegeben wurde. Meine damalige Erkundigung blieb ohne Ergebniss. Ich wandte mich nun an Herrn Hüttendirector Rud. Herzog in Sayn mit der Frage, ob nicht auf der Sayner Hütte aus jener Zeit noch Gussformen vorhanden seien und legte eine Skizze der Eisenfigur bei. Derselbe schrieb am 4. Septemb. d. J., dass die Figur sicherlich auf der dortigen Hütte angefertigt sei und sandte mir ein Blatt mit Abbildungen von Saynerhütten Kunstgusswaaren, unter denen ein Tafelleuchter, unter No. 15 als Mumie bezeichnet, mit jener Figur dargestellt ist. Dem Briefe folgte ein Abguss aus der noch vorhandenen Form, welcher die vollkommenste Uebereinstimmung mit jenen Figuren zeigt. Dass die Sache so lange unaufgeklärt bleiben konnte, liegt in der geringen Verbreitung jener, während einer kurzen Zeit nur unter der Königlichen Verwaltung der Hütte angefertigten Kunstgegenstände aus Eisenguss.

Schaaffhausen.

5. Römische Inschriften aus Köln. Bei Ausschachtungsarbeiten, welche im Mai an der alten Römerstrasse, der jetzigen Luxemburgerstrasse, für die dort zu errichtenden Neubauten vorgenommen wurden, sind ausser zahlreichen Aschenurnen, Glasgefässen und kleineren Anticaglien auch Grabsteine bezw. Fragmente von solchen gefunden worden.

Der eine besteht aus einer kleinen dünnen Platte von Kalkstein, deren Maassverhältnisse ich nicht in der Lage bin anzugeben, da mir die Steine zu messen nicht möglich war. Er enthält folgende fünfzeilige Inschrift, deren sorgfältig eingemeisselte Buchstaben eine noch ziemlich gute Form aufweisen.

D · M
CANDIDINIO
SECVNDO
HERES·HEREDIS
F · C

D(is) m(anibus) Candidinio Secundo heres heredis f(aciendum) c(uravit).

Ob die einzelnen Buchstaben der Inschrift genau so unter einander stehen, wie im Drucke angegeben ist, sowie ob die gesetzten Interpunktionszeichen alle vorhanden sind, vermag ich nicht zu verbürgen, da ich die Inschrift aus dem Gedächtniss mitzutheilen genöthigt bin. Der Wortlaut ist indessen vollkommen sicher.

Auffallend ist, dass der Name desjenigen, welcher als Erbe des Erben das Denkmal dem Verstorbenen errichtet hat, nicht genannt ist.

Zugleich mit diesem Stein ist an derselben Stelle ein Bruchstück von Kalkstein gefunden worden. Erhalten ist der Sockel nebst einem kleinen Stück des eigentlichen Grabsteins, auf dem auch ein Theil der letzten Zeile vorhanden ist. Dieselbe lautet:

O · OBITO

Beide Inschriften sind im Privatbesitz eines Bauunternehmers, der mit denselben die Einfassungsmauern seines Gartens auszuschmücken gedenkt.

Besser erhalten ist ein kleiner oben leicht abgerundeter Grabcippus, welcher ebenfalls zu Köln an der Aachener Strasse zu Tage gefördert worden ist. Derselbe ist 66 cm hoch, 37 cm breit und 8 cm tief. Das Material des Steines ist weisser Kalkstein. Die Erhaltung ist im Ganzen gut. Auf dem oberen Theile des Steines befinden sich in einer 11 cm hohen und 29 cm breiten Nische die Brustbilder zweier Personen hart neben einander, links vom Beschauer das einer Frau, rechts das eines Mannes. Darunter ist die nachstehende Inschrift eingehauen:

D M
SEVERINIO
EVALI · FILIO
ET SECVN
DINIA · VRS
VLA · MATER
VIVA · POSVIT

Meines Wissens begegnen wir hier dem Cognomen Evalis zum ersten Mal. — Im Verfolg der Inschrift erfordert der Sinn SIBI vor VIVA, was wahrscheinlich durch ein Versehen des Steinmetzen ausgefallen ist.

Als graphische Eigenthümlichkeit der Inschrift hebe ich noch hervor, dass sämmtliche A ohne Querstrich sind.

Bonn. Josef Klein.

6. Nachtrag zur kölner Sepulcralinschrift in Jahrb. LXXXIV S. 237. Das im genannten Jahrbuch näher beschriebene Grabdenkmal ist mittlerweile in das hiesige Provinzialmuseum gelangt. Dasselbe ist, wie Nachforschungen dargethan haben, an der Aachener Strasse in der Neustadt von Köln gefunden worden. Jetzt, nachdem die einzelnen Theile desselben von dem Schmutze, welcher ihnen anhaftete, gehörig gereinigt und wieder zusammengesetzt sind, hat sich ergeben, dass auf den beiden die Nische einfassenden Randleisten in der Höhe der Brust der Figur die Anfangsbuchstaben der bekannten Eingangsformel D(is) M(anibus) eingemeisselt sind. Ferner ist zu bemerken, dass nach PACATIAE in der ersten Zeile ein Punkt steht. Ob auch nach ENTIAE in der zweiten Zeile ein Punkt einst gesetzt war, lässt sich nicht mit Gewissheit entscheiden, weil der Stein gerade an dieser Stelle eine leichte Beschädigung erfahren hat.

Bonn. Josef Klein.

Köln. Bei den Erdarbeiten am Justizgebäude ist man mehrfach auf Spuren aus der Römerzeit gestossen. Im nordwestlichen Theile des Gebäudes fand sich Mauerwerk und ein grosser Betonboden, vermuthlich einer Feuerungsanlage angehörig. Die kleinen quadratischen Ziegel haben fast alle in einem Rundstempel einen sechsstrahligen Stern und dazwischen die Buchstaben:

L | E | G | XXX | V | V

d. i. Legio tricesima Ulpia Victrix. Da diese Ziegel in grosser Anzahl vorkommen, darf vielleicht eine Beziehung der alten Bauanlage zu dieser Legion vermuthet und die Bauzeit ziemlich früh angesetzt werden, weil die Legion vom 3. Jahrhundert ab ihre Beinamen ändert. Dabei ist bemerkenswerth, dass das Mauerwerk einen regelmässigen Wechsel von Tuffstein- und Ziegelschichten zeigt. An anderer Stelle wurde der untere Theil eines Altars aus Kalkstein gefunden. Er war, wie es scheint, der Juno geweiht; die Inschrift ist nicht vollständig erhalten.

IV. General-Versammlung des Vereins am 27. Juni 1888.

Der Vorsitzende, Geh. Rath Schaaffhausen begrüsst die zur Versammlung erschienenen Mitglieder und erstattet den Jahresbericht für das Jahr 1887:

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins betrug mit Einschluss der Ehrenmitglieder, der Schulanstalten und des Vorstandes nach dem letzten Jahresbericht am 1. Juli 1887: 641.

Unter den Gestorbenen seit der letzten General-Versammlung, die am 18. Juli 1887 stattfand, nenne ich zuerst

S. Majestät unsern theuersten Kaiser und König Friedrich, der seit dem Jahre 1878 Ehrenmitglied des Vereins war, und ferner folgende 20 Mitglieder, die Herren:

General von Kalinowski in Bonn,
L. Simon in Kirn,
Senator Kulemann in Hannover,
Frau Hammacher auf Gut Annaberg,
Geh. Reg.-Rath Hilgers in Aachen,
Frh. Bruno von Heister in Düsseldorf,
Geh. Rath von Leutsch in Göttingen,
von Florencourt in Berlin,
Prof. Dr. Scherer in Berlin,
Prof. Dr. Schlottmann in Halle,
Reg.-Präsident von Bernuth in Bonn,
Buchhändler Hochgürtel in Bonn,
Geh. Ober-Baurath Salzenberg in Berlin,
Oberst Graf Seyssel d'Aix in Berlin,
Domcapitular Frenken in Cöln,
Landgerichtsrath Stephani in Croev,
Sanitätsrath Dr. Nels in Bittburg,
Clemens Dahmen in Cöln,
Oberbürgermeister Hoffmeister in Bonn,
Generaldirektor Kolb in Viersen.

Ich ersuche Sie, zum ehrenden Andenken an dieselben sich von den Sitzen zu erheben.

Neu eingetreten in den Verein sind 14 Mitglieder:

Der Herr Erzbischof Dr. Philippus Krementz in Cöln,
„ Banquier C. A. Niessen in Cöln,
„ Oberbürgermeister Hoffmeister in Bonn,
„ Gymnasiallehrer P. Schurig in Bonn,
„ Baumeister Fr. Langenberg in Bonn,
„ Geh. Sanitätsrath Mooren in Düsseldorf,
„ Professor Menzel in Bonn,
„ Notar Fröhlich in Cöln,
„ Justizrath Ed. Schenk in Cöln,
„ Bau-Inspektor J. Kosbach in Cöln,
Die Studienanstalt in Speier,
Die Stadtbibliothek in Stralsund,
Herr stud. theol. R. Ladegast in Bonn,
Das Staatsarchiv in Düsseldorf.

Abgemeldet haben sich für 1888: 16 Mitglieder, so dass mit den Gestorbenen der Verein einen Verlust von 37 Mitgliedern erfahren hat. Diesem Verluste steht ein Zuwachs von 14 Mitgliedern gegenüber, von denen schon eines gestorben ist, so dass die Mitgliederzahl heute um 24 sich vermindert hat und 617 beträgt. Der Vorstand hat 2 Ehrenmitglieder ernannt, den Herrn Erzbischof Krementz von Cöln und den Herrn Oberpräsidenten von Bardeleben in Coblenz.

Es sind seit der letzten Versammlung das Heft 83 mit 4 Tafeln und 19 Holzschnitten, Heft 84 mit 5 Tafeln und 14 Holzschnitten und in den letzten Tagen Heft 85 mit 6 Tafeln und 3 Holzschnitten ausgegeben worden.

Der Vorstand hat beschlossen, zur Begrüssung des vom 6. bis 9. August d. J. hier tagenden Anthropologen-Congresses eine Festschrift von etwa 8 Bogen herauszugeben, die zur Hälfte bereits gedruckt ist. Sie wird Beiträge der Herren Asbach, von Cohausen, Klein, Schaaffhausen und Wiedemann enthalten. Der Inhalt der Festschrift wird in den Jahrbüchern den Mitgliedern des Vereins später zugänglich gemacht werden.

Auch hat der Vorstand beschlossen, das Register seiner Jahrbücher fortzusetzen und hat die Vorbereitung eines solchen für die Jahrbücher LXI bis XC dem Herrn Dr. Bone in Düsseldorf in Auftrag gegeben. Zur chromolithographischen Herstellung eines romanischen Kelches aus dem Domschatze zu Mainz hat der Vorstand von der Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf einen Geldbeitrag erbeten und erhalten.

Die oft in Aussicht gestellte Beschreibung des Bonner Castrums soll

als Winckelmannsheft im Dezember dieses Jahres erscheinen, und wird von dem Vorstande herausgegeben werden.

Herr General von Veith hat vor seiner beklagenswerthen Erkrankung, nach der er sich aber, wie wir uns freuen mittheilen zu können, auf der Besserung befindet, den topographisch - militärischen Theil dieser Arbeit nebst einem ausführlichen, durch seine eigenen Aufnahmen vervollständigten Plane dem Vorstande bereits eingehändigt. Einen Plan, der nur die geometrischen Aufnahmen des Castrums zur Darstellung bringt, hat Herr Hauptmann Lüling nach zuvorkommender Bewilligung des K. Oberbergamtes dahier fertig gestellt.

Ich lege die Jahresrechnung für 1887 mit den Belegen zur Einsicht vor und theile, wie üblich, die Hauptposten derselben mit:

Die Gesammteinnahme betrug 1887: 6498,97 M. gegen 6465,51 M. im Vorjahre. Die Ausgaben beliefen sich auf 6160,22 M. gegen 5847,74 M. im Jahre 1886.

Es bleibt am 31. Dez. 1887 ein Baarbestand von 338,75 M. gegen 262 M. im Vorjahre.

Der Bestand unserer Kasse ist heute nach Bericht unseres Herrn Rendanten 3919,75 M. gegen 3258,81 M. im vorigen Jahre.

Es betrugen die Ausgaben:

	im Jahre 1887:		im Jahre 1886:
für Drucksachen	M. 2481,25	gegen	M. 2086,97
für Zeichnungen und Herstellung der Tafeln	„ 1033,38	„	„ 1056,50
an Honoraren	„ 970,20	„	„ 1115,75
an Buchbinderarbeit	„ 546,08	„	„ 587,24
für die Bibliothek	„ 557,60	„	„ 372,40
für Kassenführung, Porto und verschiedene Ausgaben . .	„ 543,02	„	„ 599,19

Als Revisoren der Rechnung wurden in der vorigen Generalversammlung die Herren Steuerrath und Hauptmann a. D. Wuerst und Dr. Hauptmann gewählt. Dieselben haben die Rechnung geprüft und richtig befunden. Der Vorstand beantragt dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke die Décharge zu ertheilen.“ Dieselbe wird einstimmig ertheilt. „Ich spreche im Namen der Versammlung demselben sowie den Herren Revisoren den Dank für ihre Bemühungen aus.“

„Es sind nun die Revisoren für die Rechnung des laufenden Jahres zu wählen und schlägt der Vorstand die Wiederwahl der genannten Herren vor.“ Dieselben werden wiedergewählt und nehmen die Wahl an.

„Wir haben nun den Vorstand neu zu wählen.“ Durch Akklamation wird der bisherige Vorstand wiedergewählt. Der Vorsitzende fährt fort:

„Leider hat Herr Dr. Spee, dem wir eine bessere Ordnung unserer

Bibliothek zu danken haben, wegen Versetzung von hier seinen Austritt aus dem Vorstande erklärt, und wir haben für ihn ein neues Vorstandsmitglied als Bibliothekar zu wählen. Wir schlagen dafür Herrn Gymnasiallehrer Dr. Sonnenburg vor." Derselbe wird gewählt und nimmt die Wahl an.

Ueber Vereins-Angelegenheiten aus dem abgelaufenen Jahre theilt der Vorsitzende das Folgende mit:

„Der Neubau unseres Provinzial-Museums wird nach Fertigstellung des Museums in Trier, nach dem Plane des Herrn Landes-Baurath Guinbert im nächsten Frühjahr in Angriff genommen werden. Dasselbe wird auf dem dazu bestimmten Platze an der Colmantstrasse errichtet werden.

Unsere Bibliothek hat sich um 47 Bände vermehrt. Es sind ihr Geschenke von den Herren Schaaffhausen, Wiedemann, A. B. Meyer, E. Baunscheidt, A. Requet, M. Chevalier Grempler und H. Thomas zugewendet worden.

Der Verein ist mit folgenden Vereinen und Instituten in Tauschverkehr seiner Schriften getreten:

mit der Berliner Zeitschrift für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte,
dem Bulletino di Archeologia e Storia Dalmata
und dem Westdeutschen Gewerbeblatt für Rheinland und Westfalen.

Von der K. Regierung in Köln ist uns im Auftrage des Ministeriums eine Aufforderung zugegangen, wonach dasselbe ein Verzeichniss der prähistorischen Alterthümer der Vereinssammlung und Angabe des jährlichen Zuwachses zu haben wünscht. Dem ersteren Wunsche ist, um dem Ministerium gefällig zu sein, durch den Herrn Vicepräsidenten und Museumsdirektor Klein entsprochen worden.

Noch habe ich der Versammlung zwei Schreiben mitzutheilen, die S. E. der Herr Cultusminister von Gossler an mich gerichtet hat. Aus denselben ist ersichtlich, mit welchem lebhaften Interesse der Herr Minister die Alterthumsforschung und zumal die urgeschichtliche Forschung zu fördern beflissen ist. Unter dem 10. April schreibt er: „Angesichts der Thatsache, dass viele kleinere Sammlungen früh- und vorgeschichtlicher Alterthümer nicht zu jeder Zeit sachverständige Custoden haben und daher Mangels gehöriger und entsprechender Conservirung der Zerstörung ausgesetzt sind, erschien es mir ein Bedürfniss, über das Conserviren der Alterthumsgegenstände kurzgefasste Regeln aufstellen zu lassen. Nachdem letztere zum Aushang in Plakatform gedruckt sind, übersende ich Ew. Hochwohlgeboren hierneben 30 Exemplare mit dem ergebensten Ersuchen, solche im Interesse der Sache möglichst und vornehmlich an Privatsammler und Liebhaber verbreiten zu helfen."

Ich habe hier eine Anzahl von Exemplaren ausgelegt, die den Herren, die davon Gebrauch machen können, zur Verfügung stehen.

Unter dem 18. Mai schreibt der Herr Minister: „Ew. Hochwohlge-

boren übersende ich hierneben 2 Exemplare des auf meine Veranlassung herausgegebenen „Merkbuches, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren“ sowie ein Exemplar eines diese Schrift betreffenden empfehlenden Beiwortes zur gefälligen Kenntnissnahme mit dem ergebenen Ersuchen, zur Verbreitung des Werkchens unter Privatsammlern und Liebhabern, sowie unter die Besitzer von Liegenschaften in Gegenden, welche von vor- oder frühhistorischer Bedeutung sind, gefälligst mitwirken zu helfen.“ Wir werden in unsern Jahrbüchern das Schriftchen, welches ich hier vorlege, besprechen und empfehlen.

Ich theile ferner die an alle Mitglieder unseres Vereins gerichtete Einladung zur Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine mit, die vom 9. bis 12. September dieses Jahres in Posen stattfinden wird. Zum Schlusse lade ich die Mitglieder unseres Vereins zu der vom 6. bis 9. August hierselbst tagenden Anthropologen-Versammlung ergebenst ein, zu welcher ein Programm demnächst versendet wird.“

Der Vorstand.

V. Verzeichniss der Mitglieder[1])
im Jahre 1888.

Vorstand des Vereins von Pfingsten 1888 bis 1889.

Geh. Rath Prof. H. Schaaffhausen, Präsident,
Professor J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, } Secretäre,
Dr. A. Wiedemann, } Secretäre,
Dr. P. E. Sonnenburg, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

Bardeleben, Dr. von, Excellenz, Ober-Präsident in Coblenz.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Excellenz, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor, 2. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Philipp Krementz, Dr., Erzbischof von Cöln.
Lindenschmit, L., Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Otte, Dr. theol. in Merseburg.
Schöne, Dr., Geh. Reg.-Rath und General-Director der Königl. Museen in Berlin.
Urlichs, Dr. von, Hofrath und Professor in Würzburg.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr. von, Exc., Staatsminister a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptm. in Clausthal.
Adler, Geh. Ober-Baurath u. Prf. in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
Aldenkirchen, Rector, ausw. Secr. in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Archiv der Stadt Aachen.
Archiv, Kgl. Staats-, in Düsseldorf.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, Dr. pract. Arzt zu Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.

1) Der Vorstand ersucht, Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen und den Wohnorten gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Bartels, ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Archivrath u. Staatsarchivar in Coblenz.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, von, Rittergutsbesitzer in Flammersheim.
Berlepsch, Frhr. von, Regierungs-Präsident in Düsseldorf.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bettingen, Justizrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek, Ständ. Landes- in Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Coblenz.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek d. Universit. Freiburg i. B.
Bibliothek, Stifts- in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a.d.S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg in Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek, Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie in Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek d. Stimmen aus Maria Laach, Exaeten b. Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Stadt Stralsund.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gymn.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Blanchart-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
Boch, ausw. Secretär, Geh. Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boetzkes, Dr. in Düsseldorf.
Bone, Dr., Gymn.-Oberl. in Düsseldorf.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bossler, Dr., Carl, Gymnas.-Director in Worms.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakad. in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Böcklers, Geh. Commerz.-R. in Dülken.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Bonn.
Bürgerschule, Höhere in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
Camphausen, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister a. D. in Cöln.
Cappell, Landger.-Dir. in Paderborn.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf von, in Godesberg.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Christ, Carl, Gelehrter in Heidelberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex., von, Lieutenant a. D. und Rentmeister in Bonn.
Claer, Eberhard von, Referendar a. D. und Rentner in Bonn.
Conrady, Kreisricht. a. D. in Miltenberg.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches in Carlsruhe.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).
Cornelius, Dr., Professor in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cüppers, Conr., Dr., Real.-Gymnasiallehrer in Cöln.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Trier.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Curtius, Dr., Geh.-R., Prof. in Berlin.
Dahmen, Gold- u. Silberfabrik. in Cöln.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau, Geh. Comm.-Räthin in Vaduz.
Deiters, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Delius, Dr., Professor in Bonn.

Delius, Landrath in Mayen.
Dieckhoff, Baurath in Bonn.
Diergardt, Freih. von, Morsbruch.
Dilthey, Dr., Professor in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeister in Bonn.
Dognée, Dr. E. M. O. in Lüttich.
Dungern, Freih. von, Präsident d. herz. nass. Finanzkammer in Wiesbaden.
Dutreux, Toni, Rentn. in Luxemburg.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Eick, Carl Alfred, Rechnungsführer in Mechernich.
Elten, Gust., Generall. z. D. in Bonn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Endert, Dr. van, Caplan in Bonn.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, M. in Cöln.
Esser, Dr., Kreisschulinsp. in Malmedy.
Evans, John zu Nash-Mills in England.
Eynern, Ernst von, Kaufm. in Barmen.
Felten, Dr., Gymnasiallehrer in Neuss.
Finkelnburg, Prof. Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Follenius, Geh. Bergrath in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim
Forst, W., Baumeister in Cöln
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberberg-amtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg in Pr.
Frings, Frau, Commerzienrath Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fröhlich, Stephan, Notar in Cöln.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Cöln.
Fürth, Freiherr von, Landgerichtsrath a. D. in Bonn.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fürstenberg-Stammheim, Graf v., Stammheim bei Mülheim a. Rh.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Gaedechens, Hofrath, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
Gatzen, Amtsrichter in Tholey.
Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Goebbels, Caplan an St. Maria im Capitol in Cöln.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, G., Reg.- und Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Groote, von, Landrath in Ahrweiler.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guilleaume, Frz., Fabrikbes. in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Bruchsal.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.- in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.

Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten- in Wiesbaden.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. in Maastricht.
Hagemeister, von, Oberpräsident in Münster i. W.
Hanstein, Peter, Buchhändl. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann und Fabrikbesitzer in Lennep.
Hasskarl, Dr. in Cleve.
Haug, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Hauptmann, Carl, Maler in Bonn.
Hauptmann, Felix, Dr. in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Freih. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufmann in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Hermann, Baumeister in Cleve.
Hermeling, Pfarrer in Nothberg, Reg.-Bez. Aachen.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Friedr. Joh. Dav. in Cöln.
Hettner, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Professor in Cöln.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heyn, Oberstl. in Bonn.
Hilgers, Freih. von, Generallieutenant und Divisions-Commandeur in Cöln.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Höstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hoffmeister, Oberbürgermeister a. D. in Bonn.
Hohenzollern, Se. Hoheit Fürst von, in Sigmaringen.
Hoefner, M., J. Dr., Professor a. D., Bonn.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Höpfner, Dr., Geheimer Regierungsrath im Cultusministerium in Berlin.
Hoiningen-Hüne, von, Dr. iur., Amtsrichter in Saar-Union.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hoyer, Premier-Lieutn. im 2. westfäl. Husaren-Reg. Nr. 11 in Düsseldorf.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor und Geh. Rath in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humbroich, Justizrath und Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.
Huyssen, Militär-Oberpfarrer in Münster i. W.
Ihm, Max, stud. phil. in Bonn.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.
Jordan, Otto, Kaufmann in Coblenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Karsch, Paul, Reg.-Baumeister, in Cöln.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Dr. Jakob, Reallehrer in Mainz.
Keller, Fabrikbesitzer in Bonn.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knebel, Landrath in Beckingen a. d. Saar.
Koch, Heinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constant., Archäologe in Neuss.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Dr., Gymnasial-Oberlehrer zu Kreuznach.
Kosbab, Jos., Rgs.-Bauinspector in Cöln.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Prof. und ausw. Secr. in Freiburg i. B.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Ladegast, Richard, stud. theol. in Bonn.

Lamprecht, Dr., Professor in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landrathsamt, Königl. in Aachen.
Landrathsamt, Königl. in Altenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Daun.
Landrathsamt, Königl. in Erkelenz.
Landrathsamt, Königl. in Euskirchen.
Landrathsamt, Kön. in Geilenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Heinsberg.
Landrathsamt, Königl. in Kempen.
Landrathsamt, Königl. in Rheinbach.
Landrathsamt, Königl. in Wesel.
Landsberg, Dr. Ernst, ausserordentl. Professor in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Langen, Eugen, Commerzienr. in Cöln.
Langenberg, Franz, Baumeister in Bonn.
Lasaulx, von, Bürgermeister in Remagen.
Lautz, Geheimer Justizrath in Bonn.
Leber, Gymnasiallehrer in Bonn.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeldt, Dr. Paul, Professor a. d. techn. Hochschule in Berlin.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van in Zeist.
Leverkus-Leverkusen, Rentner zu Bonn.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium in Cambridge.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen, von der, Emil in Bonn.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Linden, Anton in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Frh. von, Generall. Excellenz in Coblenz.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Lohaus, Ober-Verwaltungerichts-Rath in Berlin.
Lübbert, Dr., Professor in Bonn.
Lübke, von, Dr., ausw. Secr., Professor in Carlsruhe.
Maassen, Pastor in Hemmerich.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingenieur in Bonn.
Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
Meester, de, de Ravestein, Ministre plenip. zu Schloss Ravestein b. Mecheln.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
Menzel, Professor Dr. in Bonn.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Mevissen, von, Dr., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Mirbach, Frhr. von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Mitscher, Landger.-Director in Cöln.
Möller, F., Oberlehrer am Lyceum in Metz.
Mörner v. Morlande, Graf in Roisdorf.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
Mooren, Dr. Albert, Geheimer Medicinalrath in Düsseldorf.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenmeister, Kaufmann in Aachen.
Müller, Dr. med. in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Cöln.
Müller, Frau Wittwe Robert, Rentnerin in Bonn.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn b. Saarburg.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Nell, von, Joh. Pet., Gutsbes. in Trier.
Nellessen, Theodor in Aachen.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Professor in Bonn.
Niessen, C. A., Bankier in Cöln.
Nissen, Dr. H., Prof. u. Geh. R. in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer in Carlsruhe.
Oechelhäuser, von, Dr. phil. in Heidelberg.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Overbeck, Oberförster zu Ensdorf, Rgsb. Trier.

Palm, F. N., Buchdruckereibesitzer in Aachen.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Bedburg.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Oberpfarrer in Montjoie.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Director des Landarmen-Wesens zu Münster in Westfalen.
Pleyte, Dr., W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Polytechnicum in Aachen.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath z. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Radziwill, Edmund, Durchl. Prinz, Kloster Beuron in Hohenzollern.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Emil vom, Comm.-Rath in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Gymnasium in Witten.
Real-Progymnsium in Bocholt.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Schwelm.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule in Essen.
Recklinghausen von, Wilh., in Cöln.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Remy, Jul. in Neuwied.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinrich, Techniker in Remagen.
Reuleaux, F., Geh.-R. Prof., in Berlin.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Ridder, Victor, Apothekenbes. in Goch.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, Membre de l'Institut de France in Paris.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, Freiherr von, Generalmajor u. Insp. der 2. Landwehr-Inspektion in Bromberg.
Rosbach, Gymn.-Lehrer in Trier.
Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, in Bonn.
Sandt, von, Geh. Rath, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar in Baden-Baden.
Schallenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schambach, Prof. Dr., in Altenburg.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Schenk, Justizrath in Cöln.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Schickler, Ferd. in Berlin.
Schierenberg, G. A. B., Rentner in Frankfurt am M.
Schilling, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Schlumberger, Jean, Fabrikbesitz. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmidt, Oberbaur. u. Prof. in Wien.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr. Dr, Dompräbendat in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnütgen, Domherr in Cöln.

Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Edgar in Düren.
Schoeller, Julius, Frau in Düren.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schönfeld, Frederick, Baumeister in Lippstadt.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster in Westf.
Schulz, Caplan in Aachen.
Schultz, Franz, Director in Deutz.
Schurig, Paul, Maler und Gymnasiallehrer zu Bonn.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Schwartz, Dr. Ed., Professor in Rostock.
Schwoerbel, Rector in Deutz.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Sonnenburg, Dr., II., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Oberst, Abtheilungs-Chef im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrikant in Lüttich.
Stier, Hauptmann a. D. in Zossen.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Straub, Dr., ausw. Secr., Canonikus in Strassburg.
Strauss, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Strubberg, von, General d. Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Studien-Anstalt in Speier.
Stumm, Carl von, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Bez.- und Dombaum. in Metz.
Townsend, Albert in Wiesbaden.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Gymnas.-Director in Düren.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Veith, von, General-Major z. D. in Bonn.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Viebahn, von, Rentner in Soest.
Viereck, Baurath in Bonn.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Geheimer Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-R. in Aachen.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasiallehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr. zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Neuwied.
Weiss, Professor, Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Weissbrodt, Dr., Prof. in Braunsberg.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, Premier-Lieut. und Adjutant der 50. Infant.-Brigade in Darmstadt.
Wiecker, Gymn.-Oberlehrer, Hildesheim.
Wied, Durchlaucht, Fürst in Neuwied.
Wiedemann, Dr. Alfred, in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Winckler, H. G., Kaufm. in Hamburg.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Wiskott, Friedr., Bankier in Dortmund.
Witkop, Pet., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Rechnungsrath in Bonn.
Wüsten, Frau, Gutsbesitzerin in Wüstenrode b. Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymn.-Direct. a. D. in Bonn.
Wulff, Oberst a. D., Oberkassel b. Bonn.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno, Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Director des Etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss

sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Gymnasium. Müllenmeister. Nellessen. Landrathsamt. Palm. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schulz. Stadtarchiv. Startz. Wagner. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: von Groote. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenburg: Schambach.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Alterkülz: Bartels.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Progymnasium.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Attendorn: Gymnasium.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Stadtbibliothek.
Basel: Bernoulli. Universitäts-Bibliothek.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bedburg: Pauls. Ritter-Akademie.
Berlin: Adler. Aegidi. Bracht. v. Cuny. Curtius. Dobbert. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. Höpfner. Hübner. Jaehns. Lehfeldt. Liebenow. Lohaus. Pieper. Prüfer. Reuleaux. Schickler. Schoene. von Spitz. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Beuron, Kloster in Hohenzollern: Prinz Radziwill.
Bielefeld: Nitzsch.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bocholt: Real-Progymnasium.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Asbach. Binz. Bücheler. Bürgerschule. Caesar. Cahn. Alex. von Claer. Eberhard von Claer. von Dechen. Delius. Dieckhoff. Doetsch. Elten. Eltzbacher. van Endert. Engelskirchen. Fl. Eskens. Fricke. Follenius. von Fürth. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. Hauptmann P. Hauptmann C. Hauptmann F. Heyn. Henry. Hoefner. Hoffmeister. Alex. Hüffer. Herm. Hüffer. Humbroich. Ihm. Kaufmann. Kaulen. R. Kekulé. Keller. Klein. Klingholz. Krafft. Ladegast. Lamprecht. Landsberg. Langenberg. Lautz. Leber. Leverkus-Leverkusen. von d. Leyen. Leydel. Loersch. Lübbert. Märtens. Marcus. Marx. Menzel. v. Mirbach. Frau Müller. von Neufville. Neuhäuser. Nissen.

Prieger. von Proff-Irnich. Reinkens. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Graf von Salm-Hoogstraeten. von Sandt. H. Schaaffhausen. Schmithals. Schneider. Schorn. Schurig. Simrock. Sonnenburg. Spee. Strauss. Usener. de la Valette St. George. Veit. von Veith. Vierck. van Vleuten. Waldeyer. Wiedemann. Wolfers. Wuerst. Wulfert. Zartmann.
Boppard: Scheppe. Schlad.
Braunfels: Prinz Solms.
Braunsberg (Ostpr.): Weissbrodt.
Bromberg: von Rosen.
Bruchsal: Gymnasium.
Brühl: Alleker.
Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.
Budapest: von Török.
Burbach b. Siegen: Roth.
Cambridge: Lewis.
Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. von Lübke. Oberschulrath.
Cassel: Gymnasium. Ständ. Landesbibliothek.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Hermann. Stadtbibliothek.
Coblenz: v. Bardeleben. Becker. Binsfeld. Civil-Casino. Deiters. v. Eltester. Gymnas. Jordan. Landau. von Loë. Stadtbibliothek.
Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnasium. Arndts. Exc. Camphausen. Civil-Casino. Cüppers. Dahmen. Düntzer. Esser. Friedrich-Wilh.-Gymnasium. Forst. Fröhlich. Fuchs. Goebbels. Gottgetreu. Grüneberg. Ed. Herstatt. Frdr. Joh. Dav. Herstatt. Heuser. Heuser Robert. von Hilgers. Frau Aug. Joest. Ed. Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Karsch. Kosbab. Kramer. Langen. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnas. Mayer. Merkens. Merlo. von Mevissen. Michels. Mitscher. Mohr. Movius. Müller. Niessen. Albert Frhr. von Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau vom Rath, Eugen. Rautenstrauch. von Recklinghausen. Rennen. Rieth. Schallenberg. Schenk. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Voigtel. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff.
Crefeld: Gymnasium. Heimendahl. von Randow. Schauenburg. Stadtbibliothek.
Darmstadt: Werner.
Daun: Landrathsamt.
Deutz: Schultz. Schwoerbel. Wolf.
Dielingen: Arendt.
Dillenburg: Gymnasium.
Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.
Dorsten: Progymnasium.
Dortmund: Prinz Schönaich. Histor. Verein. Wiskott.
Drensteinfurt: Frhr. von Landsberg.
Dresden: Fleckeisen. Hultsch.
Dülken: Bücklers.
Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. G. Schöller. E. Schoeller. Frau J. Schoeller. Ungermann. Voss.
Dürkheim: Mehlis.
Düsseldorf: Staats-Archiv. von Berlepsch. Boetzkes. Bone. Courth. Gymnas. Hoyer. Lieber. Mooren. Provinzial-Verwaltung. Rauter. Real-Gymnasium. Schneider. Trinkaus. Frl. Weckbekker.
Duisburg: Gymnasium. Schneider.
Ehrenfeld b. Cöln: Rauter.
Elberfeld: Boeddinghaus. von Carnap. Gymnasium.
Eltville: Graf Eltz.
Emmerich: Gymnasium. Stadtbiblioth.
Ems (Bad): Kur-Commission.
Ensdorf Rgsb. Trier: Overbeck.
Erkelenz: Landrathsamt.
Essen: Baedeker. Gymnasium. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Real-Progymnasium.
Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Landrathsamt.
Exaeten b. Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.
Flammersheim: von Bemberg.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Koch. Schierenberg. Stadtbibliothek.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Fulda: Goebel.
St. Gallen: Stiftsbibliothek.
Gebweiler: Schlumberger.
Geilenkirchen: Landrathsamt.
Gladbach: Gymnas. Kühlen. Quack.
Goch: Ridder.
Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Schwann. Wendelstadt.
Goettingen: Dilthey. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Hadamar: Gymnasium.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.

Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: Stumm.
Halle: Heydemann. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek. Winckler.
Hamm: Falk.
Hanau: Gymnasium.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Bergheim: Bibliothek von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. von Oechelhäuser. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Heinsberg: Landrathsamt.
Hemmerich: Maassen.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Hersfeld: Gymnasium.
Hildesheim: Wieker.
Höxter: Gymnasium.
Ilsenburg: Weber.
Immenburg: Flinsch.
Jena: Gaedechens.
Kempen: Landrathsamt.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. Dr. Kohl.
Langenberg, Rheinland: Conze.
Lauersfort: von Rath.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. de Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Overbeck. Springer.
Lennep: Hardt.
Lexhy (Schloss): de Blanchard-Surlet.
Linnich: Beck.
Lippstadt: Schoenfeld. Witkop.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks
Lüttich: Dognée. Steinbach. Univers.-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Mainz: Städt. Bibliothek. Koller. Lindenschmit. Schneider.
Malmedy: Esser. de Noüe. Progymnas.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium. Haug.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels b. Remagen: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mayen: Delius.
Mechernich: Eick. Hupertz.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch.
Metz: Abel. Möller. Tornow. Verein für Erdkunde.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: Frh. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae.
Mülheim a. d. R.: Realgymnasium.
München: Brunn. Cornelius.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Hagemeister. von Heereman. Huyssen. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mills: Evans.
Neuss: Felten. Gymnasium. von Heinsberg. Koenen. Sels.
Neuwied: Fürst zu Wied. Gymnasium. Remy. Reusch. Wegehaupt.
Niedermendig: Müller.
Nothberg, Rg.-Bz. Aachen: Hermeling.
Nymwegen: Museum.
Oberkassel bei Bonn: Wulff.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Paderborn: Cappel.
Paris: Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Plittersdorf: Bürgers.
Poppelsdorf: A. Kekulé.
Potsdam: von Achenbach.
Prag: Universitäts-Bibliothek.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remagen: Lasaulx. Reuleaux.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs.
Rheinbach: Landrathsamt.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte. Schwartz.
Rüdesheim: Fonk.
Rurich (Schloss) bei Erkelenz: von Hompesch.
Saarbrücken: Gymnasium. Historischer Verein.
Saarlouis: Real-Progymnasium.
Saar-Union: von Hoiningen Hüne.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eichhoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeeck (Schloss): Graf Renesse.
Schwelm: Real-Progymnasium.
Siegburg: Gymnasium.
Siegen: Verein für Urgeschichte.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern.

Sinzig: Andreae.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar. von Viebahn.
Solingen: Real-Progymnasium.
Speier: Studien-Anstalt.
Stammheim bei Mülheim am Rhein: Graf von Fürstenberg.
Stralsund: Stadtbibliothek.
Strassburg: Fuss. Michaelis. Straub.
Stromberger Neuhütte (bei Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: Paulus.

Tauberbischofsheim: Progymnas.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): von Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Bettingen. Cüppers. Gymnasium. Hettner. Lintz. Mosler. von Nell. Realgymnasium. Rosbach. Seyfarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Universitäts-Bibliothek.
Turin: Promis.

Vaduz: Frau Deichmann.
Viersen: Aldenkirchen. Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann.
Vogelensang: Borret.

Wallerfangen: von Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Cetto. Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wesel: Frowein. Gymnas. Landrathsamt.
Wetzlar: Gymnasium.
Wien: Heider. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Freih. von Dungern. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck. Townsend.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Witten: Real-Gymnasium.
Worms: Alterthumsverein. Bossler.
Würzburg: von Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.

Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.

Zeist: van Lennep.
Zossen: Stier.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

2. 3. 4. 6.

8.

5.

25.

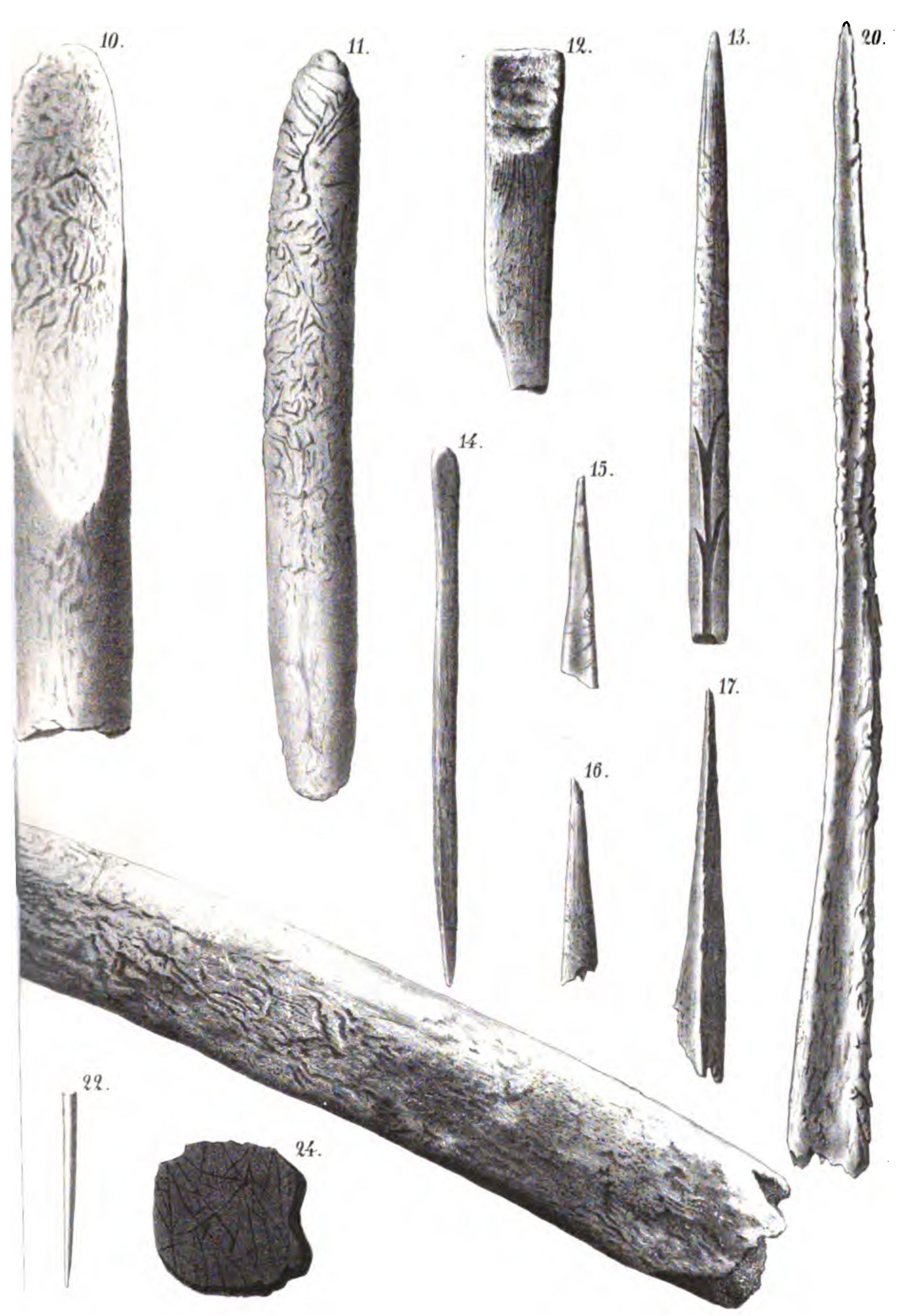
1.

23.

a. b.

18. 19.

Bearbeitete Knochen aus der vorge

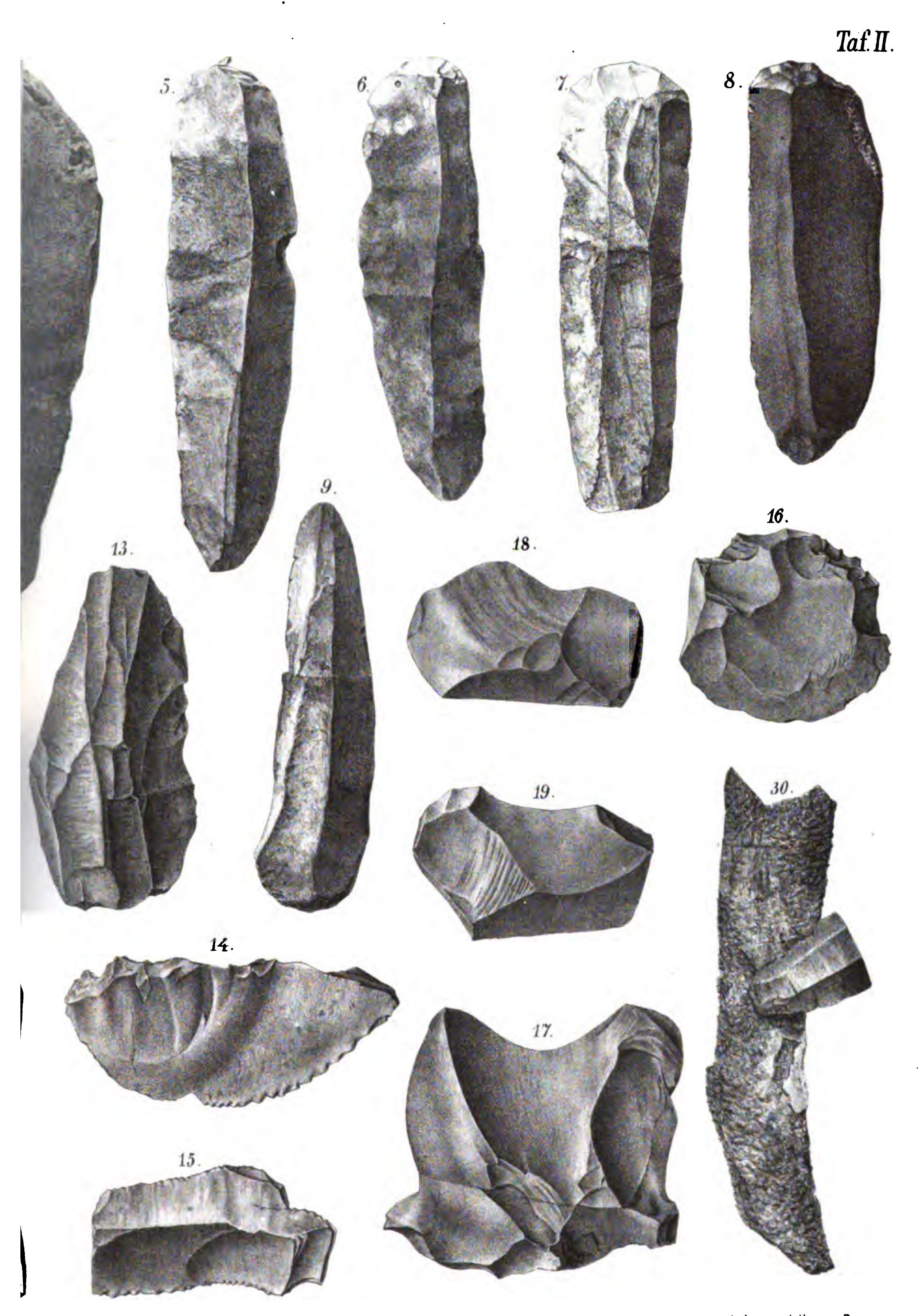


Lith Jnst. v A. Henry, Bonn

'ichen Ansiedelung in Andernach.

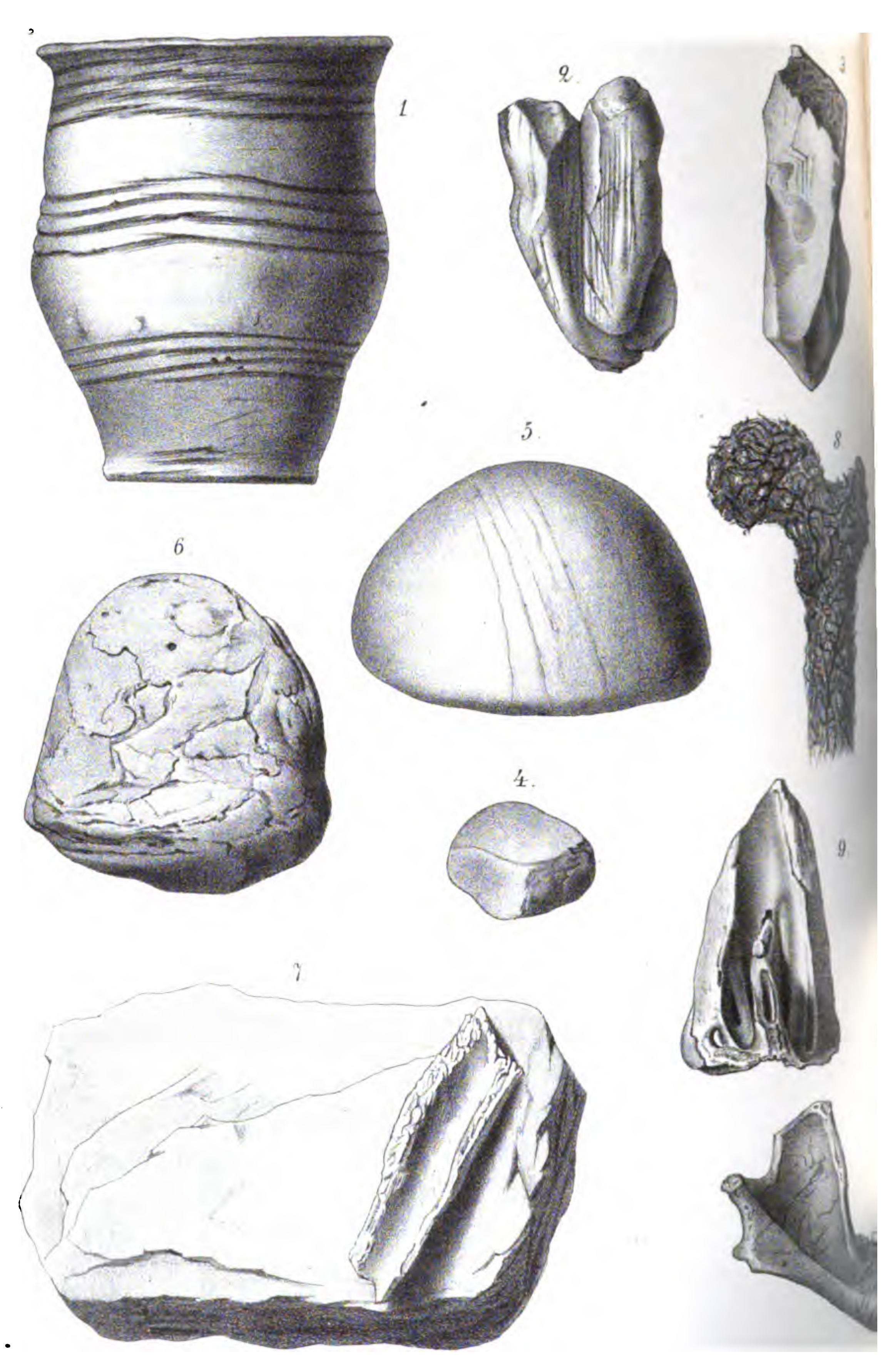


Vorgeschichtliche Stein

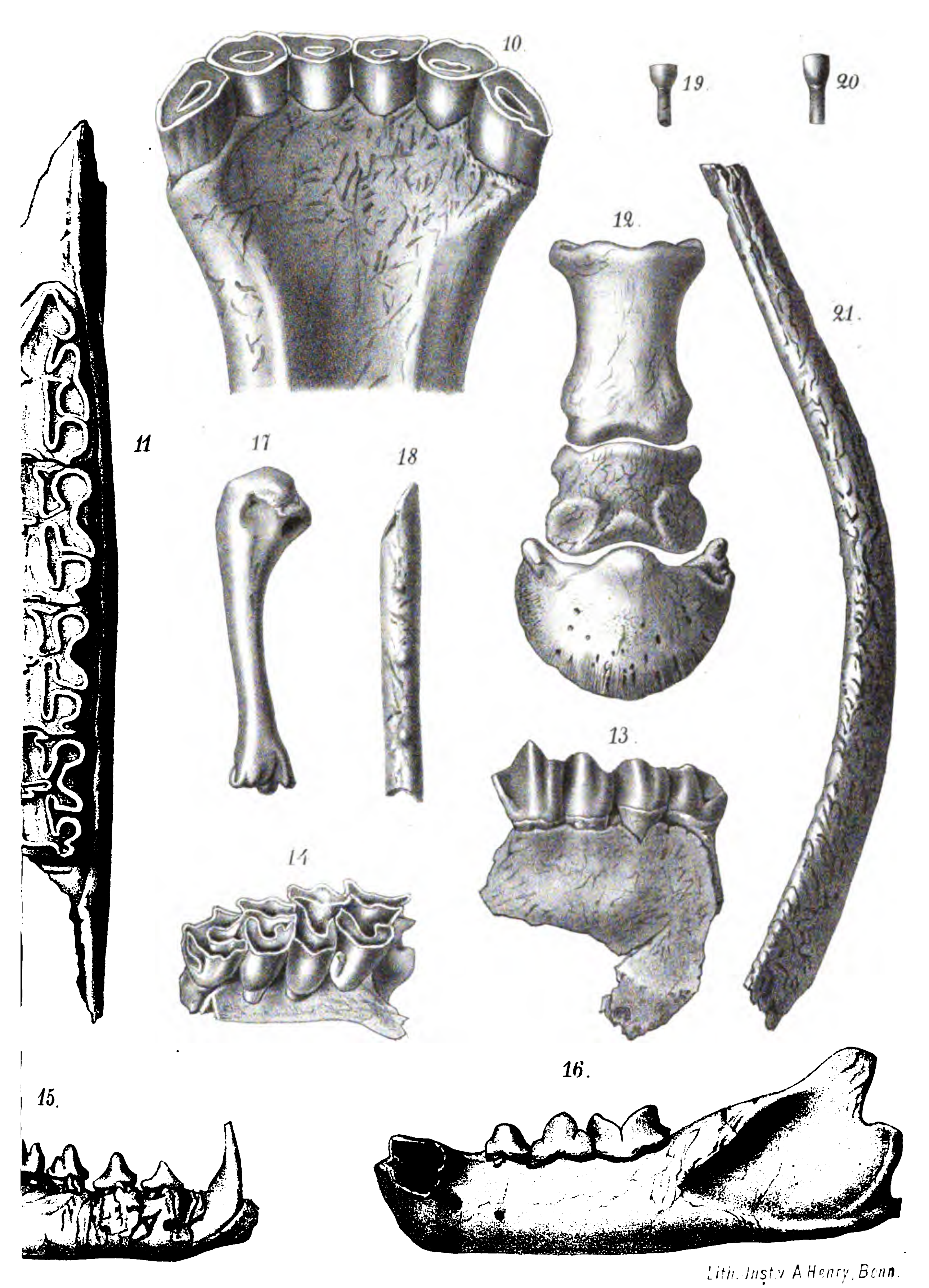


Lith. Inst. v. A. Henry. Bonn.

he von Andernach.

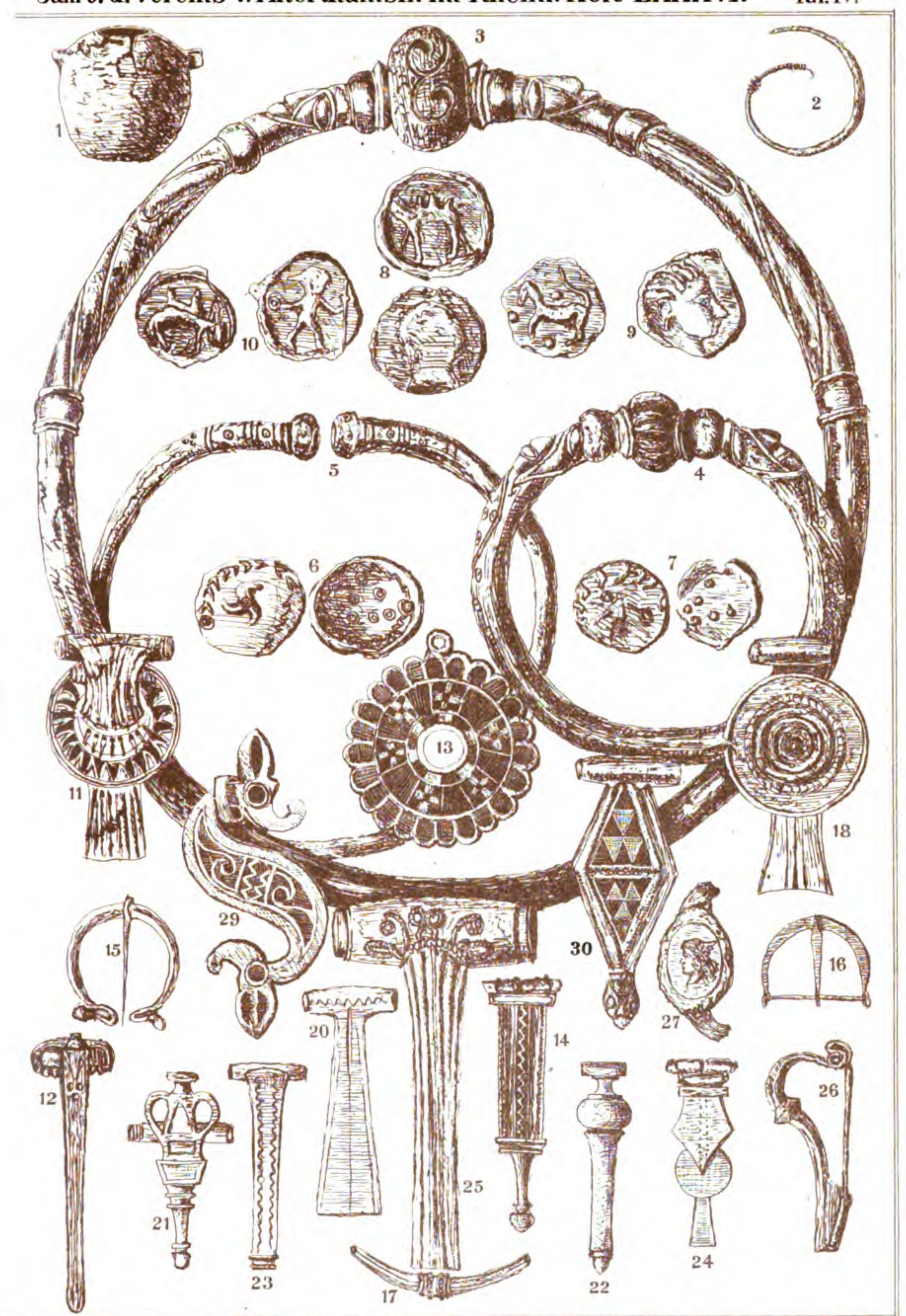


Vorgeschichtliche Funde a



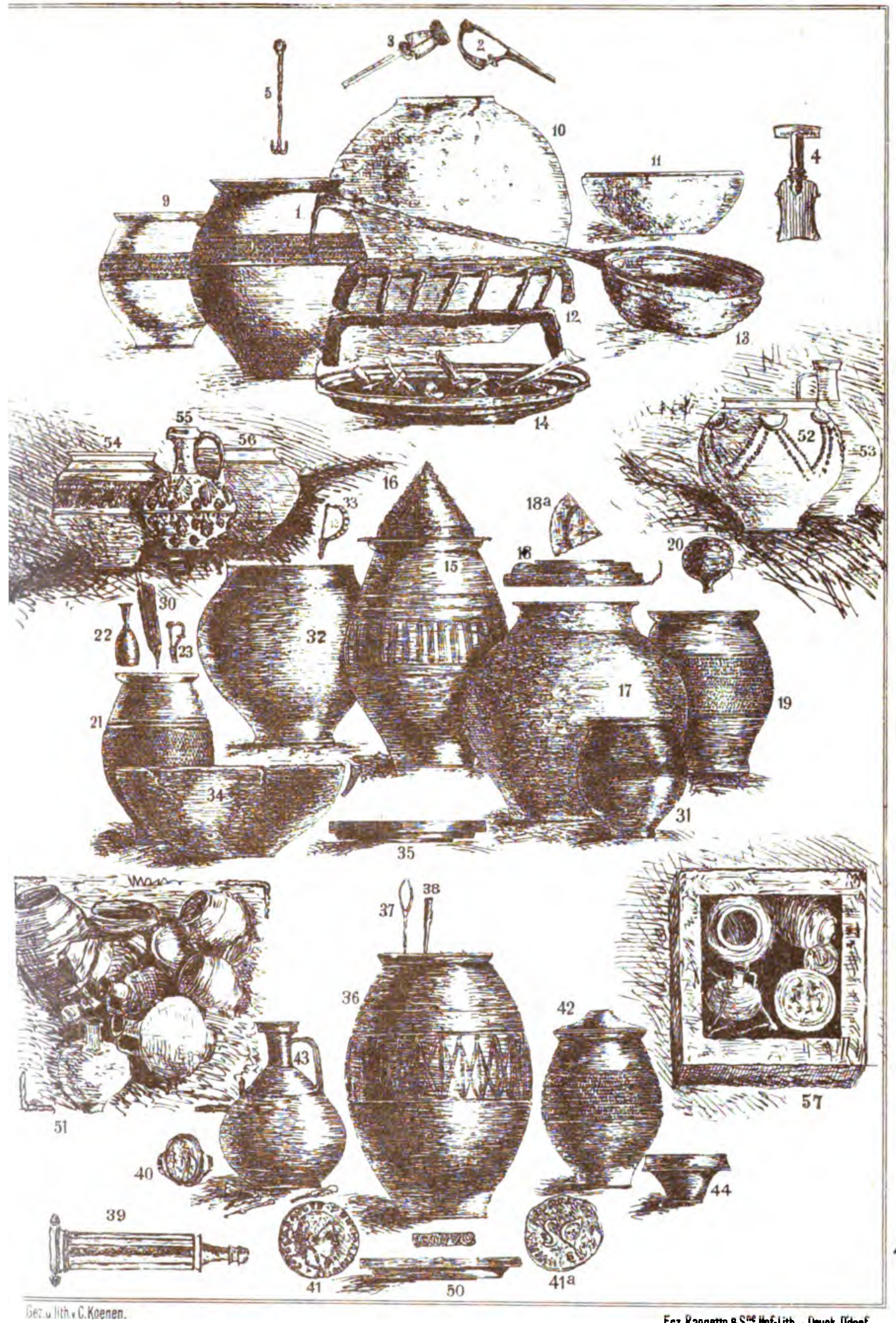
Lith. Inst. v. A. Henry, Bonn.

r Ansiedelung in Andernach



z. u. lith. v. C. Koenen. Frz. Rangette & Sne. Hof-Lith. u. Druck. Ddorf.

Grabfunde in Andernach.



Gez. u. lith. v. C. Koenen.

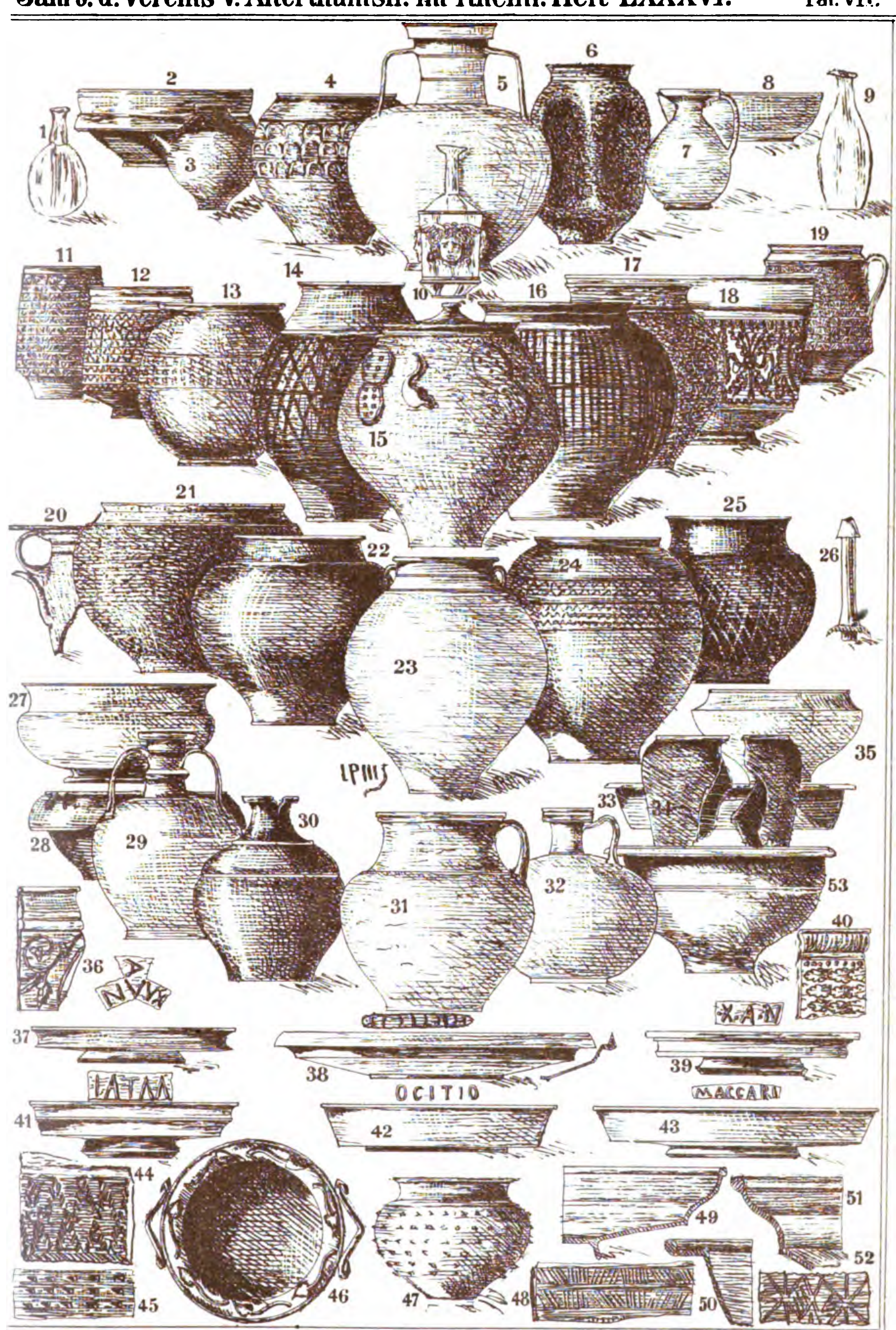
Frz. Rangette & S^{ne}, Hof-Lith. u. Druck: Ddorf

Grabfunde in Andernach.



Gez. u. lith. v. C. Koenen. Frz. Rangette & Sne Hof-Lith. u. Druck. D.dorf.

Grabfunde in Andernach.



Gez. u lith. v. C. Koenen.

Frz. Rangette & S^ne, Hof-Lith. u. Druck: D'dorf.

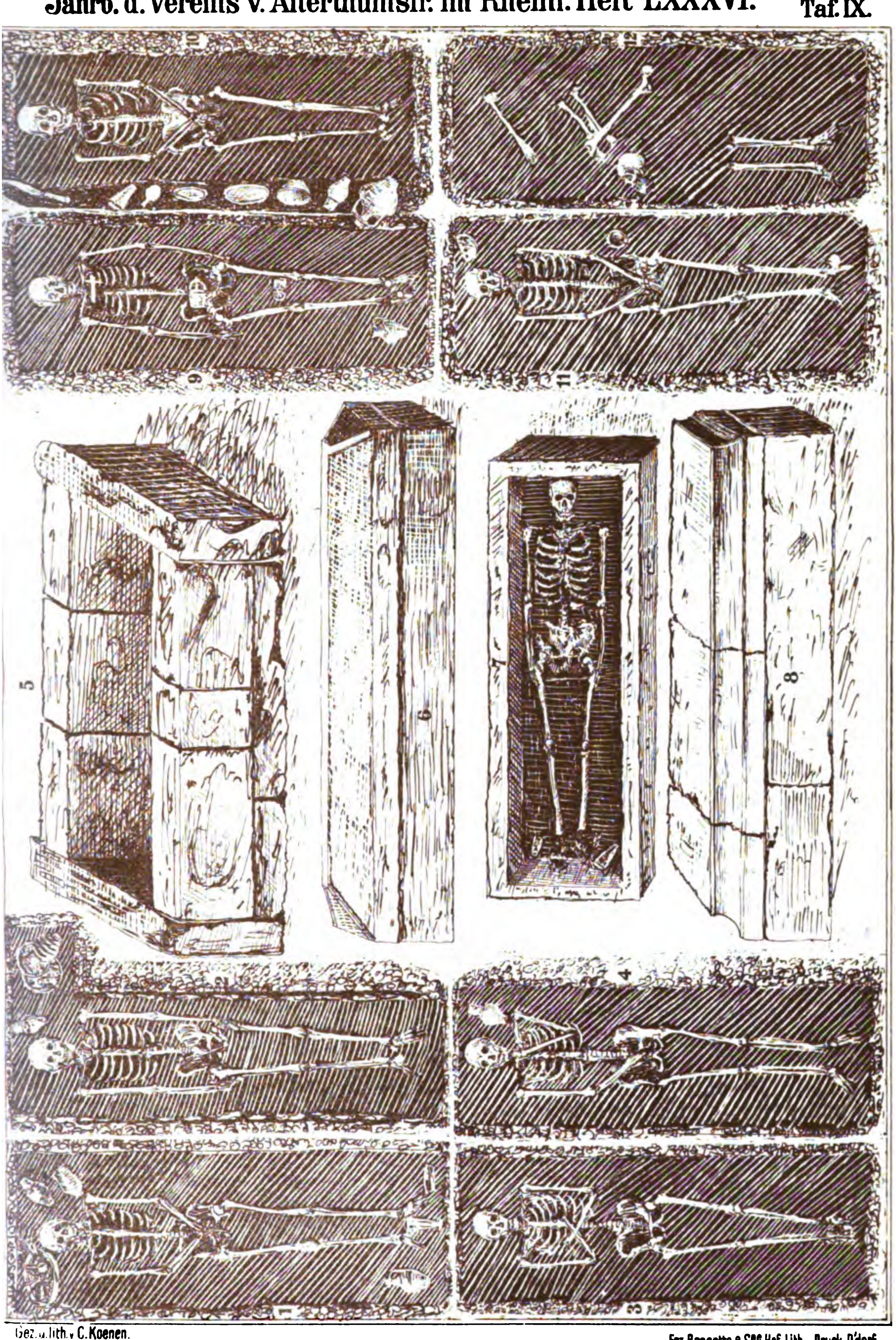
Grabfunde in Andernach.



Gez u. lith. v. C. Koenen.

Frz. Rangette & Sne. Hof-Lith: u. Druck: D'dorf.

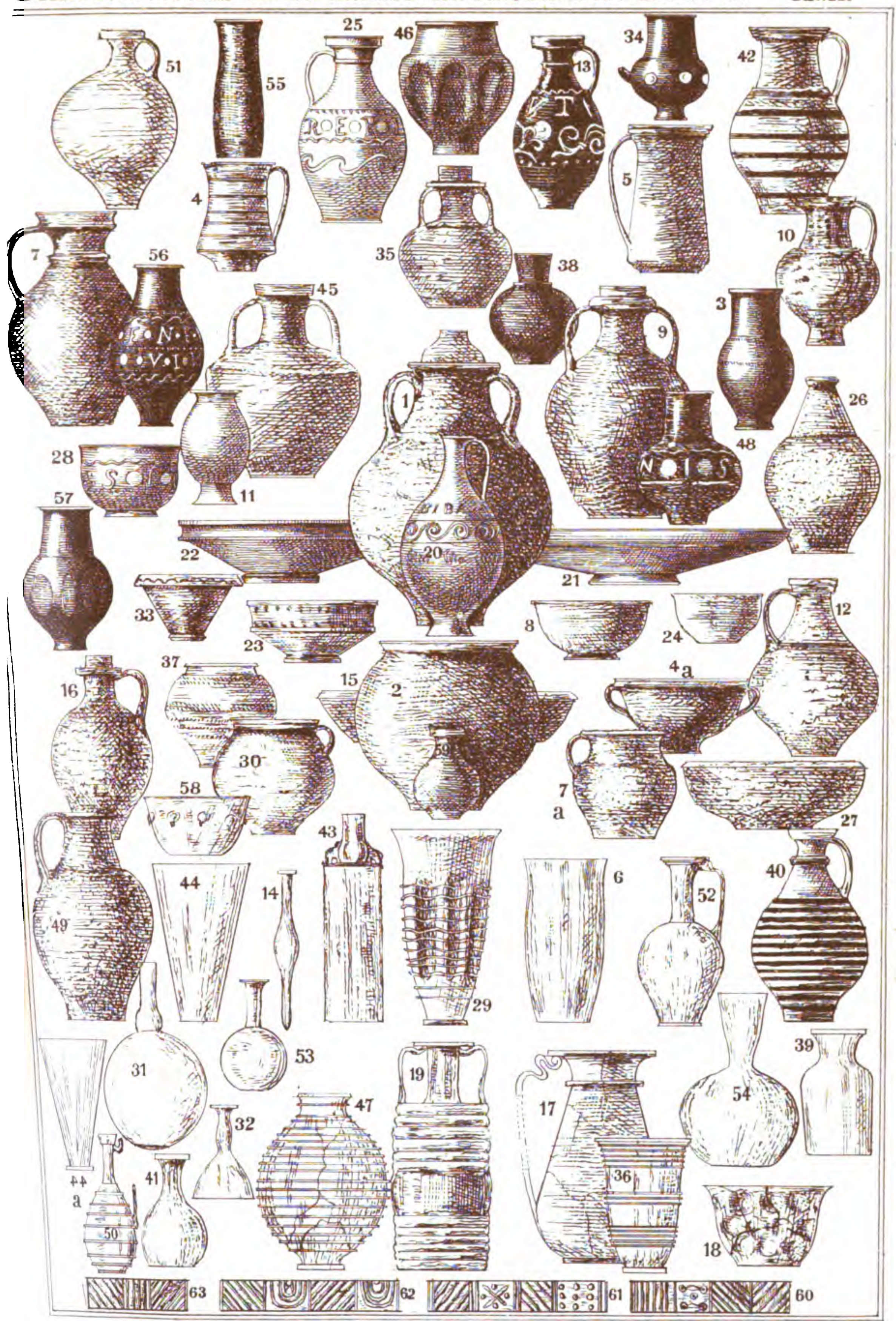
Grabfunde in Andernach.



Grabfunde in Andernach.

Gez. u. lith. v. C. Koenen.

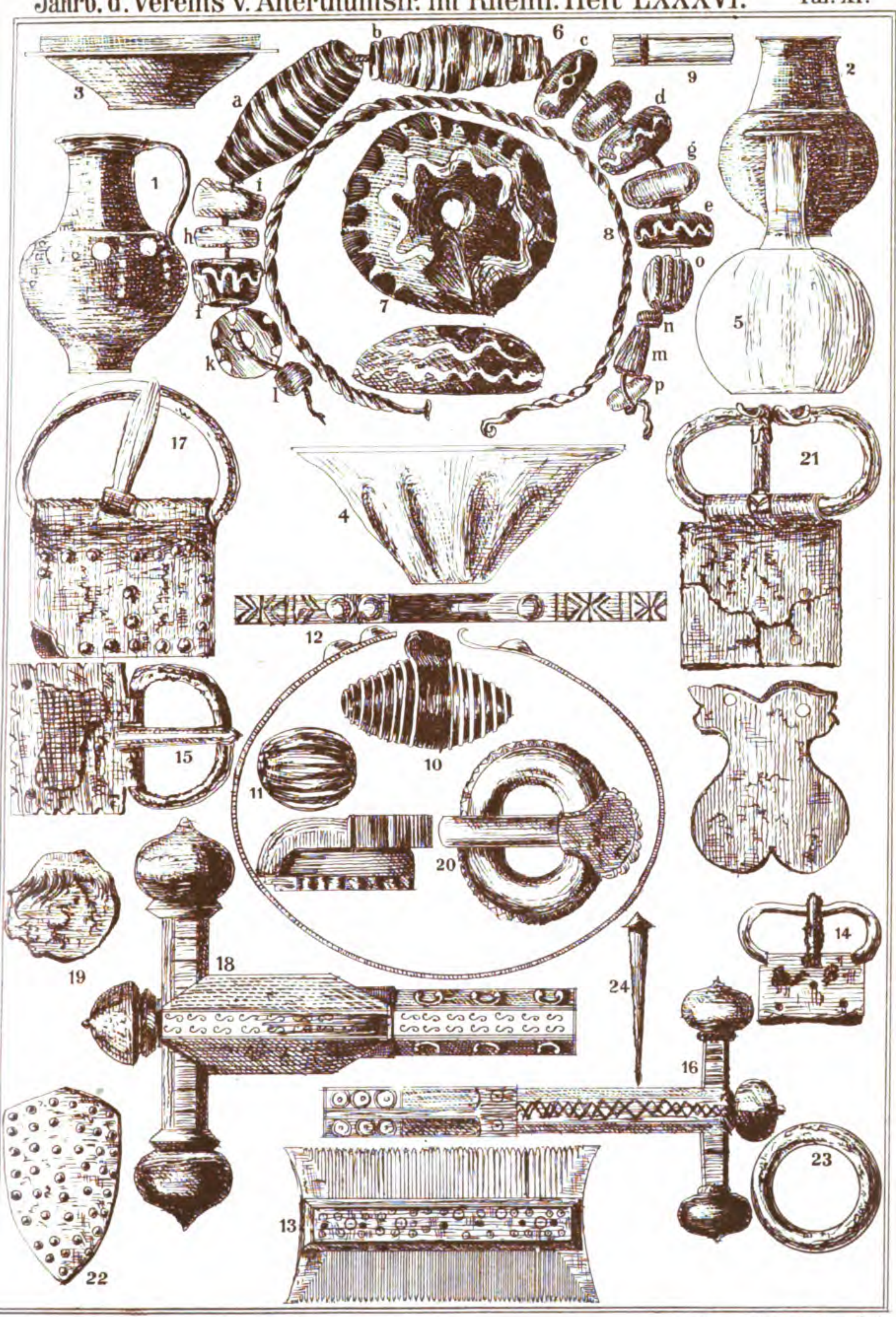
Frz. Rangette & Sne. Hof-Lith. u. Druck; D'dorf.



Gez. u. lith. v. C. Koenen.

Frz Rangette & Sne Hof-Lith. u. Druck; D'dorf.

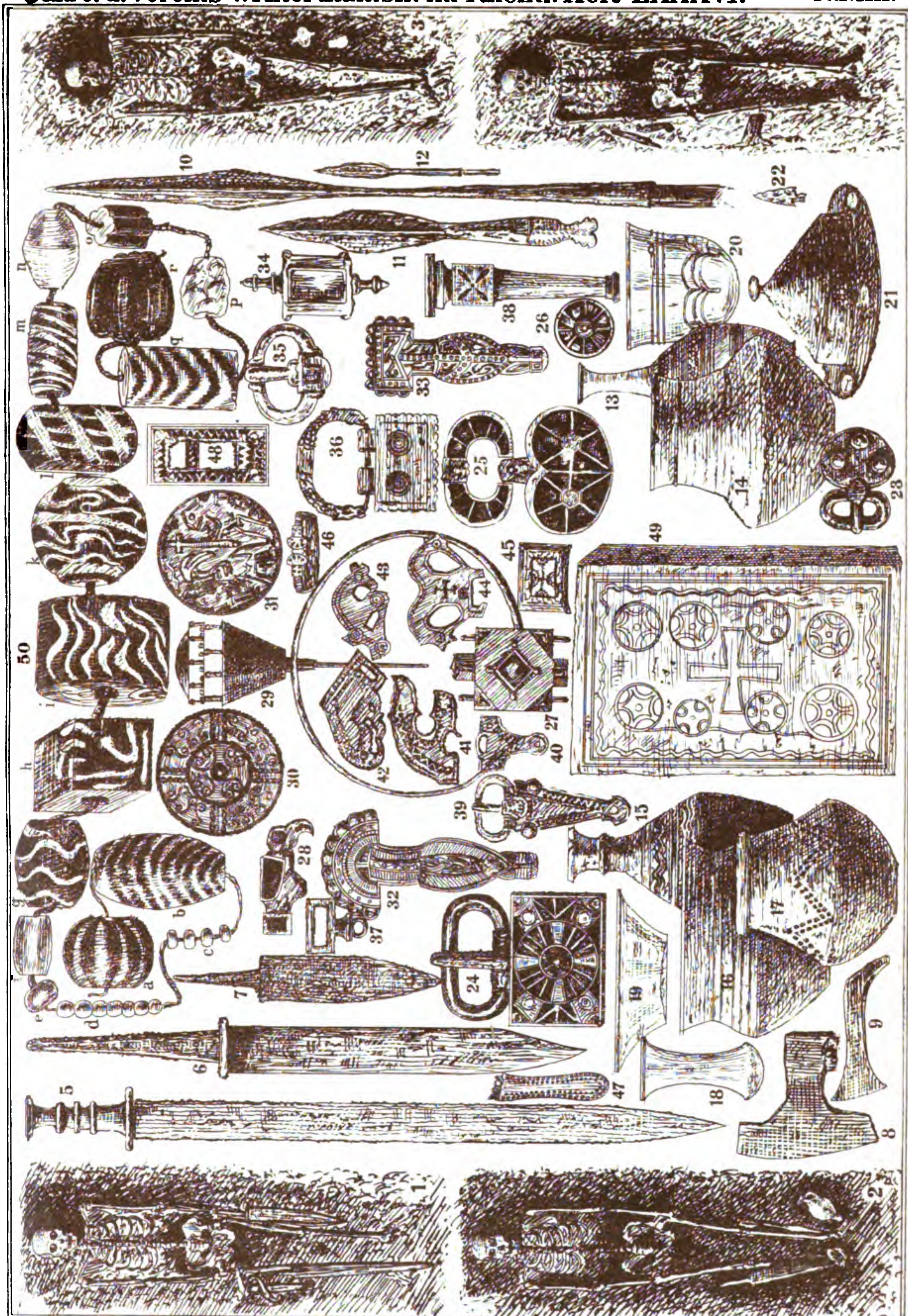
Grabfunde in Andernach.



Gez. u lith. v C. Koenen.

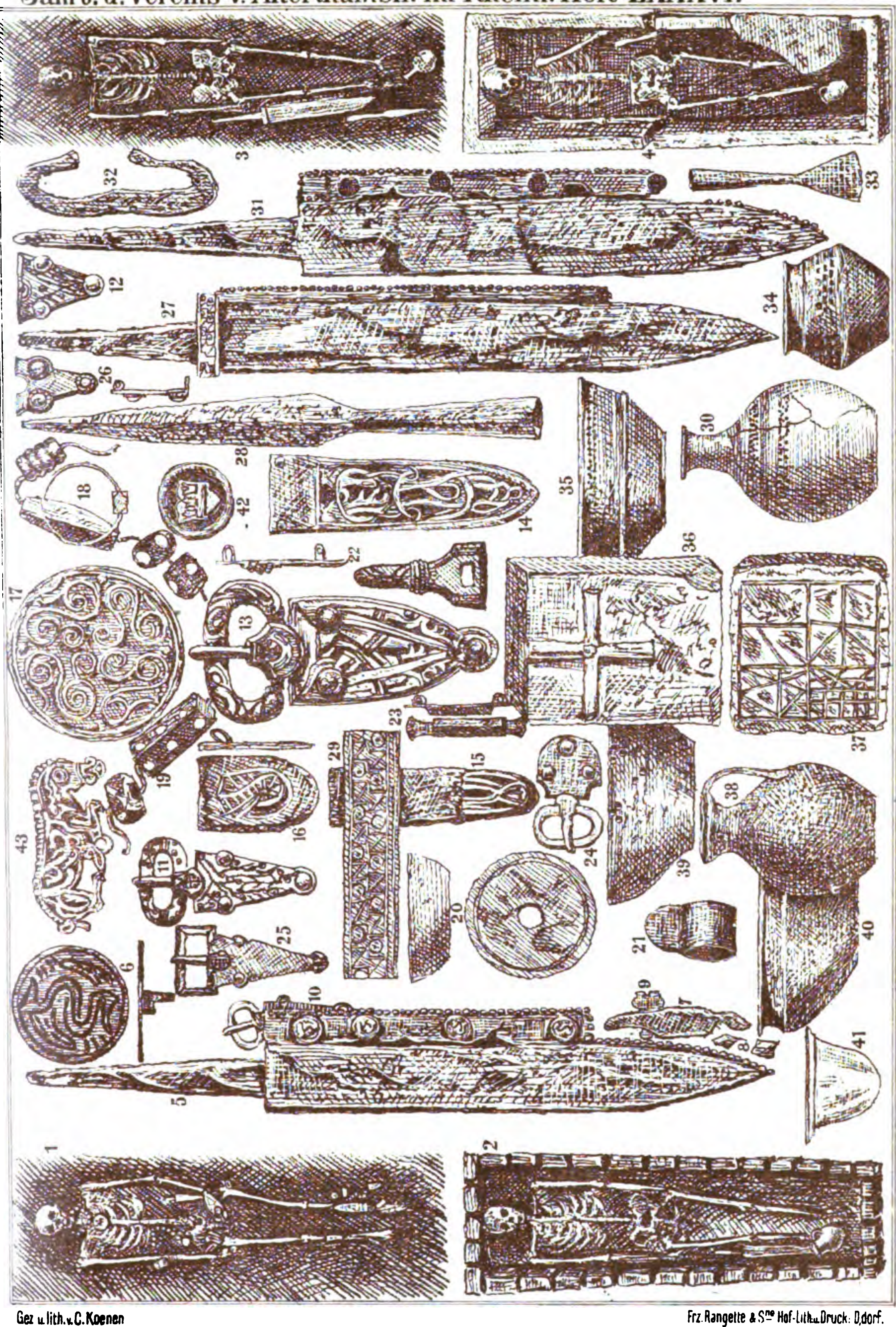
Frz. Rangette & S^ne Hof-Lith. u. Druck. D'dorf.

Grabfunde in Andernach.



Gez. u. lith. v. C. Koenen. Frz. Rangette & Sne. Hof-Lith. u. Druck: D'dorf.

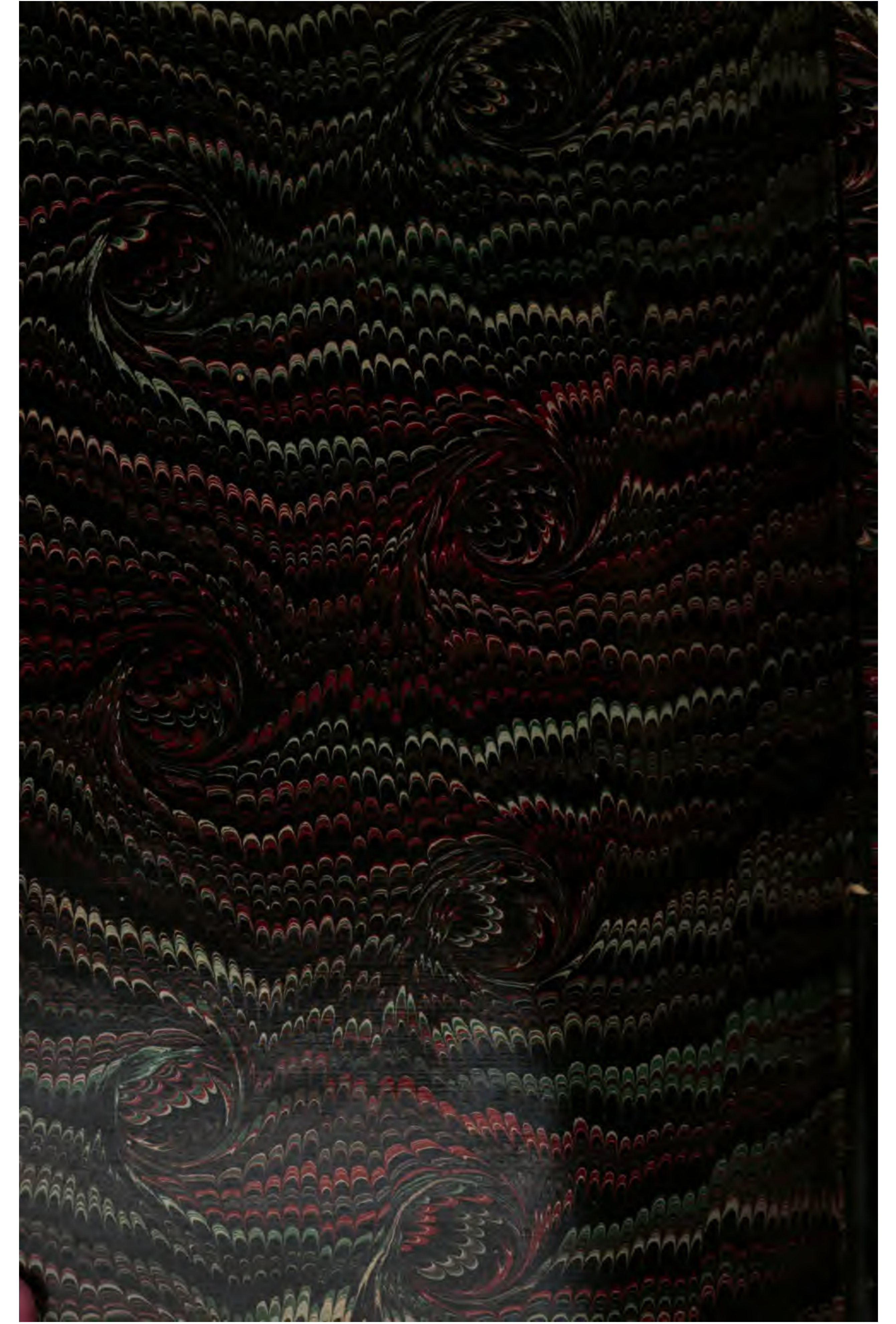
Grabfunde in Andernach.



Grabfunde in Andernach.

Gez. u. lith. v. C. Koenen

Frz. Rangette & S^ne Hof-Lith. u. Druck. D.dorf.




W


3 2044 098 657 737